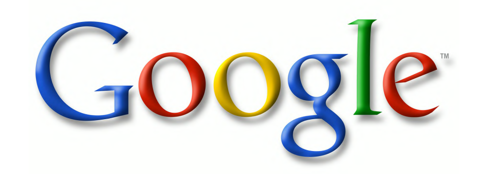
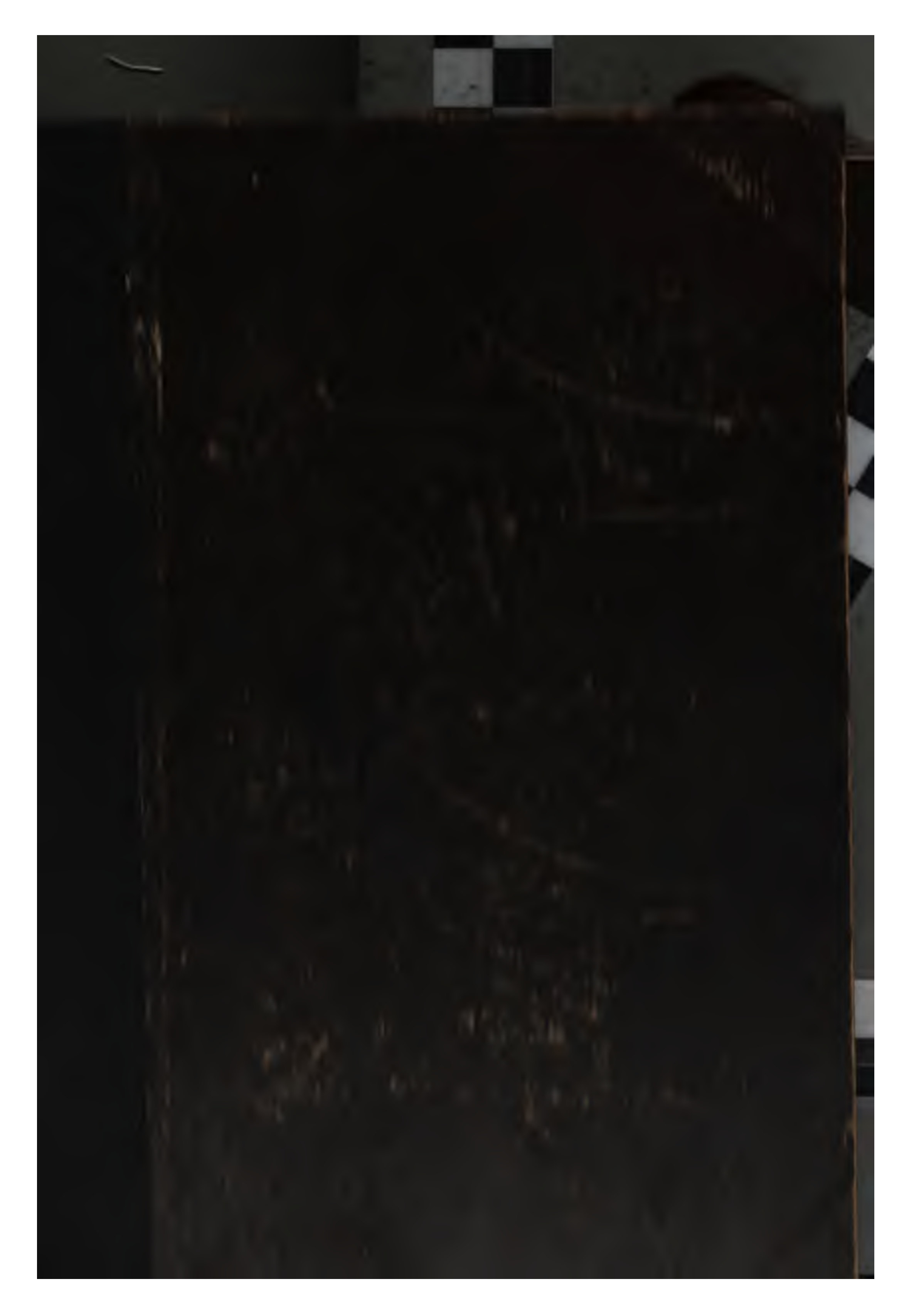
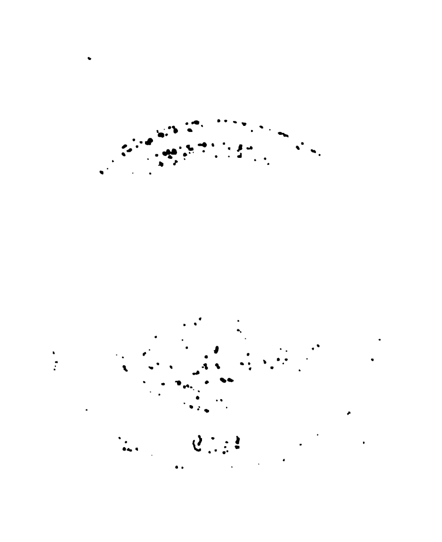










Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner.

1905. — Neunundvierzigster Jahrgang. — 1905.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1905

Inhalt.

[illegible]

[illegible]

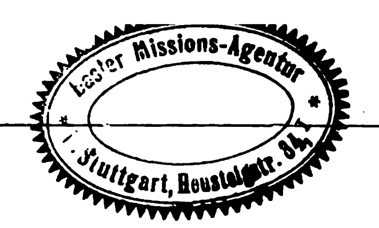
[illegible]

[illegible]

[illegible]







Evangelisches
Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner.

1905. — Neunundvierzigster Jahrgang. — 1905.

Basel.

Verlag der Missionsbuchhandlung.

1905.

dem spezifisch chinesischen Bewußtsein durchaus nicht fremd ist, ja daß sich der Glaube an Zauberei auch ohne ausländische Einflüsse aus der ursprünglich chinesischen Naturanschauung und dem Geisterglauben der Chinesen notwendigerweise entwickeln mußte und entwickelt hat. Nur so wird man begreifen, **welche Bedeutung die Magie,** als integrierender Teil des Geisterkultus der Chinesen, mit Rücksicht auf ihren praktischen Zweck **im chinesischen Leben** gewonnen **hat.**

Obwohl es nicht im Rahmen unserer Aufgabe liegen kann, die Naturanschauung und den Geisterglauben der Chinesen hier allseitig und auch nur einigermaßen erschöpfend zu behandeln, so müssen wir doch auf beides soweit eingehen, als es zum Beweise unserer Voraussetzung unerläßlich ist.

Mit sam tshoi sam khit oder sam ngi Himmel, Erde und Mensch bezeichnet der Chinese die drei Pole oder die drei Brennpunkte der Natur. In dieser in beständiger Wechselwirkung und gegenseitiger Beeinflussung stehenden Trinität findet insofern eine gewisse Subordination statt, als der Himmel den obersten Rang einnimmt. Zwischen Himmel und Erde steht der Mensch, sowohl dieser wie jenem angehörig, sowohl von dieser wie von jenem abhängig und beeinflußt, doch immerhin dem Himmel unterstellt, die Erde beherrschend. Im letzteren Sinne heißt es: „nyin wai wan wat tschi lin“ „der Mensch die Seele aller Dinge“. Er ist die Manifestation des universellen Seins und Lebens, und darum heißt er „syau then thi“ „das All im Kleinen,“ der Mikrokosmos im Makrokosmos, doch so, daß beide nicht ohne einander gedacht werden. Sie entstehen mit einander und durch einander. Die im „pat kwa,“ im „yit kin,“ dem „Buch der Wechsel“ gegebene symbolische Darstellung des kosmischen Werdens ist mit seinen 8 Dreiheiten zugleich das Bild der ersten Familie. Der Mensch nicht minder wie alle Dinge und Wesen, der ganze Kosmos, ist das Produkt der fortgesetzt tätigen, männlichen und weiblichen Dualkräfte, des Yim und Yong, und besteht wie das Himmlische und Irdische aus fünf Schichten: der metallischen, festen, der pflanzlichen, vegetativen, der flammenden, verzehrenden, der flüssigen, fließenden und der erdigen, lehmigen. Auch im Blick auf diese Elemente ist sowohl die Dreiteilung in himmlische, irdische und menschliche, als auch das subordinierte

Verhältnis, die gegenseitige Abhängigkeit und Bedingtheit dieser Drei im Auge zu behalten. Am Himmel sind sie repräsentiert durch die Planeten: Venus (Gold), Jupiter (Holz), Mars (Feuer), Merkur (Wasser) und Saturn (Erde); auf Erden finden wir sie wieder in allen Dingen und Farben; im Menschen entsprechen ihnen die fünf Hauptorgane: Lunge (Gold), Leber (Holz), Herz (Feuer), Nieren (Wasser) und Magen (Erde). Mittelst des Geschmacks empfindet er: das Herbe (Gold), das Saure (Holz), das Bittere (Feuer), das Salzige (Wasser) und das Süße (Erde). Mittelst des Gesichts nimmt er wahr: das Weiße (Gold), das Grüne (Holz), das Rote (Feuer), das Schwarze (Wasser) und das Gelbe (Erde). Alles hat eine untere Substanz und eine obere Essenz. Substanz und Essenz aus denselben Elementen bestehend, sind doch, sofern der Himmel erhabener ist als die Erde, von einander verschieden.

Das Gleichgewicht des ganzen Kosmos beruht auf der harmonischen Tätigkeit der beiden Prinzipien und der harmonischen Verteilung, der sich gegenseitig bedingenden, ergänzenden oder dämpfenden und aufbrauchenden Elemente. Der Geist — diese Konsequenz scheint sich mir aus der Vertiefung in die chinesische Weltanschauung zu ergeben — ist das Bestreben der großen und kleinen Teile und Kombinationen, sich Geltung zu verschaffen. Er haftet allem an, macht sich durch alles und in allem geltend. Er ist das Agens im Kampf wie in der Harmonie der Elemente.

„Wie vollkommen," sagt Konfucius von den pak Schin, „ist doch die Wirksamkeit der Geister! Du gewahrst sie und siehst sie doch nicht. Du vernimmst sie und hörst sie doch nicht. Den Dingen eingegliedert können sie davon nicht lassen. Sie machen, daß die Menschen rein und lauter und besser gekleidet ihnen Opfer darbringen. Viele, viele sind ihrer, wie das weite Meer, als ob ihrer oben, als ob sie rechts und links wären."

Die Geister, die den Dingen innewohnen, sind wie diese der Dreiteilung unterworfen und nehmen als Schin (das Himmlische), als Ti (das Irdische), und als Kwui (das Menschliche) dasselbe Verhältnis zu einander ein wie Himmel, Erde und Mensch. Zu den himmlischen gehören beispielsweise die Geister der Gestirne und die acht Luftgeister von Wind, Donner, Regen, Hagel, Frost, Reif, Wolken und Insekten; zu den irdischen die Geister von

Berg und Wald, Hügel und Tal, Meer, Strom, Fluß, Bach, Quellen und Brunnen, sowie die Schutzgeister des Reichs, des Ackerbaues, der Distrikte, der Städte, der Felder, der Häuser, der Türen, des Reichtums und des Herdes. Die menschlichen anthropopathisch gedachten Geister sind die Manen der Abgeschiedenen, die Ahnen und Heroen. Bald sind die Geister — und hier fängt die Inkonsequenz des chinesischen Denkens an — mit Einsicht begabte freie Wesen, bald sind es Naturkräfte, bald nur Quintessenzen der Dinge. Sie nehmen teil am menschlichen Geschick, besitzen bald die Fähigkeit, bestimmend in den Lauf der Ereignisse einzugreifen, bald sind sie bestimmbar, ja dem Menschen unterworfen. Der Chinese selbst ist sich nicht klar über das Wesen der Geister, und es ist unmöglich, die verworrenen Erklärungen in eine stichhaltige Definition zu bringen. Er ist durch und durch Utilitarier und verarbeitet die überkommenen Rudimente transcendentaler Anschauung, ohne sich weiter den Kopf zu zerbrechen, halb naiv, halb praktisch auf die ihm eigene Weise.

Und nun denke man sich zu dieser Natur- und Weltanschauung, zu diesem Geisterglauben den mißtrauischen, verschlagenen, feigen, in seiner Art schlau spekulierenden Volkscharakter und die ganze sociale Stellung und Lage des chinesischen Volkes! Keiner traut dem anderen aus zwei Gründen: erstlich, weil er ihn nicht kennt, zweitens, weil er ihn kennt. Ein jeder schwebt in beständiger Angst vor dem anderen und traut ihm nichts Gutes zu. Das geht durch alle Schichten des Volkes. Nirgends wie in China hat jeder Einzelne so viele Feinde, Leute, die ihn beneiden, oder auf ihn drücken, die etwas Schlimmes, das sie über ihn wissen, ausnutzen, um ihn zu schröpfen, denn China ist das Land der Angebereien, der Erpressungen. Die Glieder ein und derselben Familie stehen oft zu einander in dem Verhältnis einer „bewaffneten Neutralität“. Jeder hat immer Mächtigere zu versöhnen, umzustimmen und zu erkaufen. Der Stärkere knechtet den Schwächeren, der Schwächere hintergeht den Stärkeren und sucht Erleichterung und Rettung in schlauer Ueberlistung. Dazu kommt ein käufliches, korrumpiertes, despotisches Regierungssystem und eine oft aller Beschreibung spottende Volksverarmung, so daß der Einzelne mit allen im beständigen Kampfe ums Dasein liegt. Der durch Armut und Bedrückung schlau und gemein gewordene

Chinesengeist ist großer Gedanken und Taten unfähig, sinnt vielmehr, dem Selbsterhaltungstrieb nachgebend, nach kleinen Schleichwegen, nach spitzfindigen Verdrehungen und Betrügereien. Feige und machtlos wähnt er sich immer und überall auf Schritt und Tritt von Billionen anmaßender, übelwollender, boshafter und grausamer Dämonen umgeben. Bei der geringsten Handlung des anderen, die ihn stutzig macht, entschlüpft ihm das Wort: „nyin a kwui?“ „Ist's ein Mensch oder Dämon?“ Unsichtbar und ungreifbar, aber nichtsdestoweniger real und einflußreich halten sich dämonische Feinde verborgen in den Schlupfwinkeln der schlechterhellten Häuser und Gassen, verstecken sich im Dickicht und hinter den Bäumen, lauern an allen Ecken, erfüllen die Luft, fliegen hin und wieder. Ihre Stimmen, ihr Hohngelächter, Kichern, Wimmern, Ächzen und Stöhnen stört die Stille und Einsamkeit der Nacht, tönt heraus aus dem Heulen des Windes, dem Tropfen des Regens, dem Rascheln der Blätter, dem Krachen brechender Äste, dem Fallen des dürren Laubes, dem Knacken und Knarren sich reibender Bambusstauden, dem Plätschern fallender Wasser, dem Gurgeln der Quellen, dem Schrei der Eule und dem heiseren Gebell der Füchse und Schakale. Gespenster- und Geisterfurcht ist der Alpdruck des chinesischen Lebens.

Welch fruchtbarer Boden für die Magie! Welch eine willkommene Waffe im Kampfe, in den Wechselfällen und Drangsalen des Lebens! Welch lockende Perspektive eröffnet sie! Verheißt sie doch Mächte, die selbst dem Ohnmächtigen zur Verfügung stehen, Macht zur Abwendung des Todes, zur Verlängerung des Lebens über sein natürliches Maß hinaus, Heilung der schwierigsten Krankheiten, Abwendung von Seuchen und Hungersnot, Kräfte zur Ueberwindung und Unschädlichmachung der Dämonen, Verbindung mit den Abgeschiedenen, Mittel, um gute Geister günstig zu stimmen, sich an Feinden rächen zu können, den bösen Blick und schädlichen Zauber zu brechen, sich unverwundbar zu machen, Geheimnisse zu enthüllen, die dunkle Zukunft zu entschleiern, sich unsichtbar zu machen, ja jede beliebige Form annehmen zu können, Unfruchtbarkeit zu heben. Bahnt sie doch den Weg zu den fünf Glücksgütern: Wollust, Reichtum, Nachkommenschaft, Würde und langem Leben, nach denen das geld- und welthungerige Chinesenherz lechzt.

Von altersher hat es deshalb den Chinesen nie gefehlt an Führern auf diesem dunklen Gebiet. Eines ihrer Religionssysteme — wenn man diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen darf — der Taoismus hat in seiner Degeneration sich die Magie, die Ueberwindung des Todes und der Dämonen, durch magische Mittel zum Gegenstand der Spekulation und zur Aufgabe gemacht.

Die chinesische Geschichte ist voll von Beispielen, wie von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, vom Kaiser abwärts das ganze Volk der Chinesen den Glauben an die Magie festgehalten und gepflegt hat. Schon von dem dritten der ersten fünf sagenhaften Kaiser, dem Kaiser Wong ti (2697 v. Chr.), den die Taoisten als eigentlichen Stifter ihres Glaubens beanspruchen, wird behauptet, er habe den Tod nicht gesehen, sondern sei auf dem Rücken des Drachen entrückt worden.

In hohem Ansehen stehen heute noch in China die acht Unsterblichen oder die acht Genien (pat sen). Die Sage läßt sie abstammen vom „östlichen Kaiservater“, dem Tung wong kung, auch kurzweg Muk kung „Baumonkel“ genannt, und von „der westlichen Kaisermutter“ Si wong mu, die an den paradiesischen Ufern des „Juwelensees“ Yau tschhi gewohnt habe. In diesem Garten Eden stand der „Lebenspfirsichbaum“ Sen thau, dessen Früchte Unsterblichkeitskräfte verliehen. Der erste und größte der acht Genien Tschung Li khen (um 985 v. Chr.) habe zur Zeit der Tschu Dynastie (1122—255 v. Chr.) gelebt und sei im Besitz einer mystischen Formel der Langlebigkeit (Tschhong sang tschin ket „wahres Geheimnis zur Erlangung eines Dauerlebens“), des Pulvers der Verwandlung und anderer magischen Kräfte gewesen. — Ein anderer der acht Genien Tschong ko, der angeblich vom Ende des achten bis Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. lebte, soll einen weißen Maulesel besessen haben, auf dem er, wenn es ihm beliebte, tausend Meilen in einem Tage ritt und den er nach beendigter Reise zusammenfalten und in seine Reisetasche stecken konnte.

Let ts (400 v. Chr.) berichtet in seinen Schriften von magischen Wundern, daß aus Schwalben gelegentlich Frösche und aus Feldmäusen Wachteln geworden seien.

Tsong ts (330 v. Chr.), ein Zeitgenosse des Mencius, träumte, er sei ein Schmetterling. Als er erwachte, fragte er sich: „War die Vorstellung, daß ich ein Schmetterling sei, ein Traum oder Wirklichkeit, oder bin ich nun ein Schmetterling und träume, ich sei Tsong ts?“

Ein mächtiger Förderer der Magie war Tschhi Fong ti (221—209 v. Chr.), der Gründer der Tshin-Dynastie, der sämtliche Bücher mit Ausnahme derjenigen über Heilkunst, Magie und Landwirtschaft verbrennen ließ. Er war dem Glauben an Talismane zur Verlängerung des Lebens so ergeben, daß er anno 217 eine erste Expedition von einigen tausend Jünglingen und Jungfrauen mit dem Magier Tshi schi an der Spitze nach den drei heiligen Bergen der Phung loi-Inseln abordnete, um das Lebenselixir von dort zu holen. Diese, sowie eine zweite Expedition zu gleichem Zwecke sei erfolglos geblieben. Dagegen seien durch Reisende, welche die Seligkeitsinseln betreten, schon damals manche Geheimnisse unter den Küstenbewohnern der heutigen Provinzen San tung und Tschhit li verbreitet worden. Unter dieses Kaisers Regierung beanspruchten die Führer der magischen Kunst den Titel Tschin nyin, „wahrhafter Mensch" und erklärten, die Naturkräfte so beherrschen zu können, daß sie im Feuer nicht verbrannten, im Wasser nicht untergingen. Sie besaßen das Geheimnis des Steins der Weisen, verursachten Gewitter und gaben vor, im Umgang mit den unsterblichen Bewohnern der Seligeninsel zu stehen, die ihnen von Zukünftigem Mitteilung machten und sie in die verborgenen Kräfte des Tao einweihten.

Ein anderer kaiserlicher Beschützer und Förderer der Magie, Wu ti (140—86 v. Chr.) der früheren Hon-Dynastie, der als 17jähriger Jüngling den Kaiserthron bestieg, ließ sich von Li Schau kyun, einem berühmten Magier, überreden, mit diesem selbst eine Wallfahrt zu den Feeninseln zu unternehmen. Als während der Reise der für unsterblich geltende Magier starb, hielt der Kaiser dessen Tod nicht für möglich, ließ den Sarg nochmals öffnen und fand darin nur die Kleider des Magiers. Dieses Erlebnis trieb den Kaiser nur noch mehr in die Arme der Magier. Im Jahre 115 baute er einen Palast mit hoher Warte, „Cedernsprossenterrasse" (Pak lyong thoi) genannt, um seinen mystischen und astrologischen Studien nachgehen zu können. Auf derselben ließ er eine bronzene Figur errichten, die mit ausgestrecktem Arme eine Schale hielt und darin den Himmelstau auffing, der zur Erlangung der Unsterblichkeit nötig war. Auch in der nachchristlichen Zeit gab es viele berühmte Magier. So namentlich der erste, taoistische Papst Tschong Thau lin im ersten Jahrhundert. Die beiden namhaften Magier Gebrüder Tschong kok und Tschong Pau gründeten die Genossenschaft „vom gelben Turban" und stürzten mit ihrer Hilfe ums Jahr 200 die Hon-Dynastie.

Im 3. und 4. Jahrhundert lebte Fu kung, der „Topfonkel", der sich bei Sonnenuntergang für die Nacht in einen Kürbis, der

an seinem Türpfosten hing, zurückzuziehen pflegte. — Der Kaiser Thai wu ti (424—452 n. Chr.) der nördlichen Wui-Dynastie (386—532) ließ 446 eine große Niedermetzelung unter den buddhistischen Priestern anstellen, ihre Tempel und Klöster zerstören und erhob den Magier Kheu ken tschhi zu seinem Ratgeber. Er sei Inhaber eines magischen weißen Buchs gewesen, das analog dem Tao tet kin von Lao ts aus 5000 Schriftzeichen bestanden und die Namen der himmlischen Beamten, sowie gewisse Zauberformeln zur Bannung von Dämonen enthalten habe.

Die Reaktion unter dem Kaiser Sen ti oder Thai ken der Tschhin-Dynastie, in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, vermochte der Magie keinen Eintrag zu tun. Das kaiserliche Verbot gegen Buddhisten, Taoisten und Magier mit ausschließlicher Befürwortung und Anempfehlung des reinen Konfucianismus, fand wenig Anerkennung. Der Kaiser Kau tsung der Thong-Dynastie erhob im Jahre 666 den Lao ts unter dem Titel „oberster Herrscher des dunklen Ursprungs" in den Götterstand und verlangte sogar von seinen Tributpflichtigen das Studium des Taoismus. Die Thong-Dynastie weist überhaupt mehrere berühmte Magier auf.

So unter Sen tsung (847—860 n. Chr.) den Hyen Yen Sip, der einige hundert Jahre alt geworden sei und die Gabe der ewigen Jugend besessen haben soll, vermittelst der er holde Jungfrauen in abschreckende, alte Weiber und umgekehrt verwandelte.

Von Li Ngam (755 n. Chr.), der vom 12. Jahrhundert an unter dem Namen Schun Yong („das unvermischte männliche Prinzip") verehrt wurde und heute einfach Li ts („Ahne Li") genannt ist und als Gott der Barbiere gilt, wird erzählt, daß er mit einem magischen Schwerte (scharf wie ein Rasiermesser) ausgerüstet, das Reich durchzog und dasselbe von Drachen, Dämonen und anderen Ungeheuern befreite.

Schon zur Zeit der Thong-Dynastie entstand das heute noch weit verbreitete Buch: Wan fa Kwui tsung „Sammlung der 10 000 Schwarzkünste". — In den Klassikern, den Ng kin, wird der Magie und Wahrsagerei gleichsam ein Passierschein ausgestellt. Im Schu kin wird beispielsweise der Musik beim Ahnenopfer die magische Kraft zugeschrieben, die Manen der Verstorbenen herbeizulocken. „Wenn ich das Steininstrument ertönen lasse, die Leier und Guitarre rühre und sie mit Gesängen begleite", heißt es da, „so kommen der Großvater und der Vater herbei". Das Yit kin mit seinen mystischen Symbolen war die Lieblingslektüre eines Konfucius und bildet die Grundlage der chinesischen theosophischen Mystik und kosmogonischen Spekulation. Nach dem Li ki, dem Buch der Riten,

hatte der Kaiser beim Opfer vor sich den Wahrsager, hinter sich den Historiographen, die Weissager aus Puk und Schi. „Alle waren zu seiner Rechten und Linken.“ Auf das Puk und Schi werden wir weiter unten zurückkommen. Seiner wird auch im Schu kin Erwähnung getan, wenn es dort heißt: „Zur Untersuchung zweifelhafter Fälle bestellt man einen Mann für Puk und einen für Schi.“

Erst die jetzige Dynastie der Mandschu machte entschieden Front gegen die Magie und benahm ihr und den Vaticinien den Charakter einer staatlichen Institution. Einer der ersten Erlasse des Mandschu-Fürsten Tshung tet (1636—1644 n. Chr.) war gegen die Taoisten, Magier und andere Häretiker gerichtet unter der Begründung, daß diese Lehren das Volk verdummen und die öffentliche Meinung trüben. Der als Literat und Gönner des Katholicismus bekannte große Kaiser Khong hi (1662—1723 n. Chr.) verhängte die schärfsten Strafen über die Geheimmittelverbreitung der Magier und Taoisten. Aber „nach dem Verbotenen streben wir stets und begehren Versagtes“, das bewahrheitet sich auch in China. Kennt man auch heute am Hofe zu Peking keinen „Obermagier“ mehr, so veröffentlicht das kaiserliche astronomische Kollegium daselbst doch alljährlich einen Almanach, Thung schu genannt, worin auf Grund astrologischer Wahrnehmungen glück- oder unglückbringende Tage fürs ganze Jahr vorausbezeichnet sind und die Art der Geschäfte, die mit Erfolg an bestimmten Tagen unternommen werden können. Die geringfügigsten Dinge finden da Beachtung, welche Tage beispielsweise förderlich sind zu Opfern, Studienbeginn, Baden, für Zusammenkünfte und Hochzeiten, für Kleiderzuschneiden, Säulenerrichtung, Anknüpfen von Handelsbeziehungen, Eröffnung von Getreidespeichern, Beerdigungen, Beschneiden der Zehen- und Fingernägel, Kopfrasieren, Konsultationen, Einnehmen von medizinischen Mitteln, Fassen von Beschlüssen, Antreten eines Amtes oder einer Reise und so fort. Dieser Almanach wird vom Volke fleißig studiert. Die oben erwähnten Anekdoten der geschichtlich berühmten Magier sind Gemeingut des Volkes und gehen als Unterhaltungsstoff in dem zeitungsarmen China von Mund zu Mund, von Kind auf Kindeskind. Der Boxeraufstand anno 1900 hat es drastisch erwiesen, welche Macht bis auf diesen Tag die Magie im chinesischen Volksleben auszu-

üben vermag. In weitverbreiteten, viel gelesenen volkstümlichen Novellen spielt Hexerei und Kabbalistik eine große Rolle. Besondere geheime Verbindungen und Genossenschaften, die ihre Entstehung teilweise aus den ältesten Zeiten herleiten, sorgen emsig für die Pflege derselben. So besteht angeblich seit 250 v. Chr. aus der Tschu-Dynastie die sogenannte „Ohnewandelvereinigung" Wu wai kau, sodann die „Weißewolkenverbindung", Phak yun kau, die ihren Ursprung auf den taoistischen Philosophen Ngui pak yong aus der Hon-Dynastie zurückführt, und die aus der Sung-Dynastie stammende „Goldelixirgenossenschaft" Kim tan kau, deren Name schon genug sagt.

Die Ausübung der Magie ist im Grunde keinem verwehrt, da der Chinese denjenigen Personen, die im Rufe zauberischer Kräfte stehen, mit abergläubischer Furcht und Achtung begegnet. Einem großen Prozentsatz der Bevölkerung, Männern und Frauen, dient die Zauberei, Geisterbeschwörung, Nekromantie, Wahrsagerei, Tagewählerei, Physiognomik ꝛc. als Erwerbsquelle. Fast in jedem heidnischen Hause wird die Magie zumeist von älteren Personen des weiblichen Geschlechts privatim betrieben. Da wo sie berufsmäßig ausgeübt wird, kann man unterscheiden zwischen Leuten, die nur gelegentlich auf besonderen Wunsch, oder bei besonderer Veranlassung von ihrer kabbalistischen Kunst und Hellseherei Gebrauch machen und solchen, die sich ausschließlich damit befassen. Diese bilden entweder zusammenarbeitende Genossenschaften, oder sie betreiben ihr einträgliches Geschäft selbständig und unabhängig auf eigene Faust.

Wer will es wehren — um zunächst von der privaten Ausübung der Magie ein Wort zu sagen — wenn die alte Tante oder Großmutter dem Enkelkinde am dritten Tag seines Lebens einen Kieselstein ins Badewasser legt, wodurch der Mut des Kleinen hart und unzerbrechlich wie ein Kieselstein werden soll. Oder wenn sie nach diesem Bade einen Bund Stroh vom Lager eines Mutterschweins und ein Büschelchen Katzenhaare verbrennt, damit das Kind fruchtbar werde und sich mehre und die Gelenkigkeit einer Katze in seinem späteren Leben besitze; oder in einem Siebe allerlei Gegenstände aufstellt: Immergrün zur Förderung der Langlebigkeit, ein Schloß als Symbol einer das Vermögen zusammenhaltenden Sparsamkeit, ein Stück neues Silbergeld, das dem Kinde zur Reinheit des Charakters verhelfen soll und anderes mehr. Oder wenn die Braut ein

kreuzweise verschlungenes Kindertragband über den Brautsessel gebunden bekommt und damit ein segnender Einfluß auf die Ehe angenommen wird. Einer Kreisenden gibt man Asche von und mit Zauberformeln beschriebenem Papier zu trinken, setzt ihr wohl auch die Figur der Göttin der Mütterlichkeit auf den Leib. Neben den Schlafstätten hängt man Bündel von Kalmus und Artemisienzweige auf, auch Flaschenkürbisse, um Kinder und Erwachsene gegen den Pockengott zu schützen, der mit Vorliebe Flaschenkürbisse zum Wohnsitz nimmt. Ueber den Oberschwellen der Zimmertüren wird häufig ein Stück rotes Zeug, oder eine Anzahl durchbrochener roter Papierkarten aufgehängt. Sie sollen, wie die Darstellungen des Türgeistes auf den Flügeln der Doppeltüren bösen Einflüssen den Eintritt wehren, Mißgeschick abwenden und Glück anziehen. Mütter behängen ihren Liebling, dem sie zur Irreführung neidischer Mächte einen geringschätzigen Namen wie: Keu loi „Hundeloch", kai schi „Straßenkot", ka syau „Heimatloser", Ka sit „Hausfloh" 2c. geben, mit allerlei magische Kraft besitzendem Tand. Das Mützchen trägt aus vergoldetem Silberblech die Darstellung der acht Genien oder das Zeichen „Glück" oder shu „Langlebigkeit", oder eine Wiedergabe des bekannten Octogramms pat kwa. Ums Handgelenk bindet man dem ärmeren Kinde eine rote Schnur, dem reicheren ein Silberkettlein mit Anhängeschloß und kleinen silbernen „Bettlerschalen". Um den Hals trägt es einen Silberreif, ebenfalls mit Anhängeschloß, auch Nephritsteine, alte Münzen, Tierzähne, Amulette, und das alles, um es zu feien gegen böse Einflüsse, Krankheit, Unfall und Tod. Besonders bei Krankheiten werden zauberkräftige Mittel angewandt, worauf wir bei Besprechung der Mittel zurückkommen werden.

Als berufsmäßige Magier fungieren die beiden Gruppen der Taoisten Thau s oder Schang kang und die Buddhistenpriester. Sie unterscheiden sich durch ihre Lebensweise, ihre Tracht und die Art ihrer magischen Funktionen. Während die Buddhisten den ganzen Kopf rasieren, Kleider nach indischem Schnitt tragen, im Zölibat, Kloster oder Tempel leben, meist Vegetarianer sind und sich mit der Magie befassen durch Herstellung und Vertrieb von zauberkräftigem Papierflitter, Zauberbriefen, Amuletten und Talismanen und durch Absingen zauberkräftiger Litaneien, Veranstaltung von Schaustellungen bei Seelenmessen für Verstorbene und Hungergeister, sind die Taoisten verheiratet, tragen den Zopf und unterscheiden sich vom Volke nur durch ihren Beruf. Sie treten auf als Exorzisten, Beschwörer, Alchemisten, Unglück- und

Geisterbanner und tragen nur bei diesen Verrichtungen das Amtskleid, den sogenannten Thau phau.

Genossenschaften bilden auch die im Lande umherziehenden Taschenspielerbanden, die Tshot pa hi, die ähnlich den indischen Fakiren behaupten, bei ihren wunderbaren Schaustellungen sich magischer Kräfte zu bedienen. Hieher gehören auch die chinesischen Zigeunerbanden, die sogenannten Lyu min „fahrendes Volk", die sich mit Zauberei Verdienst erwerben.

Da ist ferner unter den Männern die Klasse der Thung Schin, und unter den Frauen die der Sen pho, Medien, durch die man Geister und Tote befragt, oder auch Seelen entbindet. Wenn nämlich bei einem kranken Kinde alle anderen Mittel versagen, begibt sich die besorgte Mutter oder Großmutter zu einer solchen Sen pho, um den Akt des Phò thoi, das „Oeffnen des Mutterschoßes" vornehmen zu lassen. Es wird dabei angenommen, daß des Kindes Seele bereits in einem anderen Mutterschoß eingegangen sei, um als Kind einer anderen Mutter wieder auf die Welt zu kommen. Die Zauberin nimmt unter allerlei Ceremonien in der Mitternachtstunde die Entbindung der Seele dadurch vor, daß sie unter dem Gemurmel von Zauberformeln ein auf dem Tischchen liegendes hartgesottenes, geschältes Ei im gegebenen Moment so kunstgerecht spaltet, daß das Dotter herausfällt. Gelingt das, dann ist die Seele befreit.

Zu den berufsmäßigen Magiern gehören die eigentlichen **Zauberer** mu shut lau, die **Wahrsager** puk kwa lau, die **Lebensrechner** Syong myang, die **Physiognomiker** khon syong und die **Tagewähler** kan nyit, die an allen frequenten Plätzen in größeren Städten ihren Sitz aufschlagen, oder häufig in Gestalt erblindeter Bettler das Land durchziehen, und überall, um die Aufmerksamkeit zu erregen, ihr Glöcklein und ihren Ruf ertönen lassen.

Unter den **Handwerkern** stehen namentlich die Bauschreiner und Barbiere im Rufe, bösen Zauber ausüben zu können. Dabei müssen wir uns erinnern, daß, wie schon gesagt, der Magier Li Ngam oder Li ts als Gott der Barbiere gilt. Namentlich rühmen sich diese Leute, gewisse Kräfte zur Verhexung ihrer Nebenmenschen zu besitzen. (Schluß folgt.)

Die indische Mission der „Evangelischen Vaterlandsstiftung“ in Stockholm.

Von P. E. Berlin.

In der Missionsarbeit liegt der Trieb nach Ausdehnung. Als ein aus einem lebenskräftigen Keime hervorgegangenes Gebilde hat sie das Verlangen zu wachsen. Das Senfkorn in Matth. 13 ist ihr Vorbild. Die Missionen des letzten Jahrhunderts sind aus kleinen Anfängen hervorgewachsen. Vielleicht ist es zuerst langsam, sehr langsam dabei hergegangen; aber hernach haben sich die Arbeitsstätten, die Arbeitskräfte, die Erfolge gemehrt, und dem ersten Missions**gebiet** ist ein neues gefolgt, wohl gar in weiter Ferne vom ersten, ohne inneren Zusammenhang mit ihm. Manchmal haben die unter Gottes Leitung stehenden weltlichen Verhältnisse dazu genötigt, manchmal hat der Eifer der heimischen Missionsgemeinde dazu getrieben; es ist auch geschehen, daß eine Missionsleitung von dem Beginn einer neuen Arbeit auf neuem Gebiet eine Anregung der heimischen Missionsliebe erwartet hat. Nicht alle Missionsgemeinden halten auf wenig ergiebigem Boden mit so geduldiger Treue aus, wie einst die norwegische, deren Arbeitern es zuerst gar nicht gelingen wollte, unter den Sulu festen Fuß zu fassen. Schnellere und größere Erfolge da draußen wirken anregend auf die heimischen Kreise.

Gering an Erfolgen war auch die Arbeit, welche die „Evangelische Vaterlandsstiftung“ in Stockholm 1866 in Abessinien angefangen hatte. Von den im Innern des Landes eingenommenen Stellungen waren ihre Sendboten schnell an die Küste, an die heiße Küste des roten Meeres zurückgedrängt worden. Der abessinische Stolz lehnte sich auf gegen die Boten des Evangeliums. Man hatte ja selbst das Evangelium in jahrhundertelangem Kampfe gegen den Islam bewahrt, wozu bedurfte man da neuer Lehrer, noch dazu solcher, die der Jungfrau Maria ihre Ehre nahmen und mit einer seit lange verhaßten Lehre von den beiden Naturen

in Christo kamen! Dort in der Gluthitze Massaua's führte die schwedische Mission lange Zeit ein kümmerliches Dasein. Missionare waren da, aber das Land war verschlossen; wohin sollten sie? Kräfte, nach Arbeit verlangende Kräfte waren da, aber es fehlte an Raum, sie unterzubringen. Da war es natürlich, daß die Missionsleitung sich nach einem andern Missionsfelde umsah, um Arbeit für die jungen Missionare, um einen Gegenstand der Liebe für die Missionsgemeinde zu finden.

Die Wahl fiel 1877 auf die in den Zentralprovinzen Ostindiens wohnenden Gond. Was man in Afrika so schwer vermißte: Ordnung im Lande, persönliche Sicherheit, gesetzliche Zustände, das bot das unter englischer Herrschaft stehende Ostindien in vollem Maße. Zwar lagen die Zentralprovinzen, teils Hochland, teils Bergland, durchzogen von dem Vindhya- und dem Satpuragebirge, durchflossen von dem Narbada, zum Teil Waldland, zum Teil fruchtbarer Ackerboden, und von etwa 12 Millionen Menschen (Hindu, Maratha, Gond und Mohammedanern) bewohnt — zwar lagen sie im Innern des Landes, aber sie waren mit der Indien durchschneidenden Eisenbahn Bombay-Kalkutta leicht zu erreichen, und die Gond, eins der Bergvölker Indiens, konnten — nach den Erfahrungen an den Kol und Santal zu schließen — trotz ihres Mangels an Zivilisation ein hoffnungsvolleres Missionsfeld werden als die Stämme in Abessinien. Es war besonders Dr. Kalkar in Kopenhagen, ein in großem Ansehen stehender Missionskenner der nordischen Lande, der die Augen der jungen Missionsgesellschaft auf die Gond hinlenkte, zumal da unter diesem Volke bis dahin noch wenig Missionsarbeit getrieben war und deshalb Zusammenstöße mit andern Missionsgesellschaften nicht zu befürchten standen. Nur die schottische Freikirche wirkte (seit 1866) unter den Gond. Die Stiftung wendete sich an sie, um sich mit ihr zu verständigen, und fand bei ihr freundliches Entgegenkommen, ja eine direkte Anknüpfung. In ihrem Dienste stand nämlich ein aus Schweden gebürtiger Missionar, Petrus Nordfors; an diesen verwies der Sekretär der schottischen Freikirche. Nordfors erteilte auch willig Auskunft über die Verhältnisse und erklärte sich bereit, den auszusendenden Brüdern mit Rat und Tat beizustehen. Und so wurde denn im Jahr 1877 der Beschluß gefaßt, die Mission unter den Gond zu beginnen und 4 Missionare auszusenden, die nach sechs-

wöchigem Aufenthalt in Edinburg im Dezember 1877 glücklich in Bombay anlangten und von ihrem Landsmann Nordfors freundlich begrüßt und geleitet wurden.

1. Unsichere Anfänge.

Die ausgesandten Missionare — Eriksson, Edman, Ungerth und der nicht ordinierte Danielsson — brachten, nachdem sie in Nagpur das Weihnachtsfest gefeiert hatten, die ersten Monate auf der schottischen Station Chindwara zu, wo sie an ihrem Landsmanne Nordfors und auch an dem Schotten Dawson treue und kundige Berater fanden, lernten unter Nordfors' Anleitung die Sprache und gründeten im Herbst 1878 auf Grund der Kenntnis von Land und Leuten, die sie durch eine Reise und durch Besprechung mit andern Missionaren gewonnen hatten, in den Städten Narsingpur (an der Eisenbahn) und Sagar (früher auch Saugor geschrieben, nördlich von Nagpur und Chindwara) ihre ersten Stationen. Eriksson und Edman übernahmen Narsingpur, Ungerth und Danielsson Sagar. Sie fingen an, in den Städten und den umliegenden Dörfern zu predigen und in der kühleren Jahreszeit durch Reisen sich in und mit ihren Bezirken bekannt zu machen. Im nächsten Jahre kamen schon Verstärkungen, die Missionare Lundborg und Hedén und die Bräute von Eriksson und Ungerth, und wenn auch Hedén bald wieder heimkehren mußte, so konnte doch 1880 mit Hilfe neuer Verstärkung die Stadt Betul (westlich von Chindwara) von P. Karlsson und Lundborg besetzt und die Arbeit durch Gründung von Knaben- und Mädchenschulen erweitert werden. Ja die Freude der ersten Taufe wurde den Missionaren schon 1880 zuteil. Auf einer Predigtreise hatte Danielssons Wort einen Brahmanen getroffen, der dann, von der Wahrheit angezogen, sich bei ihm in Sagar einfand und trotz aller Gegenversuche seiner Angehörigen sich taufen ließ. Diese Freude wurde allerdings beeinträchtigt durch den Tod eines Mitarbeiters, eines ehemaligen Mohammedaners, der, seit langen Jahren bekehrt und in mehreren Missionsgesellschaften als Katechet und Kolportör tätig gewesen, zuletzt in die Dienste der schwedischen Missionare getreten war und ihnen in Sagar gute Hilfe geleistet hatte. Bald trat der Tod in ihre eigenen Reihen. Danielssons Frau und ihr

Kind starben 1882. Auch diese Mission sollte, wie die in Afrika, ihre Opfer fordern! Die nächsten Jahre brachten andre Verluste: 1883 kehrte Ungerth nach Schweden zurück; er huldigte der von P. Waldenström in Schweden aufgebrachten Versöhnungslehre, die in jenen Jahren eine Scheidung in den „evangelischen“ Kreisen Schwedens hervorrief, und trat zu dem Waldenström'schen „Missionsbunde“ über, in welchem er noch jetzt eine leitende Stelle einnimmt. 1884 gaben Eriksson und Edman die Arbeit auf und traten in den Dienst der (schwedischen) Augustanasynode in Nordamerika. Doch langten in demselben Jahre 4 neue Missionare aus der Heimat an (Lindroth, Ekholm, Valentin und Iwar), und so konnten die Stationen wieder neu besetzt, ja Chindwara nach Dawsons Tod 1885 von den Schotten übernommen werden, womit die schwedische Mission grade in dem Bezirk Fuß faßte, in welchem die Gond am zahlreichsten vorhanden waren (38% der Bevölkerung). Die Gründung der Stationen Sittaljeri (1885) und Nimpani (1886) im Bezirk von Betul diente weiter dazu, in nähere Berührung mit den Gond zu treten, und die Aussendung neuer Missionare (Ruthquist 1885, Juliebi und L E. Karlsson 1886) ermöglichten diese Ausdehnung der Arbeit.

Eine weitere Ausdehnung erfuhr sie 1887, als die Missionsleitung nach erfolgreichem Werben für die unter den indischen Verhältnissen so notwendige Arbeit unter der Frauenwelt (für welche die gelegentliche Arbeit der Missionarsfrauen unzureichend war) diese in ihr Programm aufnahm und zwei Missionarinnen aussandte, die in den für Männer unzugänglichen Frauenhäusern, den Senana, die Arbeit ausrichten sollten (Frl. Wenman und Frl. Kristianson) und nach Erlernung der Sprache unter Anleitung einer englischen Frau 1889 dieses Werk in Sagar begannen. 1888 war im Bezirk von Chindwara noch eine neue Station eröffnet worden, Amarvara, so daß nun, nach zehnjähriger Arbeit, 6 Mittelpunkte für die Missionsarbeit da waren: Sagar, Narsingpur, Betul (mit dem naheliegenden Badnur), Nimpani (mit Sitteljeri als Außenstation), Chindwara und Amarvara — eine Ausdehnung, die freilich manchen Missionsfreunden in der Heimat als zu schnell erschien, sodaß sie fürchteten, die Intensität der Arbeit müßte darunter leiden. 50—60 Getaufte, darunter auch Gond, waren auf den Stationen gesammelt, etwa 450 Kinder wurden unterrichtet, in Betul und

Narsingpur hatte die Mission eigne Schulhäuser auf eignen Grundstücken — das war ein dankenswerter Ertrag der bisherigen Arbeit und eine hoffnungsvolle Grundlage für weitere Tätigkeit.

Und doch — trotz dieser Ausdehnung in die Breite und der beginnenden Einwurzelung in die Tiefe — fehlte der Arbeit etwas, was ihr für die Zukunft notwendig war: es fehlte ihr an der sicheren Erfassung eines Zieles und damit an der Planmäßigkeit, die nach menschlichem Ermessen ein sicheres Fortschreiten gewährleistete. Weder fand sich bei den Missionaren völliges Einvernehmen — zwei von ihnen waren ja von dem Missionsfelde freiwillig geschieden, noch herrschte in den heimatlichen Kreisen Klarheit über die zu erstrebenden Ziele und einzuschlagenden Wege. Man hatte an den Gond arbeiten wollen, aber es hatte sich herausgestellt, daß dieses Urvolk stark, zum Teil völlig hinduisiert war. Reine Gonddörfer fanden sich nur in den gesundheitlich schwierigen Waldbezirken; anderwärts waren die Gond mit Hindu vermischt, ihre Sprache hatte Hinduelemente in sich aufgenommen, das Zusammenleben mit der höheren Kultur der Hindu hatte sich auf vielfache Weise zur Geltung gebracht. Die Missionare mußten notwendig Hindi lernen, um mit den Gond verkehren zu können. Sollte man nun an den Hindu, der Majorität in den vier Bezirken, vorübergehen und sich auf die Gond beschränken? Das war nicht möglich; auch den Hindu mußte das Evangelium verkündigt werden; das gebot die Liebe. An den gesünder gelegenen Orten mußte zuerst gearbeitet werden, um von da aus weitere Vorstöße zu machen, das heischte die Rücksicht auf Leben und Gesundheit der Missionare. Die Hauptorte der Bezirke mußten besetzt werden, sonst war zu erwarten, daß andere Missionsgesellschaften die leeren Plätze einnahmen. Die Arbeit so einzurichten, daß Gleichmäßigkeit der Lehre und des kirchlichen Lebens für einen größeren Bezirk ermöglicht und eine Konkurrenz fern gehalten wurde, die weder für die Missionare angenehm, noch für die jungen Gemeinden heilsam sein konnte, das verlangte die missionarische Weisheit. Das alles aber erforderte große Mittel und viele Kräfte. Standen diese zu Gebote?

Die Verhältnisse in Afrika hatten sich inzwischen durch das Eintreten Italiens in den kolonialen Wettbewerb verändert, und die abessinische Mission der Vaterlandsstiftung stand am Anfange

einer neuen Entwicklung, beanspruchte also auch mehr Mittel und Kräfte als früher. War die Missionsgemeinde, die hinter der Stiftung stand, stark genug, um beide Lasten zu tragen? Darum war wiederholt die Einschränkung des indischen Gebietes empfohlen worden: Sagar als derjenige Bezirk, der die wenigsten Gond enthielt, sollte aufgegeben werden, um die andern Bezirke besser versorgen zu können. Aber sollte Sagar mit seiner Knaben- und Mädchenschule, mit seinem gesunden Klima, mit seinen günstigen Verkehrsverhältnissen und seinen für Europäer besonders zusagenden Lebensbedingungen verlassen werden? Sollte die bisher auf diesen Ort verwendete Arbeit einfach preisgegeben werden? Sollte das Heidentum durch einen solchen Rückzug der Mission in seinem Selbstgefühl gestärkt werden? Diese Erwägungen hatten doch auch ihr Gewicht.

Auch gegen die Art, wie die Missionsarbeit angefaßt worden war, hatten sich Stimmen der Kritik vernehmen lassen. Man hatte die Predigtreisen der Missionare bemängelt. Sie wären zu spärlich ausgeführt und zu flüchtig gewesen, die Missionare hätten an größeren oder empfänglicheren Ortschaften sich länger aufhalten müssen. Man fand auch an der Schultätigkeit etwas auszusetzen: lieber Evangeliumsverkündigung im Volke als die langsame Arbeit an den Kindern! Solche Kritik verlangte Antwort. Gewiß wären zahlreichere und längere Predigtreisen zu wünschen, aber die geringe Zahl der Missionare und ihre Erkrankungen machten sie nicht möglich, und auch so seien die Predigtreisen für Missionare und Volk schon segensreich gewesen. In Bezug auf die Schultätigkeit hielt man den Kritikern entgegen, daß sie ein Mittel sei, das Heidentum allmählich zu unterminieren, nicht eine Arbeit schnellen Erfolges, aber eine Arbeit von sicherer Wirkung für eine spätere Zeit. Man wies sie auf die religionslosen englischen Schulen in Indien hin, die es den Missionaren zur Pflicht machen, der indischen Jugend neben den Kenntnissen auch die Grundlage, die sittlich-religiöse Grundlage der abendländischen Gesittung darzubieten. Man zeigte ihnen die Schulen als Pflanzstätten für künftige eingeborene Missionsgehilfen, ohne deren Mitarbeit eine erfolgreiche Mission nicht getrieben werden kann. Man betonte die von den Missionaren schon in den ersten Jahren erkannte Notwendigkeit, elternlose, verlassene Kinder aufzunehmen und sie — ebenso auch andere Kinder — nicht bloß zu unterrichten, sondern

sie möglichst ganz den verderblichen heidnischen Einflüssen und Eindrücken zu entziehen und sie in christlicher Lebensluft zu erziehen und zu diesem Zwecke ein Kinderheim zu errichten, eine Maßregel, deren Wichtigkeit und Segen die Vaterlandsstiftung in ihrer afrikanischen Mission schon hinlänglich erfahren hatte. Missionare, Missionsleitung, Missionsgemeinde — sie müssen alle auf einem neuen Arbeitsgebiete erst sich umschauen, es in seiner Eigentümlichkeit, nach seinen Vorzügen, nach seinen Nachteilen beobachten, sich darauf zurechtfinden lernen. Da können Schwankungen, Täuschungen, vergebliche Schritte nicht ausbleiben, da findet die Kritik leicht Punkte, wo sie einsetzen kann, berechtigte wie unberechtigte, und Meinungsverschiedenheiten über das, was notwendig und zweckmäßig ist, können leicht eintreten und auch wohl die Arbeitsfreudigkeit beeinträchtigen. Die schwedischen Missionare hatten in diesen ersten 10 Jahren den Boden kennen gelernt, auf dem sie zu arbeiten hatten, und die Schwierigkeiten, die ihnen entgegenstanden, namentlich die Macht des Heidentums und die Macht der Kaste; auf Grund dieser Erfahrungen konnte es nun zu einer planmäßigen Arbeit kommen, und so trat die Arbeit in einen zweiten Abschnitt ein.

2. Planmäßige Arbeit.

Den Wendepunkt bildet hier die Inspektionsreise, die der Leiter der ausländischen Mission der Vaterlandsstiftung, Missionsvorsteher K. J. Montelius, im Oktober 1888 unternahm, um mit eignen Augen die Verhältnisse auf den beiden Missionsgebieten in Afrika und Indien kennen zu lernen. Solche Inspektionsreisen sind von großer Wichtigkeit, darum sind sie bei den größeren Missionsgesellschaften üblich geworden. Wo die Leitung der Mission in der Heimat liegt, ist es dringend notwendig, daß die leitende Persönlichkeit die Missionare, die Missionsgemeinden und die Verhältnisse, unter denen sie leben, ihre Freunde wie ihre Widersacher, aus eigner Anschauung kennen lernt; und so entschloß sich auch der Missionsvorstand der Vaterlandsstiftung, den Missionsvorsteher zu einer solchen Inspektionsreise auszusenden, in der gewissen Erwartung, daß die Missionsgemeinde ihn mit ihren Fürbitten begleiten werde. Er konnte die Seereise von Triest aus in Gesellschaft eines Mannes unternehmen, der seit Jahren der jungen

schwedischen Mission in Indien seine wirksame Teilnahme geschenkt hatte, nämlich des englischen Distriktsbeamten in Chindwara, Oberst Virtue, dessen Namen die schwedischen Missionare in ihren Berichten oft mit großer Dankbarkeit genannt haben, und so das Band fester knüpfen, das diesen Mann mit der schwedischen Mission in dauernder Freundschaft verband, bis er 1893 Indien verließ.

Am 13. November 1888 langte Montelius in Narsingpur an; etwa vier Monate blieb er in Indien. Der Gang der Visitation soll nicht im einzelnen geschildert werden. Montelius besuchte sämtliche schwedische Stationen und lernte auf den Reisen von der einen zur andern Land und Leute kennen. Er sah die heidnischen Tempel, begleitete die Missionare bei ihren Basarpredigten wie auf ihren Predigtreisen durch die Dörfer ihrer Bezirke, er lernte die Schulen auf den Stationen kennen und sah die Heidenscharen zu einer größeren oder kleineren Mela zusammenströmen. Nachdem er so bis Ende Januar 1889 den eigenen Stationen gelebt hatte, besuchte er mit Missionar Lundborg noch eine Reihe von Missionsstationen anderer Gesellschaften (Kanhpur, Lakhnau, Allahabad, Benares), beteiligte sich an den Missionskonferenzen der Bischöflichen in Allahabad und der Presbyterianer in Bombay, um von ihrem Missionsbetrieb zu lernen und von ihren Einrichtungen für die auf dem eigenen Missionsgebiete beabsichtigten Gewinn zu ziehen. Gottes Gnade geleitete ihn auf seinen Wegen, sodaß er im März 1889 in guter Gesundheit und mit reicher Erfahrung Indien verlassen konnte, um nun die Arbeit seiner Gesellschaft am Roten Meer und ihre Seemannsmission in den europäischen Häfen zu inspizieren.

Den Schwerpunkt seiner indischen Visitation bildeten die achttägigen Konferenzen, die er im November 1888 mit den schwedischen Missionaren in Narsingpur hielt. Einige 50 Gegenstände lagen zur Verhandlung vor, darunter eine Anzahl von solchen, die für die Zukunft der Mission von grundlegender Wichtigkeit waren. Zunächst handelte es sich um die äußere Ausdehnung der Mission. Die Ungewißheit, ob namentlich Sagar festgehalten werden sollte oder nicht, hatte vielfach lähmend auf die Arbeit eingewirkt. Nun wurde beschlossen, diesen Bezirk nicht aufzugeben, da keine andere Missionsgesellschaft da war, die hier die Arbeit übernehmen konnte oder wollte, zum mindesten keine, die hier mit größerer Kraft hätte eintreten können. Darum

sah man es als eine Pflicht der Treue an, in diesem der Mission nun einmal gewordenen Arbeitsgebiete auszuharren, in der Hoffnung, daß die heimische Missionsgemeinde im Bewußtsein ihrer Missionspflicht ihre Arbeiter genügend verstärken werde, daß sie in Sagar arbeiten konnten.

Eine andere wichtige Frage betraf die Stellung zur Kaste. Man hatte in den Anfängen des Schulwesens schon zur Genüge die Schwierigkeiten kennen gelernt, welche die Kaste überall den Missionsarbeitern in den Weg legte*), und gerade in Bezug auf das Schulwesen mußte man Stellung nehmen. Sollte den indischen Kastengrundsätzen Rechnung getragen werden und der Unterschied der Kasten auch in der Schule (etwa durch Einrichtung von besonderen Schulen für die niederen Kasten, wie in Narsingpur) zum Ausdruck kommen, wodurch vielleicht Kinder aus höheren Kasten zum Schulbesuch williger gemacht werden konnten? Oder sollte man der Kaste zum Trotz eine Schule für Kinder aller Kasten haben und dadurch vielleicht der ganzen Schuleinrichtung den Todesstoß versetzen? Zweckmäßigkeitsgründe konnten hier nicht entscheiden, die Frage verlangte eine grundsätzliche Beantwortung. Darum mußte klar gestellt werden, ob die Kaste nur eine soziale Einrichtung ist, oder ob sie vom religiösen Standpunkt aus zu betrachten ist. Im ersteren Falle konnte man sie dulden, in der Hoffnung, daß sie durch die allmählich umbildende Kraft des Christentums überwunden werden würde, wie z. B. die Sklavenfrage in der alten Kirche; im zweiten Falle mußte sie an jeder Stelle und um jeden Preis bekämpft werden. Die Verhandlungen der Konferenz führten dahin, daß die schwedische Mission wie die meisten andern Missionsgesellschaften die Kaste als religiöse Einrichtung anerkannte, die, auf heidnischem Boden erwachsen, in schärfstem Gegensatz zu der christlichen Grundanschauung stand: Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und werden allzumal gerecht durch Christum. Trotz dieser grundsätzlichen Stellung sind doch tatsächlich in manchen Missionsschulen der Kaste Konzessionen gemacht worden, sodaß stellenweise die Kinder der untersten Kasten keine Aufnahme fanden. Die Konferenz entschied sich — mit

*) So hatte Ungerth 1880 in seiner Schule 66 Kinder aus etwa 20 verschiedenen Kasten, von denen keins durch Berührung mit solchen geringerer Kaste sich verunreinigen wollte.

auf Grund der Verhandlungen über diese Frage auf der Londoner Missionskonferenz von 1888 — dahin, der Kaste keine Nachgibigkeit zu erweisen, selbst wenn das Schulwesen dadurch leiden und die Kinder der höheren Kasten von den schwedischen Missionsschulen zurückbleiben sollten. Das war eine klare und bestimmte Stellung.

Eine dritte, damit zusammenhängende Frage, ebenfalls von großer Bedeutung, war, ob in den Missionsschulen heidnische Lehrer unterrichten dürften oder nicht. Aus Mangel an christlichen Lehrern waren in den schwedischen Missionsschulen, wie in Narsingpur, neben dem christlichen Hauptlehrer heidnische Lehrer angestellt, welche den Unterricht im Rechnen, Schreiben, Geographie und andern „profanen" Gegenständen erteilten; allerdings hatte man solche Lehrer angestellt, welche dem Christentum äußerlich Ehrerbietung erwiesen und auch mit den Schulkindern am christlichen Gottesdienste teilnahmen. Montelius erkannte an, daß das nicht der richtige Zustand sei, daß in einer christlichen Schule vielmehr der Unterricht ganz und gar durch Gottes Wort sein Gepräge erhalten müsse — aber es war eben noch nicht möglich, überall christliche Lehrer anzustellen, weil solche nicht zu Gebote standen. Daß es wünschenswert sei, überall christliche Lehrer zu haben, erkannte die Konferenz gern an, und der heimische Vorstand verschärfte diesen Beschluß noch, indem er die Notwendigkeit betonte, in dem gegenwärtig geübten Verfahren eine Aenderung eintreten zu lassen, sobald es möglich sei, selbst wenn aus der Ersetzung heidnischer Lehrer durch christliche den Schulen eine augenblickliche Schädigung erwachsen sollte (durch die Mitarbeit heidnischer Lehrer konnte z. B. die Missionsschule in den Augen mancher Heiden weniger verdächtig oder gefährlich erscheinen); der Unterschied zwischen Missions- und Regierungsschule müsse klar hervortreten.

Eine vierte Frage betraf die Einrichtung eines Kinderheims für das Missionsgebiet. Schon seit 1882 hatte sich den Missionaren die Notwendigkeit aufgedrängt, sich verlassener oder verwaister Kinder anzunehmen und sie christlich zu erziehen, und zwar hatten sie gegebenen Falles solche Kinder in ihr Haus genommen. Aber es war ihnen klar geworden, daß sie dadurch in ihrer Missionstätigkeit gehindert würden, oder wenn sie dieser nachgehen wollten, in ihrer Erziehungsarbeit. Daher hatte die Missionsleitung schon 1886 es für wünschenswert erkannt, diese

Kinder in einem Erziehungshause zu sammeln und einem Missionar die Fürsorge für dieses Kinderheim zu übertragen. Die Einrichtung eines Kinderheims war auch 1887 geradezu beschlossen worden, aber die weniger günstige finanzielle Lage der Vaterlandsstiftung hatte die Ausführung dieses Beschlusses aufgehalten, der Vorstand hatte sogar den Ankauf eines geeigneten Grundstückes in Sagar aus Mangel an Mitteln ablehnen müssen. Die Konferenz erklärte sich nun ebenfalls dafür, die aufgenommenen Kinder auf einer Station zu vereinigen und ihre Erziehung einem Missionar als Hauptaufgabe zu überweisen; und als sich wieder Gelegenheit bot, das 1887 angebotene Grundstück zu erwerben, so erhielt Missionar Lundborg als vorstehender Missionar die Ermächtigung, den Kauf abzuschließen, wenn er sich nicht so lange aufschieben lasse, bis er und Montelius (den Lundborg auf der Heimreise begleiten sollte) in Schweden die erforderlichen Mittel eingesammelt habe; einem Defizit von 30000 Kr. gegenüber wagte der Vorstand nicht entschiedener vorzugehen.

Noch eine Angelegenheit sei erwähnt, die für die indischen Missionsverhältnisse wichtig ist. Gering waren bisher die gesammelten Häuflein, noch geringer die Zahl der Abendmahlsberechtigten, etwa 20, und wenn davon ziemlich die Hälfte auf die von der Mission angestellten Hilfsarbeiter kam, so war die Zahl derer, die als Christen von ihrer Hände Arbeit sich ernähren mußten, verschwindend klein. Aber auch so schon hatte sich gezeigt, daß dem Kastenfanatismus gegenüber die Lage nicht bloß der Uebergetretenen, sondern auch schon der im Taufunterricht stehenden sehr schwierig war; darum beschloß die Konferenz — und der Vorstand stimmte dem zu — diejenigen Taufbewerber zu unterstützen, die sichere Aussicht haben, nach der Taufe sich selbst erhalten zu können, solche aber nicht zu unterstützen, die man nach der Taufe auch noch hätte versorgen müssen; man wollte die bequeme Unterstützung aus der Missionskasse nicht zu einem Lockmittel für den Uebertritt machen, um bei Uebertritten allen unreinen Beweggründen vorzubeugen.

Verfolgen wir nun auf Grundlage dieser Beschlüsse die weitere Entwicklung der Mission in diesem zweiten Abschnitt!

Die vier besetzten Bezirke in den Zentralprovinzen sollten festgehalten werden, aber bald traten Verhältnisse ein, welche die

Ausführung dieses Beschlusses unmöglich machten. Manche hatten früher Sagar, den nördlichsten der Bezirke, aufgegeben wissen wollen — nun trat Narsingpur an seine Stelle, derjenige Bezirk, in welchem die schwedischen Missionare zuerst gearbeitet hatten, derjenige, welcher das Bindeglied zwischen dem nördlichen und südlichen Teil des Missionsgebietes bildete. Die Mission besaß dort zwei Wohnhäuser und ein Schulhaus; etwa 150 Schüler, ein Drittel davon Mädchen, wurden unterrichtet; der Anfang zu einer Gemeinde war gemacht. Schwere Zeit hatte die Cholera 1887 gebracht, aber nach ihrem Erlöschen waren doch manche hoffnungsvolle Zeichen hervorgetreten, einzelne Taufen Erwachsener waren geschehen, größer noch wäre ihre Zahl geworden, wenn nicht in einigen Fällen die Drohungen oder Gewaltmaßregeln der Kastengenossen sie verhindert hätten. Wohl trat im Besuch der Schule ein starker Rückschlag ein, als der Konferenzbeschluß wegen der Kaste in Kraft trat; aber die Zahl der Schüler hob sich bald wieder einigermaßen. Missionar Lindroth hatte die Freude, nur christliche Lehrkräfte an der Schule zu haben; es war zu sehen, daß die Konferenzbeschlüsse über die Schule sich durchführen ließen, ohne die Schulen völlig zu gefährden. Und wenn auch noch einmal um der Kaste willen eine Schulkrisis eintrat, die Knabenschule auf 10 Schüler sank und die Mädchenschule ganz aufhörte, so hätte doch dies die Arbeit nicht unmöglich gemacht, sondern nur aufgehalten oder in eine andere Richtung gewiesen; die durch das Ende der Mädchenschule frei gewordenen Kräfte sollten der Arbeit unter den Frauen sich zuwenden.

Da kamen amerikanische Methodisten nach Narsingpur, und ohne sich mit der dort seit einem Dutzend Jahre arbeitenden schwedischen Mission in Verbindung zu setzen, fingen sie an, die christlich Angeregten zu taufen, darunter natürlich auch die, welche ihre christlichen Anregungen von Lindroth oder in den dortigen Schulen empfangen hatten. Dieser sehr beklagenswerte rücksichtslose Einbruch der amerikanischen Methodisten veranlaßte die Vaterlands-Stiftung, die Station Narsingpur aufzugeben. Die Gebäude wurden an die Methodisten verkauft, Missionar Lindroth wurde nach Chidwara versetzt, und am 1. Dezember 1891 hörte Narsingpur auf, eine Station der Vaterlands-Stiftung zu sein. So wurde denn ihre Arbeit auf die drei Bezirke Sagar, Betul

und Chindwara beschränkt, und dieses Gebiet mit seinen 11 Städten und 5178 Dörfern mit mehr als einer Million Einwohner bot Raum genug für die vorhandenen Arbeitskräfte.

In den Schulen wurden die Beschlüsse von Narsingpur durchgeführt und zwar nach beiden Richtungen hin, wenn auch die heidnischen Lehrer noch einige Jahre geduldet werden mußten. Bis 1892 gab es in Chindwara noch einen heidnischen Lehrer, in Betul und Sagar kam es erst 1894 dahin, daß alle Lehrer christlich waren, freilich nicht alle gleich tüchtig. Es waren doch unter den heidnischen Lehrern auch solche gewesen, welche durch Tüchtigkeit in ihrem Berufe wie durch eine ernste Haltung die Achtung der Missionare erworben hatten, so daß diesen die Trennung von ihnen schwer wurde; aber der Grundsatz mußte hier höher stehen als die persönliche Rücksicht. Was man vorausgesehen hatte, trat ein: die Schulen litten zuerst sehr bedeutend, als keine Rücksicht mehr auf die Kaste genommen wurde. Einige Schulen gingen ein und die Zahl der Schüler nahm ab. Ende 1888 waren 453 Kinder in acht Schulen unterrichtet worden; diese Zahl fiel in den folgenden Jahren auf 342, 260, 239, ja bis zu 163 in fünf Schulen. Seitdem zeigt sich wieder eine Zunahme, zunächst noch mit einigen Schwankungen; doch bewegen sich die Zahlen 1893—97 zwischen 300—400 und sind später noch weiter gestiegen, ein Beweis, daß den Missionsschulen ein dauernder Schade nicht erwächst, wenn sie ihren Charakter als christliche Missionsschulen streng festhalten und sich nach den dem Christentum eigentümlichen Ordnungen richten — kamen doch heidnische Kinder selbst an Tagen in die Schule, an welchen heidnische, von der englischen Regierung anerkannte Feste gefeiert wurden. An Nöten und Schwierigkeiten fehlte es im Schulleben nicht; hier unterbrach die Cholera den Unterricht, dort übten die Regierungsschulen eine gewisse Anziehungskraft aus, oft hinderte unregelmäßiger Schulbesuch die Fortschritte, oder Eltern nahmen es übel, wenn ihre Kinder einmal Strafe erhielten und entzogen sie dem Unterricht. Namentlich litten die Mädchenschulen unter der Unregelmäßigkeit des Schulbesuches; galt es doch vielen als für Mädchen ganz überflüssig, etwas zu lernen. Auch war es die Armut in den niedrigen Kasten, die die Kinder von der Schule zurückhielt, oder es ihnen unmöglich machte, die Erfolge des Unterrichts durch häuslichen Fleiß

zu sichern. So war es eine mühsame Geduldsarbeit, die in diesen Schulen getrieben wurde, eine Arbeit, bei der nur das Bewußtsein aufrecht erhielt, daß es sich um das Werk des Herrn handelte.

Das von der Konferenz in Narsingpur beschlossene und von der Missionsleitung schon früher erstrebte Kinderheim kam bald zustande. Missionar Lundborg hatte das Kinderhaus in Benares und andere Anstalten ähnlicher Bestimmung in Augenschein genommen und dann eifrig und erfolgreich für die neu einzurichtende Anstalt gewirkt. Die bisher auf den einzelnen Stationen erzogenen 30 Kinder wurden nach Sagar gebracht und das Heim in einem gemieteten Gebäude, zunächst unter Missionar Valentins Leitung, 1889 eröffnet; ein Teil der Kinder wurde durch Missionsvereine in Schweden unterhalten. Die Arbeit an ihnen war nicht leicht. Schon der äußere Eindruck solcher verwahrlosten Kinder war nicht einnehmend. „Die abgezehrten Gestalten, die eingesunkenen Augen, der stumpfe Blick, die stumme Zunge und die schmutzigen zerschlissenen Lumpen, die an ihrem Leibe hingen, zeugen von Armut und Not. Not in geistlicher und leiblicher Beziehung ist von Geburt an ihr Los gewesen" — so werden sie (1890) bei ihrem Eintritt beschrieben. Aber die neue Umgebung macht sich an ihnen bald fühlbar. Das Licht von Gottes Wort fängt an ihnen zu leuchten. In die stumpfen Augen kommt bald ein anderer Ausdruck. Liebe, eine für sie bisher unbekannte Macht, wirkt wohltätig ein. Freilich auch allerlei Unarten treten hervor und machen den Erziehern zu schaffen; einzelne verlassen auch wohl das Heim eigenmächtig oder heimlich. Unterricht und körperliche Beschäftigung wechseln ab; die Mädchen helfen bei der Bereitung der Speise und lernen nähen, die Knaben hauen Holz. Es wird bald notwendig, für diejenigen unter ihnen Sorge zu tragen, die für weitere Ausbildung nicht begabt genug sind, und so finden wir schon 1891 eine Tischlerwerkstätte eröffnet, in der die älteren Knaben allerlei einfache Geräte machen oder beschädigte ausbessern.

Das Kinderheim wuchs bald. Die Not machte es erforderlich, auch jüngere Kinder aufzunehmen, bis zu 1 und 2 Jahren, wodurch natürlich die Erziehungsaufgabe erschwert wurde, doch sollte die Zahl der Kinder 50 nicht übersteigen. Neben Lundborg und seiner Frau, der nach seiner Rückkehr von Schweden die Leitung des Heims übernommen hatte, mußte in Fräulein Lena Rensaa eine

Gehilfin angestellt werden. An Krankheiten fehlte es begreiflicherweise nicht, auch Todesfälle traten ein, und hier und da wurde es an den Kranken- und Sterbebetten der Kinder offenbar, daß das Wort bei ihnen nicht ohne Frucht geblieben war. Im Laufe der Jahre machte sich das Bedürfnis eines eigenen Hauses immer mehr geltend. Lundborg kaufte darum mit Zustimmung des Vorstandes 1892 für 4000 Rup. ein bebautes Grundstück, richtete die vorhandenen Baulichkeiten zu einem Wohnhaus für den Vorsteher ein und führte die für die Knaben- und Mädchenabteilung erforderlichen neuen Häuser auf. Am 5. September 1892 wurde in Gegenwart der englischen Beamten und einer großen Anzahl von Eingeborenen feierlich der Grundstein gelegt. Nach indischer Weise verursachte die Leitung und Beaufsichtigung des Baues Lundborg viele Mühe, hatte er doch bis zu 195 Arbeiter unter sich. Wohl war der Arbeitslohn nicht hoch — für einen Maurer 50 Pfennig u. s. w. — aber auch die Arbeitsleistungen waren oft recht gering. Der ganze Bau kostete 12500 Rup. Am 15. Juni 1893 konnte das neue Haus bezogen werden: in langem Zuge, allerlei Geräte tragend, rückten die Kinder voller Freude ein, und bei der Abendandacht konnte der geräumige Betsaal in Benutzung genommen werden. Bald zeigte es sich, daß das Kinderheim seinen Segen hatte: die älteren Knaben, zu Jünglingen heranwachsend, fingen an, die Missionare auf ihren Predigtreisen in die Dörfer zu begleiten und wurden so allmählich für den Evangelistenberuf vorbereitet; die älteren Mädchen halfen bei der Senanaarbeit und dienten auf diese Weise der Mission, oder sie verheirateten sich, und so konnte in den jungen Gemeinden bald christliches Familienleben entstehen. (Fortsetzung folgt.)

Im Hinterland von Kamerun.

Wo immer eine Mission sich unter einem Volke niederläßt, da bringen es die Erfordernisse eines zweckentsprechenden Wirkens mit sich, daß sie sich von vornherein mit den Verhältnissen von Land und Leuten gründlich bekannt macht. Dabei darf sie sich nicht bloß auf die Erkundung ihrer näheren

Umgebung beschränken, sondern sie muß ihr Auge auch in die Ferne schweifen lassen und den Fuß über die nächsten Grenzpfähle hinaussetzen. Demzufolge ist des Reisens und Erforschens viel in der Mission, zumal wenn sie ein neues, bisher unbearbeitetes Feld in Angriff nimmt. Das war der Fall, als die Basler Mission vor mehr als 15 Jahren mit ihrer Arbeit in der deutschen Kolonie Kamerun einsetzte und verschiedene Centren für ihre Tätigkeit daselbst schuf. Der Kreis ihres Wirkens wurde immer weiter, die Zahl ihrer Stationen immer größer. Von Jahr zu Jahr wurden die Missionare zu weiteren Volksstämmen geführt und ihr Arbeitsgebiet dehnte sich immer mehr aus.

So ist die Basler Mission im Jahre 1903 selbst bis ins Hinterland von Kamerun, zum Volksstamm der Bali geführt worden, der seine Wohnsitze jenseits des oberen Croß-Flusses hat, auf der grasreichen Hochebene, die den Südrand von West-Adamaua bildet. Der Stammeshäuptling selbst hat sie dahin eingeladen, und am 19. Mai 1903 zogen die beiden ersten Basler Missionare daselbst auf, um sich bleibend unter diesem Volke niederzulassen. Ihnen ist ein weiterer Mitarbeiter mit seiner Frau später gefolgt. Dem Charakter des Landes nach ist jenes Gebiet mit seinen weiten Grasflächen eine neue Welt, der das Evangelium noch fremd ist und wonach sich der von Norden her vordringende Islam ausstreckt. Der Mission ist damit eine große Aufgabe gestellt, indem sie die dortigen heidnischen Völker unter den Einfluß des Christentums stellen und sie davor bewahren soll, dem Mohammedanismus zur Beute zu fallen.

Inzwischen haben die Missionare dort fleißig Umschau gehalten und nach verschiedenen Richtungen hin kleine Reisen unternommen, um sich über ihr neues Arbeitsgebiet zu orientieren. Eine solche Kundschaftsreise, die von den Missionaren Keller und Ernst in den Südosten angetreten wurde, sollen uns die nachfolgenden Blätter erzählen. Sie hatte vornehmlich den Zweck, die Verbindungslinie zwischen Bali und dem Sanagagebiet, von wo her die Basler Mission unter dem Basa-Volk gegen Norden vordringt, zu erkunden und sodann die Sprachenverhältnisse in jenen Gegenden zu erforschen.

Am 11. April, berichtet Missionar Keller, reisten wir von Bali aus nach dem drei bis vier Stunden entfernten, südlich gelegenen

Dorfe Bapini. Der Weg führte uns teilweise durch Pflanzungen der Bali, teilweise durch eine wechselvolle, mit frischem Grün bedeckte Flur und durch herrliche Gebirgslandschaft. Am Wege blühten duftende Blumen, die mit ihren bunten Farben den hellgrünen Wiesenteppich zierten, in der Nähe und Ferne ragten mächtige Felsen und Gebirgsformen empor, die das Auge erfreuten und das Herz fröhlich stimmten. Das Dorf Bapini selbst hat eine wundervolle, gesunde Lage. In einem Talkessel des Gebirges liegt es anmutig zwischen schattigen Bäumen, die die einzelnen Gehöfte begrenzen. In drei Rinnen rieselt ein Bach mit klarem Wasser von den Bergwänden herab und versieht die Bewohner mit der in Afrika so hochgeschätzten Gottesgabe. Der Häuptling, ein altersschwacher, gebrechlicher Mann, kroch alsbald aus seiner Hütte hervor, um uns in seinem Gehöft freundlich zu grüßen und Palmwein zum Willkomm anzubieten.

Am folgenden Morgen stiegen wir über das Gebirge und befanden uns auf der Höhe in einer großartigen Gebirgswelt. Bergauf, bergab führte uns der Weg über rauschende Bäche, deren Ufer von kleinen Waldbeständen umsäumt waren. Staunend schaute das Auge hinab in tiefe Schluchten und hinauf zu den Höhen steiler Berggipfel. In den Talgründen ließen sich Büffel und Antilopen sehen, die hier ihre fetten Weideplätze haben. Ringsum herrschte feierliche Stille, denn weit und breit war weder eine Ansiedelung noch eine Pflanzung zu sehen. Wir befanden uns in einem hochgelegenen Hügelland, das zu beiden Seiten von zwei Gebirgszügen eingeschlossen und nur nach Süden offen war.

Erst nach vierstündigem Marsch stießen wir wieder auf Pflanzungen und einzelnstehende Hütten. An dem Zaun eines Gehöftes stand eine Frau, die freundlich grüßte. Dann lief sie herzu, fiel vor uns nieder, scharrte mit den Händen den Staub von uns hinweg und segnete unsere Schritte. Wir kehrten schließlich beim Häuptling von Bawatscho ein. Freudestrahlend kam er, mit einem wallenden Hausagewand angetan, auf uns zu und begrüßte uns herzlich. Die Häuser in dieser Gegend sind besonders schön und weisen allerlei Verzierungen auf, sind sauber gehalten und gewöhnlich von Bäumen beschattet. Besonders die Gehöfte der Häuptlinge sind eigenartig angelegt. Man betritt nämlich überall einen großen, geebneten Platz, den Marktplatz, der mit Schattenbäumen bepflanzt ist und sich auf einem Hügelrücken befindet. Von hier fällt das Gelände ab. Unter schattigen Bäumen steigt man zum eigentlichen Häuptlingsgehöft hinunter. Den Abschluß des Weges bildet das querstehende große Wohnhaus des Häuptlings. Rechts und links davon und dahinter stehen zwischen angebauten Gärten die Häuschen

der Weiber, etwa 200 bis 400 an der Zahl. Zäune, die dem Weg entlang errichtet sind, sperren den Zugang zu denselben ab. Ein Erdwall vor der Veranda des Hauptgebäudes leitet das Wasser seitwärts ab. Da der Zutritt zum Häuptlingsgehöft nur vom Marktplatz aus offen ist, so ist derselbe dadurch einigermaßen erschwert. Denn kommt man von der entgegengesetzten Seite her, so muß man das ganze Anwesen mit seinen ca. 400 Hütten und Gärten in großem Bogen umgehen, um zum Häuptling zu gelangen. In unregelmäßigen Abständen sind an den Flanken des Marktplatzes eine Anzahl von Fetischhütten errichtet, deren Inneres entweder eine große Trommel oder einen senkrecht aufgestellten Basaltstein, vor dem einige Schüsseln mit Medizin stehen, beherbergt. Zuweilen sind es kleine Haine, die von einer Mattenumzäunung eingehegt sind. Auch im innern Gehöft des Häuptlings sind solche zu sehen, sowie da und dort auf den Feldern und an den Bächen. Im Freien sind es oft lauschige, anmutige Plätze, unter dem Grün von Bäumen und Bananen versteckt. An diesen Kultusstätten sollen zuweilen Opfer dem „Nyekole", dem Schöpfer Himmels und der Erden, dargebracht werden. Daß darunter auch blutige Tieropfer sind, beweisen die getrockneten Blutspuren an den Trommeln. Diese Trommeln sind zwei bis drei Meter lang und haben 80 bis 100 cm Durchmesser. Das vordere Ende derselben zeigt häufig einen geschnitzten Elefantenkopf, während der hintere Teil aus zwei tiger- oder affenähnlichen Figuren besteht, die in verschiedener Stellung auf das Paukinstrument herniedersehen. Im übrigen gleicht es der Sprechtrommel der Duala-Neger und hat oben denselben Längseinschnitt, durch den die innere Höhlung hergestellt wird.

Als wir am folgenden Tage an Bavotscha vorübergehen wollten, schickte der Häuptling einen Diener an den Weg und ließ uns sagen, ob es denn recht sei, daß ein Freund bei seinem Freunde vorübergehe ohne einzukehren; wir möchten doch bei ihm vorsprechen. Wir gaben den Bitten nach und folgten dem Manne. Kaum waren wir fünf Minuten gegangen, da kam uns schon ein Bote mit einer Kürbisflasche voll süßen Palmweins zu unserer Stärkung entgegen. Am Häuptlingsgehöft angekommen, grüßte uns der Häuptling, ein alter, etwas beleibter Mann. Er brachte auch sofort reichlich Lebensmittel für uns und unsere Leute herbei, sowie drei Ziegen. Ebenso fehlte es nicht an Palmwein. Der königliche Herr wünschte sich ein langes Hausagewand, denn bis jetzt hatte er es nur zu einem Lendentuch gebracht.

Nach einigen Stunden Rast ging es weiter nach Fotisin. Der dortige Häuptling hatte uns etwa zwei Stunden weit Leute mit einer

Kürbisflasche voll Honig entgegengeschickt. Er empfing uns am Eingang seines Gehöfts und bezeugte ungeheure Freude über unsere Ankunft. In kurzer Zeit fanden sich gegen 500 Menschen ein, um uns zu sehen. Ihnen wurde der Bescheid gegeben, sie möchten jetzt nach Hause gehen und sich dort waschen; dann sollten sie am andern Morgen wiederkommen und ihre Weiber sowie Nahrungsmittel mitbringen, denn erst morgen sei der eigentliche Festtag. Inzwischen erhielten wir vom Häuptling ein großes Schwein und verschiedene Lebensmittel.

Am folgenden Tage stellten sich die Leute zahlreich ein. Es wurden Salven abgefeuert und zwar direkt vor die Füße der Volksmenge, die schreiend auseinanderstob. Einzelne Krieger sprangen mit geschwungenen Speeren hin und her und führten zum Schein eine Gefechtsszene auf. Sodann lieh sich der Häuptling von uns einen Schirm, spannte ihn auf und sprang durch die Menge dem Marktplatz zu. Lärmend und schreiend rannte diese hinter ihm drein. Ab und zu blieb er stehen, hielt den Schirm in die Höhe und stieß gellende Rufe aus. Seine Leute umringten ihn und stimmten mit in dieselben ein. Hierauf folgte ein weiterer Sprung vorwärts und die gleiche Szene wiederholte sich. Der Rückweg vollzog sich in derselben Weise. Endlich langte der Häuptling bei uns an, und umringt von der Volksmenge entstand ein betäubender Lärm. Das war unsere offizielle Begrüßung.

Eigentümlich ist hierzulande die Haartracht der Leute. In unzähligen Zöpfchen hängt das zusammengedrehte Haar an den Schläfen und am Hinterkopf bis zum Nacken herab, sodaß nur das Gesicht frei bleibt. Zuweilen ist in dasselbe eine Menge von Kaurimuscheln eingeflochten, so daß das Ganze einer schwarz-weißen struppigen Mütze gleichsieht. Die erste Frau des Häuptlings hatte an den Zopfenden Muscheln, Knöchelchen, Perlen u. a. als Zieraten befestigt, die bei jeder Bewegung klirrend an einander schlugen. Um den Hals trug sie einen etwa 6 cm dicken Ring aus harter Erde, in den bei weichem Zustand Perlen, Muscheln u. a. eingedrückt worden waren. Diesen geschlossenen Ring kann sie natürlich nicht abnehmen und er ist jedenfalls beim Schlafen ein recht unbequemer Gegenstand. Eine andere Frau trug einen mehr als faustgroßen, durchlöcherten porösen Stein als Halsschmuck. Derlei Schmuckgegenstände bilden hier im Hinterland von Kamerun die einzige Kleidung der Frauenwelt.

Auf einem weiteren Tagmarsch durch herrliche Gefilde und bei angenehmer Temperatur, die uns an die Sommermonate der deutschen Heimat erinnerte, gelangten wir nach Basa, einer großen, umfang-

reichen Stadt. Wir betraten das großartig angelegte Gehöft des Häuptlings, an dessen Eingang zwei mächtige Bäume standen. Wie staunten wir über die für afrikanische Verhältnisse überaus stattlichen Gebäude, die aus Stämmen, Palmrippen und Lehm hergestellt waren! Sind sie doch zum Teil 15 m hoch. Das eine im Viereck erbaute Haus hatte 20 m Seitenlänge und war 15 m hoch. Die zahlreichen Verandapfosten, die das mächtige Grasdach tragen helfen, bestanden aus starken Stämmen. Die Tür-Eingänge waren ringsum mit kunstvollen Schnitzereien versehen. Dabei herrschten Figuren von Mensch und Eidechse vor. In einer Fetischhütte war die etwa 2 1/2 m hohe Trommel senkrecht aufgestellt. Auf ihr saß eine geschnitzte Menschengestalt von einem Meter Höhe und grimmiger Miene. In der einen Hand hielt sie ein Schwert, in der anderen ein geschnitztes Menschenhaupt.

Der Häuptling ließ lange auf sich warten. Endlich kam er daher, ein junger kräftiger Mann, mit eigentümlich geschürztem Lendentuch, das von einem behaarten Ledergürtel aus dem Fell eines uns unbekannten, dunkelbraunen Wassertieres festgehalten wurde. Auf dem Kopf trug er eine Zipfelmütze; seine Unterschenkel waren mit Rotholzbrei frisch bestrichen; in der Hand hielt er ein zusammengerolltes altes Heft der „Woche". Auffallend war der Aufputz und das Auftreten von sechs seiner Trabanten, die ein dürftiges Lendentuch und eine bis über die Schultern herabfallende Kapuze trugen, die an einer Zipfelmütze ihren Halt hatte und nur eine kleine Oeffnung für das Gesicht hatte. Diese Leute, die wir von da ab an allen Höfen der Häuptlinge wahrnahmen, heißen „Lali", eine Bezeichnung, die aus den Wörtern „la" (vorbeigehen), und „li" (Schlaf) zusammengesetzt ist und „Nachtwächter" bedeutet. Der Häuptling atmete erleichtert auf, als er hörte, wir seien die „Bücher-Europäer" aus Bali, und versprach, einen Jüngling in unsere dortige Schule zu schicken.

Auf unserm folgenden Tagmarsch wurden wir nicht wenig überrascht. Wir wollten an dem seitwärts gelegenen Bamensu vorüber nach Bantschun gehen. Da schickte der Häuptling von Bamensu einen Boten, um uns zu ihm zu führen. Wir folgten der Einladung und lenkten unsere Schritte dahin. Der Häuptling, ein stattlicher Herr in rotem Lendentuch, kam uns freundlich entgegen und führte uns in sein Gehöft. Die Sauberkeit in demselben, sowie die schönen hohen Gebäude ließen auf ein strammes Regiment schließen. Vor der Wohnung des Häuptlings erhob sich ein prächtiger Thron. Gleich einem deutschen Schilderhäuschen lehnte sich derselbe an die Vorderwand des Hauses. Die hintere Seite des Throns war aus

einer Matte hergestellt, die in ihrem Flechtwerk schwarze und weiße Quadratmuster in schiefer Lage aufwies. An den beiden Seitenpfosten befanden sich je sechs Paar Menschenfiguren, die Mann und Weib darstellten und sich wechselseitig gegenüber standen. Ebenso wechselte die Farbe einer jeden Figur zwischen rot und gelb. In der Mitte des Häuschens erhob sich der Thron selbst, der aus einem einzigen Stück bestand. An seinem unteren Teil zeigte derselbe einen Ring; auf diesem stand ein Leopard mit gespreizten Beinen, und auf seinem Rücken war ein schusterstuhlartiger Tellersitz angebracht. Die Türeinsätze der Häuser zeigten auch hier schöne Schnitzwerke.

Kaum hatten wir uns niedergelassen, da brachte uns der Häuptling Palmwein, Essen und einen großen Elefantenzahn zum Geschenk. Er interessierte sich sehr für unsere Schule und versprach uns ebenfalls, einen Jungen in dieselbe schicken zu wollen. Sowohl er als eine Menge Leute begleiteten uns freundschaftlich zur Ortschaft hinaus. Der Gesang, den wir mit den uns begleitenden Bali-Schülern anstimmten, schien ihm sehr zu gefallen. Beim Abschied legte der Häuptling und sein Sprecher, sowie Br. Ernst und unser Sprecher die Hände übereinander und jeder blies darüber hinweg, zum Zeichen, daß wir im besten Einvernehmen von einander schieden.

Eine ähnliche Ueberraschung wurde uns am folgenden Tage zu teil. Beim Weitermarsch wurden wir zum Häuptling von Bawang gerufen, der uns nicht weniger als sieben Kürbisschalen voll Palmwein, sieben Ziegen und einen Elefantenzahn verehrte. Unser nächstes Ziel war Bantschun, eine Stadt von ungeheurer Ausdehnung. Man hat wohl drei bis vier Stunden zu gehen, bis man all die dazu gehörenden Gehöfte und Gärten hinter sich hat. Hier wie an verschiedenen andern Orten waren wir die ersten Europäer, die den Platz betraten. Auf dem Marktplatz, wo Mais, Erdnüsse, Kolanüsse und andere Landesprodukte verhandelt und zum Teil mit Muschelgeld bezahlt wurden, waren etwa 2000 Menschen beisammen.

Das Menschengewühl rief begreiflicherweise einen ungeheueren Lärm hervor, zumal Neger bei ihrem lebhaften Wesen nichts ohne einen solchen vornehmen können. Als wir den Marktplatz betraten, liefen manche aus Furcht davon. Doch, nachdem sie gesehen hatten, daß wir ohne Gewehr und Speer daher kamen und somit friedliche Leute waren, drängten sich alle neugierig herzu und stellten sich gleich einer beweglichen Mauer rechts und links auf. Wir marschierten grüßend weiter und hinter uns schloß sich die Menge zusammen, die mit dem Speer in der Faust lärmend folgte. Als wir dann Halt machten, sah man nichts als eine wogende Masse von Menschen, die längs am Weg und an den Zäunen stand.

Zitternd und schwer atmend erschien nun auch der Häuptling, den man herbeigerufen hatte. Er führte uns in sein Gehöft und gab uns bereitwilligst, was wir zu unserm Lebensunterhalt nötig hatten. Aber er bezeigte dabei so viel Furcht, daß er sich so oft er nur konnte wieder verzog. Als wir dann nach einigen Hütten für die Nacht fragten, wußte er sich gar nicht zu helfen. Er war deshalb ganz befriedigt, als wir ohne weitere Umstände einige solche im Beschlag nahmen. Erst am andern Morgen, nachdem wir ihm einige Geschenke gegeben und ihm ein Trikothemd angezogen hatten, taute er ein wenig auf.

In den nächsten Tagen hatten wir auf dem Weitermarsch eine wundervolle Fernsicht. Gegen Nordosten lag vor uns das mächtige Bamumgebirge, zu dessen Füßen der Nun seine Gewässer dem Mbam zuführt. In Gangte, dem Endpunkt unserer Reise, erfuhren wir dann auch, daß wir nur noch drei Tagereisen zum Mbam (einem großen, von Nordosten herkommenden Zufluß des Sanaga) und zwei Tagereisen nach Bamum hätten. Nicht wenig überrascht waren wir auch, als wir im Westen den Nlonako und das Manengubagebirge auftauchen sahen, deren Häupter das Küstengebiet von Kamerun grüßen.

Die Stadt Gangte, die wir schließlich erreichten, hat wie auch andere Orte jener Gegend einen Festungsgraben. So bildete seiner Zeit die Befestigung von Bamum eine Schutzwehr gegen die von Norden her kommenden kriegerischen Fula und Hausa. In Gangte, sowie in Bawang und Basosab boten diese Gräben Schutz gegen das gefürchtete Bamum, dessen Bewohner über den Nun herüber Raubzüge machten und Menschenjagden anstellten. Die Spuren hievon sind heute noch nicht verwischt, indem die Bevölkerung von Gangte eine recht dünne ist. Die drei letzten Beherrscher Bamums sollen indes das schlimme Handwerk nicht mehr betrieben haben. Die erbeuteten Sklaven wurden damals über Yabasi ins Küstengebiet von Kamerun eingeführt.

In Gangte wurde wieder mehr Bali verstanden als in den vorher von uns berührten Ortschaften; jedoch es finden sich auch da immer einige Leute, besonders unter den Höflingen, die das Bali einigermaßen verstehen. Der dortige Häuptling empfing uns freundlich und schlachtete uns zulieb sofort einen Ochsen. Doch war er von einer drückenden Sorge umgetrieben, von der er durch unser Kommen entlastet zu werden hoffte. Seit vier Wochen wurde er nämlich von seinem Nachbar, dem Häuptling von Gunlab, bekriegt. Bereits waren acht seiner Männer im Streit gefallen, was in einem Negerkriege, wo es nicht so blutig hergeht wie in der Mandschurei zwischen den Japanern und Russen, schon viel bedeuten will.

Wir sollten ihm nun helfen, die Fehde beizulegen, und es herrschte deswegen in der Stadt allgemeine Freude. Die Lali riefen am Abend in der ganzen Umgegend, selbst auf dem offenen Felde, mit lauter Stimme: Mubang a nin, d. h. ein Europäer ist gekommen! Das sollte auch Gunlab hören und wissen. Wir wollten auch tun, was wir konnten, und schickten am andern Morgen einen Boten nach Gunlab und luden den Häuptling ein, herzukommen, um den Frieden mit ihm zu vermitteln. Aber er ging nicht darauf ein. In den Krieg indes wollten wir doch nicht ziehen und erteilten deshalb dem Häuptling von Gangte nur einige gute Ratschläge. Gefährlich war jedoch der Kriegszustand nicht für uns und wir legten uns ganz unbesorgt am Abend zur nächtlichen Ruhe hin, ohne irgend welche Wächter auszustellen. Denn so hitzig treibt man den Krieg hierzu lande nicht, daß man die Leute um ihre Nachtruhe bringt.

Am andern Morgen schlossen sich unsere Träger dem Kriegszug an. Sie erzählten dann bei ihrer Rückkehr, daß es dabei grausig zugegangen sei. Die Krieger hätten ihre Speere gegen den Feind geschleudert, fürchterlich gelärmt und zuweilen geschossen. Die von Gangte hätten sogar einen Ausfall gewagt und denen von Gunlab einige Bananenstauden umgehauen. Verwundet oder gar getötet sei indes niemand worden. So war denn der Kampf zwischen den beiden feindlichen Parteien ziemlich harmlos verlaufen und von einer blutigen Wahlstatt war nichts zu sehen.

Von Gangte aus traten wir den Rückweg an und wurden dabei gewaltig getäuscht. Denn statt in zwei Tagen, wie man uns gesagt hatte, erreichten wir das südöstlich von Bali gelegene Bagam erst nach vier starken Tagereisen. Ueber die Erlebnisse auf dieser Strecke will ich nur weniges anführen. Wir wurden überall sehr gut aufgenommen und gastfreundlich bewirtet. Auffallend war uns in Mandeng die mannigfaltige Tätowierung der Männer auf Brust und Bauch. Der Häuptling von Bamesing hatte schon früher vier Knaben als Schüler an uns abgegeben, die nun gerade zu Haus in den Ferien waren. Als wir uns der Ortschaft näherten, kamen uns dieselben frohgemut entgegen. Gleich darauf erschien auch der Häuptling mit einer Kürbisschale voll guten Hirsebiers. Er trug ein schönes, mit Stickereien verziertes Hausagewand, das ihm der Bali-König geschenkt hatte. In dem sauberen Gehöft unseres Gastfreundes wurden wir mit Bier und Palmwein traktiert und außerdem beschenkte man uns mit Honig, Mehl, Balibrot, Süßkartoffeln und Bananen. Auch mußte ein Schwein sein Leben lassen. Der Häuptling war hocherfreut darüber, daß seine Söhne die Schule besuchen.

Nachdem wir noch den Häuptling von Bagam gegrüßt hatten, ging der Marsch über das Gebirge unserm trauten Heim entgegen. Es war dies eine anstrengende, aber großartige Tour. Wie herrlich ist es doch auf der Hochebene und in den Tälern dieses Berglandes, wo silberklare Bäche mit ihrem frischen Wasser auf allen Seiten sprudeln und über die Felsen hinab ins Tal stürzen. Dabei die angenehme frische Luft, die über diese Höhen streicht und die erhitzte Stirn kühlt. Ja, in einiger Entfernung von da sollen sogar tags zuvor bei einem heftigen Gewitter und Hagelsturm neun Personen erfroren sein. Glücklich kamen wir zuhause an.

Wohl konnten wir auf dieser Reise in den großen, zahlreichen Städten und Märkten nicht predigen, da wir der Sprache noch nicht mächtig genug sind; aber es war eine instruktive Reise, die uns manchen Aufschluß gewährte. Wir haben auf ihr das Land kennen gelernt und wissen jetzt im allgemeinen Bescheid bis hin zum Sanaga-Gebiet. Die Häuptlinge und ihr Volk kennen nun die Bücher-Europäer von Bali und wissen, daß man von denselben nichts zu fürchten hat. Ja, fast alle Häuptlinge haben so viel Zutrauen zu uns gewonnen, daß sie uns das Versprechen gegeben haben, Kinder ihres Volkes in unsere Schule zu schicken. Kommt dies wirklich zur Ausführung, so dürfen wir hoffen, in fünf bis sechs Jahren aus ihnen Lehrer für das ganze Gebiet zu gewinnen und dadurch die Bali-Sprache zur Geltung zu bringen. Die Landschaften, die wir durchzogen haben, sind ein wasserreiches, fruchtbares Gebiet voll Hügel und Täler, umrahmt vom Bapini-, Banso- und Bamumgebirge und deren Ausläufern. Zudem ist das Land gut bevölkert und seine Bewohner von friedlicher Gesinnung. Kein Wunder, daß sich im Blick auf dieses schöne, verheißungsvolle Arbeitsfeld die Bitte auf unsere Lippen legte:

Schau auf deine Millionen,
Die noch im Todesschatten wohnen,
Von deinem Himmelreiche fern!
Seit Jahrtausenden ist ihnen
Kein Evangelium erschienen,
Kein gnadenreicher Morgenstern.
Glanz der Gerechtigkeit,
Geh auf, denn es ist Zeit!
Zieh uns voran
Und mach uns Bahn,
Gib deine Türen aufgetan!

François Coillard.

Mit Bild.

Unter den christlichen Heldengestalten, die uns in der neueren Missionsgeschichte entgegentreten, nimmt der am 27. Mai 1904 verstorbene Gründer der Sambesi-Mission, François Coillard, unstreitig einen Ehrenplatz ein. Sein Leben und Wirken, das einzig und allein dem Wohl der afrikanischen Volksstämme galt, bietet sozusagen ein Stück Missionsromantik dar, das aber vom Schimmer eines höheren Lichtes verklärt ist. Es ist deshalb die Versenkung in dieses Leben eine wahre Erquickung, denn es stellt in der Persönlichkeit von Coillard einen Streiter Christi dar, der an die edelsten Repräsentanten der alten tapfern Hugenotten, deren Blute er entstammte, erinnert. Kein Wunder, daß derselbe den evangelischen Christen französischer Zunge längst ans Herz gewachsen war; aber er ist es wert, daß auch die Missionskreise des germanischen Stammes ihn nicht nur dem Namen nach kennen, sondern sich mit seiner Persönlichkeit und seinem Wirken näher bekannt machen. Hiezu bietet uns ein soeben erschienenes Büchlein seine Dienste als Führer an.*)

Es verlohnt sich, ihm zu folgen, denn der Verfasser der Lebensskizze, ein Basler Theologe, hat dieselbe mit viel innerer Wärme und lebhaftem Interesse an der Geschichte seines Helden geschildert. Er hat es besonders verstanden, den aus den französischen Quellen wehenden frischen Geist auf seine deutsche Darstellung zu übertragen; die geschichtlichen und ethnographischen Parteien, sowie die Schilderung der verschiedenen abenteuerlichen Reisen sind deshalb von dramatischer Anschaulichkeit.

Im jugendlichen Alter von noch nicht ganz 23 Jahren zog der am 17. Juli 1834 geborene Coillard 1857 hinaus auf's südafrikanische Missionsfeld. Er fand zunächst seinen Arbeitsposten unter den Basuto, die damals gerade im Kampf mit den Buren lagen. Nach dem Friedensschluß gründete er die Station Leribe in einem wilden, abgelegenen Bergland und verheiratete sich mit einer edlen Schottin, die mit ihm alle Mühsale und Entbehrungen des Missionslebens in der hingebendsten Weise geteilt hat. Stürmische Zeiten folgten.

*) François Coillard, der Apostel der Sambesi-Mission. Von Gustav Peyer. Mit 6 Bildern und zwei Karten. Basel, Missionsbuchhandlung 1905. Broschiert Fr. 1. 50, gebunden Fr. 2.25.

Zwischen den Buren und den Basuto brach 1865 ein neuer Krieg aus, der sich zu einem Rassenkampf gestaltete und drei volle Jahre währte. Durch dieses Hagelwetter wurden die Pariser Stationen zerstört und die Missionare vertrieben. Coillard fand während dieser Zeit seine Wirksamkeit in der englischen Kolonie Natal, wo er in Pietermaritzburg eine Gemeinde pastorierte. Dann übernahm er die Leitung einer Station im Betschuanenland. Die Reise dahin währte volle $2^1/_2$ Monate und bildete mit ihren Strapazen und Abenteuern ein Vorspiel zu der Odyssee, die Coillard noch erleben sollte.

Nach dem Friedensschluß (1869) kehrte Coillard 1870 nach Leribe zurück und baute dieses wieder auf. Aber schon nach wenigen Jahren wurde er von der Missionskonferenz des Basutolandes mit der Leitung einer Expedition in die Regionen zwischen dem Limpopo und dem Sambesi betraut, wo ein Arbeitsfeld für die Basutogemeinden erkundet werden sollte. Im April 1877 trat er in Begleitung seiner Frau, einer Nichte und vier Evangelisten die abenteuerliche Reise an. Sie führte zunächst durch die Einöden von Nord-Transvaal und über den Limpopo hinüber ins Gebiet der Banyai und der wilden, kriegerischen Matabelen, deren Fürst Lobengula den Missionar gefangen nehmen und nach seiner Residenz Buluwayo schleppen ließ. Er erhielt zwar freien Abzug, aber von einer Niederlassung im Maschonaland konnte keine Rede sei.

Coillard begab sich nun ins Betschuanenland zu König Khama, um den Rat der dortigen Missionare zu hören. Diese machten ihn auf die Barotse am Oberlauf des Sambesi aufmerksam, die das im Basutoland gesprochene Sesuto verstanden. Dieser Umstand bewog ihn, das obere Sambesital als ein für die Basutogemeinden geeignetes Missionsfeld ins Auge zu fassen.

So zog er denn wieder nach Norden. Am 20. Juli 1878 erreichte die Karawane die Niederlassung Leschoma, die nur noch wenige Tagereisen vom Sambesi entfernt lag. Aber Coillard und seine Begleiter mußten sich hier einige Monate gedulden, bis die Erlaubnis des Barotsekönigs Lewanika zur Weiterreise eintraf. Endlich durften sie den Sambesi kreuzen und das Land erkunden. Was sie da sahen und hörten, erinnerte sie an ihr Basutoland, und es schien deshalb Coillard dieses Gebiet wie prädestiniert zum Missionsfeld der Basutogemeinden. Das mörderische Klima forderte allerdings schon damals auf jener Kundschaftsreise seinen Tribut, indem zwei der Evangelisten dem Fieber erlagen und Coillard selbst lebensgefährlich erkrankte; aber die Gräber am Sambesi wirkten nicht entmutigend, sondern sie erschienen ihm als Besitztitel für das einzunehmende Land.

Im Sommer 1879 traf die Expedition wieder im Basutoland ein. Aber freilich, von einer sofortigen Inangriffnahme der Mission am Sambesi konnte nicht die Rede sein. Weder die finanziellen Mittel, noch die persönlichen Kräfte der Basutogemeinden reichten hiefür aus, zumal man anfangs das neue Arbeitsfeld in nicht so beträchtlicher Entfernung, im Norden von Transvaal unter den Banyai in Aussicht genommen hatte. Coillard beschloß deshalb nach Europa zu reisen, um die Pariser Gesellschaft für das neue Projekt zu gewinnen und die nötigen Mittel in der Heimat aufzubringen.

Coillard traf mit seiner Frau im März 1880 in Paris ein und trat dann seinen Kreuzzug für Afrika an. Er zog durch Frankreich, Schottland, Holland, Belgien und die Schweiz, von Stadt zu Stadt, um mit der Beredsamkeit eines Bernhard von Clairvaux die Herzen für das Werk der Sambesimission zu gewinnen. Er brachte auch glücklich die von ihm erbetenen 100 000 Fr. zusammen, nachdem ein englischer Freund allein 25 000 Fr. dazu beigesteuert hatte. Seine Mitarbeiter erhielt er in der Folgezeit hauptsächlich aus der französischen Schweiz und den Tälern der Waldenser.

Bei seiner Rückkehr nach Südafrika, August 1882, fand Coillard seine ehemalige Station Leribe in Ruinen, und auch die Gemeinde war zum Teil verwüstet. Die Basuto hatten die Waffen gegen die Engländer erhoben und die Kriegsfurie hatte das ganze Land verheert. Demzufolge konnte Coillard erst im Januar 1884 daran denken, den Aufbruch nach dem Sambesi zu wagen. Er war bereits 50 Jahre alt, als er noch einmal zum Pilgerstabe griff, aber noch besaß er eine jugendliche Elastizität des Geistes und des Körpers.

So zog er denn mit seiner Frau, seiner Nichte und zwei Evangelisten aus. Ein Schweizer und zwei Schotten schlossen sich ihm als Mitarbeiter an. Die Reise, beim Beginn der Regenzeit angetreten, gestaltete sich zu der denkbar schwierigsten, und es gab nicht nur ungeheure Strapazen, sondern auch allerlei Gefahren zu bestehen. Das Schreckgespenst des Hungers tauchte auf und eine Seuche raffte einen Zugochsen um den andern dahin. Scharen von Geiern kreisten Tag und Nacht um das Lager und stritten sich um das Aas. Erst nach unsäglichen Mühsalen erreichte man Schoschong, die Residenz des christlichen Königs Khama.

Dann ging's durch die Kalahari-Wüste dem ersehnten Ziele zu. Aber am Sambesi angekommen, wurde den Reisenden ein frostiger Empfang zuteil, und als sie über den Strom gesetzt waren, mußten sie wochenlang unter den größten Geduldsproben in Sescheke liegen bleiben. Inzwischen war in der Residenz eine Revolution ausgebrochen und der grausame, hinterlistige König Lewanika hatte durch

die Schilderhebung seiner Großen Thron und Land verloren. Dadurch war die geplante Sambesi-Mission in Frage gestellt; denn ist schon die Pionierarbeit des Missionars in einem wildfremden heidnischen Lande in ruhigen Friedenszeiten schwierig genug, so ist sie geradezu unmöglich, wenn dessen Bevölkerung vom Wirbelsturm der Revolution erfaßt ist und sich am Blute der Erschlagenen berauscht.

Coillard kehrte deshalb wieder über den Sambesi zurück und schlug sein Standquartier in Leschoma auf. Hier erhielt er vom jungen König der Revolutionspartei die Einladung, nach der Hauptstadt Lealuyi zu kommen. Coillard folgte derselben und fuhr im Kanoe den Sambesi hinauf, eine Fahrt, die wegen der Stromschnellen und Katarakte nicht ohne Gefahr war. Fast wäre er auch dabei verunglückt. In Lealuyi wurde ihm zwar ein großartiger Empfang zuteil, aber die Verhältnisse des Landes waren zerrüttet und unsicher. Bedrückten Herzens kehrte Coillard im Februar 1885 nach Leschoma zurück. Schließlich wagte er es doch, nach längerer Wartezeit im August 1885 über den Sambesi zu setzen und sich in K a z u n g u l a niederzulassen. Damit war man endlich im Barotse-Land eingerückt.

Trübe, schwere Zeiten folgten. Der vertriebene Lewanika bemächtigte sich aufs neue des Thrones und stürzte den bisherigen Schattenkönig. Diese Gegenrevolution hatte das entsetzlichste Blutvergießen zur Folge. Trotz dieser Schreckenstage wagte sich Coillard aufs neue in die Hauptstadt und machte dem König seine Aufwartung. Dieser fand sich bereit, die Mission in seinem Gebiet zu dulden, und so wurde das fieberschwangere, von Mord und Krieg heimgesuchte Land endgültig von dieser besetzt.

Unter den schwierigsten Verhältnissen und unter den größten Opfern leitete von da ab der unermüdliche, für seine Aufgabe begeisterte Coillard das kleine Werk im Sambesi-Tal. Zur Anfangsstation Sescheke sind im Laufe der Jahre noch sieben weitere Stationen hinzugekommen, darunter eine solche in der Hauptstadt. Coillards Liebesmühe gelang es auch, günstig auf die Gesinnung des Königs Lewanika einzuwirken, und wenn derselbe auch kein Christ geworden ist, so hat doch der Thronfolger Litia die Taufe empfangen. Auch neue Mitarbeiter sind je und je in die Sambesi-Mission eingerückt, aber immer und immer wieder hat das Klima furchtbare Lücken gerissen. Den schmerzlichsten Verlust aber erlitt Coillard durch den Heimgang seiner wackern Frau, die am 28. Oktober 1891 dem Fieber erlag. Noch einmal trat der mehr als Sechzigjährige 1896 [illegible] die europäische Heimat an, um hier weitere Ar- [illegible] erqischerer Fortführung der Sambesi-Mission [illegible] und begleitet von einer großen Schar

Mitkämpfer zog er wieder hinaus. Aber aufs neue senkten sich die Schatten des Todes auf das mutige Häuflein und Coillard mußte ein Mitglied nach dem andern hinsinken sehen. Und nun ist er selbst, der Führer im Streit, durch das mörderische Klima dem Werke entrissen worden. Dieses aber hat er in seinem Testament der evangelischen Kirche Frankreichs als heiliges Vermächtnis hinterlassen. Wir hoffen, diese werde auch das Andenken Coillards ehren und dasselbe mit tapferem Mut weiter führen.

Rundschau

über die Brüdermission im Jahre 1904.

Von Prediger Bechler in Herrnhut.

Nur zwei Jahre noch, und die Brüdergemeine darf auf eine 175 jährige Missionstätigkeit unter den Heiden zurückschauen. Das Bild ihrer beiden ersten, zu Fuß von Herrnhut ausziehenden Sendboten ist zu bekannt, als daß daran erinnert werden dürfte. Die Leser wissen auch von den opferreichen Mühen ihrer Nachfolger, „Seelen für den Herrn zu gewinnen“ unter Negersklaven, Eskimo, Hottentotten und Indianern, sie wissen, daß die Brüdermission ihre Arbeit schon nach wenigen Jahrzehnten auf alle Weltteile außer Australien ausgedehnt hatte. Auch die mannigfachen Behinderungen der Wirksamkeit von außen und innen sind vielfach bekannt. Kein Wunder daher, daß nach den ersten 75 Jahren nur etwa 25000 Heiden in die christliche Kirche hatten aufgenommen werden können. Wie erhebend dem gegenüber ein Blick auf die Fortschritte der Arbeit in den letzten Jahrzehnten! Nehmen wir nur folgende Ziffern:

Die Brüdermission zählte Stationen

	Stationen		Missionare		Sonstige eingeb. Hilfskräfte		Getaufte	Getaufte und Taufbewerber	Schüler
	Haupt-	Außen-	weiße	eingeb. ordin.	männl.	weibliche			
Ende 1883	99	15	144	17	934	651	74535	79021	16590
Ende 1893	122	26	173	23	1123	733	89789	93246	23728
Ende 1903	137[1])	89[2])	200[3])	24	1040	689	94995	100371	24576

[1]) Im letzten Jahrzehnt sind die 6 grönländischen und 3 Indianerstationen in Nordamerika aus dem Verband unsrer Mission geschieden, sowie Ebenezer in Australien.

[2]) Dazu kommen noch 289 Predigtplätze.

[3]) Darunter 41 Theologen, 3 Aerzte, 23 Kaufleute und 8 Handwerker. Die 12 unverheirateten Schwestern, darunter 4 Diakonissen und 2 Senanaarbeiterinnen, sind natürlich nicht gezählt.

Zum erstenmal also hat die Zahl der Pflegebefohlenen der Brüdermission im Jahre 1903 die 100 000 überschritten. Wir wollen gewiß nicht mit Zahlen glänzen. Aber wir dürfen uns freuen, wenn durch solche greifbaren Erfolge das größte Gotteswerk der Rettung von Seelen sich vor seinen Widersachern legitimiert. Und auch das darf den Missionsgegnern immer wieder vor Augen gehalten werden, daß noch gar mancher Einfluß der Mission nicht gezählt, sondern nur gewogen werden kann, ja daß die Arbeit der Pioniere des Christentums ins Heidenland eine Kultur hinausträgt und auf dem Gebiet des Handels, des Gewerbes, des Handwerks, der Industrie, der Heilkunde und der Pädagogik Resultate erzielt, welche sich die Anerkennung aller besonnenen Kritiker erwerben müssen.

Auf einen Punkt des Fortschritts der Brüdermission legen wir noch den Finger. Es konnten im letzten Jahrzehnt (1895—1904 incl.) 30 neue Hauptstationen*) gegründet werden. Zu statten kam uns bei dieser Ausbreitung des Werkes das Morton-Vermächtnis. Dies war und ist eine dankenswerte Hilfe. Es hat uns aber, weil nur zur Gründung ganz neuer Posten und Anlagen bestimmt, auch in manche Zwangslage versetzt und zu Ausgaben genötigt, welche die laufende Rechnung belasteten. Schon seit einer Reihe von Jahren und gegenwärtig wieder sehen wir uns einem sehr bedeutenden Defizit gegenüber.

Es ist zur Zeit (Dezember 1904) durch die Opferwilligkeit der Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine von etwa 200 000 auf 160 000 Mark gemindert worden; die Lage unserer Finanzen bleibt aber noch immer drückend. Näher auf sie einzugehen, kann hier nicht der Ort sein, im Novemberheft des Brüdermissionsblattes ist es in eingehender Weise geschehen. Wir weisen nur auf die allgemeine Tatsache hin, daß die Ausgaben auf sämtlichen Gebieten gestiegen sind und die zwar ebenfalls (um 100 000 Mark) gestiegenen Einnahmen auf den Missionsfeldern mit den Ausgaben doch nicht gleichen Schritt hielten. Wir erinnern im einzelnen an die politisch

---

*) Interesses halber setzen wir ihre Namen und Gründungsjahre her: Labrador 2: Maggovik 1896, Kikkertaujak 1904; Alaska 1: Quinhagamut 1903; Kalifornien 2: Martinez 1896, Rincon 1902; Moskito 3: Wasla 1896, Sandy Bay 1896, Kap Gracias a Dios 1900; Demerara 1: Queenstown 1903; Westindien 2: Burton Grove (Antigua) 1900, Belmont (Trinidad) 1904; Suriname 4: Groningen 1895, Potribo 1896, Gr. Chatillon 1898, Kulistation Paramaribo 1903; Südafrika-West 2: Port Elizabeth 1898, Seaview 1903; Deutsch-Ostafrika, Nyassa 3: Utengule 1895, Mbozi 1899, Isoko 1899; Unyamwesi 5: Urambo 1898, Kitunda 1901, Sikonge 1902, Ipole 1903, Kipembabwe 1904; Himalaya 3: Simla 1899, Kalatse 1899, Chini 1900; Australien 2: Weipa 1898, Archer 1904.

wie wirtschaftlich unsichere Lage unserer Moskitomission, sowie an die Heimsuchungen durch schwere Erkrankungen einer größeren Anzahl von Missionaren in Suriname, Himalaya und Deutsch-Ostafrika, die unvorhergesehene Europareisen nötig machten. In der Zukunft hoffen wir ja allmählich eins der älteren Gebiete nach dem anderen finanziell selbständig stellen zu können — daß zwei derselben diesem Ziele sehr nahe gekommen sind, werden wir hören —, bisher war das noch unmöglich. Doch genug. Ein Wort zu unserer gegenwärtigen Finanzlage mußten wir sagen. Mehr aber wollen wir nicht reden. Denn wir möchten ja nicht den Anschein erwecken, als sei nur die Brüdermission in finanzieller Not. Das ist keineswegs der Fall. Was wir im Oktoberheft unseres Missionsblattes durch statistische Aufstellungen zeigten, wiederholen wir auch hier: Die meisten größeren deutschen Missionsgesellschaften (Basel, Berlin, Barmen, Leipzig) befinden sich in gleicher Lage. Wünschen wir ihnen und uns Gottes und der Menschen reiche Hilfe!

Und nun treten wir unsern Rundgang durch die überseeischen Arbeitsfelder an:

I. Die drei größten Missionsgebiete der Brüdergemeine: Westindien mit Demerara, Suriname und Südafrika-West.

Unser ausgedehntestes und zugleich ältestes Missionsgebiet ist **Westindien.**

Bekanntlich entsandte die Herrnhuter Gemeine ihre ersten Boten im Jahre 1732 nach St. Thomas. Von den dänischen Inseln wurden später noch St. Jan und St. Croix in den Arbeitsbereich gezogen, von den englischen Eilanden: Jamaika, St. Kitts, Antigua, Barbados, Tabago und Trinidad, letzteres erst 1889. Selbstverständlich trägt das Werk auf jeder dieser Inseln sein eigentümliches Gepräge. Wir können des Raumes wegen hier nur auf einige allen gemeinsame Züge eingehen. — Westindien befindet sich in einer Uebergangszeit. Es vollzieht sich dort die Wandlung vom Missionsfeld zum organisierten und zwar selbständigen Kirchenkörper.

Nachdem schon ein Jahrzehnt nach der Sklavenemanzipation die General-Synode der Brüderkirche im Jahre 1848 die einst zu erreichende Selbständigkeit dieser Inseln und damit die Ablösung von der heimatlichen Leitung mit Bewußtsein ins Auge gefaßt hatte und die Vorarbeiten, (Seminargründung, Erhebung kirchlicher Abgaben, Gemeinde-Organisation) zum Abschluß gekommen waren, tat die Synode von 1879 den ersten entscheidenden Schritt in dieser Richtung. Es wurden zwei Missionsprovinzen geschaffen, die als Westindien-West (Jamaika) und Westindien-Ost (die kleinen Antillen) unter-

schieden wurden, diesen nun eine verfassungsmäßig freiere und der Zentralbehörde gegenüber unabhängigere Stellung gegeben und ihr zugleich ein jährlich um $^1/_{10}$ abnehmendes Fixum aus der allgemeinen Missionskasse zugewiesen, um sie auch zur finanziellen Selbständigkeit zu erziehen. Man hoffte, das Ziel in ein oder zwei Jahrzehnten zu erreichen. Diese Hoffnung erfüllte sich aber nicht. Ueber ganz Westindien brach bekanntlich infolge des Wettbewerbs des europäischen Rübenzuckers gegenüber der Zuckerrohrindustrie eine wirtschaftliche Krisis herein, die den allgemeinen Wohlstand derart herabdrückte, daß es auch unseren Gemeinen trotz geradezu staunenswerten finanziellen Leistungen (auch die Missionare verzichteten verschiedentlich auf bedeutende Bruchteile ihres Gehalts) ganz unmöglich machte, den gesamten Aufwand für den Unterhalt der Kirche selbst zu bestreiten. Einer anderen Kirchengemeinschaft sich anschließen wollten die Gemeinglieder aber durchaus nicht, (die Finanzen jener standen übrigens auch nicht besser) so blieb den letzten Generalsynoden 1889 und 1899 nichts übrig, als wieder neue Zuschüsse aus der Zentralkasse der Heimat zu gewähren. Es handelt sich übrigens nur um 36000 Mk. gegenüber der Summe von mehr als 300000 Mk., welche die westindischen Gemeinen selbst aufbringen. Letzteres ist eine ganz namhafte Leistung, wenn man bedenkt, daß nicht Handel oder Gewerbe dazu helfen, sondern abgesehen von geringen Fonds und von der Regierungsunterstützung für die Schulen, die Kollekten und festen Beiträge der Kirchglieder. Für die Zukunft steht zu hoffen, daß die wirtschaftliche Lage Westindiens sich bessert, denn von seiten der Regierungen wie einiger Gesellschaften sind auf mehreren Inseln in anerkennenswerter Weise Anstrengungen gemacht worden, um neue Erwerbszweige ins Leben zu rufen und nach und nach eine wirtschaftlich gesunde Landbevölkerung heranzubilden. Man will durch Anbau von Baumwolle, Kakao, Bananen, Ananas und anderer Früchte die auf einigen Inseln jetzt noch ausschließlich betriebene Zuckerrohrkultur ersetzen und dadurch glücklichere Verhältnisse schaffen. Ueberdies arbeiten unsere Missionare und Gemeinen mit erneuter Energie daran, von der allgemeinen Kasse ganz los zu kommen, um nicht noch länger den Vorwurf hören zu müssen, sie hinderten die Ausdehnung der Brüdermission in den eigentlichem Heidenländern. So ist gegründete Aussicht vorhanden, daß im Jahre 1909 wenigstens das östliche Westindien die volle finanzielle Selbständigkeit erlangt haben wird. — Nach der Seite der Selbstverwaltung aber wurde den beiden westindischen Provinzen bereits 1899 eine weitgehende Unabhängigkeit zugestanden. Abgesehen von einem Veto, das sich die heimatliche Missionsdirektion vorbehielt, erhielten sie ihre eigene Provinzial-Synode

und für die synodale Zwischenzeit einen Verwaltungskörper, der aus drei gewählten Missionaren besteht und Provinzial-Aeltesten-Konferenz genannt wird. — Am längsten wird es dauern, bis das Ziel der Selbsterbauung erreicht ist. Es ist aber auch auf diesem Gebiet das Höchstmögliche geleistet worden. Zu dem bereits 1842, also wenige Jahre nach der Sklavenbefreiung, gegründeten Lehrerseminar trat 1855 eine Lehrerinnenbildungsanstalt im Osten (Antigua) und 1861 eine zweite im Westen (in Jamaika), sowie 1876 ein theologisches Seminar. Mit Ordinationen von Eingeborenen hatte man schon 1854 und 1856 die ersten Anfänge gemacht, die entschieden ermutigend ausfielen. Heute stehen in Westindien neben 26 weißen 14 farbige ordinierte Missionare an der Arbeit (in Jamaika 11+5, im Osten 15+9). Noch schneller in dieser Richtung vorzugehen, wäre verwegen, verbietet sich aber auch durch die sozialen Verhältnisse. Es gilt vielmehr erst, das ganze sittliche und gesellschaftliche Niveau des Volks zu heben. Daß dies noch nicht auf der Höhe ist, ja vielfach ein recht trübes Bild zeigt, ist nach der sittlichen Begriffsverwirrung, die man aus der erst zwei Menschenalter zurückliegenden Sklavenzeit mit herübernahm, durchaus nicht zu verwundern. Das Leben in vielen westindischen Gemeinen steht indes schon jetzt höher, als in mancher Dorfgemeinde der Heimat, ja es wird neben allen Klagen über herrschenden Aberglauben und Sünden gegen das 6. und 8. Gebot durchgängig rühmend hervorgehoben ihre Opferwilligkeit, Gastfreundschaft, Liebe zu Gottes Wort, Anhänglichkeit an die Kirche und der Eifer, wenn möglich für den Herrn etwas zu tun. Beweise für letztgenannte Tugend hat es in den letzten Jahren mannigfache gegeben. Da sind z. B. in St. Croix und Tabago, sowie in der Hauptstadt Jamaikas (Kingston) neun Kirchen erbaut und Gemeinen gegründet worden, ohne daß die allgemeine Missionskasse herangezogen wurde; und auf der Insel Trinidad ist vor 10 Jahren ein ganz neues Werk begonnen worden. Man wollte den dort Verdienst suchenden Christen unserer Tabago-Gemeinen nachgehen und durch sie einen Grundstock zur Bildung neuer Gemeinen erhalten. Diese Erwartungen haben sich erfüllt. Ja, ständen die Mittel zur Verfügung, so würden sofort in Porto Rico, Haiti, San Domingo neue Arbeiten eröffnet werden, denn das ist letztlich die empfindlichste Folge der wirtschaftlichen Kalamität, daß die Zahl der Auswanderer auf den kleinen Antillen überraschend zunimmt. Allein die Insel St. Kitts soll im letzten Jahr 3000 Menschen verloren haben. Zielpunkt der Auswandernden ist New York, Bermudas, San Domingo und St. Lucia. Viele siedeln sich an dem neuen Wohnorte an und kehren nie wieder zurück, gehen also unserer Missionskirche

verloren. Außer in Trinidad war es noch an zwei Punkten möglich, diesen Leuten nachzugehen, ja sie zu sammeln und neue Gemeinen zu bilden: in Demerara — davon nachher — und in New York, wo sich der bestehenden deutschen und englischen Brüdergemeine in jener Stadt als dritte eine Negergemeine angeschlossen hat, die aus solchen westindischen Heidenchristen besteht und nun unserer amerikanischen Brüderkirche angeschlossen ist. In der Tat ein interessantes Ineinandergreifen von Heidenmission und Heimatkirche, wieder ein Beleg für den auf die sendende Gemeine rückwirkenden Segen ihrer Missionsarbeit.

Unsere Westindische Mission zählte am Schluß des Jahres 1903 40000 Pflegebefohlene, die auf **45** Haupt- und **25** Nebenstationen von 40 Missionaren bedient werden. In den letzten Wochen des Jahres 1904 weilten wir mit unserer Fürbitte in besonderer Weise in ihrer Mitte, denn es feierten zwei Inselmissionen, diejenige in Jamaika und St. Jan, das Jubelfest ihres 150 jährigen Bestehens. Mit gebeugtem Dank gegen den großen Missionskönig durften wir preisen, was er in Westindien getan: Eine ganze große Inselwelt ist heut für Christum gewonnen.

Ein Ableger unserer großen alten Westindischen Mission ist die kleine in Britisch Guyana oder **Demerara**, westlich von Suriname gelegen, wo wir von zwei Haupt- und einer Außenstation aus bis jetzt rund 1000 Neger kirchlich versorgen, von denen Ende 1903 910 getauft waren. Dieses Werk beansprucht ein eigenartiges Interesse. Es ist nämlich von Anfang an (1878) ganz selbständig von einem eingeborenen Missionar (einem Jamaika-Neger) geleitet worden, dem seit Jahresfrist ein zweiter ordinierter Westindier (von den kleinen Antillen) zur Seite steht. Es ist diese selbständige Direktion eines Missionsgebietes durch einen Eingeborenen ein höchst erfreulicher Beweis für die Entwickelungsfähigkeit der Neger. Und dies nicht nur auf kirchlichem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Denn die äußere Verwaltung, die Führung des Kassenwesens, die Ausübung von Ordnung und Zucht — das sind ja die Dinge, welche ein Neger am schwersten zu lernen scheint. Unser Demerara-Missionar Dingwall tut auch darin sehr gute Arbeit. Er hat aus Anlaß der Feier des 25 jährigen Bestehens der Demerara-Mission den Bau einer neuen Kirche in der Hauptstadt des Landes, sowie die Organisation einer dritten Gemeine in die Hand genommen und beides trefflich ausgeführt. Er ist daneben ein auch von den Geistlichen der anderen Kirchen des Landes geachteter Mann und hat sich bei Gelegenheit von Visitationen an Ort und Stelle, wie bei seinem Besuch der Generalsynode der Brüderkirche im Jahre 1899 in Herrnhut

— bekanntlich der ersten, der Negergeistliche (drei an der Zahl) beiwohnten — ebenso tüchtig wie demütig gezeigt. In diese Arbeit in Demerara wurde die Brüdergemeine durch einen Plantagenbesitzer gerufen, auf dessen Gütern (wie auch sonst im Lande) viele westindische Neger in Arbeit standen. Das Werk hat sich aber durch Wortverkündigung auch an Heiden zu einer echten Mission entwickelt. Wären Mittel zur Hand, so ließ sich die Arbeit auf Kulis, Chinesen und Portugiesen ausdehnen. Leider stellten in letzter Zeit verschiedene Plantagen ihren Betrieb ein. Daher ging einerseits das ganze Land wirtschaftlich zurück, andererseits verfielen die Entwässerungsanlagen, so daß die Stranddistrikte mehr und mehr versumpften. Eine Folge war auch die Verarmung der Bevölkerung. Dem gegenüber ist die Möglichkeit eines Verdienstes in den Goldfeldern am oberen Demerara mit Freuden zu begrüßen. Dadurch aber ist der männliche Teil der Gemeinen vielfach genötigt, von Hause abwesend zu sein und seine kirchliche Versorgung erschwert. Immerhin ist der Zustand der Christen erfreulich. Sie erbauen sich z. B. im Urwalde vielfach selbst.

Das zweitgrößte Missionsfeld der Brüdergemeine ist die Westindien benachbarte holländische Kolonie **Suriname** oder holländisch Guyana am Nordrand des südamerikanischen Festlandes. Hier finden sich auf 18 Haupt- und 25 Außenstationen, von denen aus noch 40 Predigtplätze bedient werden, 29 400 Heidenchristen, einschließlich der Taufbewerber 30 000 Pflegebefohlene, die durch 43 Missionare (34 ordinierte und 5 noch nicht geweihte europäische, sowie 4 ordinierte Neger) kirchlich versorgt werden. (Noch vor 9 Jahren zählte man nur 22 Haupt- und 4 Außenstationen mit 27000 Getauften.)

Es gehört auch diese Mission zu den ältesten, denn bereits 1739 ließen sich die ersten Brüder in der Hauptstadt Paramaribo nieder, um neben dem Betriebe einiger Geschäfte, deren Ertrag ihren Unterhalt decken sollte, Gottes Wort zu verkündigen. Erst nach Zerstörung der im westlichen Landesteil betriebenen Arawakenmission (1763) konzentrierte sich die Arbeit auf die Neger, und erst wieder 1776 gestattete die Regierung Neger-Taufen. Von da an also datiert eine eingehende, geordnete Missionstätigkeit. Und auch diese war noch vielfach behindert, weil die Missionare es auch hier über ein Jahrhundert lang mit Sklaven zu tun hatten. Erst 1863 erfolgte deren Freilassung. Damit ist gegeben, daß wir auch im Blick auf dieses Arbeitsfeld uns nicht wundern dürfen, wenn *die* Ziele der Mission, die man etwa nach hundertjährigem Betriebe unter *freien* Völkern erwarten darf, noch nicht erreicht sind. Der surinamesche Neger ist ja noch heute nicht so weit in Zivilisation und christlicher Sitte gefördert, wie sein westindischer Nachbar unter englischem Re-

giment. Die Masse des Volkes ist zur Selbständigkeit noch längst nicht reif. Gerade auf diesem Gebiet vollzieht sich aber gegenwärtig ein Wandel. Dazu trägt natürlich zunächst der Umstand bei, daß sich der Gesichtskreis erweitert in dem Verhältnis, als man sich von der Sklavenzeit entfernt, weiter hilft dazu die Vermischung mit den zuwandernden Völkerstämmen Asiens (Ostindiern, Chinesen und Javanen), die als Arbeiter eingeführt werden und selbstverständlich neue Ideenkreise mitbringen, endlich aber sprechen äthiopische Einflüsse mit, die wie in Afrika und Amerika, so auch hier spürbar werden und um die Entfernung der Weißen aus dem Lande zu ermöglichen, den Schwarzen zum Ansporn werden, Bildung und Zivilisation in sich aufzunehmen. Diese Entwicklung wird schneller vor sich gehen, als dies unter den früheren Verhältnissen des Landes möglich gewesen wäre. Es drängt sich nämlich heutzutage die gesamte Bevölkerung Surinames, die übrigens nur 60 000 Seelen beträgt, in der Hauptstadt zusammen. Das kam so: mit der Sklavenzeit hörte für den Neger die Verpflichtung zur Arbeit auf. Sie erschien ihm seitdem entwürdigend, sein Charakter neigt ohnehin nicht zu Kraftanstrengungen, Besitztum fehlte ihm, so zog er weit weg vom Schauplatz seines Frondienstes „in die Stadt“. Manchen trieb es auch noch aus der Nähe des Missionars hinweg, um dessen Warnungen zu entgehen. So stehen wir seit einem reichlichen Jahrzehnt in Suriname vor der Tatsache, daß sich dort eine Volkskirche gebildet hat, deren größere Hälfte (16000 Christen unserer Mission) in der Hauptstadt zusammenlebt. Noch ehe wir mit kirchlicher Organisation dieser Entwicklung nachkommen konnten, hatten unter der Jugend Weltsinn und Gleichgültigkeit gegen Kirche und Gottes Wort überhand genommen, und obengenannte Einflüsse kamen bald dazu. Heut ist, und zwar durch Teilung der Massen, einigermaßen wieder die kirchliche Ordnung hergestellt. Neben der einen großen Stadtkirche sind zur Zeit fünf neue Gotteshäuser in der Hauptstadt im Dienst von fünf abgezweigten Gemeinen, und bald sollen sie um eine sechste vermehrt werden. Der einziehenden Bildung aber wird Rechnung getragen durch Verkündigung des Evangeliums nicht mehr nur in der negerenglischen Umgangssprache des Landes, sondern auch im Holländischen und im Englischen. Das Holländische wird in absehbarer Zeit Allgemeingut des Volks und jedenfalls die alleinige Sprache in Kirche und Schule werden. Um diesem Zustande vorzuarbeiten, ist sie auch in dem vor drei Jahren (1902) gegründeten theologischen Seminar als Unterrichtssprache eingeführt worden.

Dieses Seminar hat natürlich in erster Linie den Zweck, das Ziel der Vervollständigung auch hier auf diesem großen Arbeitsfelde

vorzubereiten. Es hat soeben seinen achten Kursus beendet, an dem ältere, bis auf einen verheiratete, Evangelisten teilnahmen. Vier Eingeborene sind nun schon ordiniert. Ein Lehrerseminar bestand schon früher, wurde aber wieder aufgehoben, da der Staat die Ausbildung von Lehrern übernahm. Evangelistenkurse sind auch schon mehrfach gehalten worden, und gegenwärtig ist eine Evangelisten*schule* ins Leben gerufen worden; was aber noch fehlt, ist eine gehobene Mädchenschule oder ein Lehrerinnenseminar; denn die Hebung der weiblichen Jugend ist ja das notwendige Gegenstück zur Heranbildung von Geistlichen und gebildeten Männern. Nur der Geldmangel hinderte bisher eine Inangriffnahme auch dieser Arbeit. Im übrigen ist das Schulwesen schön ausgebildet. In 25 Schulen lernen 3000 Schüler — obschon leider kein Schulzwang besteht — und es lehren 93 Lehrkräfte, während die Leitung in Händen von zwei bezw. drei „Hoofdonderwijsers", in Holland geprüften staatlichen Oberlehrern, liegt. Sehr hinderlich für die finanzielle Entwicklung des Werkes ist das Verbot der Regierung, irgend welches Schulgeld zu erheben. Dies ist ein Grund dafür, daß Suriname immer noch so hohe Zuschüsse aus der Zentralkasse beansprucht. Es steht aber zu hoffen, daß der Staat seine Subsidie bald erhöht. Sie stand bisher in keinem Verhältnis zu der Größe unserer Arbeit, sie war auch weit geringer als die Summen, die die kleinen reformierten und lutherischen Kirchen erhalten. Diese Kirchen arbeiten ausschließlich an Weißen. Die Brüdergemeine ist die einzige evangelische Gemeinschaft, welche Mission treibt; *daher* zählt die Hälfte der Koloniebewohner zu ihr. — Auch *finanziell* wird auf die Selbständigmachung dieser Provinz hingearbeitet. Noch sind es im wesentlichen der Missionshandel, die Gewerbe und der landwirtschaftliche Betrieb, deren Erträge hier das Werk stützen müssen; doch wird daneben auf Erhöhung der kirchlichen Beiträge Bedacht genommen. — Um für die Zukunft völlig klare Zustände zu schaffen und eine leichte Ablösung der Missionskirche von der Heimatgemeine zu ermöglichen, ist seit dem Jahre 1900 die Verwaltung der Geschäfte und Gewerbe von der Leitung der eigentlichen Missionsarbeit getrennt worden. Dadurch wird dann auch die spätere Einführung einer Selbst*verwaltung* der Provinz erleichtert werden. Vor allem aber wichtig ist die seit 1904 angebahnte Trennung dieser ganzen, bisher einzig berücksichtigten alten Missionskirche von der eigentlichen Heidenmission, die daneben ebenfalls noch betrieben wird. Von dieser nachher.

Auf dem Gebiet der *alten* Gemeinen muß bis zur Selbständigwerdung noch manche erziehliche Arbeit getan werden. Es gilt da Zucht und Ordnung im Gemeindeleben voll durchzuführen und (wie

in Westindien) vor allem die ehelichen und Familien-Verhältnisse zu regeln, was den Negern früher ja geradezu absichtlich unmöglich gemacht wurde; es gilt weiters noch der Kampf mit eingewurzelten heidnischen und abergläubischen Anschauungen; es gilt endlich der immer reger sich entfaltenden katholischen Gegenmission zu wehren. Neben dieser Arbeit des inneren Ausbaues der älteren Surinamer Mission geht die Entwicklung, ja zum Teil eine ganz neue Inangriffnahme echter, rechter Heidenmission. Solche wird noch immer getrieben 1. unter den sogenannten „Buschnegern". In deren Wohnsitze, ins „Totenland" der sumpfigen, fieberschwangeren Urwaldregionen, des „Buschlandes", zogen die ersten Boten vor genau 140 Jahren. Seitdem sind am Oberlauf der Riesenströme Suriname, Marowijne, auch an der Cottica, mit Opfern über Opfern an heldenmütigem Missionspersonal bald hier bald da Stationen gegründet und Gemeinen gesammelt, ja was das Wichtigste ist, tüchtige Gehilfen aus den Eingeborenen gewonnen worden, welche die Arbeit in jenem mörderischen Klima mehr und mehr allein in die Hand nehmen sollen. Die ersten vier Ordinierten aus ihren Reihen sind mit einer Ausnahme solche Buschneger.

2. Daneben hat der Herr unserer Surinamer Mission gleichsam als Ersatz für die allmählich überflüssig werdende Arbeit an der Negerrasse, zugleich auch, um dieser jungen Heiden-Christenkirche eine Auswirkung an Arbeit zuzuweisen, ein ganz neues Missionsobjekt vor die Füße gelegt. Da sich die Neger von der Plantagenarbeit zurückzogen, sah sich die Regierung gezwungen, andere Arbeiter einzuführen. So strömen seit den 70er Jahren Ostindier und neuerdings auch Javanen aus dem fernen Asien ins Land, und mit diesen muß schon ihrer Zahl wegen (man schätzt sie zusammen etwa auf 26000 Menschen, also der dritte Teil sämtlicher Einwohner) gerechnet werden; viele siedeln sich aber auch nach Ablauf ihrer Kontraktzeit im Lande an und bringen durch ihren Fleiß Besitz und Verdienst an sich. Ihr heidnischer Einfluß muß gebrochen werden, wenn nicht das Organisationswerk rings umher Schaden leiden soll. Daher haben sich unsere Missionare jederzeit auch dieser Kulis angenommen; aber erst seit vier Jahren (1901) ist unter den Ostindiern eine geordnete Missionsarbeit begonnen worden. Ein im Berliner Orientalischen Seminar im Hindostani vorgebildeter Missionar leitet sie und konnte bisher bereits 50 dieser Anhänger des Brahmanismus, oder auch in einzelnen Fällen des Islam, taufen; ja der Herr führte uns nach einander vier tüchtige Gehilfen zu, die schon auf den westindischen Inseln oder in Demerara unter ihren Landsleuten gearbeitet hatten und zum Teil schon in ihrer indischen Heimat

getauft worden waren. Aber auch die (etwa 6000) Javanen müssen notwendigerweise in den Bereich der Missionsarbeit hereingezogen werden. Bislang konnte nur hie und da einer getauft werden, darunter ein Knabe, der zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt; zur Anstellung eines Missionars fehlten bis jetzt die Mittel. Aus dem gleichen Grunde ist es auch noch zu keiner ausgebreiteten Tätigkeit unter den Chinesen gekommen. Diese sind ebenfalls einflußreich im Lande, haben auch meist den Kleinhandel in ihrer Hand. Einzelne dieser Zopfträger hat es ebenfalls jederzeit unter unseren Surinamer-Christen gegeben, wir haben auch zeitenweis schon chinesische Evangelisten im Dienst gehabt, ja gegenwärtig ist wieder ein solcher, besonders gut empfohlener, angestellt worden, eine genügende Arbeit wird aber noch nicht getan.

Alles in allem blicken wir hoffnungsfreudig in die Zukunft dieses alten Missionsfeldes und lassen uns auch hier nicht irre machen durch das völlig irreführende Gerede, die Brüdergemeine unterhalte nur alte längst christianisierte Missionsgebiete, sie bedürfe daher der Gaben für eigentliche Heidenmission nicht mehr. Ach, führten uns solche Kritiker nur ihre und anderer Gaben zu, wir hätten bald allein in Suriname ein Missionsmaterial, das an Zahl dem unserer dortigen alten Missionskirche nicht nachstände. Offene Türen also sogar hier auf einem der ältesten Felder! — Und wer auch nur für direkte sogenannte Liebeswerke etwas opfern will, der höre noch eines. Der alten wie der neuen Mission in Suriname dient unsere seit einigen Jahren eingerichtete Aussätzigenkolonie Bethesda. Dort ist einer unserer Missionare und drei Diakonissen stationiert. Ersterer hat die geistliche Pflege der von seiten der Regierung im benachbarten Groot Chatillon verpflegten Aussatzkranken, sowie die Oberaufsicht über unser Privathospital mit seinen 20—30 Elenden in der Hand. Finanziell wird dieses Werk getragen von lutherischen, reformierten und Brüdermissionsfreunden in Holland, Nord-Amerika und Deutschland.

Wir setzen über den Ozean und machen einen Abstecher nach dem südlichen Afrika, um die drittgrößte Mission der Brüdergemeine, diejenige in der Kapkolonie, als Missionsprovinz **Südafrika-West** genannt, zu besuchen, weil hier ähnliche Fragen und Aufgaben vorliegen, wie auf den genannten zwei alten Gebieten.

Was ist hier erreicht worden, seit im Jahre 1737 der „Hottentottenapostel“ Georg Schmidt in der Bavianskloof, dem heutigen Gnadental, die allererste evangelische Missionsstation des ganzen dunklen Weltteils anlegte! Vielleicht wären die zahlenmäßigen Erfolge größer, wenn man Schmidt nicht schon 7 Jahre nach dem Arbeitsbeginn nach der Sammlung von 50 Getreuen und nach der Taufe an

fünf Eingeborenen die Arbeit unmöglich gemacht hätte. Erst nach 50 Jahren konnte sie wieder aufgenommen werden. Immerhin zählten unsere 13 Hauptgemeinen Ende 1903 10600 Christen ($3^1/_2$ Tausend mehr als vor 15 Jahren), zu denen noch rund 1000 Taufbewerber kommen; und es dienen ihnen 26 weiße und 3 ordinierte farbige Missionare. Die 22 Missionsschulen dagegen wurden von fast 2000 Kindern besucht. Wir haben also hier wieder ein über 100 Jahre altes Missionsfeld vor uns. Wieder tritt die Frage in den Vordergrund: Wie lange wird es noch der heimatlichen Leitung und Kasse bedürfen, ist es nicht bald der Selbständigkeit entgegengeführt? Die Antwort ist: Wir können auf das gerade hier Geleistete mit besonderer Anerkennung blicken. Eine Gehilfenschule besteht schon seit 1838, sie wurde allmählich zu einem Lehrerseminar mit staatlich gültigen Abgangsprüfungen ausgebildet und ein theologischer Schlußkursus für bewährte Lehrer oder Missionsgehilfen angefügt. Die bisher zur Anstellung gelangten 123 Lehrer sowie die Missionsgehilfen, vor allem die vier bisher ordinierten Geistlichen hatten im allgemeinen ein gutes Lob. Und was die Selbsterhaltung betrifft, so steht diese Provinz günstiger da, als alle anderen, wenn auch das Hauptverdienst noch den Missionsgeschäften und Gewerben zufällt. Dieses Missionsfeld erhält nämlich nur noch einen jährlichen Zuschuß von 10000 Mk. aus der allgemeinen Kasse. Der Hauptbedarf (150000 Mk.) wird an Ort und Stelle aufgebracht. Wenn nicht die gegenwärtig gedrückte wirtschaftliche Lage der Kapkolonie hinderlich wird, so ist gegründete Aussicht vorhanden, daß Südafrika-West in wenigen Jahren finanziell sich völlig selbst trägt. Dann wird es auch die eigene Synodal-Verfassung erhalten wie Westindien, sich also selbstständig verwalten.

Wie steht es aber mit dem inneren Gemeindeleben? Da müssen wir in Betracht ziehen die Gestaltung der südafrikanischen Zustände im letzten Jahrzehnt. Daß die Ereignisse desselben die farbige Bevölkerung stark in Mitleidenschaft gezogen haben, ist bekannt. Hatten sich schon vor dem Krieg Freiheitsgelüste bald hier bald da gezeigt, hatte die seit einem Jahrhundert in Südafrika Einzug haltende Kultur und Bildung nicht am wenigsten durch Vermittelung der Mission das früher zu Boden getretene Volk gehoben, so daß es sich allmählich fühlen lernte, hatte die politische Gleichstellung mit dem Weißen dem braunen Manne das Bewußtsein seines Wertes gegeben, hatten endlich die Vorspiegelungen von equal rights, d. h. der völligen Gleichstellung mit den Weißen ihnen geradezu die Köpfe verdreht, — so wurde dies erwachende Selbständigkeitsgefühl, das Nationalbewußtsein durch den Rassenkrieg Englands mit den Buren nur noch gestärkt

und zwar in ungeahnter Weise. Ein Geist der Unruhe und Unbotmäßigkeit machte sich geltend, der zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab. Anspruchsvoll machten den Farbigen ferner die gerade für den einfachen Arbeiter ins Ungemessene gesteigerten Löhne während des Kriegs und in der auf ihn folgenden Gründerperiode. Hat sich dadurch seine äußere Existenz erfreulicherweise besser gestaltet, so fehlte es nicht an traurigen Folgen, die solche Zeiten ungesunder sozialer Entwicklung auch gerade für die arbeitenden Klassen mit sich bringen. Nun nach dem Krieg ein Rückschlag eintrat und die Löhne sanken, auch die von seiten der Regierung versprochenen goldenen Berge nicht zu haben waren, wuchs wieder dadurch Unwille und Unzufriedenheit. Dieses wird nun auch für den Streit der politischen Parteien ausgenutzt, und so ist des Zwiespalts und Haders im staatlichen Leben und innerhalb der Rassen kein Ende. Wir stehen vor der Tatsache, daß vieles von der mühevollen Arbeit der Mission, eine Milderung des Rassengegensatzes herbeizuführen, durch die letztjährige Entwickelung der Kolonie wieder vernichtet worden ist. Und dies um so mehr, als sich die sogenannte äthiopische Bewegung mit ihrer sozialpolitischen Devise „Afrika den Afrikanern" mehr und mehr zu einer wenn nicht gefährlichen, so doch gefahrdrohenden gestaltet. — Selbstredend wirken diese allgemeinen Verhältnisse auch auf die in unseren Gemeinen gesammelten und hier zu einer gewissen Bildung und Besitz gelangten Farbigen ein, zumal die meisten Männer und Jünglinge außerhalb, namentlich in den Städten, Verdienst suchen. Die ehedem nach außen abgeschlossenen Stationen sind dadurch jetzt in alle Bewegungen des öffentlichen Lebens mit hineinverflochten, und wenn die in einzelnen Gemeinen, wie Gnadental, Mamre und Enon, den sogenannten Grantstationen, aber auch in Elim, hervorgetretenen Widersetzlichkeiten und oppositionell gegen die Missionare als Weiße und Fremdländer gerichteten aufrührerischen Wirren nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder bekämpft werden konnten, so geschah dies dank des heilsamen Einflusses von Mission und Evangelium. Ja, es trat infolge dessen eine vorteilhafte klare Scheidung der Geister ein. Schwache Charaktere erstarkten und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Treuen ließ das Gemeindeleben neu erblühen. — Ein Zeichen von der Lebenskraft des treuen Teils der Christen ist die in den letzten Jahren in der näheren und weiteren Umgegend einiger Gemeinen (besonders Mamre und Goedverwacht) wieder aufgenommene missionarische Arbeit einzelner ernster Gehilfen. Dadurch wurde z. B. ein ganzes abgelegenes Tal (Verloren Vley) dem Evangelium geöffnet, mehrere Bauernplätze regelmäßig sonntäglich mit Gottes Wort bedient, innerhalb zwei Jahren über 400 mitten in der Kolonie wohnende, bisher vom Evangelium

unberührt gebliebene Farbige getauft. Auch konnte direkte Missionsarbeit an Kaffern getan werden in der Nähe Enons, am Sonntagsfluß und in der Umgegend des aufstrebenden Port Elizabeth. Ein charakteristischer Zug auch unserer Arbeit in der Kapkolonie ist ja das Verlegen des Schwerpunktes in die Städte. Nach Kapstadt mußten wir bereits vor zwei, nach Port Elizabeth vor einem Jahrzehnt unseren Christen folgen. An beiden Orten dehnt sich das Werk beständig aus. Je ungehinderter sich der Missionar hier seinem geistlichen Amt widmen kann, um so sehnlicher schauen seine Kollegen auf den Grantstationen nach dem Tage aus, wo durch Annahme des Missions-Land-Gesetzes die kommunale Ortsverwaltung ihm abgenommen und er frei werden wird von unendlicher Plage in mannigfacher Behinderung im geistlichen Amt.

Missions-Zeitung.

Südafrika. An der ersten allgemeinen Missionskonferenz von Südafrika, die vom 16. bis 20. Juli 1904 in Johannesburg tagte und an der 21 Missionsgesellschaften, darunter vier deutsche, zwei schwedische, eine norwegische, eine holländische, eine französische und eine schweizerische vertreten waren, wurde auch Stellung zur äthiopischen Bewegung genommen. Manche Referate, heißt es in einem Bericht der Berliner Mission, die sich mit ganz anderen Stoffen beschäftigen sollten, wurden fast völlig von Erörterungen über sie verschlungen. Um diese Tatsache zu verstehen, muß man sich die gegenwärtige Lage in Südafrika vergegenwärtigen.

Noch vor zwei Jahren wurde die äthiopische Bewegung fast nur von missionarischen Kreisen beachtet. Sie war damals ja auch noch vorwiegend eine kirchliche Selbständigkeitsbewegung. Heute gibt es kaum einen Gegenstand, mit dem sich die Tagespresse und die Broschürenliteratur so gründlich und leidenschaftlich beschäftigt. Denn seit dem Kriege hat die Bewegung, je länger desto mehr, politisch soziale Färbung angenommen, und die äthiopische Kirche mitsamt den andern Eingeborenenkirchen vermag den Strom nicht mehr zu fassen. „Ganz Südafrika, vom Kap bis zum Sambesi, ist heute vom Aethiopismus in den verschiedensten Spielarten erfüllt.“ Die Transvaal Native Vigilance Association (etwa: „Transvaalbund zur Wahrung der Eingeborenen-Interessen“) erklärt ausdrücklich, daß sie mit keiner Kirchengemeinschaft, ja auch mit keiner Religion etwas zu tun habe und, Heiden wie Christen zu ihren Mitgliedern zählend, für alle Farbigen ohne Unterschied des Stammes und Glaubens eintrete. Ihre zweisprachige Zeitung Leihlo La Babathso („Auge der Schwarzen“) trägt das Motto: „Schwarz bin ich geboren Schwarz werde ich leben und sterben. Weder Bildung noch Besitz kann meine Farbe ändern. Ich wünsche nicht, mich der Gesellschaft der Weißen aufzudrängen; aber ich fordere meine Rechte als ein britischer Untertan.“ Das klingt selbstbewußt genug, aber auch loyal. Doch ist es keine Frage, daß die wahre Gesinnung vieler Farbigen sich von Untertanentreue bedenklich entfernt. Die Er-

innerung an die einstige Freiheit ihrer Väter glimmt wie ein Feuer unter der Asche, und die sittlichen Eindrücke des Burenkrieges, die Nichterfüllung der Versprechungen der Regierung, die wirtschaftliche Not der gegenwärtigen Zeit und obendrein die drohende Konkurrenz durch die Chineseneinfuhr haben geschürt. Auch der Herero-Aufstand mit seinem für die Weißen bisher wenig erfreulichen Verlauf, ja sogar der japanisch-russische Krieg sind nicht ohne Wirkung auf die Stimmung.

Da ist es kein Wunder, daß die Regierung, ja die ganze weiße Bevölkerung einer Bewegung nicht müßig zuschaut, deren letztes Ziel in dem Schlagwort beschlossen liegt: „Der schwarze Erdteil gehört dem Schwarzen und nicht dem Weißen. Darum fort mit den Weißen! Afrika den Afrikanern! Auch wird es uns Deutsche nicht verwundern dürfen, wenn in Südafrika, wie bei uns angesichts der Eingeborenenfrage die kolonialpolitischen Scharfmacher mit ihren einfachen und vermeintlich unfehlbaren Rezepten (Entrechtung, Arbeitszwang, Nilpferdpeitsche u. s. w.), das große Wort führen. Wie diese Herren bei uns durch ihr vorlautes Schreien nach Entwaffnung aller Eingeborenen Hendrik Witbooi zum Aufstand getrieben und dadurch die Lage in Deutsch-Südwestafrika bedeutend verschlimmert zu haben scheinen, so tragen ihre gleichgesinnten Kollegen in Südafrika mit ihren Zeitungsartikeln viel zur Verschärfung der Gegensätze bei und bieten den farbigen Hetzaposteln den besten Stoff. Der Transvaalbund aber wirft den Kampf der Missionen gegen die Umtriebe der äthiopischen Kirche und die Forderungen der politischen Scharfmacher in einen Topf und hetzt gegen beide.

Es liegt auf der Hand, daß diese ganze Lage die Arbeit der Mission in hohem Grade erschwert. Die Mission muß gegen zwei Gegner kämpfen: gegen die Hetzer unter den Schwarzen wie gegen die Scharfmacher unter den Weißen. Man gewinnt aus den Verhandlungen der Konferenz den Eindruck, daß es den Vertretern aller Gesellschaften geradezu ein Bedürfnis war, sich über die Schwierigkeiten und Aufgaben, die sich aus diesen eigentümlichen Verhältnissen ergeben, zu verständigen, um, soweit es möglich ist, zu einem einheitlichen Vorgehen zu gelangen.

Mandschurei. Während im Süden von Mukden zwischen den Japanern und Russen mit der äußersten Erbitterung gekämpft wurde, fand am 26. August v. J. in Peitaiho bei Tientsin eine Missionskonferenz statt, an der die Vertreter der in Nordchina arbeitenden Missionsgesellschaften vor allem den Unionsgedanken zum Ausdruck brachten. Eine auf bestimmten, gemeinsamen Grundlagen beruhende Vereinigung aller in China arbeitenden Missionen ist in letzter Zeit schon mehrfach als Bedürfnis ausgesprochen worden und der Gedanke einer solchen Union, wobei die verschiedenen kirchlichen Unterschiede angesichts der gemeinsamen Arbeit an den Millionen Chinas in den Hintergrund treten sollen, hat allerseits viel Anklang gefunden. Vor der Hand kam man zu folgenden Beschlüssen: erstlich soll ein gemeinsames Gesangbuch für die chinesische Kirche hergestellt und eingeführt werden, zweitens sollen gemeinsame Namen zur Bezeichnung von öffentlichen Predigtkapellen und von eigentlichen Kirchen, in denen die Christen zum Gottesdienst zusammen kommen, fixiert werden. Letzteres soll geschehen, um den Schein zu vermeiden, als ob sie Kultusstätten für verschiedene Religionen wären. Drittens soll der viel umstrittene chinesische Name für „Gott" künftighin in aller Literatur durch Schangti gegeben werden und Shengling für „Heiliger Geist", wogegen es jedem freistehen soll, bei der mündlichen Verkündigung den ihm nach den Umständen passendsten Ausdruck zu gebrauchen. Schließlich soll die gemeinsame Arbeit aller Missionen auf eine vereinigte chinesische Volkskirche hinwirken.

An dieser Konferenz nahmen trotz des Kriegszustandes auch die beiden schottischen Missionare Dr. Roß und Dr. Christie teil und es war bei dem Vorrücken der Japaner fraglich, ob sie auf ihre Station Mukden würden zurückkehren können. Da hörte Dr. Roß am Abend des 3. September von der Schlacht bei Liauyang und schloß aus der bedrohten Lage der Russen, daß diese nun wohl Wichtigeres zu tun haben würden, als ihm und seinem Gefährten den Weg zu verlegen. Die beiden Missionare reisten deshalb am folgenden Morgen von Peitaiho ab und es gelang ihnen wirklich, die russischen Linien zu passieren und Mukden zu erreichen. Dr. Christie berichtet darüber, sowie über die Lage von Mukden unter dem 20. September:

Ich freue mich, melden zu können, daß wir vor zwölf Tagen glücklich hier ankamen. Als wir den Liau-Fluß kreuzten, wurden wir zwar von einem russischen Vorposten angehalten und ins Lager geführt, aber nach $3^1/_2$ Stunden durften wir wieder weiter, und obschon wir an Tausenden von Soldaten und zahlreichem Heerestroß vorbeikamen, wurden wir doch unbehelligt gelassen. Ich bin froh und dankbar, daß wir hier anlangten, ehe die Japaner die Stadt einnehmen. Der Weg nach Mukden war längere Zeit gesperrt und wir erwarteten bestimmt, daß man uns arretieren und wieder zurückbefördern würde. Aber zu unserer großen Freude wurden wir durchgelassen.

Zu meiner großen Befriedigung konnte ich wahrnehmen, daß während meiner Abwesenheit die eingeborenen Gehilfen die Arbeit am Missionshospital mit gutem Erfolg versehen haben. Ja, sie haben ihre Sache recht gut gemacht. Wir haben nun alle Hände voll zu tun. Heute hatten wir über hundert Patienten von auswärts, alles Frauen, und im Spital selbst zwischen zwanzig und dreißig. Die Krankenstuben sind alle besetzt. Je mehr sich der Kriegsschauplatz uns nähert, desto mehr haben die Eingeborenen rings um uns her zu leiden. Schon haben wir hier eine Menge von Verwundeten in Pflege. Seit den Schlachten von Liauyang und Yentai herrscht die größte Aufregung unter der Bevölkerung; denn Hunderte von Dörfern rings um Mukden her sind zerstört. Die Häuser sind niedergerissen und die Türen, Fenster und alles Holzwerk als Feuerungsmaterial benützt worden. Tausende von Flüchtlingen kommen täglich in die Stadt herein und wir tun unser möglichstes, sie mit Nahrung und Obdach zu versehen. Während der letzten drei Tage sind etwa 5000 derselben, meist Weiber und Kinder, in dieser Weise unterstützt worden und der chinesische Vicekönig versieht täglich 2000 Leute mit Nahrung. Aber damit ist nur der äußersten Not gesteuert, denn es sind gegenwärtig harte Zeiten. Doch wir hoffen, es werden auch wieder bessere Tage für die Mandschurei kommen.

Deutsch-Südwestafrika. Der Abgang des bisherigen Landeshauptmanns Major Leutwein, der den Eingeborenen gegenüber stets Recht und Gerechtigkeit walten ließ, ist sehr zu bedauern, denn er bedeutet einen Sieg der brutalen Strömung in unserer Kolonialpolitik über die humane. Leutweins Gegner suchen es jetzt in der Oeffentlichkeit so darzustellen, als ob die traurigen politischen Ereignisse in Deutsch-Südwestafrika durch sein und seiner Beamten Verhalten heraufbeschworen worden seien, während es umgekehrt so war, daß diese Männer das von den Händlern und Kolonisten herbeigeführte Verhängnis nicht aufhalten konnten.



Chinesisches Flußboot.

Die indische Mission der „Evangelischen Vaterlandsstiftung“ in Stockholm.

Von P. E. Berlin.

(Fortsetzung)

Hatte die Arbeit der Vaterlands-Stiftung durch die Beschlüsse der Konferenz in Narsingpur eine größere Planmäßigkeit angenommen, so trat dies noch schärfer hervor, als auf Anregung der Missionarskonferenz und unter dem Einflusse des Nachfolgers von Pastor Montelius in der Leitung der Mission, des Missionsvorstehers Kolmodin*) beschlossen wurde, das Hauptgewicht auf die Mission unter den Gond zu legen. Diese wohnten hauptsächlich in den beiden südlichen Bezirken Betul und Chindwara; im nördlichen Bezirk Sagar waren sie nur spärlich vertreten. Natürlich wollte und konnte man an den besonders in den Städten und den größeren Dörfern wohnhaften Hindu nicht vorübergehen; die Bezirke sollten in ihrem ganzen Umfange bearbeitet werden, und so wurde die Losung ausgegeben: die Gond vornehmlich, und auch die Hindu! Demgemäß ging man an's Werk und vermehrte in den Gondgebieten die Zahl der Stationen sowie die europäischen Arbeitskräfte. Gerade im Bezirk Betul war ein wirksameres Arbeiten nötig; amerikanische Missionare (disciples of Christ u. a.) machten Miene, dort einzudringen und und mit ihrem anderen Bekenntnisstandpunkte Verwirrung anzurichten. In diesem Bezirke, wo bisher außer in Betul (und dem

---

*) Bisher Lehrer an der Missionsschule in Johannelund, 1903 als Professor nach Upsala gekommen.

nahe gelegenen Badnur) nur in Nimpani eine feste Station gewesen war, wurden zwei neue Stationen angelegt: Chicoli (nordwestlich von B.) und Bordhai (östlich von B.). In Chicoli übernahm Missionar Rensaa, ein Norweger, Bruder der schon genannten Lena Rensaa, die Leitung. In Bordhai hatte Missionar Ekholm, dessen Verbindung mit der Vaterlands-Stiftung 1890 gelöst worden war, auf eigene Hand unter den Gond gearbeitet, da er sich später bereit erklärte, den Bestimmungen der Missionsleitung nachzukommen, und da seine Station und die bisher von ihm geleistete Arbeit die Anerkennung der übrigen Missionare fand, so wurde er 1893 wieder in den Verband der Stiftung aufgenommen. Im Bezirke von Chindwara wurden zunächst drei neue Außenstationen angelegt (Umreth, Gangiwara, Sarna). Die Gründung einer Station in Bijori (50 km nördlich von Ch.) konnte zunächst noch nicht ausgeführt werden, weil der Tod eines Gondfürsten dort andere Verhältnisse geschaffen hatte, doch wurden neue Missionare angestellt: 1893 Missionar Thunblad (leider schon 1894 †) und Frl. Sahlin, 1894 Missionar Franzén (ärztlich ausgebildet), 1895 Missionar Ruthquist, der schon früher in Chindwara gearbeitet hatte und während seiner Beurlaubung in Aberdeen ebenfalls ärztlich ausgebildet worden war. Im Bezirk Sagar wurden die Missionskräfte durch Aussendung von Missionar Nordfors (der aus dem Dienst der schottischen Mission in den der Vaterlands-Stiftung eingetreten war) und von Frl. Samuelson vermehrt und durch Errichtung einer Nebenstation in Khorai ein neuer Stütz- und Erweiterungspunkt für die Arbeit gewonnen.

Um die Hauptstationen sollten sich überall unter Leitung von eingeborenen Gehilfen Nebenstationen ordnen, und die ebenfalls mehr als früher planmäßig geordneten Predigtreisen der Missionare sollten es möglich machen, die bisher bearbeiteten Gebiete immer mehr unter den Schall des Evangeliums zu bringen und ihre Ausdehnung womöglich zu mehren.

Um die Arbeit unter den Frauen wirksamer zu betreiben, sollte möglichst jede Station mit einer Senanamissionarin besetzt werden. Kolmodin wollte auch gern deren Arbeit mit der der männlichen Missionare in einen inneren Zusammenhang bringen, um namentlich den dem Christentum zuneigenden Frauen durch gleichzeitige Einwirkung auf ihre Ehemänner die Möglichkeit des Ueber-

tritts zu erleichtern; doch erwies sich dieser Plan nicht als ausführbar.

Bevor wir nun die auf dieser Grundlage sich aufbauende Arbeit betrachten, dürfte es sich empfehlen, einen Blick auf das Volk zu werfen, dem nun in erster Linie die Arbeit der schwedischen Missionare gelten sollte, das Volk der Gond.

Die Gond, zu den dravidischen Stämmen Indiens gehörig, waren einst ein mächtiges Volk, von dessen früherer Herrlichkeit noch Ruinen von einzelnen Befestigungen Zeugnis ablegen. Ihre Fürsten wußten sich bis zum Eintritt der englischen Herrschaft eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren, sind aber jetzt nicht viel mehr als eine Art Landedelleute. Sie bewohnen das Hochland zwischen dem Vindhyagebirge und dem Godavari, sind aber durch die Hindu mehr und mehr in die wenig fruchtbaren und ungesunden Waldgebiete gedrängt worden, so daß sie ein armes Volk sind. Ihre in einer langen Straße sich hinziehenden Dörfer bestehen aus zwei Reihen von einfachen Häusern, die aus an Pfählen festgebundenen, mit Erde und Kuhmist bestrichenen Bambusmatten erbaut und mit Gras gedeckt sind. Die wenigen Wohlhabenden haben Häuser aus Erdwänden, mit Ziegeln gedeckt. Hinter den oft mit Schlinggewächsen dicht bezogenen und dadurch feuchten und ungesunden Häusern liegen die Gärten, in denen sie Mais, Bohnen, Zuckerrohr, Erbsen u. s. w. ziehen. Die Schmiede bildet den Versammlungsplatz der Dorfbewohner. Bekleidung und Ernährung sind dürftig, bei den Frauen spielen Ringe von Messing, Eisen oder Glas als Schmuck eine große Rolle. Das Volk lebt meist von Pflanzenkost, verschmäht aber auch das Fleisch gefallener Tiere nicht. Sehr erpicht sind die Gond, Männer wie Frauen, auf berauschende Getränke. Der von der Frucht des Mahuabaumes (bassia latifolia) gewonnene Branntwein darf nirgends fehlen — einer der Umstände, die den wirtschaftlichen Tiefstand des Volkes erklären. Zur Arbeit sind sie wenig geneigt, nur der Hunger zwingt sie zur Arbeit. Viel lieber sitzen sie bei der Schmiede, rauchen und schwatzen, oder verbringen die Nächte mit Singen und Tanzen. Leichtsinn und Gleichgültigkeit stürzen sie oft in die größte Not, wirtschaftliche Vorsorge kennen sie nicht. Die jungen Männer müssen sich ihre Frauen gewöhnlich durch einen siebenjährigen Knechtsstand verdienen. Vielweiberei ist üblich, soweit der Mann mehrere Frauen ernähren kann. Der Mann kann eine Frau verstoßen, die Frau kann ihren Mann verlassen und sich in das Haus eines andern Mannes eindrängen; Unverheiratete verschaffen sich auf diese Weise oft einen Mann.

Die Gond teilen sich in solche, die sechs Göttern, und in solche, die sieben Göttern dienen, d. h. in ihren Häusern haben; denn sie begnügen sich nicht mit den Göttern, die in jedem Dorfe auf einem dazu bestimmten öffentlichen Platze aufgestellt sind, sondern sie haben auch Götter in ihren Häusern, wo sie in einem dunklen Winkel aufgestellt oder in einem Korbe oder einem irdenen Gefäße unter dem Dache aufgehängt sind. Einmal wird im Bezirk von Nimpani ein Götzentempel erwähnt, in welchem die sechs Götter verwahrt werden als Besitztum eines Nachkommens eines alten Königsgeschlechtes, der noch eine gewisse Macht ausübte. Ein Priester waltet hier seines Amtes. Das Götzenbild besteht aus zwei, etwa 2 Meter langen, durch ein eisernes Band mit einander verbundenen Stücken Holz, die, das eine einen Mann, das andere eine Frau darstellend, an eisernen Ketten von den Dachbalken herniederhängen. Dreimal im Jahre kommen die Sechs-Götter-Leute hier zusammen und feiern ihr Opferfest, wobei die Götter mit Kleidern und Schmucksachen versehen werden. Der „große Gott" der Sechs-Götter-Leute besteht aus 5, etwa vier Fuß langen, jedenfalls sehr alten Spießen aus Bambusrohr, die fest zusammengebunden und deren Spitzen mit roter Farbe bestrichen sind; er wird in der Wohnung des Priesters verwahrt und nur bei besonderen Gelegenheiten hervorgeholt. Die Sieben-Götter-Leute haben ein großes Messer als ihren „großen Gott". Die Sechs-Götter-Leute, bezw. die Sieben-Götter-Leute gelten unter einander als Brüder und dürfen nicht unter einander heiraten; ein Sechs-Götter-Mann muß eine Frau aus den Sieben-Götter-Leuten nehmen und umgekehrt. Sonst hat jedes Dorf seine Götter, die bei besonderen Gefahren, Krankheiten, Mißwachs u. s. w. angebetet werden, wobei der Priester (Pradhan) eine große Rolle spielt. Er hat überhaupt bei Hochzeiten, bei Begräbnissen, bei Krankheiten (zum Austreiben böser Geister) seine wichtigen Vorrichtungen und hüllt seine Kunst gern in Geheimnis. Viele seltsame und unverständliche Zeremonien kommen dabei vor: die Götter werden gebadet, mit roter Farbe bestrichen, allerlei Opfer gebracht u. s. w. Auch die Geister der Verstorbenen erfahren Anbetung. Wälder und andere schattige Plätze sind der Aufenthalt böser Geister, die den Menschen gern allerlei Böses zufügen, und vor deren Zorn man sich durch Opfer schützen muß. Furcht und unverständliche Zeremonien füllen das Leben der Gond aus, und bei ihrer Armut bilden die letzteren auch eine schwere ökonomische Last für sie.

Das Kastenwesen findet sich bei den Gond wie bei den Hindu; doch ist nicht sicher auszumachen, ob sie es von diesen übernommen haben, oder ob es bei ihnen eine selbständige Einrichtung ist, da sich

manche Verschiedenheiten zwischen den beiden Völkern zeigen. Der Gond kann z. B. mit Leuten verschiedener Kaste zusammen essen und trinken, ohne seine Kaste zu verlieren, und er darf sich mit einem Weibe seiner eigenen Kaste nicht verheiraten. Hat er aber seine Kaste verloren, so bedarf es vieler Opfer und Umstände, bis er durch den Priester wieder in seine Kaste aufgenommen werden kann. Dem niedrigen Bildungsstande des Volkes entspricht es, daß von heiligen Büchern (die bei den Hindu eine so große Bedeutung haben) bei den Gond keine Rede ist. Ihre geistige Begabung ist geringer als die der Hindu, die sie im wirtschaftlichen Leben darum vielfach betrügen und schädigen können. Die lange Unterdrückung und schlechte Behandlung, sowie ihre Trunksucht, haben schädlich eingewirkt; vielleicht können sie durch die freimachende Kraft des Evangeliums auch geistig wieder gehoben werden — einzelne Gond wenigstens haben gute Anlagen gezeigt. Sündenbewußtsein ist ihnen etwas fremdes, Charakterstärke ist bei ihnen nicht zu finden, sie sind Herdenmenschen, von denen der eine sich nach dem andern richtet. So bilden sie mit ihrer niedrigen religiösen, sittlichen, intellektuellen und wirtschaftlichen Lage einen schwierigen Missionsboden.

3. Die kräftige Weiterentwicklung.

Das Jahr 1895, das wir als Abschluß der zweiten Periode in der indischen Mission der Vaterlands=Stiftung ansehen können, war trotz mancherlei Störungen doch im allgemeinen ein Jahr des ruhigen Fortschreitens gewesen. Der Gesundheitszustand unter den Missionaren war nicht immer günstig gewesen: zwei Missionarsfamilien und eine Senanamissionarin hatten heimreisen müssen, um neue Kräfte zu sammeln; die Zurückbleibenden hatten an mehr oder minder schweren Krankheiten zu leiden gehabt, die Cholera hatte auch hier und da die Arbeit gehindert. Aber es waren auch neue Missionare eingetreten, und die beabsichtigte Aussendung eines in Bauarbeiten geübten Mannes verhieß den so vielfach in Anspruch genommenen Missionaren eine Erleichterung auf dem äußern Gebiete. Die eingeborenen Missionsgehilfen wuchsen an Zahl und Tüchtigkeit; daß sie die Missionare auf ihren Bezirkspredigtreisen begleiteten, erwies sich als ein gutes Mittel, sie in ihren Beruf tiefer hineinzuführen, und die Aufstellung besondrer Ordnungen für sie diente dazu, ihre Tätigkeit zu regeln. Die

Gottesdienste wurden gut besucht, und wenn auch, wie in Chindwara, die Basarpredigten eingeschränkt werden mußten, so gaben doch die Predigtreisen Gelegenheit genug, allerlei Volk mit dem Evangelium von dem Sünderheiland bekannt zu machen. Die Arbeit unter den Frauen breitete sich aus; offene Türen fanden sich oft mehr als benutzt werden konnten. In Sagar konnte Frl. Christianson 50 Häuser besuchen, Frl. Sahlin in Chindwara 60, in Nimpani wollte Frl. Rensaa, die am Kinderheim eine Nachfolgerin gefunden hatte, die Arbeit unter den Frauen beginnen, zu der zwei eifrige eingeborene Frauen, Mutter und Tochter, schon einen Grund gelegt hatten. Die Schulen hatten freilich nicht überall so tüchtige Lehrkräfte, wie es um der Konkurrenz der Regierungsschulen willen wünschenswert gewesen wäre, aber es ging doch vorwärts mit den Schulen und die Zahl der Sonntagsschulen hatte sich sogar auf 10 vermehrt. Die Gemeinden waren noch klein und konnten darum eingehende Pflege genießen; sie erweckten gute Hoffnungen für die Zukunft. Durch die Jahre hindurch betriebene Predigt war ein gärender Sauerteig in die Bevölkerung hineingelegt, und Hoffnung auf kommende Ernten belebte die Herzen der Missionare auf dem Felde und der Missionsfreunde in der Heimat, wenn auch natürlich die Widerstände, welche die Stumpfheit der Gond, die Kaste der Inder und der Fanatismus der Mohammedaner entgegenstellten, nicht eben leicht zu überwinden waren.

Ende 1895 wies die Mission folgenden Bestand auf: 13 Missionare (von denen einer nicht ordiniert war), 8 Missionarsfrauen und 5 unverheiratete Missionarinnen; an eingeborenen Gehilfen 19 Männer und 9 Frauen; 7 Stationen mit 169 Gemeindegliedern, darunter 68 Kommunikanten; 7 Schulen mit 210 Knaben und 98 Mädchen, und 10 Sonntagsschulen mit 272 Knaben und 43 Mädchen.

a. Die Notjahre.

In diese langsame Entwickelung traten nun in den folgenden Jahren Ereignisse, welche die schwedische Mission ebenso wie die andern in Zentral-Indien arbeitenden Missionen vor schwere Aufgaben stellten, aber auch ihnen eine bedeutende Erweiterung ihrer

Arbeit und ihres Einflusses ermöglichten: das war die Hungersnot von 1896/97, der bald, 1899/1900, eine schlimmere folgte. Infolge des Ausbleibens des Regens mißriet die Herbstaussaat, und die Frühjahrsaussaat gab ebenfalls keinen besonderen Ertrag. Durch das ganze nördliche Indien und die Zentralprovinzen ging die Not hindurch und dazu kam, daß sich die Pest von Bombay aus durch die allgemeine Flucht der Einwohner weithin verbreitete. Die englische Regierung sah sich in die Notwendigkeit versetzt, vier Millionen Menschen ein Jahr lang, bis zur neuen Ernte, zu unterhalten, und bewilligte dazu nicht bloß Unterstützungen oder richtete Armenhäuser ein, sondern griff auch zu Notstandsarbeiten, um den arbeitsfähigen Elementen Gelegenheit zur Gewinnung ihres Unterhaltes zu geben. Allerdings war der gebotene Lohn so gering, daß manche lieber zu Hause sterben als unterwegs verhungern wollten.

Das schwedische Missionsfeld lag mitten in dem Notstandsgebiete; namentlich der Bezirk Sagar, der schon drei Jahre lang Mißernten gehabt hatte und im vierten durch gewaltigen Hagelschlag aller Hoffnungen beraubt war, befand sich in sehr schlimmer Lage. Der Preis für Getreide und Reis wurde bald verdoppelt. Die Leute, nicht im stande, die hohen Abgaben für ihr Land zu bezahlen, verließen ihre Dörfer und zogen bettelnd umher. „Das meiste Brennholz, das ich kaufte, war von dem Dachstuhl verlassener Häuser“, berichtet ein Missionar. 11—1200 Menschen waren Ende 1896 im Armenhaus zu Sagar, und „dort zu sein, heißt einen langsamen Tod zu sterben“. Zu einem Wegebau, der nicht einmal öffentlich bekannt gemacht war, strömten in fünf Tagen 3000 Menschen herbei, darunter mehrere hundert, die wenig mehr als Skelette waren, an denen die Haut in Falten hing. Zahlreiche Todesfälle durch Verhungern kamen vor. 1450 Menschen wurden in Sagar von der Regierung unterhalten: sie saßen da in langen Reihen, fast nackt, nur in einige Lumpen gehüllt, zwei Kellen Erbsmus und ein wenig hartgebackenes Brot waren ihre Nahrung für 24 Stunden. Schreckliche Bilder malen die Berichte aus jenen Tagen: überall Hungernde, überall Kranke, überall verlassene Kinder — „Kinder, bekleidet mit der Haut von alten Männern und Frauen“! Eine Missionarin photographierte zwei der elendesten Kinder, damit die Christen in der Heimat

einen Eindruck erhielten, wie elend sie waren. Werden auch wohl Fälle von Selbstaufopferung in dieser Zeit berichtet, so sind doch die Fälle viel zahlreicher, die von verlassenen Kindern, von rücksichtsloser Ausbeutung, von schrecklicher Selbstsucht reden.

Die Regierung sah bald ein, daß ihre Hilfe nicht ausreichte, und wandte sich deshalb an die Missionare, um sich deren Mitwirkung bei der Fürsorge für die Notleidenden zu versichern; sie traute den Missionaren mehr als ihren heidnischen oder mohammedanischen Unterbeamten und Aufsehern, die mit den Hungernden oft mit unbarmherziger Härte umgingen, und — wie auch die Zwischenhändler — womöglich sich an ihrer Not noch zu bereichern suchten. Die Missionare erkannten, daß sie weit größerer Mittel bedurften, als die Regierung ihnen für Notstandsarbeiten zur Verfügung stellte, und richteten deshalb eine Bitte um Hilfe an die schwedische Missionsgemeinde. Diese antwortete ohne Zögern mit ihren Unterstützungen, und auch von anderer Seite, von Indien, England, Amerika kamen Gaben; der alte Freund, Oberst Bertue, fehlte unter den Helfenden nicht. Dadurch wurde es möglich, auf den einzelnen Stationen allerlei Notstandsarbeiten vorzunehmen, um den Arbeitsfähigen eine Möglichkeit des Erwerbs zu bieten. Andere, die nicht arbeitsfähig waren, wurden durch Austeilung von Gaben unterstützt, und hier war es oft schwer, die nötige Ordnung unter den Hunderten zu halten, die sich um die Stationen zusammendrängten. Ganz besonders aber richteten die Missionare ihre Aufmerksamkeit auf die Scharen von verlassenen, hungernden Kindern, die ihnen teils von der Regierung aus den Armenhäusern angeboten wurden, teils sich von selbst auf den Stationen einfanden. Der Vorstand in Stockholm ordnete an, 100 Kinder in Sagar aufzunehmen und die dortigen Baulichkeiten entsprechend zu vergrößern, aber das reichte lange nicht aus. Es wurde notwendig, in Chindwara für die südlichen Bezirke ein ganz neues Kinderheim zu gründen, und es wurde beschlossen, teils zur Unterhaltung der Heime, teils um Arbeitslosen Beschäftigung geben zu können, Land anzukaufen; demgemäß wurden die Dörfer Sedja (Chindwara) und Ambagohan (Betul) angekauft. Für den Bau des neuen Kinderheims wurden 10 000 Kronen bestimmt, für Notstandsarbeiten und Unterstützungen 17 400 Kr. den Missionaren zur Verfügung gestellt, Summen, die später, als

sie sich als unzureichend herausstellten, vergrößert wurden; denn in Sagar hatte man 200, in Chindwara 300 Kinder aufnehmen müssen, und wenn die Regierung auch einmalige Unterstützungsbeiträge für die von ihr den Missionsanstalten überwiesenen Kinder zahlte (150 Rup.), so blieb doch noch ein erheblicher Zuschuß für die nächsten Jahre zu leisten. Dieser wurde aus den Notstandsgaben sicher gestellt, damit die allgemeinen Missionsmittel ihrer eigentlichen Bestimmung nicht entzogen zu werden brauchten.

Da hatten denn die Missionare alle Hände voll zu tun, um so mehr, als sie selbst und ihre Familien vielfach von Krankheiten heimgesucht und in ihre Reihen schmerzliche Lücken gerissen wurden: in schneller Folge starben von Dezember 1896 bis November 1897 Frl. Rensaa, als sie eben in den Senanadienst in Nimpani eingetreten war, Frau Lindroth und Frau Franzén in Chindwara, und schließlich Frl. Alberg in Nimpani, eine reich begabte, aber zarte Natur, der nur eine knapp einjährige Arbeitszeit beschieden war. Dazu mußte 1897 Miss. Nordfors und Frl. Sahlin in die Heimat zurückkehren; beiden war eine weitere Arbeit im Dienste der Mission unmöglich. Da ist es zu begreifen, daß die Kräfte der Missionsarbeiter auf das äußerste angespannt wurden; in Sagar beschäftigte L. E. Karlsson im April 1897 über 260, später an 400 Leute, und fragte sich mit Sorgen, was aus ihnen werden sollte, wenn seine Bauarbeit zu Ende wäre. Geldunterstützungen wurden im April an mehr als 470 Personen, später sogar bis zu 800 Personen ausgeteilt, und leider war es nicht möglich zu prüfen, was Notleidende und was professionsmäßige Bettler waren — ja, selbst solche, die es nicht bedurften, nutzten die Gelegenheit aus; das Gerücht, daß es hier Hilfe gab, zog eben viele herbei. Außer Geld wurden auch Lebensmittel, Decken, Kleider ausgeteilt. Lundborg schätzt die Zahl derer, die von Sagar aus erhalten wurden, auf 1500, Nordfors, der ebenfalls eine unermüdliche Arbeit leistete und sich bemühte, den Gaben einen sittlichen Wert zu verleihen und sittliche Wirkungen durch sie zu erzielen, schätzt sie noch höher. Unter den Unterstützten waren alle Kasten vertreten, von dem stolzen Brahmanen bis zum verachteten Straßenkehrer — die Not machte alle gleich! So ging es das Jahr hindurch. Vielerlei Arbeiten wurden ausgeführt, Wege gebessert und Land planiert, mehrere Häuser gebaut, ein

Knabenhaus, ein Krankenhaus, ein geräumiges Wohnhaus, ein großer Betsaal, der alle, ca. 200 Kinder fassen sollte, ein tiefer Brunnen rc. Lundborg, der „wie ein Fakir bettelte“, hatte einmal die Freude, aus Amerika 524 Sack Getreide zu erhalten; auf die Nachricht davon sammelten sich 1200 Hungernde vor der Station.

Auf den anderen Stationen wurden natürlich auch Notstandsarbeiten ausgeführt, Brunnen gegraben, Schul- oder Katechetenhäuser auf den Außenstationen angelegt oder umgebaut. In Chindwara gab der Bau des neuen Kinderheimes vielen Arbeit, anderwärts wurden Wege angelegt und andere Erdarbeiten unternommen, wobei man reichlich erfuhr, daß „Armenarbeit“ teurer wurde als andere. Manchmal hatten die Missionare Mühe, Arbeit für so viele zu finden und mußten die kräftigeren Leute wohl zu den Wegearbeiten verweisen, welche die Regierung unternahm, um hauptsächlich den schwächeren, Frauen und Kindern, helfen zu können. Vielfach hatten sie über Faulheit zu klagen, welche die Leute lieber betteln und hungern als arbeiten ließ. Es war oft ein schweres Ding, diese Leute zur Arbeit zu bringen, bei denen Wohltaten so oft neue Ansprüche statt Dank hervorriefen, und es gehörte viele Liebe und Geduld dazu, mit ihnen fertig zu werden. Notleidende, verlassene Kinder wurden auf den Stationen untergebracht, so gut es ging, und verpflegt, bis sie in dem neuen Heim in Chindwara Aufnahme finden konnten, und auch für die Kranken trug man Fürsorge, so weit man konnte, nur fehlte es an Krankenhäusern, um die unterzubringen, die es bedurften. In Amarvara, wo der Missionsarzt Franzén stationiert war, wurden 1896 9000 Kranke behandelt. Aus dem eigentlichen Notjahre fehlen Zahlen, aber wir hören da von schweren Krankheiten, die in und um Amarvara herrschten, Pocken, Cholera, Dysenterie, und grausig ist es, von den Hunderten von Menschenköpfen und -knochen zu lesen, die, von den Tieren des Waldes abgenagt, an dem kleinen Flüßchen sich fanden, das in der Nähe vorbeifließt.

Natürlich litt die direkte Missionsarbeit in dieser Notzeit. Die Missionare waren von den äußeren Arbeiten, von der Beaufsichtigung der Bauten — einer in Indien auch unter bessern Verhältnissen ierigen Sache —, von der Anstellung der Leute, von der Aus- ig der Unterstützungen, oder auch, wie Danielsson, von der Tätig-

keit in Notstandsausschüssen, derartig in Anspruch genommen, daß sie an Reisen durch ihre Bezirke nicht denken konnten. Dafür wurde den auf den Stationen arbeitenden Leuten täglich Gottes Wort geboten und so doch eine Saat auf Hoffnung ausgestreut, wenn auch unter solchen Verhältnissen viel Same nebenbei fällt. Auch die Schulen litten unter dieser Not. Dafür wurden eine ganze Anzahl von Knaben und Mädchen auf den Stationen verpflegt und erzogen — 2 große Kinderheime, das in Sagar mit ca. 200 und das in Chindwara mit ca. 300 Kindern waren der bleibende Ertrag dieser Notzeit für die schwedische Mission. Sie gaben natürlich den Vorstehern — Lundborg in Sagar und Lindroth, der sich 1898 wieder verheiratete, in Chindwara — und ihren Gehilfinnen sehr viel Arbeit. Es dauerte eine gute Zeit, bis die Nachwirkungen des Hungers an den Kindern überwunden waren. Viele Krankheiten kamen vor, Skorbut, Pocken, Masern, Keuchhusten, Ruhr, Ausschlag u. a., zum Teil in solchem Umfange, daß das ganze Mädchenhaus in Chindwara einmal ein Krankenhaus war, und eine Anzahl von Kindern, durch die Not widerstandsunfähig gemacht, gingen an solchen Krankheiten zu Grunde. Doch war der Prozentsatz der Todesfälle weit geringer als in den Regierungs-Armenhäusern. Aber auch nachdem diese Uebergangszeit zu normalen gesundheitlichen Verhältnissen zu Ende war, fehlte es nicht an Mühen und Sorgen, diese Scharen von Kindern in verschiedenen Lebensaltern, aus verschiedenen Verhältnissen, meist tief im Heidentum verstrickt und gewöhnt an Lüge, Diebstahl u. s. w. zu unterrichten und zu erziehen. In Sagar hatte man an den schon länger im Heim befindlichen Kindern eine Erleichterung für die neu eingetretenen, in Chindwara fehlte diese Erleichterung, und Lindroth hatte darum keinen leichten Stand; aber der andauernde christliche Einfluß verfehlte seine Wirksamkeit nicht, und so konnte Lindroth trotz einzelner Verfehlungen doch sich im ganzen mit der Führung der Kinder zufrieden erklären. Die Kinder erhielten täglich Unterricht und wurden auch zu praktischen Beschäftigungen angehalten — man mußte ja darauf bedacht sein, daß sie einst auf eigenen Füßen stehen konnten. Für die Mädchen ergaben sich diese leicht: die tägliche Versorgung so großer Anstalten erforderte viele Hände zum Mahlen des Getreides, zur Bereitung der Speisen, zur Unterhaltung und Ergänzung der Kleider u. s. w. Schwerer war es, für die Knaben solche Beschäftigungen zu finden. In Sagar tat die schon vorhandene Tischlerwerkstätte gute Dienste. In Chindwara hatten die älteren Knaben zuerst an den bis 1899 hineinreichenden Bauten ihre Beschäftigung, nachher ordnete Lindroth sie nach Begabung und Neigung in 5 Gruppen (Acker- und Gartenarbeit, ver-

schiedene Handwerke, Küche und Krankenpflege), um sie für einen künftigen Beruf tüchtig zu machen. Die Begabtesten sollten weiter unterrichtet werden, um später als Missionsgehilfen zu dienen, aber auch sie sollten der körperlichen Arbeit nicht entfremdet werden, um nicht dem Zerrbilde indischer Bildung zu verfallen. Der Religionsunterricht nahm selbstverständlich einen breiten Raum ein und fiel im allgemeinen auf guten Boden, so daß viele Kinder verlangten, getauft zu werden. Als Lundborg bei der Taufe einer Frau, bei der die Mädchen des Heims gegenwärtig waren, die übliche Aufforderung aussprach: „wer getauft werden will, möge hervortreten", drängten sich die Mädchen scharenweise heran und wurden sehr bekümmert, als ihnen gesagt wurde, daß das so schnell nicht ginge. Aber es wurden doch viele dieser Kinder getauft, zu Pfingsten desselben Jahres 103, und diese Tauftage machten auf die Zeugen einen solchen Eindruck, daß gleich zwei Hinduwitwen, die im Kinderheim angestellt waren, sich zur Taufe meldeten. In Chindwara wurden 1898 in 9 verschiedenen Taufhandlungen 131 Kinder getauft.

So fing man eben an, sich aus den Schwierigkeiten der Notzeit herauszuarbeiten, als im Jahre 1899 eine neue Notzeit hereinbrach, schlimmer als die erste, nicht bloß, weil die wirtschaftliche Widerstandskraft noch nicht voll wiedergewonnen war, sondern auch, weil die Not sich über einen größern Umkreis erstreckte und Wassermangel und Pest sich dazu einstellten. Der englische Vizekönig, Lord Curzon, gab die Zahl derer, die Mangel am notwendigsten litten, auf 49 Millionen an, 22 in dem britischen Gebiet, 27 in den Schutzstaaten! Der Wassermangel schädigte den Viehstand — es gab für das Vieh kein Futter — und erschwerte die Veranstaltung von Notstandsarbeiten. Die erste Arbeit mußte sein, die vorhandenen Brunnen zu vertiefen und neue zu graben, denn die Brunnen zeigten im September den Wasserstand wie sonst am Anfange der Regenzeit, woher sollte man für acht trockene Monate Wasser nehmen? Ein Umstand, der die Bekämpfung dieses neuen Notstandes erschwerte, war auch der Krieg zwischen den Engländern und Buren in Südafrika. Während in der ersten Notzeit aus allen Ländern Unterstützungen nach Indien flossen, nahm jetzt der südafrikanische Krieg überall das Interesse in Anspruch und Indiens Not trat zurück. Doch haben die schwedischen Missionsfreunde auch in dieser zweiten Notzeit treulich ausgehalten und außerordentliche Mittel aufgebracht (worunter die ordentlichen

freilich zum Teil litten); im ganzen haben sie in beiden Notzeiten 275000 Kr. (rund 310000 Mk.) nach Indien gesandt, gewiß eine Summe, die auf dem beschränkten Gebiete des schwedischen Missionsfeldes viel Hilfe bringen konnte.

Es würde nur eine Wiederholung früherer Mitteilungen sein, über die Notstandsarbeiten und Unterstützungen der zweiten Periode näheres anzugeben; es genüge daher zu sagen, daß wieder auf den Stationen viel Arbeit getan, namentlich Brunnen neu angelegt oder vertieft wurden — in Nimpani z. B. hatte die ganze Bevölkerung nur Wasser aus den Brunnen auf der Station. Auch andere Erdarbeiten, Planierungen und dergl., sowie Bauten wurden ausgeführt, und wer an solchen Arbeiten nicht teilnehmen konnte, für den bot das Sammeln von getrocknetem Kuhdünger als Brennmaterial noch einen kleinen Verdienst. Selbstverständlich wurden auch direkte Unterstützungen an Arbeitsunfähige gegeben und den Ackerbauern Saat vorgeschossen. In Sagar erhielten an einzelnen Tagen 4—5000 Menschen ihre Speise, eine lange Zeit hindurch täglich 13—1400, und 2500 Menschen etwa gewannen auf den schwedischen Stationen ihren Lebensunterhalt durch Notstandsarbeiten. Herzergreifende Not, aber auch gewerbsmäßige Bettelei traten auch diesmal wieder den Missionaren entgegen. Die Regierung ließ die Notleidenden in großen Lagern vereinigen (die an die „Konzentrationslager“ in Südafrika erinnern); in der Nähe von Nimpani war z. B. eines, in dem sich 7000 Menschen befanden. Diese Lager gaben viel Gelegenheit zur Verkündigung des Wortes, waren aber auch Stätten der Krankheit. So herrschte dort Juni bis August 1900 die Cholera und forderte unter den vom Hunger geschwächten Leuten so viele Opfer, daß die Leichen täglich fuhrenweise weggeschafft werden mußten*), und groß war die Zahl derer, die auf den Stationen ärztlich behandelt wurden. Erfreulich ist es dabei, zu hören, daß die Cholera unter den Christen wenig Schaden anrichtete, ein Zeichen, daß doch die ganze Lebenshaltung der Christen besser war als die der Heiden.

Es liegt nahe, zu fragen, wie denn diese Notzeiten auf die Heiden und auf ihre Beurteilung des Christentums einwirkten.

---

*) Die Zahl der in Indien 1891—1901 an Hunger Gestorbenen wird auf 20 Millionen geschätzt.

Unzweifelhaft ist, daß der Leichtsinn und die Unwirtschaftlichkeit z. B. der Gond, die in guten Tagen keine Vorräte aufsammeln und nicht an die Zukunft denken, viel Schuld an der Größe des Notstandes getragen hat; ob aber die furchtbaren Erfahrungen in diesen Notzeiten einen nachhaltigen Eindruck gemacht und die Leute zu größerer Wirtschaftlichkeit und besserer Vorsorge gebracht haben, darüber geben die Berichte keine Auskunft, es läßt sich aber stark bezweifeln. Allenfalls haben die Christen, die unter dem anregenden und regelnden Einfluß der Missionare stehen, in dieser Beziehung Anfänge gemacht. „Wir hoffen — schreibt Missionar Aren — daß die Not wenigstens die Geweckteren unter dem Volke lehren wird, mehr Acht zu haben auf die Hilfsquellen, die ihnen zu Gebote stehen, und mehr dem Befehl des Herrn, zu arbeiten, Folge zu leisten.“ Jedenfalls ist während der Notzeit die Hilfe, welche die evangelische Mission den Bedrängten geleistet hat, anerkannt worden. So schreibt eine indische Zeitung („The Indian Messenger“, ein Blatt des Brahma Samadsch): „Wir können das Jahr nicht schließen, ohne von der Arbeit zu sprechen, welche die christliche Mission während der Hungersnot in unserm Lande ausgeführt hat. Ehre sei diesen Boten Christi! Sie haben sich als würdige Nachfolger dessen gezeigt, dessen Herz blutete von Mitleid mit den Menschen. Während der letzten sechs Monate sind alle Missionsstationen in einem großen Teile des Landes zu Rettungshäusern umgewandelt worden. Die Missionsarbeiter haben nichts von Ruhe gewußt, sondern sind Tag und Nacht beschäftigt gewesen, zu helfen und die Sterbenden zu unterstützen“ u. s. w. Bezieht sich dies Urteil auf einen weiteren Kreis, so hören wir anerkennende Worte auch von den einzelnen schwedischen Stationen. So sagten die Leute in Chikoli: „wäre der Padre Sahib (der Missionar) nicht dagewesen, so hätten wir uns zu Tode gehungert“; von Khorai schreibt L. E. Karlsson: „oft höre ich, wie sie mich preisen, als hätte ich ihnen alle diese Hilfe gesendet“; von Sedja sagt Rosengren: „die Leute haben auf vielfache Weise ihre Dankbarkeit für die Hilfe ausgesprochen, die sie erhalten haben. Mehr als einmal sind die Eingebornen weinend zu mir gekommen und haben gesagt: wenn wir nicht Hilfe vom Sahib erhalten hätten, so wären wir tot.“ Miss. Ivar konnte mit Freude berichten, daß die Bauern, die ein Quantum Saat leihweise erhalten hatten, nach der Ernte fröhlich ihr Darlehen zurückbrachten, und konnte daraus einen Grundstock für künftige Nöte bilden. Freilich waren nicht alle Erfahrungen von dieser Art. Auch Klagen kamen vor, daß die Hilfe nicht reichlicher sei, obwohl der Tagelohn auf den Stationen höher war als bei den Notstandsarbeiten der Regierung. Man fand, daß die Hilfeleistungen

nicht Dank, sondern nur Ansprüche hervorriefen, man erlebte es, daß die Leute sowohl die Not, die sie erduldet, wie die Hilfe, die sie erfahren, schnell wieder vergaßen. Aber doch konnte man mit Freude wahrnehmen, wie die Hungersnot manche Herzen erweichte und zu der Erkenntnis brachte, daß die heidnischen Götter nicht helfen konnten. Man fand, daß die Heiden mit Stille und Andacht das Wort aufnahmen, das ihnen gepredigt wurde. Sie hatten ja, wie Missionar Ivar einmal bemerkt, den Unterschied zwischen den besten ihrer götzendienerischen Landsleute und den Christen erkennen können, die ohne Rücksicht auf Religion und Kaste sich aller erbarmten, die in Not waren, und bekamen einen Eindruck von der Liebe, die nicht das ihre sucht. Bei der Predigt wurden den Missionaren wohl selbstische Beweggründe untergeschoben, als bekämen sie für jeden Getauften Geld; aber bei dieser Arbeit zur Abhilfe der Not mußte es klar werden, daß die treibende Kraft doch von höherer Art war. Und so entstand denn bei nicht wenigen eine Neigung zum Christentum. Noch während der Not meldeten sich viele, Christen zu werden, und begehrten Unterricht, aber sie kamen oft aus unreinen Beweggründen und die Missionare zögerten daher in dieser Zeit mit der Taufe auch bei denen, bei welchen sie ein aufrichtiges Verlangen glaubten wahrnehmen zu können. Man hatte schon vor den Notzeiten bemerkt, daß viele Christum als „Brotkönig“ annehmen, aber von dem Sündendienst nicht lassen wollten. Die christliche Mission hat mit den „Reischristen“ zu schlechte Erfahrungen gemacht, als daß evangelische Missionare sich getrieben fühlen konnten, solche Notzeiten auszunutzen, um die Zahl der Getauften schnell wachsen zu sehen; die Rückschläge, die dann nicht ausbleiben, sind eine ernste Schädigung für das Werk des Herrn.

b. Der jetzige Stand.

Hat sich die schwedische Mission auf die drei Bezirke Sagar, Betul und Chindwara beschränkt, so ist doch in der Zahl der Stationen eine Zunahme eingetreten. In dem erstgenannten Bezirk war die Besetzung schon seit Jahren als unzureichend erkannt und daher eine neue Station in Aussicht genommen. Die Besetzung von Deorec (südlich von S.) hat sich noch nicht ausführen lassen, dagegen ist Khorai besetzt. Dieser Ort liegt 50 km nordwestlich von S. und ist durch Eisenbahn mit ihm verbunden, zählt 5000 Einwohner (darunter viele Weber) und eignet sich, umgeben von vielen Dorfschaften, zu einem Missionsmittelpunkt.

Seit 1896 arbeitete dort ein eingeborner Lehrer, 1900 wurde auf einem von einem Heiden geschenkten Platze ein Stationsgebäude errichtet und ein europäischer Missionar, L. E. Karlsson, dort stationiert. Zu Khorai gehört das 1901 angekaufte Dorf Bagthari. Zuerst nahmen natürlich die äußeren Arbeiten Zeit und Kraft in Anspruch, aber dann konnte die eigentliche Missionsarbeit einsetzen. Ende 1903 waren 73 Christen (40 Kommunikanten) dort vorhanden. Eine Vermehrung der Stationen trat auch in dem Bezirk von Chindwara ein. Hier wurde 1901 Bijori zu einer Hauptstation gemacht. Bereits 1895 war der betreffende Beschluß gefaßt worden, als der damalige Gondfürst ein Grundstück überlassen hatte. Aber nach seinem baldigen Tode wollte seine von Missionsfeinden aufgehetzte Witwe seinen Willen nicht erfüllen, und nun mußte der Plan so lange ruhen, bis durch die Vermittelung des Oberkommissars der Platz überlassen wurde. Bijori liegt 50 km nördlich von Chindwara in einer lediglich von Gond bewohnten Gegend, und zwar in einer großartigen Gebirgsnatur, und so hoch, daß es zugleich als Gesundheitsstation für die Mission dienen kann. Der Missionsarzt Dr. Franzén wurde hier stationiert und ein Krankenhaus gebaut. Die Erbauung der Stationsgebäude brachte viele Schwierigkeiten mit sich, gab aber Franzén und dem Laienmissionar Johansson viel Gelegenheit, mit dem Volke zu verkehren und es nach seinen Vorzügen und Fehlern kennen zu lernen. In demselben Bezirk liegt Sedja, wo der Laienmissionar Rosengren eine Ackerbaukolonie einrichtete, um die aus dem Kinderheim in Chindwara entlassenen Knaben an den Landbau zu gewöhnen und sie zu selbständigen Ackerbauern zu erziehen. So ist die Zahl der von schwedischen Missionaren geleiteten Stationen auf 10 gestiegen, wozu noch 11 von eingeborenen Lehrern geleitete Außenstationen kommen. Auf diesen Stationen arbeiten 17 ordinierte, 5 nicht ordinierte schwedische Missionare, dazu (außer 13 Missionarsfrauen) 14 Missionarinnen und von eingeborenen Hilfskräften 37 Männer und 10 Frauen*). Die Zahl der Christen betrug Ende 1903 997, darunter 377 Abendmahlsberechtigte; in 16 Schulen

*) Wie viel davon auf die Gond kommen, geht aus den Berichten nicht hervor; der Erstling unter den Gond ist schon seit 1887 Evangelist, Samuel Raghu.

wurden 423 Knaben und 233 Mädchen unterrichtet, und 6 Sonntagsschulen von 391 Kindern besucht.

Der Heidenpredigt dienen besonders die Basarpredigten und die Predigtreisen. Ueber den Wert der Basarpredigten ist gestritten worden; sie haben von manchen Seiten wegen der Unruhe, in der sie oft gehalten werden, zwischen Kommenden und Gehenden, wegen der Unterbrechungen, die sie durch Einwürfe oder Lärm erfahren, und wegen ihrer Erfolglosigkeit keine Befürwortung gefunden. Auch die schwedischen Missionare haben sich keinen Einbildungen über ihren Wert hingegeben. Sichtbare Früchte der Basarpredigt haben sie ja nicht gerade gewonnen, aber doch halten sie daran fest, weil sie in ihnen eine Gelegenheit haben, den Namen Jesu zu bezeugen, weil viele hier etwas von ihm hören, an die man sonst nicht herankommt (z. B. auch die Frauen des Landvolkes, die nicht so eingeschlossen leben wie die Hindufrauen), weil sie für die eingeborenen Gehilfen eine gute Schule des Freimutes sind und diese nötigen, in der Bibel und andern christlichen Schriften zu ihrer eignen Vertiefung und Schlagfertigkeit weiter zu forschen. Darum haben die schwedischen Missionare auch gern die angehenden eingeborenen Gehilfen zu diesen Basarpredigten mitgenommen, auch wohl die älteren Schüler, damit diese dem die Heiden anlockenden Gesange größere Kraft geben sollten. Disputationen haben sich manchmal an solche Basarpredigten angeschlossen, wobei dann wohl die Argumente des westländischen Unglaubens hervorgetreten sind*), es ist aber auch geschehen, daß Heiden und Mohammedaner ihrerseits durch Basarpredigten den christlichen entgegenzuwirken suchten.

Bedeutungsvoller als die Basarpredigten sind jedenfalls die Predigtreisen, welche die Missionare — seit 1893 mit mehr Planmäßigkeit — in der günstigen Jahreszeit in ihren Bezirken vorgenommen und bei denen sie bis über 100 Ortschaften besucht haben, teils um neue Wege für das Evangelium zu suchen, teils um frühere Anregungen weiter zu fördern. Auch bei diesen Reisen haben die eingebornen Gehilfen sich beteiligt und ein praktisches Stück ihrer Ausbildung gefunden. Vielfach hat auch die laterna magica die Missionare auf diesen Reisen begleitet und namentlich da, wo das Evangelium noch eine unbekannte Sache war, Interesse für dasselbe zu erwecken vermocht. Auch die Verbreitung von christlichen Schriften

*) In der letzten Zeit sind wiederholt Disputationen, auch mit Mohammedanern, vorgekommen. Letztere scheinen sehr rührig gegen das Christentum zu werden.

wurde mit diesen Reisen verbunden, soweit nicht die Leseunfähigkeit ihr einen Riegel vorschob; die Traktatgesellschaft in Allahabad unterstützte die Schriftenverbreitung. Die Erfahrungen auf diesen Reisen waren ja sehr wechselnd: bald Stumpfheit oder Scheu, bald Neugier, bald lebhaftere Teilnahme, die die Hörer mit den Missionaren bis tief in die Nacht zusammenhielt, aber doch waren diese Reisen ein wichtiges Mittel, das Evangelium bekannt zu machen und Verbindungen mit den Dörfern anzuknüpfen, die wiederholt zur Gründung von Außenstationen führten, wenn auch die Versammlungen durch den Widerstand der heidnischen Partei manchmal recht lebhaft sich gestalteten.

Auch die Götzenfeste in der Nachbarschaft wurden von den Missionaren besucht und benutzt, um gerade da, wo die Macht und der Glanz des Heidentums sich gesteigert zeigten, von dem lebendigen Gott zu zeugen, der höher ist als alle Götzen und die Menschen erlöst durch seine Gnade, nicht durch ihre selbstquälerischen Bußübungen. Auch auf den Stationen fehlte es an Heidenpredigt nicht, wurde doch (abgesehen von den vorhin erwähnten Notstandszeiten) denen das Evangelium gepredigt, die bei Bauten und andern Gelegenheiten auf den Stationen beschäftigt wurden, und den Gebildeten unter den Hindu hat Missionar Danielsson in Chindwara wiederholt durch Vorträge das Evangelium nahe zu bringen versucht. Das „Lesezimmer“ in Sagar dient demselben Zwecke. Und der Erfolg? Gerade in Indien ist der Erfolg schwer. Es fehlt den Indiern infolge ihres Pantheismus das Bewußtsein der Sünde; sie kennen wohl eine „Erlösung“ und suchen sie zu gewinnen, aber ihre „Erlösung“ ist eine ganz andere als die christliche; es fehlt ihnen das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und infolge ihres Kastenwesens die Fähigkeit persönlicher Entscheidung. Wenn das ganze Dorf übertreten will, so treten wir auch mit über — so etwa haben die Missionare es auf ihren Predigtreisen oft genug gehört; aber der Mut, voranzugehen und der gewonnenen Erkenntnis der Wahrheit die Tat, die entscheidende Tat folgen zu lassen, fehlte denen, die so redeten. Und man kann es ja verstehen, daß es ihnen daran fehlte, wenn die Wortführer des Heidentums laut und mit Nachdruck den Wert und die Herrlichkeit der uralten, von den Vätern ererbten Religion priesen, wenn ihnen der Uebertritt zum Christentum die Kaste nahm und damit ihre gesamte gewohnte Lebensordnung raubte, wenn sie Beispiele vor Augen hatten, wie durch Lug und Trug, mit List und Gewalt die Uebergetretenen womöglich wieder zurückgeholt wurden zu der verlassenen Gemeinschaft. Andere stimmten wohl der christlichen Lehre als Wahrheit zu, aber sie mochten mit der Sünde nicht brechen.

So erlebte es Missionar Rensaa auf einer Dorfreise, daß die Gond mit Freude von dem ewigen Opfer Christi hörten, so daß sie nun nicht mehr ihre Hühner und Ziegen zu opfern brauchten, und wollten Christen werden und sich taufen lassen; aber als sie hörten, daß sie als Christen nicht mehr „trinken" dürften, bekamen sie einen Schreck und zogen sich zurück. Man muß sich von Herzen freuen, daß trotz alledem die Arbeit der Missionare nicht vergeblich war — machte doch z. B. in Amarwara der Besuch eines hohen indischen Priesters 1902 gar keinen Eindruck auf die Bevölkerung! — und daß doch aus Hindu wie aus Gond Jünger Christi wurden, die durch mutiges Bekenntnis, williges Dulden und geheiligten Wandel ihrem Christennamen Ehre machten. Wiederholt kam es vor, daß Familienzusammenhänge dem Evangelium den Weg bereiteten. Nicht alle, die sich hatten taufen lassen, waren freilich standhaft, einzelne wurden, vielleicht sogar bald nach der Taufe, rückfällig. Darum wurde die Forderung aufgestellt und durchgeführt, daß die Taufbewerber, um ihren Ernst zu zeigen, schon vor der Taufe mit den Christen zusammen aßen und dadurch ihre Kaste brachen; konnten sie sich dazu nicht verstehen, so waren sie zur Taufe noch nicht reif. (Schluß folgt.)

Die Bedeutung der Magie
im chinesischen Leben.

Von Miss. O. Schultze (China).

(Schluß)

Der Mittel und Arten, deren man sich zur Zauberei und Wahrsagerei in China bedient, sind Legion. Um zunächst von den nur zu magischen Zwecken hergestellten Zaubermitteln zu reden, so steht obenan, nicht etwa wie bei uns der Zauberstab, sondern das Zauberschwert. Dasselbe hat meistens eine Länge von zwei Fuß und vier Zoll. Es wird entweder aus Metall oder aus Holz hergestellt. Vielfach ist es aus Eisen. Der Anfertigung eines eisernen Zauberschwertes geht ein siebentägiges, mit allerlei Waschungen verbundenes Fasten voraus. Das Schmieden soll in einem alten Tempel erfolgen und darf

nicht unterbrochen werden. Während des Hergangs werden Zauberformeln gemurmelt und mystische Bewegungen mit den Händen gemacht. Nach Fertigstellung wird es in einem Weihrauchtopf aufgerichtet und vor demselben 7×7 Tage lang ein bestimmter Zauberspruch, der aus 7×7 Silben besteht, 7×7 mal täglich hergesagt. Auf der Klinge sind eine Reihe von unentzifferbaren magischen Zeichen, das Bild des Drachen, das Sternbild des großen Bären u. a. angebracht. Auch aus Kupfergeld werden mittelst roter Schnur Zauberschwerter zusammengebunden. Man wählt dazu meist recht alte Münzen, die von demselben Kaiser stammen. Solche Käschschwerter werden gerne in Schlafgemächern, in der Nähe des Bettes, in horizontaler Lage aufgehängt, um vornehmlich zur Zeit der Geburt eines Kindes böse Geister abzuhalten. Soll es aus Holz sein, so benutzt man dazu das des Wu-tung Baumes (Elöococca), der Weide, oder des Pfirsichbaums. Wir erinnern uns dabei, daß der chinesische Lebensbaum auf den Glückseligkeitsinseln ein Pfirsichbaum gewesen sein soll.

Das Zauberschwert wird namentlich von Taoistenpriestern zur Vertreibung böser Geister und zur Ueberwindung von Dämonen benutzt und spielte schon im Altertum eine große Rolle. Die Kraft des Zauberschwertes, das sich im Besitz des taoistischen Papstes oder Oberpriesters, der auf dem Lyungfuberge residieren soll, befindet, sei so machtvoll, daß er damit Dämonen nach Belieben unterwerfen und einkerkern könne. Es wird behauptet, daß dort Tausende von Krügen in Reihen ständen, Dämonen enthaltend, welche der große Magier dort verschlossen habe.

Ein anderes taoistisches Zaubermittel ist der Zauberspiegel. Durch ihn, der von kreisrunder Gestalt aus Metall gegossen ist, bis zu neun Zoll im Durchmesser hat und auf dem Rücken, vom Nacken herabhängend, getragen wird, soll der Betreffende in den Stand gesetzt werden, das wahre Wesen der Dinge zu erkennen, namentlich aber in Tiergestalt erscheinende Geister zu entlarven.

Im Buch des Phau phok ts aus dem 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird ein Fall berichtet: „Neben dem Lin Lu-Berge befand sich eine Hütte, wo ein Dämon sein Wesen trieb. Sobald ein Wanderer dort nächtigte, wurde er unwohl und starb. Jede Nacht nahm man dort 40 bis 50 Personen beiderlei Geschlechts wahr, die gelb, schwarz und weiß gekleidet waren. Eines Abends

kam ein Magier zu der Laube, um da zu übernachten. Er zündete ein Licht an und stimmte aus den heiligen Büchern Gesänge an. Gegen Mitternacht kamen mehr denn zehn Personen und ließen sich ihm gegenüber zum Spiele nieder. Da zog er heimlich seinen Spiegel heraus und sah mit dessen Hilfe, daß die Versammelten Hunde waren. Um sich zu vergewissern, brachte er sein Licht an den Rockzipfel des Zunächstsitzenden und alsbald roch es nach versenkten Haaren. Nun ergriff er sein Messer und drang auf die Dämonen ein. Er stach nach einem, da hörte er den Ruf: „Ich bin getötet!" und sah einen toten Hund neben sich liegen. Die andern waren verschwunden. — Diese Zauberspiegel werden heute noch in verschiedener Größe, mehr oder weniger kunstvoll gearbeitet, in den Häusern der Reichen gefunden. Man hängt sie auf, um Geisteskrankheiten zu verhüten und zu heilen.

Die gebräuchlichsten, alltäglichsten Zaubermittel sind die phu lynk oder Amulette. Es sind dies meistens auf Blätter, auf Papier oder auf Stoff geschriebene, gemalte, gedruckte oder gestempelte, groteske, wunderliche Figuren, verschnörkelte, einzelne oder kombinierte, ineinander verschlungene, unleserliche Schriftzeichen und Zaubersprüche. Mit roter Farbe auf gelbem Papier sind sie besonders wirksam und gesucht. Man trägt sie im Rockzipfel, in Säckchen von rotem Stoff eingenäht, auf dem Leibe an Schnüren um den Hals, am Handgelenk, in den Haaren, an der Bettlade, oder man klebt sie an die Wände in Läden, in Häusern, in Stuben und an Türpfosten. Man verbrennt sie und schickt sie den Verstorbenen als Reisegeld nach oder bringt die Asche in irgend einer Flüssigkeit den Kranken bei. Man steckt sie an Hölzchen in die Felder zum Schutz der Saat, man legt sie in die Schuhe auf Reisen, oder man befestigt sie an Bäumen und in Ställen. Zu den berühmtesten gehört das Then s phu oder diejenigen von Ningpo in der Provinz Tschetkong. In den Kämpfen um den Kaiserthron am Ende des 10. Jahrhunderts zu Beginn der Sung-Dynastie wurde Ningpo erstürmt und alle Einwohner niedergemacht, ausgenommen ein paar Hundert. Diese — so wird erzählt — wurden von dem Oberpriester eines Tempels, der noch am Südtor Ningpos steht, wunderbar errettet. Er rief die erschreckten Einwohner auf den Tempelhof, verteilte an sie Amulette und hieß sie Litaneien hersagen. Auf's Tempeldach stellte er eine Schüssel voll Quellwasser. Dank der magischen Kraft der Zauber-

sprüche und dieser Vorrichtung fand die herandrängende, blutdürstige Soldateska den Tempel nicht. Die Flüchtlinge waren gerettet. Seitdem ist die Kraft gerade dieser Amulette unbestritten.

So alt wie die Magie in China, so alt ist auch der Gebrauch von Amuletten. Man stellte sie auch dar mit dem Bilde der Sonne, des Mondes und der Sterne, heilte mit ihnen Kranke, befähigte die Träger, ohne Harm durch's Feuer zu gehen, oder auf Messerschneiden zu treten. Letzteres kommt tatsächlich vor. Beim Einholen des Frühlings (nyang tschhun) wird ein Zauberer in der Sänfte mitgeführt, der auf der Schneide von drei scharfgeschliffenen, mit einem Amulett beklebten Schwertern sitzt. Er soll verderbliche Mächte verjagen. Der Verfasser „einer transcendentalen Philosophie der Mystik und der geheimen Vorgänge bei Verwandlungen“ aus dem 4. Jahrhundert, namens Kot Fung, spricht sich über den Nutzen der Amulette auf Reisen so aus: „Alle Berge“ — sagt er — „sind von bösen Geistern bewohnt, welche gemäß der Größe eines Berges mehr oder weniger machtvoll sind. Der schutzlose Wanderer wird leicht in allerlei Not geraten, von Unwohlsein befallen, in Dornen treten oder fremdartige Gesichter und Töne wahrnehmen. Trotz der Windstille sieht er Baumwipfel sich bewegen, Steine ohne augenfällige Ursache sich von überhängenden Felsen lösen und fallend ihn gefährden. Er verliert den rechten Weg, fällt in Schluchten, wird von Wölfen oder Tigern angefallen. Darum sollten Berge niemals im Winter bestiegen werden. Es empfiehlt sich hiefür als günstigste Zeit der dritte Monat, und dann sollte noch ein glücklicher Tag gewählt werden. Einige Tage Fasten und Reinigung vorher ist dienlich. Unerläßlich aber ist ein auf dem Leibe zu tragendes Amulett.“ — „In den 70er Jahren wurde, wie Dr. Legge erzählt, „eine Gegend von großem Schrecken befallen durch das plötzliche unerklärliche Verschwinden der Zopfschnüre. Eine Cholera-Epidemie hätte keinen größeren Schrecken hervorzurufen vermocht. Es war offenbar das Werk böser Geister. Ein Wettlauf nach Amuletten begann, man glaubte, vier mysteriös verschlungene Zeichen auf einem Streifchen Papier im Zopf getragen, würden die Geister vertreiben.“ Als Talisman werden ferner Goldschnüre, Münzen mit obskuren Zeichen darauf, Nephritschnitzereien, Schweinezähne, Tigerkrallen, rote Fetzchen, Hals- und Armringe, Kettchen, rote Schnüre am Fuß- und Handgelenk oder an einzelnen Zehen getragen.

Chinesische Schriftzeichen sollen schon an sich magische Kraft besitzen. Ängstlich sammelt man darum alles beschriebene Papier, um es in hiezu errichteten Rauchfängen zu ver-

brennen. In Kayintschu kam es bei einer Mumps- (oder Ohrspeicheldrüsenschwellung) Epidemie vor, daß die Leute auf die Geschwulst das Zeichen „Fu, Tiger“ schrieben, weil sie annahmen, der Kranke sei vom Geiste eines Schweins befallen und im Begriffe einen Schweinekopf zu bekommen; der Tiger sollte nun das Schwein verzehren. Oft sieht man in Läden, auf Flußbooten oder in Hallen nur das Zeichen „Fuk, Glück“ oder „Schu, Langlebigkeit“ oder „Schin Geist“ in großen Dimensionen auf rotes Papier geschrieben als Gegenstand der Verehrung oder als Schutz gegen üblen Einfluß. Bestimmte Formeln wie Sam to kyu syak, „der dreifache Überfluß*) und die neun Lehensgüter“**) sollen besonders kräftig sein.

Magische Kraft wird ferner zugeschrieben dem Bilde des Drachens, des Tigers, des Phönix und des Einhorns. Letzteres, das sogenannte Khi lin (Khi das männliche, und Lin das weibliche Tier) läuft fälschlich als Einhorn; ich habe es stets mit zwei Hörnern abgebildet gesehen. Tshai Yung, ein berühmter Literat und Kommentator aus dem 2. Jahrhundert, bezeichnet dieses Wundertier als inkarnierte Essenz der fünf uranfänglichen Elemente und als die edelste Form der tierischen Schöpfung, als das Emblem alles Guten. Auch das Oktogramm, die mystische Figur des Kaisers Fuk hi aus dem Yit kin wird viel auf Amuletten und Talismanen verwendet. Über den Einfluß der Lage der Grabstätten und Wohnungen können wir uns nicht weiter einlassen, das gehört in's Kapitel der Geomantie. Hier sei nur auf die nach unserer Anschauung ganz zwecklosen Schutzmauern und Pagoden hingewiesen. Erstere werden oft quer vor den Hauseingängen errichtet, um den Dämonen und bösen Einflüssen den Weg zu verlegen. Letztere haben immer nach dem Prinzip yong eine ungerade Zahl von Stockwerken, sollen die Harmonie der Natur herstellen und Glück über ihre Umgebung bringen. Wie unmotiviert die Wahl der Gegenstände, denen magische Kraft

---

*) Ueberfluß an Glück, an Lebensdauer und Nachkommen.

**) 1. Wagen und Pferde, 2. Staatskleider, 3. Musikinstrumente, 4. rote Eingangstore, 5. Mittelwegerlaubnis bei Audienzen, 6. Leibwache, 7. Bogen Pfeile, 8. Streitäxte, 9. Opferwein. Dies die neun Lehensgüter für Prinzen und kleine Fürsten.

beigelegt wird, oft ist, illustriert die Tatsache, daß man in Peking zu Zeiten der Dürre eine eiserne Tafel, die auf dem Boden einer Cisterne (5 Tagereisen weit von Peking entfernt) ruht, in großer Prozession einholt, sie göttlich verehrt und von ihrem Einfluß den ersehnten Regen erwartet. So geschah es im Jahre 1870; im Jahre 1894 wurde sie sogar nach Sianfu, der Hauptstadt von Schansi, zu gleichem Zwecke geholt.

Eine große Rolle spielt auch bei vielen Arten der Zauberei das warme, frische Blut. Im Li ki, dem Buch der Riten, heißt es: „Wenn der Ahnentempel fertig ist, bestreicht man ihn mit Blut, das Bestreichen des Hauses aber mit Blut ist der Weg zur Vereinigung mit den lichten Geistern.“ Mit dem Blute junger Hunde, die in China häufig gegessen werden, bespritzt man die Pfosten der Haustüre, um das Böse abzuhalten.

Bei Knochenbrüchen zerschneidet man einen lebenden Hahn in zwei Teile und legt diese noch warm blutend auf das gebrochene Glied. Die Lebenskraft des Blutes soll die Konsolidierung der Fraktur herbeiführen. In den Vorschriften für gerichtliche Leichenschau wird als sicheres Kennzeichen für die Gebeine der Eltern oder verstorbenen Verwandten das Aufträufeln von frischem Blut ihrer nächstverwandten, überlebenden Nachkommen oder Kinder empfohlen. Sickert das Blut ein, so ist die Verwandtschaft erwiesen. Menschenblutspuren, die von Messern oder Schwertern sauber abgewischt sind, sollen durch Erhitzen der Klingen bis zur Rotglut und durch Uebergießen derselben in diesem Zustande mit Essig wieder zum Vorschein kommen. Vogelfedern sollen, wenn sie mit frisch fließendem Menschenblut beträufelt und während dessen gewisse Zauberformeln gesprochen werden, überall wohin sie fliegen, Tod und Verderben bringen. Wollen Bauschreiner im Bau ihres Auftraggebers einen wirksamen Zauber anbringen, so bedürfen sie dabei ihres eigenen frisch fließenden Blutes. Sie schneiden von Papier eine Silhouette, oder schnitzen von Holz eine pfeilschießende Figur und tränken diesen Gegenstand, ehe sie ihn irgendwo im Hause, am liebsten unterm Dach verstecken, mit frischem Blut. Dr. Gray erzählt in seinem Werk über China, daß ein Vater seinen kranken Sohn zum Priester in den Tempel brachte und hier vorgab, der Knabe sei von einem bösen Geist besessen. Der Priester fand durch Befragen des Götzen heraus, daß es fünf böse Geister seien, die von dem Kinde Besitz ergriffen hätten. Das Kind wurde nun vor den Götzenaltar gestellt und fünf Eier wurden vor den Knaben auf den Boden gelegt, in welche der Priester die Dämonen bannen

wollte. Sobald dies nach den Ceremonien und Litaneien des Priesters erreicht schien, bedeckte der Oberpriester die Eier mit einem irdenen Gefäß, dabei entlockte er einem Horne laute, schrille Töne. Als das Gefäß aufgehoben und umgedreht wurde, befanden sich die Eier nicht mehr auf der Erde, sondern in dem Gefäß. Hierauf entblößte der Priester seinen Arm und brachte sich mit einer Lanzette eine Wunde bei. Das frischtröpfelnde Blut wurde in ein Schälchen aufgefangen, mit etwas Wasser vermischt und ein Siegel mit dem Namen des Götzen eingetaucht und dem Kinde auf die Stirn, Nacken und Rücken aufgedrückt. Beiläufig sei auch erwähnt, daß das Menstrualblut einem geliebten Manne, der die Liebe nicht erwidert, in Speisen oder Getränken beigebracht, als zauberkräftiges Mittel gilt, diesen zur Gegenliebe zu entflammen. Es kommt auch vor, daß sich temporär Besessene in die Zunge schneiden und mit dem frischen Blute Amulette schreiben oder dasselbe in Wasser als Präventivmittel gegen Cholera geben.

Fast bei allen Ausübungen der Magie wird der gesprochenen Zauberformel, dem Worte, das die Handlung begleitet, ein Hauptanteil an der Wirkung zugemessen. Ohne das Zauberwort würden viele mit dem Wort wirksame Mittel versagen, ja sie bekommen erst durch die Formel die ihnen als Zaubermittel zugesprochene Kraft. Ursprünglich — so nehmen manche an — sei nur dem Mittel, nicht aber den dasselbe begleitenden, zufällig und unwillkürlich ausgesprochenen Worten die Wirkung allein zugemessen worden. Diese Worte hätten sich dann im Laufe der Zeit zu einer gewohnheitsmäßigen Formel verdichtet, bis man schließlich diesen Formeln eine selbständig wirksame Macht zugeschrieben habe. Uns will es eher scheinen, und dies entspricht auch mehr der chinesischen Anschauung von Natur und Geist, sowie derjenigen vom geschriebenen Wort oder den Schriftzeichen, daß man schon frühe das Wort, das menschliche Wort nicht nur als Ausdruck, sondern auch als Träger des Geistes und seiner Krafteinwirkung auf die untergeordneten irdischen und koordinierten anthropopathischen Geister schätzen und anwenden lernte. Es gibt auch Vorgänge in der chinesischen Zauberei, bei denen die Mittel fast ganz fehlen und nur das Wort, die Zauberformel als gesprochene, Anwendung findet. So tritt es namentlich zutage bei dem vielgeübten „Seelenrufen“ Tschau fan. In dem Glauben, die Seele eines kranken Kindes sei teilweise entwichen,

begibt sich die Großmutter desselben bei untergehender Sonne mit einem Kleidungsstück desselben an einen Kreuzweg, zündet dort ein Feuer an, verbrennt in demselben einiges Opferpapier und schwenkt über der Flamme das Kleidchen. Dabei ruft sie in die mittlerweile hereingebrochene Nacht hinaus nach der entweichenden Seele. Unter allerlei Versprechungen sucht sie dieselbe zurückzulocken. Hier wird dem Worte die zum Ziele führende Kraft zugeschrieben. Ich beobachtete einmal eine grasschneidende Frau, die von einer Schlange angefallen wurde. Die Schlange in unmittelbarer Nähe der Frau richtete sich hoch auf. Die Frau rührte sich nicht, fing aber an, mit halblauter Stimme auf die Schlange einzureden. Leider war ich zu weit entfernt, um ihre Worte verstehen zu können. Einige Minuten lang blieb die Schlange unter dem eindringlichen Redeschwall des Weibes aufgerichtet stehen, wiegte sich hin und her, züngelte nach rechts und links, überschlug sich dann nach hinten und trat, ohne sich dem Weibe zu nähern, den Rückzug an. Bald war sie verschwunden und das Weib schnitt ruhig weiter, als sei nichts vorgefallen. Wenn die Chinesen schon dem bösen Blick eine große Wirkung zuschreiben, wie viel mehr dem Worte.

So soll auch der Ton des Horns, dessen sich die Taoistenpriester bedienen, das Läuten oder Anschlagen der Tempelglocke, des Messingbeckens und des buddhistischen Holzfisches, das Knattern der Feuerwerkkörper und das Dröhnen der Böllerschüsse einen Eindruck auf die Dämonen machen.

Nicht unerwähnt dürfen hier gewisse Veranstaltungen und Ceremonien bleiben, die bei bestimmten Anlässen nicht sowohl die magische Kraft des Zauberers beweisen sollen, als vielmehr auch den durch die Kraft des Zauberers in der Unterwelt bewirkten Vorgang vor Augen führen und besiegeln. Wir denken dabei an das „Durchschreiten oder Passieren des Feuertals“ Ko fo hang, und das „Erklimmen des Messerberges“ Schong tau san, wie es bei Seelenmessen für ruhelose, unversorgte Geister von Vagabunden, Verbrechern und Kinderlosen von den Buddhistenpriestern vor der schaulustigen Menge vorgenommen wird.

Missionar Georg Ziegler gibt von beiden im Missions-Magazin 1898, S. 23 und 26 eine anschauliche Beschreibung. Wir können uns deshalb hier darauf beschränken, in wenigen Strichen den Vor-

gang zu schildern. In dem einen Fall besteigt der Vollzieher der Handlung eine aus 36 scharfgeschliffenen Schwertern, deren Schneide nach oben gerichtet ist, hergestellte Leiter, den sogenannten „Messerberg“, im andern Fall durchschreitet er bei Nacht ein oft mehr als 30 Fuß langes hellbrennendes Holzkohlenfeuer, ohne Schaden zu nehmen. Ja, er fordert zuweilen die Umstehenden auf, ihm kraft seines Talisman bei dem Feuerlauf zu folgen. Es soll, wie gesagt, durch diese Vornahmen ad oculos demonstriert werden, wie mit Hilfe des Priesters die Seelen aus dem Fegfeuer und anderen qualvollen Proben in der Unterwelt siegreich hervorgehen.

Zu derartigen Kraftproben, wie zum Konnex mit den Geistern überhaupt, befähigt auch die Gabe der temporären Besessenheit. Es sind immer besonders veranlagte, oft ganz ungebildete Personen, sowohl männlichen, als auch weiblichen Geschlechts, die sich als Medien eignen und aufspielen. Miß Fielde*) erzählt von einer Frau, die 20 Jahre lang in dieser Weise tätig war. Sie gab an, als der fremde Geist zum ersten Mal von ihr Besitz ergriffen, habe sich dies in Konvulsionen und einer Art Delirium bekundet und ein Gefühl der Schwachheit und Uebelkeit hinterlassen, schlimmer als bei der Seekrankheit. Während sie in normalem Zustande furchtsam und ängstlicher Natur sei, habe sie im Stadium der Inkubation einen unwiderstehlichen Mut und Furchtlosigkeit besessen, so daß sie in diesem Zustand unbeschadet durch ein 35 Fuß langes Kohlenfeuer ging, ihr Kopftuch in siedendes Oel tauchte, von dessen Spritzern die Zunächststehenden kleine Brandwunden davontrugen, und sich damit ohne Beschädigung das Gesicht wusch. Auch mit Geistern Abgeschiedener unterhielt sie, wenn besessen, Kommunikation und ließ sich von ihnen im Auftrage anderer Aufschluß geben. Während sich die „Halbgottfrauen“ (Sen pho) gewöhnlich zum Befragen der Toten einer Schüssel mit Wasser bedienen, in welches sie im Zustand der Besessenheit unverrückt hineinschauen und darin den Abgeschiedenen zu sehen vorgeben, läßt sich der männliche Nekromant und Geisterbeschwörer (Thung Schin) das Gesicht mit einer Papiermaske bedecken. Durch Brennen macht man nicht selten die Probe, ob er sich nur verstelle oder wirklich besessen sei. In letzterem Falle soll es ihm nichts schaden.

In der Stadt Kayintschu hatte ich Gelegenheit, das Befragen der Geister mittelst eines Mediums öfters zu sehen. Es war ein junger, bleicher Mann, dem man die Augen zuband. Er saß hinter einem Tischchen, auf dem sich ein flaches Brett mit glatt-

*) Pagoda Shadows, pag. 87 ff.

gestrichenem feinem Sande befand. Seine beiden Hände hielten krampfhaft die äußersten Enden einer ungefähr fußlangen Gabel aus rotlackiertem Holz. An der Spitze ihres Winkels stellte sie in ihrer dickeren Verlängerung einen Schlangenkopf dar, unter diesem befand sich ein senkrecht nach unten zeigender Stift. Der Stift schwebte so lange in Zollhöhe über dem Sande, bis der junge Mann scheinbar infolge der Gesänge und Beschwörungsformeln des Assistenten in Zuckungen verfiel. So machte er den Eindruck eines Epileptikers. Plötzlich senkte er die Gabel, der Stift berührte den losen Sand und schrieb in diesen Schriftzeichen, indem er den Zuckungen folgte. Nach jedem Zeichen, das der nebenstehende Assistent sogleich zu Papier brachte, wurde von einem anderen mit einem Strich der Sand wieder geglättet.

Die Orakelsprüche, die auf solche Weise zustande kommen, sind mitunter tiefsinnig und zweideutig, mitunter aber überraschen sie auch durch ihre lakonische Kürze und Treffsicherheit. Als der Magistrat, der die Niederlassung der Basler Missionare in Kayintschu verhindern wollte, lebensgefährlich erkrankte und durch dieses Medium nach der Krankheitsursache fragen ließ, bestand die Antwort in drei Schriftzeichen: „Fam Schong ti“ „Versündigung an Gott“. — Auf die Frage: „Ist noch Rettung da?“ erfolgte die Antwort in zwei Schriftzeichen: „put kyu“ „es wird nicht mehr lange währen“. Natürlich glaubten die Fragesteller „mit der Besserung“, als aber der hohe Herr nach wenigen Tagen starb, wurden sie inne, daß das Orakel auch anders interpretiert werden konnte.

Aehnlichkeit mit dem Tischrücken der Spiritisten hat es, wenn vorwitzige junge Leute im achten Monat in den chinesischen Schulen einen mit Tusche gesättigten Pinsel in einem Gegenstand, den zwei junge Leute an den Enden lose halten, so befestigen, daß seine Spitze einen untergelegten Bogen Papier berührt, und dann, wenn die zunehmende Ermüdung die Arme der beiden ins Zittern bringt, zeichenartige Figuren schreibt, die man dann zu deuten sucht.

Andere Arten, die Götzen und Geister zu fragen vermittelst des Tshyam thung, eines Köchers mit numerierten Bambusstäbchen und der beiden Orakelhölzer, entsprechen dem Loswerfen und gehören nicht hieher, weil dabei keine magische Kraft in Anwendung kommt.

Während der Mensch in dem bisher besprochenen Gebiet der Magie als Subjekt es mit irdischen und menschlichen Geistern zu tun hat, mit schamanistischen Gestalten, die eigentlich keinen Grund und Zweck des Daseins haben, es sei denn dem Menschen zu schaden, und die er nach freiem Ermessen nach Maßgabe seiner

magischen Einsicht durch allerlei Kräfte und Mittel unschädlich machen, ja vernichten, oder aber seinen Zwecken dienstbar machen zu können glaubt, steht er auf dem nun zu besprechenden Gebiet der Astrologie und Wahrsagerei als Objekt magischer Einflüsse himmlischen Geistern (Substraten und Essenzen) gegenüber, welche das Ergebnis einer mit teleologischen Vorstellungen verbundenen Naturanschauung sind, über die er nichts vermag, denen er sich zu unterwerfen hat. Seine Betätigung auf diesem Gebiet der Magie besteht in Wahrnehmung, Entdeckung, Auslegung und Verwertung der durch Vorgänge am Himmel gegebenen Omina, Mahnungen und Vorzeichen. Die praktische Verwertung der durch Astrologie und Wahrsagerei gewonnenen Kenntnisse besteht einesteils darin, daß man sich bei unliebsamen Vorkommnissen mit den nicht eingetroffenen Voraussagungen decken und die Verantwortung ablehnen kann, wie dies namentlich die alten Kaiser gerne taten, anderenteils aber sich ihnen anpassen, sich durch sie in fraglichen Situationen beraten und bestimmen lassen kann und so einer auf eigener Erwägung beruhenden Beschlußfassung überhoben ist. Solche fraglichen Situationen und zweifelhaften Fälle sind etwa folgende: Ob ein Kriegszug unternommen werden dürfe, ob die Himmelszeichen günstig, ob Konzessionen zu machen seien, ob es Regen geben werde oder nicht, ob eine Seuche im Anzuge sei, ob gewisse Tage und Zeiten glückbringend, ob eine Ehe eingegangen werden solle oder nicht u. s. w.

Man geht dabei von der Voraussetzung aus, daß jeder Vorgang auf Erden am Himmel seine Vorausbestimmung habe. Das Zeichen für Leben **myang** oder **min** bedeutet auch Befehl. Mit jedem neuen Leben vollzieht sich ein Befehl, es ist vorausbestimmt, vorausgezeigt am Himmel. In diesem Sinne sagt der Chinese: „Leben und Sterben ist am Himmel", oder steht beim Himmel (**sang si tshai then**). Der Eintritt ins Leben steht wie jeder Zeitpunkt unter den Bedingungen der jeweiligen Konstellationen und Konjunktionen am Himmel. Die Zwölfzahl der Erde, repräsentiert in den **schip ngi thi tschi**, (den 12 Tieren des chinesischen Tierkreises*), die als solche den 12 Monaten entsprechen)

*) Ratte, Ochs, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Ziege, Affe, Hahn, Hund und Schwein.

verbindet sich so lange mit der Zehnzahl des Himmels, repräsentiert in den schip then kon, die als fünf Paare mit den fünf Substraten korrespondieren, bis ein Cyklus von 60 Kombinationen entsteht. Jede Stunde, jeder Tag, jeder Monat und jedes Jahr ist eingereiht in diesen Cyklus, trägt demgemäß eine der 60 Kombinationen als Bezeichnung, und steht mit ihrem Stammzeichen unter dem Einfluß des diesem entsprechenden Substrats, mit ihrem der irdischen Zwölfzahl entnommenen Zeichen aber unter demjenigen des diesem entsprechenden Tieres. Ein Zeitpunkt ist günstig oder ungünstig, je nachdem die Tiere und Substrate oder Elemente des betreffenden Zeitabschnitts freundlich oder feindlich zu einander stehen. Beim Stellen des Horoskops werden diese Verhältnisse in Betracht gezogen. Nicht nur die Elemente wie Feuer und Wasser können einander bekämpfen, sondern auch die Tiere des Tierkreises, wie z. B. Tiger und Schwein, Hund und Hase ꝛc. Namentlich beim Ehegelöbnis ist es wichtig, daß das Horoskop des Bräutigams zu demjenigen der Braut passe. Das Erscheinen eines Komets, Sonnen- und Mondfinsternisse, die verschiedenen Phasen der fünf Planeten, der Wechsel ihrer besonderen Stellung, Farbe und scheinbaren Größe, alles hat seine Beziehungen und Vorbedeutung zu Vorgängen auf der Erde. Mars z. B. stellt das Feurige dar, regiert die Sommerszeit, verursacht Krieg, Strafe und unerwartetes Unheil. Saturn repräsentiert die Erde; trifft er sich mit Jupiter in demselben „Hause", so bedeutet das außerordentliches Glück. Erscheint er mit den vier andern Planeten weiß und rund, so deutet das auf Trauer und Dürre hin, wenn rot, so sind Ruhestörungen und Truppenansammlungen, wenn grün, große Fluten, wenn schwarz, Krankheit und Pestilenz, wenn gelb, Zeiten des Aufschwungs zu erwarten.

Im Altertum bediente man sich zum Wahrsagen der Schildkrötschale und der Stengel der Scharfgarbe (Achillea millefolium). Die Schildkrötschale wurde ins Feuer geworfen und aus den in der Hitze entstehenden Rissen und Farben wurde geweissagt; das nannte man Pak. Die trockenen, ungleich langen Stengelchen der Scharfgarbe wurden aufgehäuft und unter Sprechen gewisser Formeln eine Prise davon herausgegriffen. Aus Zahl und Länge der Stengel wurden dann Schlüsse gezogen; das nannte man Schi. Heute bedient sich der Wahrsager mit Vorliebe einer kleinen

Finkenart und eines mit Prophezeiungen beschriebenen Kartenspiels. Aus dem Vergleich zweier Karten, deren eine der Kunde, die andere das abgerichtete zahme Vögelchen zieht, tut er seinen Wahrspruch.

Wenn ich versucht habe, in dem Gesagten zu zeigen, wie der ganze chinesische Volkskörper von alten Zeiten her, in allen seinen Lebensäußerungen vom Glauben und Aberglauben an magisch wirkende, sich bekämpfende oder ergänzende Kräfte und Einflüsse durchdrungen und beherrscht ist, so geschah dies keineswegs, um auf diesem dunklen Hintergrund die Superiorität unserer geistigen Stellung in ein schmeichelhaftes Licht zu stellen. Die Zeiten liegen noch nicht so weit hinter uns, da ein Reuchlin die kabbalistische Kunst empfahl, ein Melanchthon die Erhabenheit der Astrologie pries, ein Chemnitz und andere die christliche Sterndeuterei mit dem Satze: »astra regunt homines, sed Deus astra regit« rechtfertigten. Noch anno 1348 hielten die Ärzte die schwarze Pest für die Wirkung der großen Konjunktion der drei Planeten Jupiter, Saturn und Mars. Wir finden hüben wie drüben, im Osten und Westen, im Grund genommen dasselbe Menschenherz, für das es in der Nacht aller Irr- und Abwege nur e i n Licht gibt, das Licht dessen, der die Wahrheit und das Leben ist. Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei.

Auf Missionspfaden im hohen Norden.

Im Jahre 1882, schreibt der jetzige Missionsbischof Lofthouse, wurde ich von der englisch-kirchlichen Mission beauftragt, in den weiten, öden Gebieten der westlichen Hudsonbai-Länder eine neue Mission unter den Eskimo zu beginnen. Zunächst aber sollte ich bei Missionar Peck, der am kleinen Walfluß am östlichen Gestade der Hudsonbai unter den Eskimo arbeitete, die Sprache jener nordischen Bewohner lernen und mich mit deren Lebensweise und Anschauungen soviel als möglich bekannt machen. Hiezu waren mehrere Monate vorgesehen.

In einem kleinen Segelschiff verließ ich im Monat Juni London und landete am 17. August in Moose Fort (am südlichen Ufer der Jakobsbucht), wo ich mit Missionar Peck zusammentraf. Einige Tage später traten wir unsere Fahrt nach dem Walfluß an, und zwar in einem Boot von Birkenrinde. Obschon die Entfernung dahin nur etwa 150 Wegstunden betrug, brauchten wir doch über einen vollen Monat für diese Reise, die noch dazu für mich als Neuling ungeheure Strapazen mit sich brachte.

Am Walfluß verbrachte ich dann den Winter und verkehrte in dieser Zeit möglichst viel mit den dort lebenden Eskimo, um ihnen ihre schwere Sprache abzulauschen. Sodann verließ ich im April 1883 diesen einsamen Platz, um mich nach meinem Bestimmungsort Fort Churchhill am Westufer der Hudsonbai zu begeben. Ich reiste zunächst nach Moose Fort im Süden, wo ich am 2. Juli anlangte, und von da im Boot weiter an den Superior-See, den ich nach einer Reise von 21 Tagen erreichte. Doch damit war erst eine verhältnismäßig kleine Wegstrecke zurückgelegt. Da damals die nach Westen führende Kanadische Pazifik-Eisenbahn noch nicht bestand, hatte ich meist im Rindenkahn auf Flüssen und Seen gegen Nordwesten zu reisen, bis ich das damals noch sehr unbedeutende Städtchen Winnipeg erreichte. Von hier aus ging es nach kurzer Rast weiter nach Norden, nach York Faktory. Auch diese Strecke wurde zumeist im leichten Rindenkahn zurückgelegt. Endlich am 2. Oktober, nach fünfmonatlicher Reise, langte ich nach den größten Mühseligkeiten, wie sie das nordische Klima und die Weglosigkeit der dortigen Einöde mit sich bringt, in York Faktory an. Aber noch lagen etwa 200 englische Meilen bis nach meinem Bestimmungsort Churchhill vor mir. Da indes inzwischen der Winter eingesetzt hatte, war an eine Weiterreise nicht zu denken. So blieb ich denn einstweilen in York Faktory und konnte hier einen Einblick in die von Missionar Winter betriebene Indianermission gewinnen. Erst im folgenden Februar war einige Aussicht vorhanden, nach Churchhill zu kommen. Nun ist zwar der Februar kein Sommermonat, wie man einen solchen in jenen unwirtlichen Gegenden zum Reisen nötig hat, aber ich wagte den Marsch von zirka 200 englischen Meilen. Ich brauchte nicht weniger als acht Tage dazu, und gehörig durchfroren langte ich daselbst an. Hier machte ich mich mit den Verhältnissen soviel als möglich bekannt, lernte die Eskimo kennen, die vom Norden her nach der Station kommen, und begab mich dann wieder nach York Faktory zurück.

Inzwischen kam der Sommer 1884 heran, in welchem ich die Arbeit von Missionar Winter, der mit seiner Familie nach Europa auf Urlaub gehen wollte, zu übernehmen hatte. Zugleich sollte

im Juli eine gewisse junge Dame, die ich von Europa her kannte, in Hudsonia eintreffen, um mir als Lebensgefährtin an die Seite zu treten. Da das Schiff von England aus kommend zuerst in Churchhill anlegen sollte, hielt ich es für angemessen, sie dort zu erwarten, damit sie in der Wildnis des Nordens nicht von fremden Gesichtern begrüßt würde. So machte ich mich denn aufs neue auf den Weg nach Churchhill, wohin aber keine gebahnten Wege oder Straßen führen, sondern es ging vielmehr durch tiefe und ausgedehnte Sümpfe, an denen das westliche Ufer der Hudsonbai so reich ist. Ich hatte dabei meist durch Wasser und Morast bis an die Kniee zu waten. Müde und erschöpft erreichte ich nach achttägigem Marsch Churchhill und wartete mit Spannung aufs Schiff, das aber erst nach vier Wochen anlangte. Als es endlich vor Anker gegangen war, begab ich mich sogleich an Bord, um die sehnlichst erwartete Braut in Empfang zu nehmen. Aber welche Enttäuschung! Sie war nicht mitgekommen, da sie durch irgendwelchen Umstand daran verhindert worden war. Die Reise und das Warten war vergeblich gewesen; es galt, sich ein weiteres Jahr zu gedulden, da das nächste Schiff erst im nächsten Juli wieder zu erwarten war. Ziemlich niedergeschlagen kehrte ich nach York Faktory zurück.

Eine Woche nach meiner Rückkehr schiffte sich die Familie Winter nach Europa ein und ich übernahm die Missionsarbeit an Ort und Stelle während ihrer Abwesenheit. Endlich erhielt ich die Nachricht, daß nun die junge Dame im Juli 1885 wirklich eintreffen werde. Mit freudigem Mut machte ich mich mit einigen Gefährten abermals auf den Weg nach Churchhill. Der Marsch war diesmal besonders anstrengend, der Proviant ging uns aus und wir waren zwei Tage lang ohne Lebensmittel, bis wir schließlich Churchhill erreichten. Aber ich hatte doch den Weg nicht umsonst gemacht. Meine Braut traf diesmal wirklich ein und wir wurden in jenem entlegenen Erdenwinkel mit einander getraut. Dann begaben wir uns nach York Faktory, um gemeinsam unsern Dienst unter den Indianern und Eskimo zu tun.

Erst im Juli 1886 wurden wir wieder abgelöst und ich bezog nun endgültig meinen Posten in dem nördlichen Churchhill. In einem kleinen offenen Boot schiffte ich mich im Juli mit meiner Frau dahin ein. Aber es war eine schauerliche Fahrt. Sechs Tage lang waren wir dem Ungestüm des Windes und der Wellen preisgegeben. Doch erreichten wir schließlich glücklich den Hafen von Churchhill.

Hier fanden wir weder ein Missionshaus noch eine Kapelle vor. Doch hatte man das Jahr zuvor das nötige Bauholz für ein Haus gelandet, das uns gütige Freunde in Kanada zu diesem Zweck gesandt hatten. Wir fanden inzwischen ein notdürftiges Asyl in einem kleinen

eisernen Schuppen, der bisher als provisorische Kapelle gedient hatte. Hier verbrachten wir volle drei Monate; aber was für Monate! Es war eine Behausung, die ich meinem schlimmsten Feinde nicht wünschen möchte. Es regnete während der beiden ersten Monate sehr viel, wovon wir in unserm Eisenkasten soviel wie draußen zu verspüren bekamen.

Schon Anfang Oktober setzte der Winter mit aller Macht ein. Hoher Schnee bedeckte die Erde und es war bitterkalt. Oft konnte es geschehen, daß, wenn wir des Abends unsern Wasserkessel mit kochendem Wasser auf unserm kleinen Ofen stehen hatten, dieses am Morgen zu dickem Eis gefroren war. Während dieser drei Wintermonate nützte ich jeden Augenblick aus, um den Bau des Missionshauses möglichst zu fördern; aber da mir bei dieser Arbeit nur ein vierzehnjähriger Eingeborner als Gehilfe zur Verfügung stand, ging die Sache äußerst langsam vorwärts. Trotz alledem war das Haus bis Mitte Oktober doch so weit, daß wir es zur Not beziehen konnten. Aber ich hätte gewünscht, es hätten einige Missionskritiker es mit erlebt, wie wir jenen Winter darin zugebracht haben. Ich glaube, sie würden von keinem luxuriösen Leben der Missionare mehr sprechen, wenigstens nicht mehr von einem solchen an der Hudsonbai. Es wäre ihnen für immer vergangen.

Bei alledem wurde in jenem Winter die Missionsarbeit in Kirche und Schule getan. Aber dem schweren, entbehrungsreichen Anfang folgte ein um so schönerer Fortgang. Wir waren schließlich noch dankbar für jene schwere Zeit, denn sie hatte dazu gedient, uns die Liebe und das Vertrauen der Leute zu gewinnen.

(Nach dem Miss. Gleaner.)

Rundschau

über die Brüdermission im Jahre 1904.

Von Prediger Bechler in Herrnhut.

2. Die beiden arktischen Gebiete.

Wir kehren auf den amerikanischen Kontinent zurück, auf dem die meisten Arbeitsfelder der Brüdergemeine zu finden sind, und fragen nach dem Stand der beiden arktischen Gebiete. Es handelt sich um das alte Arbeitsfeld Labrador an der Nord-Ostküste und um das junge Alaska auf der nordwestlichen Halbinsel.

Die **Labrador**-Mission feierte vor drei Jahren das 150jährige Gedächtnis des ersten Missionsversuchs von vier Brüdern an jener unwirtlichen Küste, der mit der Ermordung Ehrhardts (1752) einen vorläufigen Abschluß fand. Eine geregelte Arbeit nahm erst Jens Haven 1764 auf, zur Gründung der heute ältesten Station Nain kam es 1771. Gegenwärtig kennzeichnet unsere dortige Arbeit ein doppelter Gegensatz: Einmal haben wir es mit Eskimo und, wenigstens auf den beiden Südstationen, mit im Lande angesiedelten Mischlingen aus Europäern und Eskimo, den sogenannten Settlers, zu tun, andererseits mit Christen und Heiden. Die alten Gemeinen sind in durchaus gutem Zustand. Es hat sich in diesem Lande, das weder Obrigkeit noch Polizei besitzt, einmal glänzend bewahrheitet, daß das Evangelium nicht nur für das persönliche Christentum, sondern auch zum Aufbau geordneter bürgerlicher Gemeinwesen völlig ausreicht. Kultur, Bildung und Gesittung — alles ist diesem Volke geworden durch Gottes Wort. Bezeichnend ist es, daß in Labrador das kirchliche Leben mit seinen Abschnitten den ganzen Jahreslauf bestimmt. Und jeder Landesbewohner fügt sich gern in Sitte und Zucht der Kirche. Ob das Völkchen, das an der Küste noch nicht 2000 Menschen zählt, im Schwinden begriffen ist, läßt sich nicht mit der Bestimmtheit annehmen, wie dies öfters ausgesprochen, ja in übertriebener Weise betont worden ist. In neuerer Zeit ist ein Stillstand in der Abnahme eingetreten und zwar trotz zweier starker Verminderungen des zahlenmäßigen Bestandes infolge eines 1895 grassierenden Typhus, dem in Nain 90 Personen zum Opfer fielen, und einer schweren Influenza im September 1904, die allein in Okak 45 Menschen dahinraffte.

Gefahr droht den Eskimo gegenwärtig durch die Weißen. Allein im Jahre 1897 betrug die Zahl der von Neufundland aus die Labradorküste besuchenden Fischerschoner 1400, deren Besatzung (20000 Mann) Fische im Wert von fast 5 Millionen Mark mit hinwegschleppten. Dadurch ist geradezu eine wirtschaftliche Krisis über das Land hereingebrochen; alle Vorstellungen, den Eskimo die Küste wenigstens auf bestimmte Entfernungen frei zu halten, haben bis heute nichts gefruchtet. Für die Mission bedeuten ja diese Weißen ein neues Arbeitsmaterial, zugleich aber wird wie überall über den schlechten Einfluß geklagt, den diese ungebetenen Gäste ausüben. — Ein neuer Zweig des Werks hat sich seit zwei Jahrzehnten durch die Arbeit an den Settlers aufgetan. Diese wohnen im Süden der Halbinsel weithin zerstreut. Eine Anzahl ist aber auch auf unserer Station Hoffental und in der Nähe des südlichsten Postens Maggovik angesiedelt. Auf ausgedehnten, äußerst beschwerlichen Wintertouren im Hundeschlitten, oder auf sommerlichen Fahrten in den Missionsbooten werden

sie von den Missionaren besucht. Ihretwegen wurde vor 10 Jahren die Station Maggovik gegründet. — Noch erfreulicher ist die im Vorjahr (1904) möglich gewordene Vorwärtsbewegung in vollständig heidnisches Eskimoland hinein. Es kam nämlich nach langen Verhandlungen zu einer Stationsanlage auf der Halbinsel Killinek, die den echten Eskimonamen Kikkertaujak trägt. Die dortigen Heiden stehen schon seit längerer Zeit in Verbindung mit unsrer Station Rama. Künftig wird es auch möglich sein, die westliche Hälfte der Anwohner der Ungavabucht zu erreichen, während die englische Kirche sich um die ostwärts wohnenden mühen will. Es ist eine eigentümliche Führung Gottes, daß unsere Mission jetzt endlich dort festen Fuß fassen darf, wo ihre Boten bereits vor 100 Jahren das Terrain untersuchten. Ihr Plan wurde damals durch die Hudsonsbai-Handelsgesellschaft vereitelt. Die Ausführung ist auch erst neuerdings möglich geworden, weil wir erst seit wenigen Jahren ein Missionsschiff besitzen, das auch mit Dampfbetrieb ausgestattet ist. Die frühere „Harmony“, ein Segler, hätte die regelmäßige Verproviantierung eines so entlegenen Postens nicht ausführen können. Der gegenwärtige Bestand unserer Labradormission weist 7 Stationen (5 alte und 2 neue) auf mit 1300 Christen und 12 Missionaren, sowie 6 Kaufmannsbrüdern und einem Arzt, der ein Hospital in Okak bedient. Von Interesse dürfte noch sein, daß seit zwei Jahren eine erste kleine Eskimozeitung erscheint, deren Schriftleitung, Druck und Expedition natürlich in den Händen von Missionaren liegt.

Ganz Nordamerika haben wir zu durchmessen, eine Strecke, wie von London nach Kalkutta, wenn wir unsere junge Mission in **Alaska** aufsuchen wollen. Ein Goldland ist es. Es ist dies aber weniger des Goldes wegen als vielmehr des unermeßlichen Fischreichtums halber. Man höre und staune: Die Errichtung einer Fischversandstation soll ½ Million Mark kosten, sich aber trotzdem glänzend bezahlt machen; denn in den bekanntlich nur 3 Sommermonaten kann sich der Versand einer Station auf 70 000 und mehr Kisten zu je 48 Blechbüchsen mit Fisch belaufen, von denen jede Kiste einen Wert von 3—7 Dollar repräsentiert, wovon nur 2 Dollar die Auslagen der Gesellschaft ausmachen. In der Tat eine Goldgrube. Kein Wunder, daß solche Aussichten einen von Jahr zu Jahr wachsenden Strom von Einwanderern, Unternehmern wie Arbeitskräften an die Küsten Alaskas locken. Gerade an den Mündungen des Nushagak und Kuskokwim, an deren Unterlauf unsere vier Hauptstationen liegen, fluten sie zusammen. Einen Vorteil wird das unserer Mission vielleicht dadurch bringen, daß bald die recht unvollkommenen Verbindungen mit dem Mutterland der Kolonie, den

Vereinigten Staaten, aufgebessert werden. Man denkt sogar an den Bau einer Bahn, welche die genannten Ströme verbinden und nach Norden weitergehen soll. Im übrigen hat die Mission gerade hier recht unangenehme Erfahrungen mit diesen Zugewanderten gemacht, mit den weißen Händlern sowohl wie mit den in Dienst genommenen Japanern und Chinesen. Letztere handeln z. B. mit Rum. Daneben sieht sich unsere evangelische Mission hier wie auf keinem anderen Gebiet der griechischen Kirche gegenübergestellt, deren Reste noch aus der Zeit stammen, wo Alaska unter russischer Oberhoheit stand. Welcher Art der Einfluß der Sendlinge dieser Kirche sind, beweist der Umstand, daß im Volke die Meinung verbreitet ist, die Priester hätten die Eskimo die Bereitung berauschender Getränke gelehrt; das beweist auch folgender Zug, daß der gegenwärtige Träger des Priesteramts am Nushagak seine Kirchkinder oft warten lassen muß, bis er nüchtern genug ist, um zum Vollzug seiner Amtshandlungen zu schreiten Was tut nun die russische Kirche Gutes? Ihre amtlichen Vertreter lassen durch Mischlinge im Winter einige Burschen unterrichten und zwar in der nur eben im Gottesdienst gebrauchten russischen Sprache, da dies die einzige sei, die der Teufel nicht verstehe! Neuerdings treiben auch die römischen Katholiken Gegenmission. Zwei ihrer Beamteten zogen im letzten Winter am Kuskokwimufer entlang und suchten die zerstreut wohnenden Christen unserer Mission zu sich herüber zu ziehen. Dabei verdankte einer dieser Männer unserem Missionsarzte Dr. Romig die Erhaltung seines Lebens! Diese Berührung mit allerlei ungünstigen Elementen der zivilisierten Außenwelt wird mehr und mehr geradezu ein Charakteristikum unserer Alaskamission. — Ein weiteres Kennzeichen ist wie bei jedem Arbeitsfeld in arktischer Zone die Schwierigkeit der Verproviantierung. Die Ozeanfahrer können der Sandbänke wegen nur in den Flußmündungen vor Anker gehen. Die Waren müssen von da in Booten ins Innere befördert werden. Die Ankunft der Segelschiffe ist nie zu einem festgesetzten Termin zu erwarten. So haben unsere Brüder oft am Ausfluß des Kuskokwim lange müßig zu warten. Im Vorjahr (1904) ist dort eine neue Missionsstation (Quinhagamut) angelegt worden, die hoffentlich Erleichterung schafft. Es erwies sich nämlich auch für die geistliche Arbeit der Boden dort günstig.

Daß der Dienst überhaupt an unsere Boten hohe Anforderungen stellt, bedarf bei einer Mission in Eis und Schnee keiner Worte. Reisen im Hundeschlitten bei 30—40° R Kälte haben schon manchem Europäer das Leben gekostet, — unser Arzt hat mehrfach bei Händlern erfrorene Gliedmaßen zu amputieren gehabt —, aber auch der sommerliche Verkehr im offenen Boot führt oft in recht gefährliche Lagen.

Klima, Sprache und Aermlichkeit der Bevölkerung machen die Arbeit zu einer der mühseligsten im Heidenland, die geradezu an den entbehrungsreichen Pionierdienst unserer ersten Grönländer Sendboten erinnert. Umso wärmer ist aber die Teilnahme, von der diese Mission getragen wird, besonders in der amerikanischen Brüdergemeine, welche die Arbeit im Jahre 1886 begann. Ja das Interesse wächst, da das Arbeitsobjekt im allgemeinen als ein gutes bezeichnet und der Fortschritt des Werks für nordische Zonen günstig genannt werden muß. Auf den vier Stationen mit ihren Außenplätzen standen Ende 1903 in Pflege unserer acht Missionare 1000 Eskimo, von denen 600 getauft waren. Ja die Mission konnte dem armen Völkchen, das zwar, was Lebensmittel betrifft, besser daran ist als ihre Stammverwandten in Labrador, doch aber unter ungenügenden Wohnungs- und Kleidungsverhältnissen leidet, auch im äußerlichen aufhelfen. Das Problem der kulturellen Hebung dürfte möglicherweise dauernd gelöst werden durch die seit kurzem eingeführten Renntiere, von denen man sich als Zugtiere wie zur Aufbesserung von Nahrung, Wohnung und Kleidung die besten Dienste verspricht. Die Alaska-Mission wird im Jahre 1905 amtlich besucht werden von ihrem Dezernenten in der Missionsdirektion Br. T. Hamilton, der auf dem Wege dahin auch das junge Werk in Kalifornien in Augenschein nehmen soll.

3. Die zwei Indianer-Missionen.

Die 1889 begonnene Mission unter den im südlichen **Kalifornien** ansässigen Indianern ist gleichsam der Ersatz für jene aufopferungsvolle Arbeit, die von Rauchs und Zeisbergers Zeiten her getrieben ward, an den Tschirokesen und Delawaren, deren Reste in Kanada und dem Indianer-Gebiet vor zwei Jahren in den Verband der amerikanischen Brüdergemeine sich auflösten. Leider haben wir es in Kalifornien in erster Linie mit Indianern zu tun, deren Vorväter von der katholischen Kirche versorgt wurden. Diese unterhielt hier früher ein wohlorganisiertes Missions- und Kulturwerk, zog sich aber infolge der politischen Verhältnisse und des Niedergangs des ganzen Landes zurück, die Indianer ohne Kirche und Priester sich selbst überlassend. Kaum noch dem Namen nach Christen sind sie tatsächlich Heiden. Trostlos waren ihre Zustände. Auf diese lenkte eine Mrs. Jackson durch ihre Erzählung „Ramona“ die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt, namentlich eines amerikanischen „Frauenvereins für Indianer“, der daraufhin die Brüdergemeine zur Arbeit aufrief. Sobald nun diese evangelische Mission auf den Plan trat und Erfolg hatte, waren auch die katholischen Stiefbrüder wieder da.

Mit List und Gewalt gingen sie gegen Missionare wie Christen vor. Heute besitzt die Brüdermission das volle bei diesen Indianern so schwer zu gewinnende Vertrauen; die Vorurteile gegen die Weißen, begründet in den früheren herben Erfahrungen im Verkehr mit ihnen, sind geschwunden. Die Gemeindeglieder stehen fest zur Kirche und machen selbst energisch Front gegen alles, was Rom heißt. Schwierig bleibt für die Missionsarbeit der Charakter des Volks, die Vermischung von festgewurzelten abergläubischen und traditionellen katholischen Ideen, sowie die räumliche Entfernung der einzelnen Reserven, die den Indianern als Wohnplätze zugewiesen sind. Trotzdem sind von den 2000 Seelen der dortigen Stämme 900 als Pflegebefohlene gesammelt, von denen Ende 1903 161 als feste Gemeindeglieder in den Listen standen. Die drei Missionare haben auch schöne Erfolge mit den Bemühungen erzielt, die äußerst primitiven Wohnungs- und Lebensverhältnisse aufzubessern. An Stelle der undichten, ungesunden Lehmhütten sind nette Bretterhäuser getreten, die im Innern mit Zeitungsbildern geziert sind. Artesische Brunnenanlagen ermöglichen die Bestellung des Landes. — Schwierig bleibt der Jugendunterricht. Neuerdings nimmt sich die Regierung der jungen Burschen an; sie sammelt sie in der staatlichen Schule zu Riverside. Damit ist aber gegeben, daß sie den größten Teil des Jahres von den Stationen abwesend sind. Der Missionar kann den Religionsunterricht nur bei gelegentlichen Besuchen erteilen. — In den letzten Jahren hat sich eine neue Tür aufgetan und zwar zu vollständigen Heiden. Solche wohnen in Yuma an der Grenze von Arizona, in der heißesten Gegend von ganz Nordamerika. Das Thermometer zeigt 45 Grad R. im Schatten. Bisher kann über den Erfolg der mit außerordentlichen Strapazen verbundenen Reisen zu diesen Verlassensten der Indianer noch kein Urteil abgegeben werden.

In Zentralamerika, an der **Moskitoküste** (Nikaragua), treffen wir auf eine besonders gesegnete Indianermission. Der politischen Zustände des Landes wegen ist sie aber gegenwärtig unser Schmerzenskind. Im Jahre 1849 in Angriff genommen, entwickelte sich das Werk bald zu einem der blühendsten. Im Süden, in der Hauptstadt Bluefields und deren Umgegend hatte man es mit Negern und Mulatten, im übrigen Lande mit verschiedenen Indianerstämmen zu tun. Zu erreichen waren sie nicht leicht, denn das Land ist eine rechte Tropenregion. Weithin dehnen sich Urwaldstriche und Savannen, die von zahlreichen Flüssen und Flüßchen durchzogen sind. Andere Verkehrsstraßen fehlen. Gottes Wort aber lief; die 80er Jahre brachten große Erweckungsbewegungen, infolge deren eine ganze Reihe von

Stationen schnell hinter einander nötig wurden. Gott sei Dank waren die gesammelten Christen innerlich schon recht erstarkt, als das Jahr 1894 ein längst gefürchtetes Ereignis brachte, dessen Folgen nun seit einem Jahrzehnt wie ein schwerer Druck auf diesem schönen Arbeitsfeld lasten und seine Zukunft in Frage stellen. Die benachbarte katholische Republik Nikaragua bemächtigte sich mit List und Gewalt der bis daher freien Indianerreserve und vertrieb den sogenannten König und seine Regierung. Es war dies ein Akt völlig widerrechtlicher Besitzergreifung. Wir hofften, England würde protestieren, da es nach dem Vertrag von Managua das Recht dazu gehabt hätte, dem Moskitoländchen den Schutz zu gewähren, den es ihm zugesagt hatte. Es ist bis heute nicht geschehen. Die evangelische Mission ist vielmehr seitdem den Stimmungen einer katholischen Regierung ausgeliefert. Das hat sich vielfach gezeigt. Zunächst auf dem wirtschaftlichen Gebiet. Unermeßlich hohe Zölle legten den Missionshandel fast lahm und verteuerten den Unterhalt der Missionen derart, daß das Moskitowerk, das sich zeitenweis finanziell selbst trug, Jahr für Jahr größere Ansprüche an die allgemeine Kasse stellen mußte. Einen höheren Zuschuß als den gegenwärtigen (70 000 Mk.) zu leisten, werden wir kaum imstande sein.

Beängstigend wirkt ferner die Unsicherheit aller Zustände und die Ungewißheit inbezug auf die Zukunft. Bald greift eine der unzähligen mittelamerikanischen Revolutionen auch in das einst so stille Moskitoland hinüber, bald sehen sich die Hauptstadtbewohner durch Hetzartikel in den Zeitungen wie durch entsetzliche Feuersbrünste in Unruhe versetzt. Bei einer der letzteren wurden 80 Gebäude in Asche gelegt. Im verflossenen Jahr sind denn auch solchen offenbar böswilligen Brandstiftungen verschiedene der Mission gehörige Baulichkeiten zum Opfer gefallen. So die große Sonntagsschulhalle, der Kaufladen, mehrere Wohngebäude u. a. Durch Gottes Güte blieben die Kirche und das Hauptmissionshaus erhalten. Folgenschwer ist die Gegenmission der jesuitischen Feinde. Sie geht gegen die unterrichtliche und geistliche Wirksamkeit der Brüder an. Von ungezählten Verdächtigungen und Verleumdungen abgesehen, ist ein Anfang mit Lahmlegung des Schulwesens gemacht worden. Ein empfindlicher Stoß gegen das Werk! Auf den meisten Stationen muß jetzt durch energischeren Betrieb der Sonntagsschule ersetzt werden, was in den Tagesschulen nicht mehr gelehrt werden kann. Laßt uns brünstige Fürbitte vor Gottes Thron bringen, damit er das Aeußerste fernhalte! Schon schwirren Gerüchte von drohender Ausweisung der „Moravo“ in der Luft und vom Verbot jeglicher „Priester“-Einwanderung. Ob damit aber nur französische Jesuiten gemeint sind?

Dem gegenüber glauben wir es als ein Angeld fortgehender Gotteshilfe ansehen zu dürfen, wenn im letzten Jahrzehnt wieder das Werk sich hoffnungsvoll dehnen und weiten durfte. Noch kurz vor dem verhängnisvollen Jahr 1894 wurde uns der Eintritt in schon damals nikaraguaisches Gebiet gestattet, es konnte die Station Dakura gegründet werden. Dieser sind dann drei weitere gefolgt: Wasla am Wanks, Sandy Bay und Kap Gracias a dios an der Nordgrenze des Landes. Weiter waren Reisen ins Innere, am oberen Wanks und zu den Sitzen der Sumuindianer von sichtbarem Erfolg begleitet. In besonderer Weise als wirkungsvolles Missionsmittel erweist sich neuerdings die ausgedehnte ärztliche Arbeit unseres Missionars Großmann. Und wenn auch die eigentliche Moskitoküste bald so gut wie christliches Land sein wird und unsere Tätigkeit dort abgeschlossen werden könnte — im benachbarten Honduras gäbe es der Arbeit noch genug. Nur wieder der Mangel an Mitteln verbot uns bisher, dortige Indianerstämme in den Bereich der Mission zu ziehen. Im Moskitolande zählten wir Ende 1903 5900 Pflegebefohlene, von denen 5642 getauft waren. Sie stehen auf 17 Stationen und 15 Predigtplätzen unter 16 weißen sowie vier ordiniert farbigen Missionaren und zwei Missionsgehilfen. Schulen werden noch 10 unterhalten, in denen 370 Schüler Unterricht empfangen. Die 16 Sonntagsschulen dienen 1400 Indianern.

4. Die beiden hoffnungsvollsten Arbeitsfelder.

Zu den hoffnungsvollsten Gebieten der Brüdergemeine zählt die sogenannte Missionsprovinz **Südafrika-Ost** mit ihrer Kaffernmission. Wer die blutige Geschichte der Kolonie Südafrika kennt, wundert sich nicht, wenn wir sagen, daß unsere Kaffernmission, begonnen im Jahre 1828, erst am Schluß des Jahrhunderts auf das erste Jahrzehnt zurückblicken konnte, in dem sie sich ungestört im Frieden hatte bauen können. So war denn auch erst in den letzten 20 Jahren ein rascheres Fortschreiten des zahlenmäßigen Arbeitserfolges möglich, nun aber auch schneller als auf irgend einem der anderen Missionsfelder. Das geht aus folgenden Ziffern hervor: Im Jahre 1887 zählten wir 2631, 1897: 4305, 1903: 6739 Getaufte; und nehmen wir die 1550 Taufbewerber und „neuen Leute“ hinzu, so standen Ende 1903 8300 Kaffern in Pflege unserer Missionare. „Kaffern“, denn während auf der ältesten Station auch noch Hottentotten wohnen, liegt der Schwerpunkt des Werks und vollzieht sich der Fortschritt in den Niederlassungen unter den Tembu- und den Hlubi-Kaffern. Besonders unter letzteren scheint das Feld reif

zur Ernte — das Heidentum ist stark erschüttert, wenn nicht gebrochen — und neuerdings ist auch über dem Tembuland das Morgenrot eines neuen Tages aufgegangen. Wie kam das? Der Burenkrieg hat den Leuten die Augen nicht in der erhofften Weise geöffnet und sie zur Bekehrung gedrängt. Wie im Westen hatte er auch hier fast nur unheilvolle Folgen. Ein Geist der Unbotmäßigkeit griff um sich, vor allem regte sich das Nationalbewußtsein in ungeahnter Weise, und manche heidnische Volkssitte, wie die Beschneidung, wird seitdem aufs neue streng beobachtet. Dazu half der Einfluß der „äthiopischen Bewegung“ auch hier mit, daß sie manchen Unzufriedenen aus den Reihen der Kirchen und Missionen hinüberzog. Was aber weder der Krieg, noch andere Heimsuchungen, Rinderpest, Heuschrecken, Mißernten und Teuerung vermochten (das Jahr 1903 war eines der schwersten im letzten Jahrzehnt, der Regen blieb 18 Monate (!) aus und die Lebensmittelpreise stiegen ins ungemessene), das wirkte Gottes Geist. Eine Erweckungsbewegung ergriff weite Distrikte und trieb die rohen Heiden in Scharen in den Taufunterricht. Die zum Teil noch kleinen Gemeinden wuchsen an Zahl, bald bei dem, bald bei jenem Häuptling mußte eine neue Schule (d. h. im Kaffernland immer gleichbedeutend mit einem neuen Missionszentrum) gegründet werden; und das erfreulichste ist, daß die Gemeinden neuerdings solches Weiterspannen der Seile als ihre eigene Pflicht aufzufassen anfangen. Sie halten sogenannte „Evangelisationstage“ ob, an denen die zahlreich versammelte Gemeinde sich zu neuer Treue im Christenberuf verbindet und durch Berichte der Evangelisten von ihrer Arbeit zu regem Missionseifer anspornen läßt. Das Institut dieser Evangelisten ist ja hier besonders ausgebildet. Die 15 europäischen Missionare, denen ein ordinierter und vier nicht ordinierte Eingeborene zur Seite stehen, können allenfalls die 10 Haupt- und 31 Außenstationen versorgen, nicht aber die zwischen 90 und 100 Predigtplätze, d. h. die oft stundenweit zerstreuten Kafferkraale. Deren Versorgung liegt einigen 70 Evangelisten ob. Diese ziehen dann von Kraal zu Kraal und stellen so das ganze weite Gebiet der Mission unter den Schall des göttlichen Worts. Jeden Sonnabend versammelt der Stationsmissionar seine Evangelisten um sich und bespricht mit ihnen das auszuteilende Wort. Auch Evangelisationskurse sind in Aussicht genommen. Daneben her geht die Ausbildung von einheimischen Kräften für den Schuldienst. Früher schickte man fähige Kaffernjünglinge in die Gnadentaler Gehilfenschule. Seit einigen Jahren hat der Osten sein eigenes Lehrerseminar in Mvenyane, ein wohlorganisiertes 5klassiges Institut mit 40 Zöglingen, dessen Arbeitsresultate bis jetzt zu den besten Hoffnungen berechtigen, und das

später analog dem theologischen Kursus in Gnadental zu einem Bildungsinstitut für künftige Kafferngeistliche erweitert werden soll. Aber schon seit Anfang der 80er Jahre haben nach einander zwei ordinierte Kaffergeistliche im Dienst gestanden, und nach den mit ihnen gemachten günstigen Erfahrungen ist begründete Aussicht vorhanden, daß sich aus dieser an Redegewandtheit, Begabung und Charakterfestigkeit die Mischlingsrasse des Westens erheblich übertreffenden Nation ein eingeborner Geistlichenstand unschwer wird heranziehen lassen.

Was die Zukunft dieser Mission betrifft, so wird sie mit bestimmt werden durch die Wirkung zweier Gesetze, welche hoffentlich bald in Kraft treten und dann die Eingeborenenfrage zu einer befriedigenden Lösung führen werden. Es sind dies das Missions-Land-Gesetz und die sogenannte Glen Gray Act. Ersteres soll den Missionaren auf den sogenannten Grantstationen die Last der ihnen von der Regierung übertragenen kommunalen Aemter abnehmen und den Landbesitz der Eingeborenen regeln, letztere, die vor einigen Jahren versuchsweise im Glen Gray-Distrikt als Gesetz proklamiert wurde, bedeutet die erste zielbewußte Eingeborenenpolitik. Es bezweckt eine von der Regierung überwachte Selbstverwaltung des Landes durch die Kaffern. Der Versuch hatte befriedigt; das Gesetz sollte nun mit einigen Abänderungen auf das ganze Kafferland ausgedehnt werden, — da fanden die Eingeborenen plötzlich so viel daran auszusetzen, daß es zu offener Opposition kam. Leider sträuben sich einige Distrikte noch immer, das bis jetzt rechtskräftig gewordene Gesetz anzuerkennen; ja zu unserm Leidwesen haben sich auch loyale und ernste, christliche Häuptlinge, wie unser treuer Zibi im Hlubilande, durch Wühler und Hetzer wie durch äthiopische Elemente zum Widerstand gegen die Regierung drängen lassen und geben den Missionaren schuld, daß sie nicht mehr ganz zu ihnen, sondern auf seiten der Regierung ständen. Diese Leute erkennen ja wohl richtig als letzten Zweck des Gesetzes den Wunsch der Kolonialregierung, Macht und Einfluß der Kaffernhäuptlinge zu brechen. Vom missionarischen Standpunkt aus muß man es insoweit mit Freuden begrüßen, als es manche Häuptlinge sind, die durch die ihnen noch verbliebenen Machtmittel viele Heiden vom Uebertritt zum Christentum abhalten. Immerhin muß die Hoffnung ausgesprochen werden, daß die Regierung bei strafferer Zügelführung der Mission die für ihre Interessen nötige Freiheit läßt. Von besonderer Bedeutung wird das Gesetz für das eng mit der Mission verbundene Schulwesen werden, denn es sieht in jedem Häuptlingsbereich eine Schule vor. Ein Teil der neuen Steuern soll geradezu zur Deckung bezw. Aufbesserung der Lehrergehälter verwandt werden. Damit wird das Schulwesen ganz in

die Hände des Staates übergehen, was ja noch keine Schädigung der Mission zu bedeuten braucht. Letztere wird nur eben die Aufgabe energischer wie bisher im Auge haben müssen, für Heranbildung eines innerlich tüchtigen Lehrerstandes zu sorgen. Die Brüdermission hofft, dies durch das erwähnte Lehrerseminar zu erreichen.

Zum aussichtsreichsten Missionsfelde hat sich bald nach Inangriffnahme der Arbeit (1891) das junge **Deutsch-Ostafrika** entwickelt. Dorthin wurde die Brüdergemeine geführt durch wiederholte Aufforderungen, an der Christianisierung dieser jungen Kolonie mitzuarbeiten, wie durch das ihr zufallende Legat eines Gönners. Nach reiflicher Erwägung wurde das Kondeland im Norden des Nyassa ins Auge gefaßt. Mit der Berliner (I) Gesellschaft, die bald darauf den gleichen Entschluß faßte, einigte man sich brüderlich. Von den vier Pionieren erlag einer dem Klimafieber, die anderen gründeten an der Lehne des gewaltigen Rungweberges eine erste gleichnamige Station. Die Ackerbau und Viehzucht treibenden Konde erwiesen sich als gutmütige, fröhliche und ziemlich friedliche Menschen, wenn auch Vieh- und Frauenraub zu öfteren kleinen Fehden führte. Heidnische Untugenden (Unredlichkeit, Lügenhaftigkeit, Sittenlosigkeit, Vielweiberei, Aberglauben) fanden sich; das Evangelium übte aber bald einen heilvollen Einfluß aus. Nach $5^1/_2$ Jahren konnten bereits die Erstlinge getauft werden. Um gleich ein größeres Gebiet in Arbeit zu nehmen, hatte man bald das Kondeland mit 3, das benachbarte Safwa- (damals noch Songo-) Gebiet mit 1 Station besetzt, im Jahre 1899 hielt man in 2 neuen Landschaften Einzug: im reizvollen Bundali-Bergland und auf der gesunden Nikahochebene. Die Bewohner der letzteren zeigten sich dem Worte Gottes besonders geneigt. Sie übertreffen an Lernwilligkeit alle anderen Volksstämme am Nyassa. Seitdem arbeiten unsere (11) Missionare von den 6 Haupt- und 3 Außenstationen aus am Ausbau des Werks. Bis Ende 1903 standen 1100 Eingeborene in ihrer direkten kirchlichen Pflege, während 300 die Taufe schon empfangen haben. Und obgleich noch manche Häuptlingsbitte um Unterricht und Evangeliumsverkündigung zurückgestellt werden mußte, weil wieder das mangelnde Geld die Einstellung einer größeren Anzahl von Kräften verbot und mancherlei Krankheit die arbeitenden Europäer hinderte, so ist doch das ganze besetzte Gebiet jetzt mit einem Netz von anderthalb hundert Predigtplätzen überzogen, sodaß selbst entlegene Dorfschaften schon ihre Gottesdiensthütten besitzen und das Land im großen ganzen vom Schall des Evangeliums wiedertönt. Wer aber versorgt diese Predigtstätten? Es ist ein besonderer Ruhm dieses Arbeitsfeldes, beziehungsweise eine Gnade Gottes, daß sich dort so

schnell willige und gediegene Helfer zum Dienst bereit fanden, ja aus eigenem Antrieb missionierend vorgingen. Das im Juli 1903 gegründete Seminar für Eingeborene zählt schon im ersten Kursus 11 tüchtige junge Männer, die theoretisch und praktisch vorgebildet werden, schon jetzt des Sonntags und an einem Tage der Woche unter Aufsicht ihres Lehrers die Dörfer predigend durchziehen und mit Ablauf des Jahres 1904 ihre erste Anstellung erhalten sollen. Einige Helfer sind schon gegenwärtig in einzelnen heidnischen Dörfern stationiert, doch ist dies natürlich nur ein Notbehelf, um nämlich unerwünschte Eindringlinge abzuhalten. Selbst diese Alleinstehenden aber haben sich durchaus gut geführt.

Missionsfachleute erkennen aus dem Gesagten, wie die Brüdergemeine aus den Erfahrungen der Vergangenheit gelernt hat, bei Zeiten auf Ausbildung und Verwendung von Eingeborenen zu denken. Damit wird gleich von Anfang an dem einen Ziel der Missionsarbeit, der Selbsterbauung vorgearbeitet. Aber auch auf die einstige Selbstverwaltung und Selbsterhaltung ist Bedacht genommen worden. Schon jetzt arbeiten Aeltestenräte, schon jetzt werden regelmäßige Kollekten erhoben (bei denen eine schöne Gebefreudigkeit sich offenbart); und durch Missionshandel, durch Landwirtschafts- und Handwerksbetrieb sucht man das Werk finanziell zu stützen. — Als einen interessanten Einzelzug aus der Arbeit am Nyassa erwähnen wir die auf Wunsch der Regierung im größeren Stil aufgenommene Arbeit an Aussätzigen, die in der Nähe der Stationen in Isolier-Kolonien gesammelt werden und leibliche wie geistliche Pflege durch die Missionare genießen.

Wir kommen zum Nordgebiet unserer Arbeit in Deutsch-Ostafrika. War es das Natürliche, daß die Berliner Nachbarmission nach N. **O.** vorwärts strebte, so dachten die Brüder zunächst an eine Ausdehnung nach N. **W.** Nun sich dort am Tanganyika Katholiken einnisteten, mußten sie es hinterher als eine Fügung Gottes erkennen, daß ihnen im Jahre 1896 die Uebernahme eines völlig vereinsamten Postens der Londoner Mission angetragen wurde, nämlich die nördlich vom Tabora, im **Unyamwesi**lande und damit im Zentrum der ganzen Kolonie gelegene Station Urambo. Schon der Zugang zu einem entlegenen Arbeitsfelde, das abgesehen von der Seefahrt nur auf einer neunwöchigen Karawanenreise zu erreichen war, mußte hohe Kosten nötig machen, sodaß die Brüdergemeine das Angebot erst kurzer Hand ablehnte. Da aber keine andere Mission sich zur Uebernahme bereit erklärte, gab sie schließlich dem allgemeinen Drängen nach und ging in Gottes Namen an die Arbeit. Zu Neujahr 1898 trafen ihre ersten Boten (Dahl und Meier) in Urambo ein.

Es war ein harter Boden, den sie betraten; 17 Jahre hatten ihre englischen Vorgänger ohne viele sichtbare Erfolge gearbeitet. Nur eine gewisse christliche Beeinflussung des kriegerischen Volksstammes war unverkennbar. Die Gottesdienste waren gut (von 500 Heiden) besucht, eine Schule wurde mit 60 Kindern gehalten, des Sonntags ruhte die Arbeit, im Bauhandwerk leisteten manche nützliche Hilfe. Unsere Brüder nahmen mit Einsetzung aller Kraft die Arbeit auf. Auf kulturellem Gebiet, in Werkstatt, Kirche und Schule, in der Erziehung befreiter Sklavenkinder, die der Mission von der Regierung zugewiesen wurden, in ärztlicher Tätigkeit, in Erforschung der Sprache (Zusammenstellung eines Lexikons, einer Grammatik, einer Fibel, Abhandlungen über Lieder und Lautgesetze), in Reisepredigt — haben sie ihr Möglichstes geleistet; ein Erfolg aber hat sich abgesehen von der Errichtung einer Predigtstation doch erst gegen Ende des Jahres 1903 gezeigt. Da erklärten fünf Jünglinge, Jesu folgen zu wollen. Durch Krankheit der Missionare (denen das Klimafieber häufig arg zusetzt, so daß jene beiden ersten Pioniere jetzt bereits wieder in der Heimat Erholung suchen) wurde der Unterricht dieser Erstlinge in Urambo vielfach unterbrochen; wahrscheinlich aber sind sie, während wir schreiben, getauft. Die ersten Unyamwesichristen überhaupt werden sie nicht sein. Solche hat Präses Stern bereits Ostern 1903 taufen können, nicht aber in Urambo, sondern auf der zweiten Station im Innern Afrikas, in K i t u n d a, das 1901 ungefähr in der Mitte zwischen Urambo und unseren Nyassastationen angelegt wurde und das erste Glied der Verbindungskette dieser beiden weit entfernten Arbeitsgebiete bildet. Diese Täuflinge waren ein Ehepaar, das Br. Stern von Urambo dorthin gefolgt war. Mit dieser neuen Station wurde eine wunderherrliche, fruchtbare, geradezu blühende Landschaft besetzt, die schon durch ihren Namen K i w e r e an den Reichtum ihrer Erzeugnisse erinnert. Kiwere bedeutet in Kinamwesi Euter und bezeichnet im Lande selbst eine Hirsefrucht, die unserm Anis ähnlich, das Hauptprodukt dieser Oase in der afrikanischen Wüste darstellt. Kiwere ist aber daneben auch einer der wichtigsten Knotenpunkte in der ganzen Kolonie. Wie Tabora Vorort für die Unyamwesi- und Usukuma-Distrikte und zugleich Hauptort am Verbindungswege zwischen Tanganyikasee und Küste, so laufen in der Hauptstadt Kiweres Igumila (in deren Nähe Kitunda liegt) die Karawanen, ja neuerdings die Regierungsstraßen von N. nach S., d. h. vom Victoria Nyansa über Tabora zum Nyassa, und von S. W. nach N. O., d. h. von dem Regierungszentrum Bismarckburg am Tanganyika nach Kilimatinde und Dar-es-Salaam zusammen. — Inzwischen sind in den Jahren 1902/04 noch drei weitere Gebiete besetzt worden: N g u l u, U g u n d a und K i p e m b a b w e,

letzteres 1500 m über dem Meer gelegen. Die drei in ihnen angelegten Niederlassungen Sikonge, Ipole und Kipembabwe sollen der Brüdermission das zusammenhängende Arbeitsfeld von Nyassa bis Urambo, oder gar bis zum Victoria Nyansa sichern. Es war wohl nicht die Absicht, so rasch vorwärts zu gehen, man wurde aber von anderer Seite dazu gezwungen.

Hocherfreulich ist die Wahrnehmung, daß die mit dem Kommen unserer Missionare beginnende Missionszeit dieser zentralafrikanischen Distrikte gerade in den letzten Jahrzehnten auf mannigfache Weise von höherer Hand vorbereitet worden ist. Nehmen wir zunächst das wichtige Gebiet der Sprache. In fünf Stationen des genannten Gebietes werden nicht weniger als fünf Dialekte gesprochen. Nun haben aber die politischen Umwälzungen der letzten zwei Menschenalter mannigfache Verbindungen zwischen den verschiedenen Distrikten geschaffen — die Sultanate sind in Händen verwandter Familien —, dadurch hat sich in dem Kirugaruga eine Art Umgangssprache gebildet, die von fast allen jüngeren Leuten, zumal den Männern bis zu 40 Jahren, verstanden wird. Diese durch Heranziehen der Dialekte zu bereichernde Sprache wird sicherlich die für den Kirchen- und Schulgebrauch passende Schriftsprache der Zukunft bilden. Eine andere göttliche Vorbereitung: Wir begegnen in der Landschaft Ngulu neben den eigentlichen Landesbewohnern (den Wanyamwesi) einer Mischrasse aus Arabern und Eingeborenen, deren Zugehörige, wenn auch nur äußerlich, Bekenner des Islam sind. Vorauszusehen ist wohl, daß die Folgen dieser mohammedanischen Invasion dem Missionswerk noch manche Schwierigkeit bereiten wird, um so dankenswerter aber ist der Umstand, daß die Besitzergreifung Ostafrikas durch Deutschland erfolgte zu einer Zeit, da dieser Islam-Einfluß erst im Entstehen begriffen war, und daß der Kampf der neuen Herren gegen den Sklavenhandel die Macht auch der Araber und ihres Bekenntnisses erschüttert, wenn nicht gebrochen hat.

Blicken wir auf unser ostafrikanisches Missionsland zurück, so stellt es sich zunächst, wie gesagt, als das aussichtsreichste unserer Gebiete dar. Ueberraschende Erfolge hat die südliche Nyassa-Provinz aufzuweisen, was kulturelle, industrielle, landwirtschaftliche, ärztliche, unterrichtliche und geistliche Arbeit betrifft. Und auch in Unyamwesi sind die Aussichten günstig. Es lag nur am Kräftemangel und an dem Gesundheitszustand der Brüder, daß nicht schon mehr geistliche Arbeit verrichtet und Taufen vollzogen werden konnten. Zum anderen aber nimmt es die Brüdergemeine mit Dank gegen Gott an, daß er ihr in Deutsch-Ostafrika einmal ein weites, zusammenhängendes Mis-

sionsgebiet gegeben hat, das nicht nur eine ganz zerstreut wohnende, ärmliche Bevölkerung, sondern an einzelnen Punkten (wie in der Nähe des Nyassa und in Kiwere) nach Tausenden zählende Einwohnerschaft aufweist. Hier steht uns das Land ringsum offen, ein Land, weitgedehnt von See zu See, von dem im Süden der Kolonie bis zu dem im Norden, ein Land, in dem wir auch von Konkurrenz, am wenigsten von Evangelischen, kaum etwas zu befürchten haben, ein Land vor allem, wo schon heut das Feld reif ist zur Ernte. Hier kann uns Gott Erfolge bescheren, wie sonst nirgends. Bitten wir ihn um Arbeiter für seine Ernte, um reiche Mittel für sein Werk! Möchte auch die Visitation dieses Gebietes durch Direktor Hennig im laufenden Jahr die Arbeit nach allen Seiten fördern!

Missions-Zeitung.

Deutsch-Südwestafrika. Seit dem unglücklichen Kriegszug der Portugiesen gegen den Ovambo-Stamm der Ovambandja war man wegen des Schicksals der rheinischen Missionare im Ovambogebiet sehr besorgt und das umso mehr, als es inzwischen hieß, der mächtigste der Ovambo-Häuptlinge, Uejulu, sei von seinem Bruder Nande ermordet worden. Diese Besorgnisse sind indes durch neuere Nachrichten von dort zerstreut worden. Nach ihnen ist Uejulu eines natürlichen Todes gestorben und zwar an einem Herzleiden (am 17. September). Der neue Oberhäuptling Nande traf sofort Maßregeln, daß den Missionaren kein Leid geschehe, ja er versicherte sie seiner Freundschaft und seines Vertrauens. Zwar fanden gefahrdrohende Zusammenrottungen der Eingeborenen statt, Schüsse fielen und die Männer griffen zu den Gewehren, aber, wie Miss Wulfhorst in Omupanda vom 20. und 26. September berichtet, Nande sandte Boten mit dem Befehl: „die Lehrer sollen sich nicht fürchten, es geschieht ihnen nichts." Demzufolge ist auch später alles ruhig geblieben und Nande wohnte sogar mit seinem Bruder Hamalua einem Gottesdienste Wulfhorsts bei. Man ersieht daraus, wie feste Wurzeln die rheinische Mission bereits unter diesem Ovambostamm geschlagen hat, während beim Tode des vorigen Oberhäuptlings vor 19 Jahren die katholischen Missionare, die damals erst kurze Zeit im Lande waren, ermordet wurden.

— Im Namaland sind alle rheinischen Missionare ebenfalls in Sicherheit bis auf den Missionstechniker Holzapfel, den die aufständischen Witbooi vor den Augen seiner Frau niederschossen. Was den bisher loyalen Hendrik Witbooi zum Aufstand gegen die Deutschen veranlaßt hat, darüber herrschen verschiedene Ansichten. Man vermutet, es seien die Gerüchte von der b vorstehenden Entwaffnung, sowie religiöse Schwärmerei, wonach er sich als Befreier seines Volkes berufen glaubt die ihn dazu getrieben hätten. Möglicherweise haben auch die Freiheitsideen der sog. „Aethiopier" auf ihn eingewirkt.





Kaiserin-Witwe von China.

Die „gelbe Gefahr"

und ihre Bekämpfung vom christlichen Standpunkte aus.

Von Miss. Martin Maier.

Seit meiner Rückkehr von China, Mitte März vorigen Jahres, wurde ich zu wiederholten Malen aufgefordert, meine Meinung zu äußern in Betreff des russisch-japanischen Krieges, speziell auch in seiner Bedeutung für die Mission und das Reich Gottes. Ich tat dies teils schriftlich, teils mündlich, und faßte meine Ansicht dahin zusammen, daß unsere Sympathien zwar den Japanern gehören, daß wir aber trotzdem als Christen und Europäer nicht wünschen können, daß Japan Rußland darniederwerfe. Eine Demütigung sei diesem ja wohl zu gönnen, dagegen müßten wir ein gänzliches Besiegtwerden Rußlands bedauern. Es würde dies nämlich eine unheilvolle Steigerung des National- und Selbstbewußtseins der gelben Rasse im Gefolge haben und dadurch eine Gefahr für die weißen, christlichen Völker heraufbeschwören, der gegenüber die Mißstände Rußlands und die Tatsache, daß durch einen Sieg des letzteren die Mandschurei und auch Korea der Mission verschlossen würden, nur von untergeordneter Bedeutung wären.

Obwohl meine Ausführungen über die Vorgänge in Ostasien nicht die allgemeine Zustimmung erfuhren, möchte ich trotzdem in Nachstehendem ein verwandtes Thema behandeln und einige Gedanken äußern über die sogenannte „gelbe Gefahr" und deren Bekämpfung vom christlichen Standpunkte aus. Unter dieser Gefahr versteht man die den europäisch-amerikanischen Völkern von seiten der gelben Rasse auf wirtschaftlichem, politisch-militärischem, ethischem und religiösem Gebiete drohenden Verwickelungen und Schädigungen.

Die erste Frage, mit der wir uns bei der Behandlung unseres Themas zu beschäftigen haben, ist die: Gibt es überhaupt eine „gelbe Gefahr“? Von vielen wird diese Frage bejaht, von anderen wieder verneint. Versuchen wir es, auf Grund von Tatsachen eine Antwort zu finden.

Eine Gefahr — zunächst ganz abgesehen von der „gelben Gefahr“ — besteht für uns überall da, wo uns Feindschaft in Verbindung mit Ueberlegenheit (oder auch nur Ebenbürtigkeit) entgegentritt. Hegt jemand bloß eine feindliche Gesinnung gegen uns, ist er uns dabei aber nicht überlegen, dann bildet er für uns keine Gefahr, und umgekehrt, wer uns zwar überlegen ist, uns aber nicht übel will, den brauchen wir auch nicht zu fürchten. Wenn hingegen beides vereinigt ist: Feindschaft und Ueberlegenheit, dann ist tatsächlich Gefahr vorhanden.

Dies auf unser Verhältnis zur gelben Rasse angewendet, zu welchem Resultat kommen wir da? Ist die gelbe Rasse der weißen Rasse feindlich gesinnt und überlegen und kann deshalb mit Recht von einer „gelben Gefahr“ geredet werden?

I.

Obgleich an der sprichwörtlich gewordenen Fremdenfeindschaft der Chinesen und Japaner, als der hauptsächlichsten Vertreter der gelben Rasse, viel Uebertreibung haftet, steht doch so viel fest, daß diese beiden Völker, zumal die Chinesen, keine freundlichen Gefühle für uns haben. Dies zeigt sich zunächst in der großen Verachtung, mit der die letzteren gewohnt sind, auf die Fremden herabzusehen. So reden sie z. B. von sich stets als dem Volke der Wissenschaft und Zivilisation im Gegensatz zu den „östlichen, westlichen, südlichen und nördlichen Barbaren“, zu denen sie auch die Europäer und Amerikaner zählen. Und reichlich lassen sie auch diese, sei es im diplomatischen Verkehr, oder wenn sie es sonst mit ihnen zu tun haben, ihre Geringschätzung fühlen. Ein hochstehender chinesischer Beamter erklärte, es sei eine Beleidigung, zu sagen, daß die Chinesen mit den Fremden aus derselben „unreinen Quelle“, von Adam und Eva, abstammen. Und ein kaiserliches Edikt sagt über die fremden Völkerschaften, die fremden Männer,

die aus dem fernen Westen nach China gekommen seien: „diese geisterhaften Stämme der Barbaren, diese rothaarigen Dämonen, dieses sonderbare Volk kommt in das Reich des Himmels aus Gegenden, wo Nebel und Sturm beständig hausen, wo die Sonne niemals scheint. Ihr Haar und ihre Kleider sind von der Farbe des roten Ockers, und ihre blauen Augen liegen tief in den Köpfen versteckt. Dabei sind sie von großer Gestalt, mit entsetzlich langen Füßen, und durch ihr fremdartiges Aussehen erschrecken sie das Volk.“ So sind auch wir Europäer für die Chinesen „Barbaren“. Ja sogar auf einer Sühnetafel, — also in einer amtlichen Kundgebung —, die sie zur Erinnerung an die von den Boxern im Jahre 1900 ermordeten Fremden anbringen mußten, brauchten sie für die letzteren noch diese Bezeichnung. Erst auf das energische Einschreiten eines Vertreters der fremden Mächte hin wurde der Ausdruck abgeändert. Und gerade dieser Fall zeigt auf das Deutlichste, daß die Chinesen mit jenem Wort nicht bloß ihrer Verachtung, sondern vor allem ihrem Haß Ausdruck geben wollten. Dieser Haß ist auf verschiedene Gründe zurückzuführen.

Einmal wurzelt er im Rassengegensatz. So sagt schon ein chinesischer Weiser des Altertums: „Wer nicht mit uns vom gleichen Volksstamm ist, der hat ein anderes Herz als wir,“ d. h. der ist ein ganz anders gearteter Mensch. Auf diesen Satz kommen die Chinesen immer wieder zurück, wenn sie in Pamphleten oder sonst die absolute Verschiedenheit zwischen sich und den übrigen Völkern dartun wollen. Und zwar sind die Fremden für sie „anders geartete Menschen“, nicht nur in inferiorem Sinne, minderwertige Menschen, sondern sie wollen mit diesen Worten vor allem ihre innere Abneigung, ihren angeborenen Widerwillen gegen jene dartun. Einen Ausdruck findet diese Gesinnung auch in dem Schimpfnamen „fremder Teufel“, den jeder Ausländer in China zu hören bekommt und der ein Gemisch von Verachtung und Widerwillen in sich birgt. Doch auch der Japaner ist den Fremden nicht gewogen. Carl Munzinger sagt in seinem Buch „Japan und die Japaner“, S. 55: „Es ist Tatsache, daß er (der Japaner) eher Abneigung als Liebe gegen den Fremden im Herzen trägt. Wenn sie unter sich sind, zumal in der Presse, die nur von sehr wenigen Europäern gelesen werden kann, kommt die verborgene Abneigung zum Vorschein.“

Zu diesem unerklärbaren, angeborenen Widerwillen, den die Chinesen und Japaner gegen jeden empfinden, der einer fremden Nationalität angehört, gesellt sich bei ersteren in neuerer Zeit noch eine andere Art von Feindschaft von mehr politischem Charakter. Die verschiedenen Reibungen und Zusammenstöße Chinas mit den fremden Mächten, wie überhaupt der wachsende Verkehr mit dem Ausland, haben den Chinesen einerseits die Ueberlegenheit der Fremden zu Gemüte geführt und sie dadurch ein wenig von ihrer stolzen Höhe herabgestürzt, auf der andern Seite wurde ihnen von diesen vielfach Gewalt angetan und schweres Unrecht zugefügt. Beides zusammen, der verletzte Hochmut und die widerfahrenen Kränkungen, haben dann jenen fanatischen Haß zur Ausgeburt gebracht, wie er sich in den verschiedenen Blutbädern, vor allem aber im großen Boxeraufstand Luft machte.

Die eben genannten beiden Arten von Abneigung und Haß sind bewußte Feindschaft und liegen in der Gesinnung. Nun tritt hierzu noch eine dritte Art, die aus dem Wesen, aus der sittlichen Veranlagung der Chinesen und Japaner sich ergibt. Denn wenn die ersteren von uns Europäern sagen, wir seien „anders geartete Menschen" als sie, so haben sie damit allerdings recht. Wir besitzen in der Tat Eigenschaften, die ihnen fremd sind, und umgekehrt sehen wir am Charakter der Chinesen wieder manches, das uns ungewohnt, aber auch zuwider ist. Sie sind ein Volk ohne Ideale, ein Volk, dem die Begriffe von Liebe und Treue, Dankbarkeit und Wahrhaftigkeit, Reinheit des Herzens und Demut der Gesinnung fehlen. Von den Japanern gilt in der Hauptsache dasselbe. „Es ist," sagt Munzinger, „auffallend, wie wenig Interesse für metaphysische und ethische Fragen sie haben. Weder ihre Geschichte noch ihre hervorstechendsten Neigungen zeigen eine Tendenz zum Idealismus." Und in dieser Geringschätzung idealer Güter, in der schrankenlosen Genußsucht, dem kalten Egoismus und der durchaus materialistischen Weltanschauung der gelben Rasse liegt etwas Feindliches für uns, ein Gifthauch, der noch mehr als die bewußte Feindschaft uns gefährlich und verderblich werden kann.

Endlich ist auch noch zu erinnern an die uns, bezw. dem Christentum feindlichen Elemente, die den Religionen der gelben Rasse, dem Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus, innewohnen. Und so müssen wir unsere erste Frage: „Besteht auf

seiten der gelben Rasse eine Feindschaft gegen die christlichen Nationen bezw. die weiße Rasse?" mit ja beantworten, denn sowohl die Gesinnung dieser Völker, als auch ihre Moralität und nicht zuletzt ihre Religionen sind wider uns.

Doch, wie steht es mit der Ueberlegenheit der gelben Rasse? Kann man sagen, daß die Chinesen und Japaner uns „Weißen" überlegen seien?

Nun, der Zahl nach jedenfalls, denn mit ihren ca. 500 Millionen Köpfen repräsentieren diese beiden Nationen annähernd den dritten Teil der Menschheit, so daß wir uns an den Gedanken gewöhnen müssen: jeder dritte Mensch auf der Erde ist ein Chinese bezw. Japaner. Der Einwand, daß diesem einen Drittel ja doch die zwei Drittel der übrigen Völkerwelt gegenüberstehen, und daß auch die weiße Rasse den dritten Teil der Erdbevölkerung ausmache, also der gelben Rasse kaum nachstehe, verliert insofern an Gewicht, als der geschlossenen Einheit der letzteren bei uns große politische und religiöse Zerrissenheit, die naturnotwendig Schwächung zur Folge hat, gegenübersteht.

Zu dieser numerischen Ueberlegenheit tritt als Zweites ein physisches Uebergewicht, nicht in dem Sinne, als ob die gelbe Rasse uns an Körperkraft überlegen wäre, im Gegenteil, der Europäer und Amerikaner ist durchweg kräftiger und stattlicher als der Chinese und namentlich als der Japaner. So sind z. B. die meist hochgewachsenen Schotten und Engländer wahre Riesen gegenüber den kleinen, zwergartigen Japanern, und es gewährt einen komischen Anblick, Vertreter dieser beiden Nationen in den Straßen einer ostasiatischen Hafenstadt unter einander einherschreiten zu sehen. Aber während bei der weißen Rasse vielfach die Folgen von Ueberkultur sich bemerklich machen, in der Form von Nervenüberreizung, Verweichlichung und einer gewissen Blasiertheit, finden wir bei jenen Völkern noch urwüchsige Kraft, gesunde Nerven, normales, natürliches Fühlen und Empfinden. Die Erfolge der Japaner in ihren Kämpfen mit den Russen sind nicht in letzter Linie dieser physischen Unverbrauchtheit zuzuschreiben. Nur aus ihr erklärt sich die große Widerstandsfähigkeit und zähe Ausdauer dieser doch so schmächtigen Leute, und ihre erstaunliche Fähigkeit, geradezu übermenschliche Strapazen auszuhalten. Doch auch die

Chinesen erregen unsere Verwunderung durch die Art und Weise, mit der sie die größten körperlichen Anstrengungen, Schmerzen und Entbehrungen ertragen. Daß viele von ihnen durch den Genuß des Opiums ihren Körper schwächen und ihre Sinne zerrütten, ist ja wahr, indes es findet sich bei uns eine Parallele hierzu in der Trunksucht, die nicht minder schädlich auf den Organismus wirkt. Und dann macht sich unter dem jüngeren Geschlecht in China bereits eine Bewegung geltend, die sich die Bekämpfung des Opiumrauchens zur Aufgabe macht, Antiopium-Vereine gründet, das Turnen befürwortet und Hebung der Volks- und Wehrkraft anstrebt.

In engster Verbindung mit den genannten Eigenschaften steht bei der gelben Rasse eine ganz außergewöhnliche Ruhe und Geduld. Diese Leute kennen keine Eile, sie können warten; für sie ist nicht Zeit, sondern Beharrlichkeit Geld. Ob das Schiff heute oder morgen abgeht, ob ein Kaufvertrag schon in dieser oder erst in nächster Woche zum Abschluß kommt, ob der Fisch sich sofort an der Angel festhakt oder erst in einer Stunde oder auch gar nicht — das alles berührt den Chinesen auch nicht im mindesten. Mit klassischer Ruhe wartet er zu, in der sicheren Hoffnung, daß er seinen Zweck schon noch erreichen werde, und daß für ihn so oder so, wenn nicht ein großer, so doch ein kleiner Gewinn herausspringen werde. Und er kann sich auch mit letzterem bescheiden, regt sich dabei nicht auf, spart seine Kraft und seine Nerven; seine Ruhe ermöglicht ihm volle innere Konzentration, und so kommt er zuletzt doch eben so schnell oder noch schneller zum Ziel, als der Europäer mit seiner Hast und seiner Aufregung. So ist die gelbe Rasse auch hierin uns gegenüber im Vorteil.

Doch wie fällt der Vergleich in geistiger Beziehung aus? Kann man auch hier von einer Ueberlegenheit der gelben Rasse reden? So weit ich ein Urteil habe, wird die Intelligenz der Chinesen, um zunächst von diesen zu reden, von den einen überschätzt, von den andern wieder unterschätzt. Jene fußen mit ihrer Ansicht auf der alten Kultur, namentlich aber auf der klassischen Literatur der Chinesen; sie glauben, die letztere sei Gemeingut des chinesischen Volkes und übertragen so die kulturellen Verhältnisse vergangener Zeiten auf die Gegenwart. Sie verraten damit nicht nur große Unkenntnis chinesischer Verhältnisse, sondern lassen auch Verständnis der Geschichte vermissen. Diese befaßt sich mit

der Entwicklung der Völker oder der einzelnen; Entwicklung schließt aber naturnotwendig Stillstand, ein Sichgleichbleiben, aus, sie kennt nur Fortschritt oder Niedergang. Da aber von ersterem bei den Chinesen bekanntlich nicht die Rede sein kann, so müssen wir sagen: für China ist die klassische Zeit vorüber, ebenso wie für Persien, Ägypten, Griechenland und Rom. Dies will nicht nur heißen, daß die frühere sittliche Kraft bei diesen Völkern nicht mehr vorhanden sei, sondern sie haben auch in intellektueller Hinsicht Einbuße erfahren. Es ist also durchaus unrichtig, wenn man daraus, daß China vor so und so viel Jahrhunderten einen Konfuzius hervorgebracht hat, daß die Chinesen den Kompaß und das Schießpulver erfunden und lange vor den Europäern die Kunst, Bücher zu drucken, verstanden haben, die größere Intelligenz der Chinesen von heute ableiten will. So weit ich diese kenne, möchte ich behaupten, daß sie uns auf dem wissenschaftlichen Gebiete, im rein geistigen Können, einmal nicht schlagen werden. Ich war Vorsteher mehrerer Schulen in China, auch höherer Schulen; unter allen meinen Schülern war auch nicht ein einziger, von dem ich sagen könnte, er habe Vorzügliches geleistet. Gut begabt waren mehrere, aber auch unbegabte, ja sehr schwach begabte Leute waren darunter. Dabei ist allerdings daran zu erinnern, daß bei dem chinesischen Studiengang seit tausend und mehr Jahren vorwiegend das Gedächtnis ausgebildet wurde, während man verhältnismäßig nur geringe Anforderungen an den Verstand, an scharfes, logisches Denken stellt. Wenn erst diese einseitige Betonung des Auswendiglernens einmal aufhören und unter europäischem, christlichem Einfluß eine reinigende und befreiende Luft durch die Hörsäle und Köpfe der Chinesen wehen wird, dann werden vielleicht auch hier neue Triebe und Kräfte zur Entfaltung kommen, ähnlich wie auf dem jungfräulichen Boden eines frisch ausgerodeten Urwaldes.

Obwohl wir uns also nicht verleiten lassen dürfen, die Chinesen auf Grund ihrer früheren kulturellen Höhe zu überschätzen, können wir andererseits doch auch die Ansicht derer nicht teilen, die behaupten, China sei eine Mumie, im Tode erstarrt, leblos. Nein, sondern China gleicht einem Patrizierhause, das seinen alten Glanz zwar verloren hat, dessen Bewohner sich aber bemühen, nach außen den Schein zu wahren und die Tradition des Hauses aufrecht zu

erhalten, und in deren einzelnen Gliedern noch etwas von dem Geist und der Kraft der Vorfahren pulsiert, das die Grundlage zu einer Neubelebung des alten Geschlechtes bietet.

Daß eine solche Regeneration von Familien und auch ganzen Völkern möglich ist und vorkommt, lehrt die Geschichte und namentlich auch die Entwicklung Japans. Dieses Land bezw. Volk, das auch eine jahrhundertelange Stagnation zu verzeichnen hat, entwickelt nun in seiner Wiederbelebung Anlagen und Kräfte, die nicht nur an die besten Zeiten der Vergangenheit erinnern, sondern nach der langen Ruhe- und Erholungszeit, und nachdem ihm neue Fermente aus der westlichen Kultur zugeflossen sind, sogar noch eine Steigerung erfahren haben. Ob dabei tatsächlich und schon jetzt von einem geistigen Uebergewicht (oder Ebenbürtigkeit) der Japaner gegenüber den Europäern und Amerikanern geredet werden kann, ist schwer zu sagen. So viel wir nach dem bisherigen Gang des russisch-japanischen Krieges beurteilen können, soweit wir ferner das japanische Volk nach seinen Diplomaten und seiner bei uns studierenden Jugend kennen, dürfen wir ihm jedenfalls Intelligenz nicht absprechen. Wie viel freilich bei den Leistungen der Japaner auf wirkliche Begabung zurückzuführen ist, oder wie viel davon auf ihren staunenswerten Fleiß und maßlosen Ehrgeiz entfällt, das zu entscheiden, ist ebenfalls nicht leicht, sicher jedoch ist, daß letztere Faktoren bei ihnen sehr ins Gewicht fallen.

Wenn ich nun auch nicht glaube, daß die gelbe Rasse, was wissenschaftliche Begabung anbelangt, uns überlegen ist, so muß ich doch daran erinnern, daß den Chinesen und Japanern, namentlich den ersteren, eine andere Art von Intelligenz eigen ist, die wir nicht in gleichem Maße besitzen. Es ist dies eine gewisse Aufgewecktheit bezw. Schlauheit, die sich bei allen, auch den untersten Volksschichten findet und auf verschiedene Weise äußert.

Obwohl in den chinesischen Schulen z. B. Unterricht im Rechnen nicht erteilt wird, sind die Chinesen trotzdem wahre Meister in dieser Kunst. Sogar einfache Handwerker und Bauern, die oft kaum, oder nur für kurze Zeit, die Schule besucht haben, ja selbst Frauen, lösen mit größter Leichtigkeit schwierige Rechenexempel im Kopf oder auf der Rechenmaschine (Zählrahmen); auf letzterer besitzen manche geradezu erstaunliche Fertigkeit. Diese

Gabe befähigt die Chinesen natürlich ganz besonders zum Handeltreiben. Und in der Tat, sie sind auch geborene Händler und Kaufleute, die besten Kaufleute der Welt, die dem europäischen Kaufmann, wo immer sie mit ihm in Berührung kommen, schon ganz empfindliche Konkurrenz bereiten. So ist in den Vertragshäfen Chinas, auf der Malakka-Halbinsel, in Niederländisch-Indien, auf den Philippinen ꝛc. schon manche Unternehmung und manches hübsche Besitztum aus europäischen in chinesische Hände übergegangen, und heute schon gibt es z. B. in Hongkong, also in einer englischen Kolonie, mehr bezopfte Millionäre als solche anderer Nationalität. Auch der großen sibirischen Bahn entlang taucht der Chinese auf; Schritt für Schritt dringt er nach dem Westen vor, und vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges trat er als Kleinhändler bereits in den Straßen Moskau's auf. Und da die Russen bekanntlich keine Handelsnation sind, so wird es dem chinesischen Kaufmann hier noch leichter als anderwärts, als Sieger aus dem Wettbewerb hervorzugehen. Auch in der Mandschurei kämpfte der russische Geschäftsmann vergebens mit dem japanischen und chinesischen Konkurrenten.

Also hier, auf kommerziellem Gebiete, wird die gelbe Rasse zunächst und vor allem gefährlich werden, dies umsomehr, als nicht nur ihr angeborenes kaufmännisches Talent den Chinesen und Japanern zu Hilfe kommt, sondern die europäischen und amerikanischen Kaufleute leisten ihnen gewissermaßen selbst noch Vorschub, indem sie sich ihrer als Zwischenhändler bedienen, namentlich aber weil sie in den überseeischen Kolonien sich meist nicht mit dem Detailverkauf befassen, diesen vielmehr den farbigen Händlern überlassen. Und hier nun ist die Türe, durch die einzudringen besonders der Chinese gut versteht. Als armer Kuli erscheint er in den Vertragshäfen oder geht als solcher ins Ausland, arbeitet und schindet sich dort einige Jahre, bis er so viel verdient hat, daß er einen Hausierhandel beginnen oder einen Kramladen eröffnen kann. Hat er diesen einige Zeit betrieben, dann wird er Kaufmann, manchmal sogar Großkaufmann, der sich mit Tausenden von Dollars an allen möglichen Handels- und Industrie-Unternehmungen beteiligt und bereits Europa in den Bereich seiner Interessen zieht, wie die kürzlich gemeldete Einrichtung einer chinesischen Handelskammer in Brüssel beweist.

Daß auch der japanische Kaufmann eine rege Tätigkeit entfaltet zum Nachteil seiner europäischen Kollegen, und daß er namentlich auf China sein Augenmerk gerichtet hat, geht unter anderem auch aus den Auslassungen des deutschen Regierungsbaumeisters Woas, der längere Zeit in Ostasien gelebt hat, hervor. Derselbe sagt hierüber folgendes: „Allen Flußläufen entlang sitzt in China der handeltreibende Japaner. In Nanking haben die Japaner sogar ein großes Gebäude erbaut und darin eine Art Hochschule errichtet zur Verbreitung technischer Kenntnisse. Daß die Japaner in China stark Handel treiben, ist erklärlich; wenn sie aber in dieser Form, wie es in Nanking geschieht, ihrem Handel vorarbeiten, so beweist dies, daß sie sich nicht mit den Erfolgen des Augenblicks begnügen wollen, sondern auf lange Zeit hinaus vorsorgen. Nun gar in Schantung, in unserem (deutschen) Schantung! Längs der deutschen Eisenbahn sitzen nicht deutsche, sondern japanische Kaufleute! Die Japaner haben die Eigentümlichkeit, daß sie keine besonders gute Ware fabrizieren und unter das Volk bringen; mit guter Ware könnten sie gegen unsere Ware nicht aufkommen, wohl aber treten sie mit ihrer billigen und schlechten Ware gegen uns erfolgreich in Wettbewerb. Eine weitere praktische Eigentümlichkeit des Japaners ist die, daß er seine Ware ohne Zwischenhändler auf den Markt bringt. Der deutsche Importeur sitzt an der Küste und handelt ausschließlich mit chinesischen Zwischenhändlern, der Japaner geht selbst als Agent ins Land; das erleichtert ihm den direkten Absatz seiner schlechten Ware und lehrt ihn, wonach Bedürfnis vorhanden ist. Die Warenstatistik Tsingtaus in Kiautschou zeigt zwar, daß seit Erbauung der Schantungbahn nach Tsinanfu der Handel bedeutend zugenommen hat, aber nicht so sehr der deutsche, als vielmehr der japanische."

Doch nicht nur im Handel offenbart die gelbe Rasse eine außergewöhnliche Klugheit, die manchmal geradezu zur „dämonischen Schlauheit" wird, wie die Chinesen selber sagen, sondern dieselbe tritt ebenso sehr in der Diplomatie zutage. So sagt Munzinger in seinem genannten Buch, S. 55: „Er (der Japaner) ist der geborene Diplomat, wie das vom Ostasiaten überhaupt gilt, und die Vertreter der europäischen Mächte dürfen all ihren Witz zusammenhalten, um nicht unbewußt die Spielbälle der japanischen Staatsmänner zu werden." Die Schlauheit der gelben Asiaten verrät sich ferner auch im Regierungs- und Justizwesen,

wie manches salomonische Urteil chinesischer und japanischer Richter in verblüffender Weise dartut, ebenso zeigt sie sich im Verbrechertum; chinesische Diebe und Gauner übertreffen weit ihre Zunftgenossen im Westen.

Von großer Aufgewecktheit zeugt des weiteren auch die Redegewandtheit der gelben Völker. Denn während bei uns viele, namentlich aber einfachere Leute, oft mit dem Ausdruck zu ringen haben, entwickelt in China und Japan auch der Ungebildete eine Zungenfertigkeit, die es manchmal fast nicht möglich macht, ihm mit den Gedanken zu folgen.

Endlich zeigt sich die Klugheit der Chinesen und Japaner auch noch in ihrer praktischen Geschicklichkeit und großen Anstelligkeit. Sie leisten nicht nur in einzelnen Berufszweigen, wie z. B. in der Seiden- und Porzellanindustrie, in der Herstellung von Lackwaren, auch in der Schnitzerei, in der Baukunst, ferner als Goldschmiede, Maler 2c. zum Teil ganz Vorzügliches, sondern der Chinese und Japaner kann alles. Er kann kochen, kann waschen, hantiert mit Lötkolben und Nähnadel, Hobel und Schusterpfriem mit dem gleichen Geschick; er versteht sich auf Uhren und Musikinstrumente, fungiert heute als Schulmeister und handelt morgen mit Pferden; er spielt den Advokaten und den Arzt, photographiert und wird Soldat — kurz, es ist erstaunlich, zu was alles diese Leute zu gebrauchen sind. Und vermöge dieser Eigenschaften, die sehr abstechen von der Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, der man bei unsern Völkern vielfach begegnet, ist namentlich der Chinese überall gesucht. Man findet ihn bereits in vier Weltteilen in den verschiedensten Stellungen: als Makler, Schreiber, Diener, Kellner, Portier, „Kuli“ und als — unentbehrliches Faktotum, und es wird nicht mehr allzulange dauern, bis er sich auch bei uns einbürgern wird.

In dieser Richtung, in ihrer Expansion, liegt ein weiteres und zwar wesentliches Moment der Gefahr, die uns seitens der gelben Rasse droht. Denn nicht nur wird dadurch dem weißen Mann der Kampf ums Dasein erschwert, sondern auch der moralische Einfluß dieser gelben Leute ist ein verderblicher. Desgleichen wird durch sie die öffentliche Sicherheit gefährdet werden. In Südafrika haben die englischen Behörden schon jetzt die größte Mühe, die 50000 chinesischen Minenarbeiter im Zaune zu halten und die weiße wie schwarze Bevölkerung, namentlich aber die

Frauen, vor ihren Angriffen zu schützen. Nun ist es sehr fraglich, ob später, nachdem gewissenlose Großkapitalisten und kurzsichtige Regierungen die Ueberflutung der Welt durch die Chinesen verschuldet oder doch wenigstens begünstigt haben, Einwanderungsgesetze und Absperrung uns noch werden schützen können. China wird, sobald es sich stark genug fühlt, mit Gegenmaßregeln antworten, die uns nicht weniger empfindlich treffen werden. Auch hört man bereits, daß die Chinesen im Ausland, z. B. in San Franzisko, zu Verbänden sich zusammenschließen zu gegenseitigem Schutz und zur Wahrung und Förderung ihrer Interessen.

Ueberhaupt gehört es zu den Eigentümlichkeiten dieser bezopften Menschen, daß, während ihnen einerseits großes Anpassungsvermögen eignet, indem sie sich leicht in jede Tätigkeit, in die Umgebung und die Verhältnisse einleben, sie auf der andern Seite sich doch wieder in einer gewissen Isoliertheit wohl fühlen, weil eben ihre Natur von all dem Wechsel nicht berührt wird. Sie bleiben überall und unter allen Verhältnissen Chinesen — nach Kleidung, Nahrung, Sitten, Gewohnheiten, Fehlern und Lastern. Daher wird es auch vielen von ihnen schwer, in einem fremden Lande seßhaft zu werden; Heimat und Grab liegen für sie in den „chinesischen Bergen" (= China), und in diese zurückzukehren, möglichst bald und mit möglichst viel Geld, darauf ist ihr einziges Streben gerichtet. So sind Millionen von Chinesen im Ausland, weil sie dort nur Geld verdienen, nicht aber verbrauchen wollen, Schmarotzer und als solche schädlich. Andere freilich, und zu diesen gehören namentlich diejenigen, die schon in einem „fremden Reich" geboren sind, lassen es sich hier wohl sein und verspüren keinerlei Verlangen in sich, nach dem Lande ihrer Väter zurückzukehren; aber auch sie bleiben Chinesen. Die Chinesen haben wohl die Gabe andere Nationalitäten in sich aufzunehmen oder vielmehr aufzusaugen, nie aber werden sie in fremdem Volkstum untergehen. Auch hierin liegt, bei der Masse dieser Menschen, eine große Gefahr für die übrigen Völker.

Die Japaner ihrerseits stellen ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit weniger in den Dienst des Ausländers, obwohl auch sie zu Tausenden ihr Inselreich verlassen, so daß die amerikanische Arbeiterföderation kürzlich sogar ihre Ausschließung aus den Vereinigten Staaten und deren Inselbesitzungen gefordert hat. „Noch

im Jahre 1890 war die japanische Einwanderung nach der Union gering. Es wohnten damals in den Vereinigten Staaten nur 2000 Japaner. In den letzten Jahren hat sich aber die japanische Einwanderung stark vermehrt. Bei der Volkszählung von 1900 wurden bereits 86 000 Japaner ermittelt. Die japanische Einwanderung in den letzten Jahren betrug jährlich 20 000 Köpfe. Gegenwärtig dürften schon mehr Japaner als Chinesen (120 000) in der Union vorhanden sein. Auf Hawaii macht die japanische Bevölkerung mit 55 000 Köpfen mehr als ein Drittel der Gesamtheit aus. Auch im britischen Nordamerika klagt man in jüngster Zeit über die japanische Einwanderung. Bereits wohnen dort 48 000 Japaner. Im letzten Jahrzehnt hatte Japan eine steigende Auswanderung aufzuweisen. Japans Bevölkerung beläuft sich auf nahezu 50 Millionen Seelen und wird, wenn sie sich in dem gleichen Maße wie bisher vermehrt, innerhalb eines Menschenalters auf 100 Millionen angewachsen sein. Die japanische Regierung scheint die Auswanderung zu begünstigen, teils um gewisse dichtbevölkerte Küstengegenden zu entlasten, teils um sich Stützpunkte für ihre Expansionspolitik zu schaffen. In den chinesischen Vertragshäfen waren über 5000, in Korea gegen 20 000, in der Mandschurei 3000 Japaner ansässig. Nicht zuletzt auf Grund der Interessen dieser seiner Staatsangehörigen erhob Japan Ansprüche, die zu dem gegenwärtigen Kriege führten."*) Dennoch ist die Zahl der japanischen Auswanderer gering gegenüber den mehr als 6 Millionen Chinesen, welche außerhalb Chinas leben. Die kleinen, klugen Japaner betätigen ihr praktisches Talent vorzugsweise in der Herstellung sowohl einheimischer, wie besonders auch fremder Industrieartikel. Ihre Imitationsgabe in bezug auf die letzteren ist geradezu bewundernswert. Und dank ihrer Rührigkeit ist es ihnen nicht nur gelungen, die Einfuhr aus Europa und Amerika von Jahr zu Jahr herabzudrücken, sondern sie gehen bereits zum Export über. Als wichtigstes Absatzgebiet betrachten sie dabei China. Dort findet man, wie schon gezeigt wurde, überall japanische Kaufleute, aber auch viele in Japan hergestellte (ursprünglich europäische) Waren, wie Uhren, Schirme, Lampen, Strohhüte, Portemonnaies,

*) „Das Reich", Nr. 62, 1904.

Kinderspielwaren, Parfümerien, Streichhölzer, auch Porzellan- und Tonwaren, namentlich aber viele Artikel aus der Textilbranche.

Doch die japanischen Industriellen vertreiben ihre Fabrikate nicht bloß in dem großen Nachbarreich, sondern sie beschicken damit bereits auch den europäischen und amerikanischen Markt. Mancher Fabrikant, der bisher gute Geschäfte nach Japan machte, wird plötzlich überrascht durch eine fein ausgestattete Preisliste seines japanischen Geschäftsfreundes, in welcher ihm der frühere Abnehmer nun seinerseits die gleichen Waren um ein Drittel oder gar um die Hälfte billiger zum Kaufe anbietet.

So werden die Japaner immer gefährlichere Konkurrenten für die europäische und amerikanische Industrie, und gegenüber der Auffassung, als sei Japan ein Agrarstaat, hat schon im Jahre 1901 der bekannte Reiseschriftsteller Ernst v. Hesse-Wartegg in seinem Werk „China und Japan" auf Grund eines reichen Zahlenmaterials schlagend nachgewiesen, daß Japan ein hervorragender Industriestaat geworden ist. Ende 1883 gab es nach ihm in diesem Lande nur 84 Fabriken mit 1700 Pferdekräften; 1893 betrug ihre Zahl 1163 mit 35000 Pferdekräften und 1900 waren gegen 2000 Fabriken mit 100000 Pferdekräften vorhanden. In der Baumwollindustrie gab es 1886 rund 66000 Spindeln, fünf Jahre später schon 354000 und 1894 bereits 664000. Im Jahre 1900 betrug die Zahl der Spindeln über $1^1/_4$ Million. Von Europa wurden früher massenhaft Baumwollgarne nach Japan eingeführt; 1888 betrug die Einfuhr darin 31 Millionen Kilogramm. Sechs Jahre später war sie auf 10 Millionen Kilogramm gesunken, und 1900 exportierte Japan $2^1/_2$ Millionen Kilogramm nach China und bezog fast nichts. Die Seidenindustrie hat einen ähnlichen Aufschwung genommen, ebenso die Teppichweberei. Im Jahre 1890 führte Japan 27000 Teppiche aus, 1898 aber 800000! Der Gesamtwert aller im Jahre 1899 ausgeführten Fabrikate betrug 180000000 Mark, im Jahre 1903 stieg Japans Außenhandel schon auf 606000000 Mark. Dieses rapide Anwachsen des Exportes ist natürlich in erster Linie auf die Billigkeit der japanischen Waren zurückzuführen, und diese ist wieder bedingt durch die geringen Arbeitslöhne. In Osaka erhalten Fabrikarbeiter 1 Mark pro Tag, Frauen und Kinder 50—60 Pfg., dabei wird

12—14 Stunden gearbeitet. Die oft gehörte Behauptung, als habe der japanische Arbeiter geringe Arbeitsausdauer und -Intensität und als sei er deswegen ein schlechter Arbeiter, scheint mir nicht zuzutreffen, denn die Leistungen des japanischen Soldaten zeigen, daß dem Japaner gerade Ausdauer und Intensität in hohem Maße eigen sind. Was die Löhne betrifft, so werden diese natürlich mit der Zeit in die Höhe gehen, doch dürfte es noch eine geraume Zeit dauern, bis dieselben denen von hierzulande gleichkommen. Und auch dann noch werden die japanischen Fabrikate in China wenigstens viel billiger sein als die europäischen und amerikanischen, wegen der niedrigeren Fracht und der geringeren Verluste. Auch der Umstand, daß die japanischen Kaufleute nach den verschiedenen Plätzen Ostasiens schneller liefern können, als es von Europa und Amerika her möglich ist, verschafft ihnen großes Uebergewicht. Ob dann der Mangel an Kapital in Japan tatsächlich so groß ist, wie vielfach behauptet wird, und ob dadurch die Entwicklung des jungen Industriestaates wirklich und für die Dauer wird niedergehalten werden, darüber wage ich nicht zu urteilen. Ich beschränke mich hier darauf, die Tatsache hervorzuheben, daß Japan im gegenwärtigen Kriege doch größere Kapitalkraft an den Tag legte, als ihm zugetraut wurde, daß es viel Kredit hat und im Falle eines Sieges noch mehr haben wird.

So droht von Japan zunächst unserer Industrie, von China vorwiegend unserem Handel Gefahr. Doch ist dies nicht so zu verstehen, als ob nicht auch der japanische Händler und der chinesische Industriearbeiter zu fürchten wären. Der erstere kämpft, wie wir gesehen haben, namentlich in China, dann aber auch in Korea ꝛc. bereits erfolgreich mit dem fremden Kaufmann. Umgekehrt wird China, wenn es erst einmal erwacht sein wird, und wenn einmal die Millionen fleißiger Hände nach europäischem Muster dem Maschinenbetrieb sich zuwenden, gleichsam das „Warenhaus“ der ganzen Welt werden.

Die Fähigkeiten nun, die beide Nationen auf diesen Gebieten entwickeln, fallen zwar nicht unter die Rubrik „wissenschaftliche Begabung“, trotzdem müssen wir zugeben, daß wenigstens von einer teilweisen intellektuellen Ueberlegenheit der gelben Rasse geredet werden kann: in Bezug auf kluges Berechnen, schlaues Ausnützen der Umstände, praktisches Können, Anstellig-

keit und Gewandtheit sind Chinesen und Japaner den meisten von uns überlegen.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, wenn von der Ueberlegenheit der gelben Rasse die Rede ist, auch auf den großen natürlichen Reichtum Chinas hinzuweisen. Dieses Land birgt in seinen Bergen ungeheure Schätze an Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Kohlen, Salz und sämtlichen Mineralien. Ja, in Bezug auf diese kann es das reichste Land der Welt genannt werden. Dazu kommt die große Fruchtbarkeit seines Bodens, die zwei, an manchen Orten sogar drei Ernten ermöglicht. Und wenn erst einmal die Landwirtschaft noch mehr rationell betrieben wird, dann kann die Ertragsfähigkeit noch bedeutend gesteigert und noch viel Land urbar gemacht werden, das heute brach liegt. Denn nicht nur ist, namentlich im Süden Chinas, ein großer Teil der Bodenfläche durch die Anlage von Gräbern und die sog. Geomantie (Lehre von den glückbringenden Einflüssen von Wind und Wasser) Tabu geworden, sondern auch die meisten Abhänge in den Hügellandschaften sind unbebaut, weil sie sich des Wassermangels wegen nicht zu Reisfeldern eignen. Es könnten dort prächtige Wein- und Obstanlagen geschaffen werden, auch könnte man die kahlen Berge aufforsten und nutzbar machen. Durch den so erzielten größeren Ertrag seines Bodens und durch die Hebung der Schätze seiner Berge würde das Reich der Mitte seinen Millionen hinreichend Nahrung bieten können. Es ist nämlich ein Irrtum, wenn man glaubt, China sei übervölkert und seine Bewohner deswegen so arm. Nein, sondern die Chinesen hätten genügend Raum in ihrem Lande, denn während nach der neuesten Statistik z. B. in der Schweiz trotz ihrer vielen Berge 80,3 Einwohner auf 1 qkm kommen, im deutschen Reiche 104,2, in Sachsen sogar 280, entfallen in China nur ca. 87 Einwohner auf 1 qkm (seine Nebenländer eingerechnet sogar nur 32,2). Daß diese so vielfach in äußerst ärmlichen Verhältnissen leben, ist der großen Mißwirtschaft und der rückständigen Kultur zuzuschreiben; das Land ist reich. Der Reichtum an Mineralien und Bodenerzeugnissen macht China vom Auslande so ziemlich unabhängig, besonders hinsichtlich der Rohstoffe, die für ein Industrieland bekanntlich von größter Bedeutung sind und voraussichtlich in der Zukunft noch mehr wie jetzt ins Gewicht fallen werden.' So bemerkt Paul Dehn in

einem Vortrag, den er im Konservativen Verein in Leipzig gehalten hat, mit Recht: „Kein zweites Land hat so günstige Vorbedingungen für die Entwicklung einer Großindustrie aufzuweisen wie China mit seinem gemäßigten Klima, mit seiner beneidenswerten Verkehrslage am Seewege, mit seinem fruchtbaren Boden, der nicht nur fast alle Lebensmittel erzeugt, die das Reich benötigt, sondern auch Baumwolle, und der überdies noch außerordentlich reich ist an den verschiedensten Mineralstoffen, vor allem an Kohle und Erzen. Wenn nun dieses Reich unter Anleitung abendländischer Kapitalisten und Unternehmer eine heimische Großindustrie entwickelt, wird diese seine Großindustrie nicht auf grund ihrer vorteilhafteren Betriebsbedingungen den heimischen Bedarf selbst erzeugen und die fremde Einfuhr verdrängen? Wird sie nicht später auch die neutralen Teile des Weltmarktes erobern? Wird sie nicht schließlich die abendländische Industrie auf ihren eigenen Absatzmärkten unterbieten?" Gewiß, der Industrie und dem Handel Europas und Amerikas wird in China eine Konkurrenz erwachsen, die unberechenbare Folge nach sich ziehen wird.

Auf die oben gestellte Frage: „Ist die gelbe Rasse uns „Weißen" überlegen?" müssen wir also unsere Antwort dahin abgeben: Durch ihre Zahl und durch ihre physische Veranlagung haben die Chinesen und Japaner uns gegenüber das Uebergewicht, dagegen kann von einer intellektuellen Ueberlegenheit ihrerseits nicht unbedingt die Rede sein, doch besitzen sie Eigenschaften des Verstandes, eine gewisse berechnende Klugheit und praktische Geschicklichkeit, die uns Westländern nicht in gleichem Maße eigen sind. Dazu kommt der große Reichtum Chinas.

Wenn wir nun das alles zusammennehmen und uns gleichzeitig daran erinnern, daß auf seiten der gelben Rasse tiefeingewurzelte Feindschaft gegen uns vorhanden ist, so führt uns das zu dem berechtigten Schlusse, daß die sog. „gelbe Gefahr" nicht ein „Gespenst ist, mit dem man den Leuten bange machen möchte", wie schon behauptet wurde, sondern daß sie tatsächlich besteht. Darum halte ich es im Gegenteil für ein Unrecht, ja geradezu für ein Verbrechen an unsern Völkern, wenn man, sei es aus übertriebenem Pessimismus im Blick auf unsere Verhältnisse, sei es aus falschem und ungesundem Humanitätsgefühl, sich nicht nur selber über den wirklichen Sachverhalt in unserer Frage hinwegtäuscht, sondern auch noch andere in Sorglosigkeit einzuwiegen sucht.

Nachdem ich in Vorstehendem die Faktoren genannt habe, welche meiner Auffassung nach die „gelbe Gefahr“ bedingen, bleibt mir noch übrig, auf zwei Fragen einzutreten, die sich bei Besprechung unseres Themas unwillkürlich erheben, nämlich: **Wie** wird die „gelbe Gefahr“ sich äußern? und: **Wann** wird sie akut werden? Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, mich hier auf Spekulationen einzulassen, nur kurz sei einiges gesagt.

Die erste Frage habe ich teilweise schon beantwortet, indem meine Ausführungen gezeigt haben werden, daß die „gelbe Gefahr“ in erster Linie einen **wirtschaftlichen** Charakter trägt, insofern von den Chinesen und Japanern zunächst unser Handel und unsere Industrie bedroht sind.

Doch auch an eine **ethische** Gefahr haben wir dabei zu denken, und es ist gewiß eine richtige Auffassung der Verhältnisse, wenn Kaiser Wilhelm in seiner bekannten Skizze die Völker Europas auffordert, ihre „heiligsten Güter“ zu wahren. Die kalten, egoistischen, durch und durch materialistisch gesinnten gelben Asiaten würden, sollten sie einmal einen maßgebenden Einfluß auf die Menschheit gewinnen, was bei der zunehmenden Ueberflutung der Erde durch sie fast zu fürchten ist, alles Ideale zertreten, die Errungenschaften von Jahrhunderten preisgeben und die Völker wieder in die sittliche Barbarei zurückführen.

Ob die „gelbe Gefahr“ auch in **politisch-militärischem** Sinne aufzufassen ist, ist schwer zu sagen. Ich bin nicht der naiven Ansicht, als ob chinesische oder japanische Regimenter in absehbarer Zeit unsere Grenzen überschreiten werden. Indes warum sollten größere politische und militärische Verwicklungen zwischen weißer und gelber Rasse ausgeschlossen sein? Die großen Nationen haben gegenwärtig gar weitreichende Interessen. Auf dem Meere, auf den Inseln, in den fernsten Ländern begegnen sie einander, und nicht immer sind es freundliche Blicke, mit denen sie sich messen. Da kann es leicht zu einem Zusammenstoß kommen auch mit den gelben Völkern. Und daß dann der mongolische Soldat kein zu verachtender Gegner sein wird, zeigen die Japaner, die im Kriege mit Rußland, wie einer ganz richtig sagt, ein geradezu „höllisches Temperament“ an den Tag legen. Doch auch die Chinesen werden bei europäischer (oder jetzt wohl japanischer) Ausbildung, nach dem Zeugnis der deutschen Militärinstruktoren in

China, tapfere Soldaten abgeben. Man hat schon gesagt, sie seien weniger aggressiv als die Japaner. Dies mag in der Hauptsache zutreffen, indes die chinesische Geschichte mit ihren Kriegen und Revolutionen, namentlich aber die Taiping-Rebellion und der Boxer-Aufstand lehren uns, daß auch den Chinesen kriegerischer Geist und Initiative nicht abgesprochen werden kann. Und dann wird bei ihnen die Zahl ersetzen, was etwa an Qualität mangeln sollte. Es war kürzlich zu lesen, daß China im zwanzigsten Jahrhundert werde zwanzig Millionen Soldaten aufstellen können. Diese Zahl dürfte kaum zu hoch gegriffen sein, wie ein Vergleich mit der Kriegsstärke des deutschen Heeres im Verhältnis zur Einwohnerzahl des deutschen Reiches zeigt. Warum sollte es nun so undenkbar sein, daß China im Verein mit Japan mit diesen Millionen von Streitkräften später einmal die europäischen bezw. amerikanischen Grenzen oder Küsten bedroht? Doch auch ich denke, wie gesagt, bei der „gelben Gefahr" weniger an eine Invasion, als vielmehr an eine Expansion der gelben Rasse; nur dürfen wir die Möglichkeit der ersteren auch nicht so ganz und gar außer acht lassen.

Daß bei der „gelben Gefahr" auch ein religiöses Moment in Betracht zu ziehen wäre, ist wohl nicht anzunehmen. Die Japaner und Chinesen werden zwar ihre buddhistisch-konfuzianischen Ideen überall hin mit sich tragen, aber kaum damit Propaganda machen, da sie religiös mehr indifferent sind. Zwar wird aus allerneuester Zeit von Swatau, einem Vertragshafen zwischen Hongkong und Amoy gemeldet, daß dort mehrere buddhistische Missionare aus Japan eingetroffen seien und eine eifrige Tätigkeit entfalten. Der Umstand jedoch, daß ihnen gleichsam auf dem Fuße ein japanischer Konsul folgte und sich ebenfalls am Platze niederließ, läßt jene Jünger Buddha's mehr als politische Agenten erscheinen. Immerhin ist bei der gegenwärtigen Hinneigung mancher Kreise Europas und Amerikas zum Buddhismus die Gefahr einer Ansteckung nicht ausgeschlossen. Und wehe dann der Christenheit, sollte Buddha auch bei uns auf den Thron erhoben werden; das Leben würde weichen, Tod und Erstarrung sich verbreiten!

Doch nun die zweite Frage: Wann etwa wird die „gelbe Gefahr" akut werden? Eine Antwort hierauf ist schwer zu geben, da niemand weiß, welche politischen Konstellationen die

Zukunft bringen wird. So viel ist jedoch sicher, daß der Ausgang des russisch-japanischen Krieges nicht ohne Bedeutung für unsere Frage sein wird. Denn sollte Japan als Sieger aus diesem Ringen hervorgehen, dann würde dies natürlich seinen Dünkel und sein Selbstgefühl ins Maßlose steigern und den Entschluß, nun auch die übrigen Westländer aus Ostasien zu verdrängen, um dort die japanische Hegemonie aufzurichten, bei ihm vollends zur Reife kommen lassen. Schon zum Falle Port Arthurs bemerkte der „Temps“ mit richtigem Blick: „Port Arthur, den Russen von den Japanern weggenommen, das bedeutet mehr als eine Revanche, das bedeutet für die gelbe Rasse, die zum Gefühl der Gemeinbürgerschaft erwacht ist, etwas wie ein Symbol, wie eine Verheißung: das Zurückweichen der Europäer vor ihr erscheint ihr jetzt als mehr denn eine bloße Möglichkeit, es ist Wirklichkeit geworden. Ein neuer Faktor der Hoffnung und des Vertrauens tritt in der asiatischen Politik in Erscheinung zum Nachteil der Großmächte, ja aller Mächte Europas.“ Diese Auffassung wird nach dem „Frankf. Gen.-Anz.“ durch einen urteilsfähigen Beobachter, einen Engländer, bestätigt, der im vergangenen Jahre mit einer starken Neigung für den „Verbündeten“ nach dem fernen Osten abging und mit einer ebenso starken Abneigung gegen denselben zurückgekehrt ist — einer Abneigung, die, wie er behauptet, von allen Engländern geteilt wird, mit denen er in Ostasien in Berührung kam. „Den Japanern“, so versichert er, „ist bei ihren fortgesetzten Erfolgen der Kamm geschwollen, und sie benehmen sich gegen alle Fremden, einschließlich der Engländer, mit Anmaßung. Die Engländer in China und überall in Ostasien sind erstaunt über die in der Heimat herrschende japanfreundliche Stimmung, und sie sind sehr entschieden der Ansicht, daß wir eines Tages eine arge Enttäuschung erleben werden. Der Haß gegen die Fremden beschränkt sich nicht auf die unwissenden Klassen Japans, er tritt vielmehr auch bei allen Adelspersonen und gebildeten Leuten, die aus ihrem Lande nie herausgekommen sind, sehr stark hervor. Sie sprechen es ganz offen aus, daß sie entschlossen sind, Asien den Asiaten zu sichern, und daß, nachdem Rußland gänzlich und endgültig aus der Mandschurei vertrieben worden sei, auch Deutschland, Frankreich und schließlich England an die Reihe kommen würden. Die Deutschen handeln offenbar auf Grund des Verdachts, den sie mit

Bezug auf die Absichten der Japaner hegen, denn sie arbeiten mit außerordentlichem Eifer an der Befestigung Kiautschous, um es gegen jeden Angriff sicherzustellen. Auch Frankreich schickt bedeutende Truppenverstärkungen nach Tongking und sucht seine Stellung dort zu befestigen.“

Wenn das japanische Blatt „Jidji Schimpo“ die hier angedeuteten Absichten Japans in Abrede stellt, und dies wie folgt begründet: „Jetzt, da man überall nach wissenschaftlichen Regeln verfährt, wird schwerlich jemand, durch Waffenerfolge ermutigt, versuchen, andere Nationen zu bedrohen und zu verdrängen“, so muß man sagen, diese Worte klingen etwas unverständlich und dunkel. Was hat rohe Gewalt und herzloser Egoismus mit „wissenschaftlichen Regeln“ zu tun, und warum haben denn die letzteren das Schlachten und Morden vor Port Arthur nicht verhindert? Oder sollte gerade das, was dort geschieht, die Anwendung dieser „wissenschaftlichen Regeln“ bedeuten? In diesem Falle hätten die Ausführungen des japanischen Blattes wenig Beruhigendes und wenig Beweiskraft. Und mit Recht sagte auch Prof. Dr. Otfried Nippold, ehemals Professor in Tokio, schon vor einem Jahr in einem Vortrag vor der Berner Geographischen Gesellschaft: „Eine Harmlosigkeit wäre es, an der antieuropäischen Tendenz der japanischen Politik auch nur eine Sekunde zu zweifeln!“ An der Richtigkeit dieser Auffassung ändern nichts die Auslassungen des japanischen Ministers Graf Katsura, der der Ansicht, „daß die Japaner, falls sie als Sieger aus dem gegenwärtigen Kampfe hervorgingen, den unter den Massen Chinas lauernden Fremdenhaß schüren würden, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen und die Führerschaft unter den asiatischen Völkern zu gewinnen,“ entgegentritt, indem er an das Verhalten Japans zur Zeit der Boxer-Unruhen erinnert. Denn war es nicht ungemein schmeichelhaft für dieses, zum ersten Male Schulter an Schulter mit europäischen und amerikanischen Truppen kämpfen zu dürfen und zeigen zu können, „was es könne“? Und wie hätten die Japaner anders handeln sollen? Wäre es nicht die reinste Tollheit gewesen, hätten sie damals schon es wagen wollen, den vereinigten Mächten zu trotzen?

Es ist in der Tat mehr als naiv, wenn manche die Eventualität kriegerischer Verwicklung mit der gelben Rasse, wie überhaupt die

„gelbe Gefahr,“ nicht gelten lassen wollen unter Hinweis auf nichtssagende Zeitungsnotizen oder auf solche Aussprüche japanischer Staatsmänner. Als ob diese der Welt ihre wahren Absichten verraten würden! Es heißt die Orientalen schlecht kennen, wenn man in derartigen Äußerungen etwas anderes erblicken will, als einen Deckmantel für die Gedanken.

Gewiß, ein japanischer Sieg würde das Selbstbewußtsein und die Anmaßung der Japaner ganz bedeutend steigern. Doch auch die Chinesen würden den Kopf höher tragen. Denn sie sind am gegenwärtigen Krieg nicht nur insofern interessiert, als die Mandschurei ja eigentlich chinesisches Gebiet ist, sondern sie würden einen Waffenerfolg der Japaner als Sieg über die verhaßten Fremden überhaupt auffassen. Die Chinesen erblickten nämlich in Rußland bisher ihren mächtigsten Gegner und die erste Macht der Welt. Würde nun Rußland von Japan besiegt werden, dann würden sie daraus folgern, daß nunmehr letzteres Land an der Spitze der Völker stehe. Sie würden daher japanischem Einfluß jetzt erst recht Tor und Türe öffnen.

Manche wollen nicht an diesen Einfluß glauben, sie halten es überhaupt nicht für möglich, daß China so bald aus seiner Lethargie erwachen werde, denn „wie wäre es denkbar“, sagen sie, „daß ein Völker-Koloß von über 400 Millionen, der seit undenklichen Zeiten ohne jede Spur von Nationalbewußtsein und politischem Ehrgeiz hingedämmert hat, sich binnen wenigen Jahren mit dem Gefühl zu durchdringen vermöchte, daß er dazu geschaffen sei, eine Großmacht ersten Ranges zu werden. Die Weltgeschichte kennt kein Beispiel dieser Art.“ Wer so urteilt, den möchte ich auf Japan hinweisen. Die Weltgeschichte kennt meines Wissens auch nichts Analoges. Nicht will ich damit sagen, daß ich in China eine ebenso rapide Entwicklung für möglich halte, wie in Japan, wohl aber das, daß in der Welt eben doch manchmal etwas Neues passiert. Ja, man gewinnt gerade gegenwärtig den Eindruck, daß sich neue, ungeahnte Verhältnisse anbahnen, und daß die bisherige Weltgeschichte gleichsam nur das Präludium war zu dem, was kommt. Und dann verrät obige Anschauung, daß die Betreffenden während der letzten zehn Jahre die Ereignisse in Ostasien nicht genau verfolgt haben, sonst müßten sie wissen, daß seit dem chinesisch-japanischen Kriege in China sich ein ganz ge-

waltiger Umschwung vollzogen hat. „Dieser zeigt sich am deutlichsten,“ schreibt der „Reichsbote“ auf Grund von Mitteilungen von Berliner Missionaren, „an dem Aufblühen der chinesischen Presse und ihrem Inhalte. Wie Pilze wachsen die Zeitungen aus der Erde. Bis in die entlegensten Provinzen hinein wird das Volk aus seiner trägen Gleichgültigkeit aufgerüttelt. Das Verlangen nach Hilfsmitteln zur Kenntnis abendländischer Bildung ist so groß, daß eine Eingabe der Missionare in Kanton um Abschaffung der Inlandsteuer für die Versendung von Büchern aller Art sogleich genehmigt wurde. — Interessant ist der Einblick, welchen einige Prüfungsaufgaben für das große Examen Michaelis 1903 in den Bildungsprozeß Chinas gewähren; Aufgaben wie diese: Welches Münzsystem soll China annehmen? Wie viele Wissenschaften unterscheiden die Fremden und in welcher Reihenfolge sollte ihr Studium vorgenommen werden? Welches ist der Unterschied zwischen Freihandel und Schutzzoll? Welche Nationen haben der Erziehung die meiste Aufmerksamkeit zugewandt und worin bestehen die Ergebnisse? Welche hauptsächlichsten Gedanken liegen dem Wohlstande Deutschlands zu Grunde? Wie regulieren die Fremden die Presse, die Postverwaltung, den Handel, die Eisenbahnen, das Bankwesen, die Steuern; woher bekommen sie gute Beamte? Wie lassen sich Chinas Hilfsquellen durch Bergbau und Eisenbahn am besten erschließen? Nach welcher Seite hin sind die chinesischen Gesetze abzuändern, damit China seine Autorität auch auf die Fremden ausdehnen kann?“ — In allen Dingen ist Japan der Lehrmeister. Die einflußreichsten Männer des Hofes suchen zielbewußt den Einfluß der Europäer auf Chinas Neubildung zurückzudrängen. Mit Vorliebe sendet man die Jünglinge, die einst im Leben eine Rolle spielen werden, nach Japan auf die hohen Schulen. Denn durch Sitte, Sprache und Schrift, im Denken und Fühlen stehen die Japaner den Chinesen näher als die Europäer und sind nicht so teuer. Die Japaner verstehen es gut, den Chinesen die Interessengemeinschaft beider Völker zum Bewußtsein zu bringen. Die Zahl der japanischen militärischen Instrukteure, der Lehrer an den Provinzialschulen, der politischen Berater bei den Würdenträgern in der Hauptstadt wie in den Provinzen wird immer größer und verdrängt die Europäer aus ihren Stellungen. Und das geschieht nicht vereinzelt, sondern ganz plan-

mäßig. So besteht in Schanghai eine von der japanischen Regierung eingerichtete, sehr gut besuchte Schule für junge Japaner, welche für den Dienst in China ausgebildet werden.“

So muß überall in China der Europäer den kleinen, klugen, gelben Leuten aus dem Mikadoreich weichen. Ihrem Einfluß hauptsächlich ist es auch zuzuschreiben, daß die Chinesen heute ein früher nicht gekannter Patriotismus beseelt. Illustrierte Monatsschriften, täglich erscheinende Zeitungen und dann vor allem die von ihnen in China eröffneten Lehranstalten, denen sie den bezeichnenden Namen „Ostasiens gleichsprachige Schulen“ gaben, sollen den Chinesen einerseits ihre Stammverwandtschaft mit den Japanern und anderseits den Gegensatz zwischen ihnen (und den Japanern) und den Europäern und Amerikanern zu Gemüte führen. Von dem so angefachten chinesisch-japanischen Patriotismus zeugt unter anderm auch das vor einigen Jahren in China entstandene „Lied von der Liebe zum Vaterland“, das bereits in vielen Schulen Chinas auswendig gelernt wird und dessen Inhalt kurz der ist: „China ist ein ungeheuer großes Land und hat über 400 Millionen Einwohner! Seit einer Reihe von Jahren werden wir von den Fremden bedrängt und gedemütigt. Das ist diesen nur deswegen möglich, weil wir nicht zusammenhalten und weil wir zurückgeblieben sind. Darum laßt uns dem Beispiele Japans folgen, das durch die westliche Kultur stark und mächtig geworden ist, und lasset uns „mit einem Herzen und einem Willen“ zusammenstehen (gegen die Fremden), damit es uns nicht ergeht wie den Polen und den Juden.“ Großer Vaterlandsliebe verdanken auch die sogenannten „patriotischen Schulen“ in Schanghai und anderwärts ihre Entstehung. Die Zöglinge dieser Anstalten streben zum Teil eine gewaltsame Aenderung der bestehenden Verhältnisse an, ähnlich den russischen Studenten, so daß die chinesische Regierung schon zu Verhaftungen geschritten ist. Von nicht geringem Patriotismus legte auch Zeugnis ab die Begeisterung, mit der meine Schüler in Kia ying chou dem Turnen oblagen. Ihr Eifer offenbarte etwas von dem Geist, in dem die deutsche Jugend unter Vater Jahns Leitung diese Kunst pflegte. Hätte mir noch vor einigen Jahren jemand gesagt, daß die Chinesen einmal Freude an solchen Uebungen bekommen würden, ich hätte es nicht geglaubt. Ein Zeichen kräftigen Erwachens des nationalen Empfindens ist ferner auch die Tatsache,

daß die Reihen der sog. „Reformer", deren Häupter hauptsächlich in Japan leben, und die mit Daransetzung ihres Lebens und unter großen Geldopfern eine Neugeburt Chinas anstreben, sich von Tag zu Tag mehren. Jung-China ist durchweg reformfreundlich. Ein Sieg Japans über Rußland würde das patriotische Feuer noch mehr anfachen, und der Tod der Kaiserin-Witwe, in der das Stock-Chinesentum und die Reaktion ihre Verkörperung gefunden hat, wird es voraussichtlich dereinst zur verzehrenden Flamme auflodern machen.

Also daß China in nicht allzu ferner Zeit dem Beispiele Japans folgen wird, ist sicher. Der Ausgang des russisch-japanischen Krieges wird die Entwicklung Chinas je nachdem beschleunigen oder verzögern, ganz zum Stillstand bringen kann er sie nicht.

Der Gedanke nun, China mit seinen reichen Hilfsquellen und seinen ungezählten Millionen intelligenter, egoistischer, uns hassender Menschen werde die moderne Kultur sich zu eigen machen und an der Seite Japans uns entgegentreten, hat etwas Unheimliches, und unwillkürlich drängt sich uns dabei die Ahnung und das Gefühl einer nahenden großen Gefahr, der „gelben Gefahr", auf. Kann es uns trösten und dürfen wir uns damit beruhigen, daß „wir es (den Zusammenstoß) nicht mehr erleben werden?" Nein!

(Schluß folgt.)

Die indische Mission der „Evangelischen Vaterlandsstiftung" in Stockholm.

Von P. E. Berlin.

(Fortsetzung)

Unter den indischen Verhältnissen ist eine besondere Missionsarbeit an den Frauen durch weibliche Missionare notwendig. Wie bereits erwähnt, hat die Vaterlandsstiftung die Senanaarbeit 1887 begonnen und seit 1893 kräftiger angefaßt. Ihren ersten Arbeitsplatz erhielten die Senanamissionarinnen, Frl. Wenman und Frl. Kristianson, in Sagar. Einzelne Häuser taten sich ihnen auf; erst als sie

durch Unterricht in der Mädchenschule etwas bekannter geworden waren, vermehrte sich langsam die Zahl der Häuser, zu denen sie Zugang fanden, bis sie allmählich in etwa 60 Häusern verkehrten. Sie fanden bei den Frauen viel Gleichgültigkeit. Lesen und nähen wollte wohl manche lernen, aber mit der christlichen Lehre wollten sie nichts zu tun haben, und wenn im Laufe der Zeit eine gewisse Neigung zum Christentum hervortrat, so fehlte es doch — ebenso wie bei den Männern — an Entschiedenheit, oder die Ehemänner erhoben Einspruch. Am wenigsten zugänglich waren die Häuser der Mohammedaner. So fehlte es denn an sichtbaren Früchten der Arbeit; man mußte sich freuen, wenn eine oder die andere, ob auch äußerlich noch um der Verhältnisse willen dem Heidentum angehörig, doch „in Herz und Leben“ sich als Christin bewies. Freilich, auf die Dauer konnte es bei einem solchem Zustande nicht bleiben, denn er ist unbefriedigend, weil unwahr; die Frage über die Taufe von Frauen, deren Männer Heiden und Feinde des Christentums sind, ist darum auf der letzten „Decennial missionary conference“ in Madras erörtert worden. Eine Gehilfin hatten die beiden Missionarinnen an einer durch das Mädchenheim gegangenen jungen Christin, namens Elisabeth (Lizzie), die 1889 konfirmiert, teils im Kinderheim half, teils bei den Besuchen in den Senana als Begleiterin diente. Ihr Name wird in den Berichten oft und mit Liebe erwähnt. Sie hat sich seitdem als eine treue Christin und eifrige Gehilfin erwiesen und ist nach ihrer Verheiratung nach Garhakota gezogen, wo sie seitdem unter den Frauen arbeitet. 1894 wurde beschlossen, die Arbeit auf die Frauen in den Dörfern auszudehnen. Im Februar und März v. J. machte Frl. Kristianson die erste Reise durch den Bezirk von Sagar, die sechs Wochen dauerte, und bei der sie im ganzen eine gute Aufnahme fand. Zu derselben Zeit erhielt auch Chindwara in Frl. Sahlin (bis 1893 Lehrerin an einer höheren Mädchenschule in Upsala) eine Missionarin. Sie begann ihre Arbeit unterstützt von Frau Danielsson und den Frauen der Katecheten. Bald öffneten sich ihr die Häuser. Einzelne gebildetere Männer wünschten ihre Frauen unterrichtet zu sehen und legten kein Hindernis in den Weg. Desto mehr Hindernisse bereiteten die älteren Frauen, und manche junge Frau hatte schwer unter dem Widerstreben ihrer Schwiegermutter zu leiden,

die auf Grund der indischen heiligen Schriften nicht wollte, daß Frauen lesen lernten. Auch hier wurde die Arbeit an den Frauen auf die Außenstationen ausgedehnt, und Frl. Sahlin führte die Aufsicht. Leider mußte sie schon nach einigen Jahren aus Gesundheitsrücksichten das Missionsfeld verlassen und in die Heimat zurückkehren, ohne daß eine europäische Missionarin da war, der sie die Arbeit hätte übergeben können. Allmählich aber mehrte sich die Zahl der Senanamissionarinnen: in Chicoli übernahm Frl. Rensaa die Arbeit, starb aber bald darauf, in Nimpani Frl. Alberg, die aber nach einem Jahre schon durch den Tod abgerufen wurde, in Chindwara Frl. Rinman, in Sagar, wo die ersten Arbeiterinnen sich an Missionare verheirateten, trat Frl. Sylvan ein, u. s. w. Der in Schweden 1893 aufgekommene Verein „Freundinnen der Senanamission“ wirkte auf diese Entwickelung mit ein, indem er Geldmittel und persönliche Kräfte stellte. Zur Zeit wirken in Sagar 6, in Betul 1, in Chindwara 4, in Nimpani 2, in Chicoli 1 Missionarinnen, die allerdings nicht bloß unter den Frauen, sondern auch in den Kinderheimen ihre Arbeit haben. Neben ihnen stehen eine Anzahl von eingeborenen Frauen als Bibelfrauen in der Arbeit, von denen besonders zwei in Nimpani, Mutter und Tochter, die Erstlingsfamilie dort, hervorgehoben werden, weil sie Jahre hindurch mit großer Treue an ihren Landsmänninnen gearbeitet haben.

Einen wichtigen Fortschritt in der Arbeit unter den Frauen bezeichnete es, daß Fräulein Rinman in Chindwara 1903 mit sieben aus dem Kinderheim hervorgegangenen Mädchen eine Senanamissions-Schülerinnenklasse eröffnen konnte. Der Unterricht in dieser Schule umfaßt Bibelkunde, Unterrichts- und Erziehungskunde und Aufsatzschreiben. Auch das Gesangbuch wird fleißig benutzt, hat doch der Gesang christlicher Lieder eine große Bedeutung in der Senanamission. Ein eingeborener Lehrer unterrichtet in der indischen Religion, die dabei mit der christlichen verglichen wird. Die Unterweisung in der Urdusprache hat sich als notwendig herausgestellt. Probelektionen, welche die Mädchen halten, sollen sie praktisch für ihren Beruf bilden. Das Ziel, daß jede Station ihre Senanamissionarin habe — denn die Tätigkeit der Missionarsfrauen ist zwar sehr dankenswert, aber nicht ausreichend — ist hiernach noch nicht erreicht, aber es ist doch schon ein guter Schritt vorwärts auf dem Wege dahin getan, und in die Frauenwelt jener Bezirke, in Städten

und Dörfern, ist durch die bisherige Tätigkeit ein Sauerteig hineingeworfen, der für die Zukunft weiter wirken wird — wenn auch vielleicht nicht schnell. Denn die Frauen der niederen Kasten, „abgestumpft, tief gesunken, oberflächlich, gedankenlos" (wie Frau Rensaa sie im allgemeinen nennt), reflektieren nicht über ihre Stellung und ihre Leiden und haben selten ein Verlangen nach etwas Besserem, aber ihr Elend ist wenigstens ein Punkt, wo man anknüpfen kann. Bei ihren Reisen durch die Dörfer haben die Senanamissionarinnen manche ermunternde Erfahrung gemacht. „Ich hörte — schreibt Frau Lindquist von Betul 1901 — vor einiger Zeit eine ergreifende Klage von den Lippen einer jungen mohammedanischen Frau, der Ehefrau eines Gefängnisaufsehers. Hinweisend auf ein Zimmer nnd einen kleinen viereckigen Hof, sagte sie: Hier sollen wir sitzen, eingeschlossen in diese vier Wände, unser ganzes Leben lang und dürfen nicht über diese Schwelle gehen, um die Welt draußen zu sehen. Unser Schicksal ist nicht ein bischen besser als das der Gefangenen, die hier nebenan im Gefängnis sitzen." Die Frauen der höheren Kasten sind zum Teil mit westländischer Bildung und rationalistischen Ideen erfüllt; ihre religiösen Anschauungen sind oft ein Gemisch von modernen und veralteten Ansichten, ihr Gewissen ist schwer zu treffen, und so hat die Arbeit an ihnen wieder andere Schwierigkeiten, denen zu begegnen schwer ist. Mögen es die Senanamissionarinnen mit diesen oder jenen zu tun haben, sie haben immer eine schwierige Aufgabe, die der Teilnahme der heimischen Christen durchaus wert ist. Das unwissende, in Aberglauben versunkene Weib ist es ja, was das aufwachsende Geschlecht von frühester Jugend auf in heidnischen Aberglauben hineinführt und damit groß zieht. Ein christliches Geschlecht kann nur von christlichen Müttern erzogen werden. „Die Hälfte der Bevölkerung — schreibt Frau Lindquist — besteht aus Frauen, und wieviel hängt nicht in Bezug auf die Häuser von der Frau ab! Sie sind ja zum großen Teil in ihrer Hand, kann man sagen. Und wenn nun ihr Zustand in Bezug auf Religion, Sittlichkeit und Bildung so niedrig ist, wie wir, die es mit eigenen Augen gesehen haben, wissen, wie soll da der Zustand des Hauses, ja des ganzen Volkes sein?"

Blicken wir nun auf die Arbeit der schwedischen Missionare an der Jugend. Schon als die schwedische Mission in ihren Anfängen stand, erkannte man die Arbeit an der Jugend als etwas Notwendiges, um das Heidentum zu unterminieren. Die ersten Missionare hatten bereits 450 Kinder in ihren Schulen, mußten sich aber damals mit den heimischen Missionsfreunden über die Notwendigkeit der Schultätigkeit auseinandersetzen. Sie sahen auch

schon, wie richtig es war, um die christlich unterrichteten Kinder den täglichen Einflüssen des heidnischen Hauses zu entziehen, Kinderheime einzurichten und so die Kinder unter den täglichen Einfluß christlicher Anschauung und Ordnung zu bringen. In diesen beiden Richtungen — Tagschule und Kinderheim — hat sich die Tätigkeit der Missionare der Vaterlands-Stiftung seitdem erhalten.

Sieben Stationen sind mit 160 Schulen versehen, nur Amarwara, Chicoli und Bijori haben keine Schulen, in Sagar und Chindwara befinden sich besondere Mädchenschulen mit 86 bezw. 109 Mädchen, sowie in Nimpani eine kleine von 17 Mädchen. Das Schulwesen der Schweden hat sich bisher auf den Elementarunterricht beschränkt, sein Ziel war, die Schule bis zum „upper primary examen“ zu bringen. Der schottischen Schulpraxis nachzueifern, welche die Indier zu allen möglichen höheren Posten befähigte, ohne daß sie für das Christentum gewonnen wurden, dazu fühlten sich die schwedischen Missionare nicht geneigt, dazu wollten sie die Missionsmittel nicht anwenden. Nach 25jähriger Arbeit aber, als sie in ihren eigenen Gemeinden eine Anzahl von Knaben vorfanden, die einer besseren Ausbildung fähig waren, entschlossen sie sich, darauf Bedacht zu nehmen, daß solchen Knaben eine gediegene Ausbildung zuteil werden könnte, damit die Gemeinde einmal Männer unter ihren Gliedern zählte, welche jenen nicht nachzustehen brauchten. Darum hat sich die schwedische Mission zur Gründung einer „Mittelschule“ entschlossen (lower secundary school), auf die dann später eine upper secundary school folgen kann, von der aus einzelne befähigte Jünglinge auf ein Missionskolleg (Gymnasium) zu gehen imstande sind. Zur Gründung dieser „Mittelschule“ wurde in Chindwara ein Anfang gemacht, indem auf die vorhandenen 4 Klassen eine fünfte und dann eine sechste aufgesetzt wurde, für die, welche das upper primary examen bestanden haben; jetzt hat auch Sagar eine Mittelschule. Die Schulen entsprechen den von der englischen Regierung gestellten Anforderungen, werden jährlich von dem deputy inspector, auch wohl von dem general inspector, sowie von dem deputy commissioner und vom civilsurgeon (Arzt) visitiert, haben bei ihren Prüfungen und Revisionen gute Resultate und Zeugnisse erzielt und genießen infolge dessen staatliche Unterstützungen (Sagar 470, Chindwara 800 Rupies). Selbstverständlich wird in den Schulen,

wie in allen Missionsschulen, Religionsunterricht erteilt, während die Regierungsschulen religionslos sind. Jedoch scheint es, als habe die engl. Regierung die Uebelstände der religionslosen Bildung erkannt und als sei eine Umbildung des englischen Schulwesens in Indien in Vorbereitung.

Daß in den Notzeiten die Schulen vielfach gelitten haben, da die Schüler z. T. aus den ärmeren Klassen stammen, versteht sich von selbst. Auch der Mangel an Lehrern bereitete Schwierigkeiten, ältere Knaben haben als eine Art Hilfslehrer angewendet werden müssen, in Sagar mußte man sogar einmal wieder zu heidnischen Lehrern greifen. Auch die Konkurrenz mit anderen Schulunternehmungen kam in Betracht; so mußte 1899 in Sagar die in der Stadt eröffnete Mädchenschule (nicht zu verwechseln mit der im Kinderheim) für einige Jahre ruhen, weil ein reicher Mohammedaner eine Schule für mohammedanische Mädchen eröffnete und auch von seiten der Hindu eine Mädchenschule eröffnet wurde.

Auch die Arbeit in den beiden Kinderheimen war nicht ohne Mühe. Man kann sich das leicht denken, wenn man hört, daß zeitweise das in Sagar bis zu 200, das in Chindwara 300 und mehr Kinder, Knaben und Mädchen, in verschiedenen Lebensaltern, enthielt, die oft aus großer leiblicher Not, immer aber aus dem Dunkel des Heidentums gekommen waren und von ihren heidnischen Neigungen nicht immer lassen wollten. Doch haben sich unter dem Eindruck des täglichen christlichen Lebens und des christlichen Unterrichts die meisten Kinder taufen lassen und wurden dann bei gehörigem Alter konfirmiert. Jedes Heim hatte seinen Vorsteher, das in Sagar Miss. Lundborg, das in Chindwara Miss. Lindroth, ihre Frauen sind die Hausmütter, ihnen stehen, teils als Lehrerinnen, teils als praktische Gehilfinnen, Frl. Busk, eine Dänin (in S.), und Frl. Rinman und Frl. Andersson (in Ch.) zur Seite. Dazu kommen noch zur Besorgung des Haushaltes eingeborene Hilfskräfte. Die Knaben besuchen die Missionsschule in der Stadt, die Mädchen erhalten ihren Unterricht in der Anstalt. Sie werden (getreu der schwedischen Vorliebe für hemslöjd) auch in Handarbeiten (Nähen, Sticken, Bandweben u. s. w.) und in Haushaltungstätigkeiten geübt, damit sie einmal imstande sind, einen eigenen Haushalt zu versehen. Deshalb hat man auch das mühselige Geschäft des täglichen Mahlens beibehalten und ist dem

Beispiel der Amerikaner in Cownpore nicht gefolgt, welche das für den Haushalt nötige Mehl aus einer Dampfmühle entnehmen. Man sagt sich, daß es mit Rücksicht auf die Zukunft der Mädchen am besten ist, wenn sie in dieser zeit- und kraftraubenden Arbeit geübt sind. Die Mädchen sind (in Sagar) in 5 Abteilungen eingeteilt, die unter der Leitung eines der ältesten Mädchen in wöchentlicher Abwechslung die verschiedensten Zweige des großen Haushalts besorgen. Auch für die praktische Ausbildung der älteren Knaben wird gesorgt. Ein Teil von ihnen wird in der von dem Ingenieur Ekstrand geleiteten Werkstätte (workshop) in Sagar zu allerlei gewerblichen Arbeiten angeleitet (Tischlerei, Schmiede, Schuhmacherei, Buchbinderei); 1902 wurden 21 Knaben und Jünglinge hier ausgebildet, von denen manche sich recht tüchtig zeigten, so daß sie vielleicht später einmal als Meister darin andere anlernen können. Ein Zeichen der Anerkennung für die Leistungen dieser gewerblichen Schule war es, daß die englische Regierung 1902 einige ihrer Mitglieder zum Besuche der Industrieausstellung in Delhi auf Staatskosten einlud. Andere Jünglinge werden auf den der Mission gehörigen Dörfern in Ackerbau und Gartenarbeit beschäftigt, um dereinst als selbständige Bauern ihr Brot zu erwerben. Im Laufe der Jahre sind aus den Kinderheimen auch schon christliche Ehepaare hervorgegangen. 1901 fanden im Heim von Chindwara die beiden ersten christlichen Trauungen statt; das war jedesmal ein Festtag, wozu das Heim und die Kirche schön geschmückt wurden, das einen tiefen Eindruck auf die Teilnehmer machte, die dabei recht deutlich den Unterschied zwischen Heidentum und Christentum vor Augen hatten. Auch sonst ist es in den Heimen Sitte, das alltägliche Leben durch Feste zu unterbrechen, und namentlich das Weihnachtsfest mit seinen für indische Kinder gänzlich fremden Gebräuchen, dem strahlenden Weihnachtsbaum, den Geschenken, wurde ihnen bald ein liebes Fest. In Chindwara haben die älteren Knaben 1902 einen Verein „Morgenrot" gegründet, der wöchentlich im Schulsaale seine Versammlungen unter der Leitung eines gewählten Vorstehers hält und auch einmal ein Fest veranstaltet hat. Miss. Iwar, der gerade zum Besuch in Chindwara war, freute sich der Leistungen der Knaben, die, vor 5 Jahren aus Not und Elend gerissen, jetzt über biblische Gegenstände oder Katechismusstücke kleine Vorträge hielten, „von welchen einige der Jünglinge einer höheren

Lehranstalt Ehre gemacht hätten". Der Gesundheitszustand in den Heimen ist in den letzten Jahren günstiger gewesen, auch die Führung der Kinder empfängt manches Lob, wenn auch natürlich unter so viel aus dem Heidentum gekommenen Kindern manche Vermahnung oder Bestrafung nötig wird und hier und da ein Knabe heimlich aus dem Hause entwichen ist. Die Heime werden wie die Schulen von der Regierung visitiert, namentlich das in Chindwara hat, auch seiner stattlichen Bauten wegen, sich einen guten Ruf verschafft und erhält von der Regierung laufende Unterstützungen für eine Anzahl seiner Insassen. Viele der in den Heimen verpflegten Kinder werden von einzelnen Missionsfreunden, Vereinen, Sonntagsschulen u. s. w. in Schweden unterhalten.

Die Predigt unter den heidnischen Männern, die Senanaarbeit unter den Frauen, die christliche Erziehung der Jugend — das sind die drei Tätigkeiten, welche zur Gründung von christlichen Gemeinden durch die schwedischen Missionare geführt haben. Wenden wir uns nun dem Leben dieser Gemeinden zu.

Die Gemeinden sind noch klein. Chindwara mit 412 Mitgliedern und 93 Abendmahlsberechtigten, Sagar mit 168 resp. 73, Rimpani mit 177 resp. 94 sind die größten, die andern zählen 22—73 Mitglieder. In Bijori ist es zur Gemeindebildung noch nicht gekommen. Reich gestaltet sich das gottesdienstliche Leben. In Sagar, Rimpani, Bordhai, Chikoli und Amarwara sind besondere gottesdienstliche Stätten; die stattlichste unter ihnen ist die Kirche in Chindwara, die mit ihrem 70 Fuß hohen Glockenturm schon aus der Entfernung kenntlich ist; schwedische Kinder haben Glocke und Harmonium für sie gestiftet. An den Sonn- und Festtagen finden zwei Gottesdienste statt; an dem Morgengottesdienst dürfen auch Heiden teilnehmen, der Abendgottesdienst wird unter Umständen auf einer Außenstation gehalten, auch wohl als Katechisation. Die älteren Stationen haben auch ihren Kindergottesdienst. An den Wochenabenden vereinigt man sich zu Abendandachten, teils im Bethause, teils im Stationsgebäude. In Chindwara findet auch an den Freitag-Abenden ein Gemeindegottesdienst statt. An den Gottesdiensten und Andachten beteiligen sich auch die eingeborenen Gehilfen. Das hl. Abendmahl wird meist am ersten Sonntag im Monat gefeiert; die Teilnehmer erhalten auf Grund des Katechismus eine besondere Vorbereitung, um eine

„würdige“ Abendmahlsgemeinde zu gewinnen. Gottesdienste und Abendmahlsfeiern sind gut besucht, soweit nicht die Entfernung der Außenstationen oder andere Umstände hinderlich sind. Im Jahre 1894 wurde beschlossen (nach schwedischer Sitte), monatliche Gemeindeversammlungen auf jeder Station und jährlich eine Bezirksversammlung zu halten, um das christliche Leben in den Gemeinden zu fördern, doch kamen diese Beschlüsse zum Teil erst nach Ueberwindung der Notzeiten zur Durchführung. Gottesdienste, gemeinsame Abendmahlsfeier, Gebetsversammlungen, Besprechung über biblische, Missions- oder Gemeindefragen, Berichte der eingeborenen Gehilfen über ihre Tätigkeit u. s. w. bilden den Inhalt dieser Zusammenkünfte, die sich schnell innerliche Teilnahme erworben haben und den eingeborenen Christen vielfach Gelegenheit zur Aussprache geben.

Ist hiernach das religiöse Leben in den jungen Gemeinden rege, so bietet auch das *sittliche Leben* — natürlich nicht gemessen an dem Ideal christlicher Vollkommenheit, sondern im Blick auf die Zustände, aus denen die Christen hervorgegangen sind — einen erfreulichen Eindruck. Viele zeigen freudigen Mut, ihren christlichen Glauben zu bekennen und scheuen auch Leiden nicht; viele haben durch eine längere Reihe von Jahren auch mit ihrem Christenwandel ein wirksames Zeugnis von der erneuernden Macht des christlichen Glaubens abgelegt. An Gebrechen und Mängel fehlt es natürlich nicht. So beklagt Missionar Arén aus Chicoli, daß es den aus der Bettlerkaste stammenden Christen so schwer werde, das Arbeiten zu lernen; sie finden durchaus keine Schande darin, trotz aller Arbeitsfähigkeit durch Betteln sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen. Gröbere Sündenfälle kommen ab und zu vor, auch bei Lehrern, und der Ausschluß aus der Gemeinde oder vom Abendmahl muß manchmal angewendet werden, doch bitten auch häufig die Ausgeschlossenen um Wiederaufnahme und zeigen mit ernster Buße, daß ihnen an der Zugehörigkeit zur Gemeinde viel liegt. Die Wahrheit zu reden, ist in Indien etwas besonders schweres, und die Missionare haben hier bei jüngeren und älteren einen schwierigen Stand. Doch auch Lichtseiten treten hervor: Barmherzigkeit gegen fremde Not hat sich oft gezeigt, und rührend ist es z. B. aus den Notzeiten zu hören, wie die Kinder im Heim auf eine Mahlzeit verzichtet haben, um Hungernde draußen damit zu speisen. Missionssinn wird den Gemeinden anerzogen und

Opferwilligkeit wird gepflegt. So wurde 1901 auf einer Bezirksversammlung in Chindwara beschlossen, daß jeder angeben sollte, wieviel er monatlich als „Zehnten“ geben könnte und wollte. Das Interesse war lebendig und der größere Teil der anwesenden Christen zeichnete sofort seinen Beitrag. Ein Vorstand von 5 Gemeindegliedern wurde gewählt, der die Einsammlung bewirken und das einkommende Geld verwalten sollte, und zwar zum Besten der Gemeinde. Die Christen sollten damit gleichzeitig in dem Bewußtsein geübt werden, daß sie selbst die Verantwortung zu tragen haben, einem Bewußtsein, das dem in seiner Kaste lebenden Indier schwer eingeht. Demselben Bestreben verdankt der „Gemeinderat“ seine Entstehung*), der mit dem Missionar die Aufsicht über die Gemeinde zu führen und bei Ausschließungen u. s. w. mitzuwirken hat. Auch der in Chindwara entstandene „Jünglingsverein“, der unter die Leitung eines Missionars gestellt werden sollte, wurde veranlaßt, sich einen eigenen Vorstand zu geben. Mit besonderem Nachdruck scheint diesen Zweig christlicher Gemeindeerziehung Missionar Rosengren in Sedja zu pflegen, der den dortigen Christen allerlei Aemter übertrug, um sie an Verantwortlichkeit zu gewöhnen, und regelmäßige Gemeindebeiträge (1 Paisa von jeder Rupie Einkommen) einführte, um daraus und durch freiwillige Beiträge einen kleinen Schul- und Kirchensaal zu bauen. Auch das Kirchlein in Patakera ist größtenteils aus Beiträgen der Christen gebaut worden.

(Schluß folgt.)

Die Mission der russisch-orthodoxen Kirche in Asien und Amerika.**)

Unter den verschiedenen orientalischen Kirchen hat die russische Kirche von Anfang an am meisten Missionseifer an den Tag gelegt; ja ihre Geschichte ist im großen und ganzen der Bericht einer langen erfolgreichen Missionsarbeit. Diese ist auch noch nicht zum Stillstand gekommen; denn

*) Er besteht aus dem vorstehenden Missionar und 2 eingeborenen Christen, welche aus 4 von den Abendmahlsberechtigten vorgeschlagenen durch die Missionare des Bezirks ausgewählt sind.

**) Nach: The East and the West. 1904.

insofern das Reich von heidnischen und mohammedanischen Ländern umgrenzt ist — außer im Westen — bleibt ihr auch für die Zukunft eine Missionsaufgabe vorbehalten.

Die Christianisierung der Russen im Jahre 992 ging mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und Raschheit vor sich. Da war von keinem Widerstand, von keinem Blutvergießen die Rede. Auf den Befehl des Fürsten begaben sich damals die Bürger von Kiew scharenweis ans Flußufer und wurden getauft. Dem Beispiele Kiews folgte alsbald Novgorod und eine slavische Niederlassung nach der andern. Christliche Schulen wurden errichtet und man führte das Cyrill'sche Alphabet, sowie die Bibelübersetzung ein. Allenthalben erhoben sich Kirchen und Klöster im Lande. Von der Byzantinischen Kirche entlehnte man die Liturgien und das Ritual, sowie den Baustil und die Malerei der Kirchen, das Kirchenrecht und den Kirchengesang. Das große Kloster in Konstantinopel wurde das Vorbild für alle russischen Klöster, wie die große Kirche von Konstantinopel es für die russischen Kirchen wurde. Die neugebildete Kirche wurde von einem Metropolitan und von Bischöfen regiert und blieb dabei in Verbindung mit Byzanz und durch dieses mit Rom.

Das Gebiet der russischen Kirche war indes damals nur auf den Südwesten des heutigen Reiches beschränkt; der ganze Osten und Norden mit all seinen Volksstämmen mußte erst von ihr für das Christentum erobert werden. Und dies geschah nach und nach. Immer weiter drangen die Pioniere des christlichen Glaubens und bahnten sich den Weg zu den verschiedenen Nationen des Landes. Bistümer und Klöster entstanden, Völkerstämme, die bis jetzt der Welt unbekannt waren, wurden getauft, bis schließlich Slaven, Finnen und Tatarenstämme bis hin am fernen Gestade des Arktischen Ozeans und an den Abhängen des Uralgebirges den christlichen Glauben bekannten.

Dann wurde das mohammedanische Sultanat Kasan im Jahr 1552 erobert und das von Astrachan im Jahr 1556, wodurch neue große Gebiete der Propaganda der russischen Kirche offen standen. Bischöfe wurden dafür eingesetzt und Hand in Hand mit der Kolonisation ging die Einführung und Verbreitung des Christentums. In das alte christliche Königreich Iberien aber, das von den Türken und Persern hart bedrückt wurde und deshalb von

Rußland Hilfe erbat, entsandte Zar Theodor Priester, um der bedrängten Kirche seine Unterstützung zu leihen.

Sibirien, das zum Teil vom Kosakenführer Jermak unterworfen worden war, wurde Rußland einverleibt und erhielt einen Erzbischof in Tobolsk. Zugleich wurden ca. 10 000 Ostjaken getauft. Kosaken, Jäger und allerlei Abenteurer strömten ins Land und drängten vorwärts nach Osten. Sie zogen dem Lauf der Flüsse nach und errichteten an den Mündungen und Vereinigungen der Flüsse kleine Kastelle, zu denen die Eingeborenen herbeikamen, um mit den Ansiedlern Handel zu treiben und ihnen Tribut zu entrichten. Mit der Zeit entstanden Städte, je weiter man nach Osten vordrang, und zugleich Konvente und Klöster in den unbewohnten Wildnissen des Landes. Irkutsk wurde zum Bischofssitz erhoben und dadurch ein wichtiger Mittelpunkt des Christentums. Endlich erreichte man den Stillen Ozean, und all die Länderstriche nördlich vom Amur wurden als russisches Gebiet anerkannt.

Die großen Ländereien, die heute das russische Reich ausmachen, waren somit, als ein Gebiet nach dem andern annektiert wurde, fast alle heidnisch oder mohammedanisch. Jetzt ist Sibirien von der Kirgisensteppe und dem Altaigebirge bis hin zum Eismeer, und vom Uralgebirge durch ganz Asien hin bis zum Stillen Ozean zum größten Teil ein christliches Land; denn den 7 Millionen Christen stehen nur 550 000 Heiden gegenüber. Zwar sind in den Provinzen, in welche die Kirgisensteppe und Turkestan eingeteilt sind, die Mohammedaner noch in der Mehrzahl, aber diese ist beständig im Abnehmen und die russische Kirche gewinnt immer mehr Boden, so daß die weiten Länderstriche der Tatarei und von Turkestan in absehbarer Zeit ihr zufallen werden.

Doch werfen wir einen Blick auf einige Missionsfelder der russischen Kirche, wo sie im eigentlichen Sinne des Worts missioniert. Wir betrachten da zunächst:

1. Die chinesische Mission.

Diese nahm ihren Anfang nach der Gefangennahme einiger Russen und Kosaken, die im Jahr 1685 einer chinesischen Streitmacht bei der Eroberung der russischen Niederlassung Albasin an der

sibirischen Grenze in die Hände fielen. Unter den Gefangenen befand sich auch der Priester der kleinen Kolonie, der nach ihrer Verbringung nach Peking von der chinesischen Regierung einen heidnischen Tempel zur Abhaltung der Gottesdienste erhielt. Man weihte denselben zum christlichen Gotteshaus und unterstellte dasselbe dem Metropolitan in Tobolsk. Nach dem Tode des Priesters, der im Jahr 1704 erfolgte, wurde von dort ein anderer geschickt und drei Jahre später trat diesem ein weiterer zur Seite. Im Jahr 1716 erschien dann in Peking eine ganze Schar von Missionsarbeitern, bestehend aus zwei Priestern, einem Diakon und sieben Studenten, die nicht nur von den Russen, sondern auch von den Chinesen auf's beste willkommen geheißen wurden. Der chinesische Kaiser erteilte sogar den russischen Geistlichen Mandarinenrang, bestimmte jedem ein Gehalt und übernahm einen Teil des Unterhalts für die Studenten. Man versprach sich infolge dessen so große Erfolge von der kaiserlichen Huld, daß im Jahr 1721 Innocent Kutschintsky, der Generalkaplan der russischen Marine, zum Bischof der chinesischen Mission geweiht wurde. Zugleich wies ihn der heilige Synod und der russische Senat bei seiner Abreise in den Osten an, die größte Vorsicht und Klugheit in seinem Amte walten zu lassen, damit den Feinden des orthodoxen Glaubens kein Anstoß gegeben werde. Aber der Bischof erreichte seine Diözese nicht. Als er nach einer langen und mühseligen Reise in Irkutsk anlangte, hörte er, daß der christenfreundliche Kaiser in Peking gestorben und sein Sohn und Nachfolger der Mission sehr ungünstig gesinnt wäre. Alle Unterhandlungen des Bischofs blieben nutzlos, und so trat im Jahr 1727 ein einfacher Priester an die Spitze der Mission.

Innocent war ein Mann von ungewöhnlicher Tatkraft und Rührigkeit. Während er auf seine Zulassung in Peking wartete, wirkte er mit großem Eifer in Irkutsk und dessen Umgebung. Als er schließlich sah, daß ihm China verschlossen blieb, widmete er den ganzen Rest seines Lebens dem Missionswerk in Sibirien, indem er den Heiden das Christentum verkündigte und für die Jugend Schulen errichtete. Die russische Kirche feiert den 26. November als Gedächtnistag seines Todes. „Es war", heißt es von ihm, „als wäre in ihm ein neuer Apostel Jesu Christi erstanden, der das Evangelium unzähligen unwissenden Heiden brachte

durch Unterricht in der Mädchenschule etwas bekannter geworden waren, vermehrte sich langsam die Zahl der Häuser, zu denen sie Zugang fanden, bis sie allmählich in etwa 60 Häusern verkehrten. Sie fanden bei den Frauen viel Gleichgültigkeit. Lesen und nähen wollte wohl manche lernen, aber mit der christlichen Lehre wollten sie nichts zu tun haben, und wenn im Laufe der Zeit eine gewisse Neigung zum Christentum hervortrat, so fehlte es doch — ebenso wie bei den Männern — an Entschiedenheit, oder die Ehemänner erhoben Einspruch. Am wenigsten zugänglich waren die Häuser der Mohammedaner. So fehlte es denn an sichtbaren Früchten der Arbeit; man mußte sich freuen, wenn eine oder die andere, ob auch äußerlich noch um der Verhältnisse willen dem Heidentum angehörig, doch „in Herz und Leben" sich als Christin bewies. Freilich, auf die Dauer konnte es bei einem solchem Zustande nicht bleiben, denn er ist unbefriedigend, weil unwahr; die Frage über die Taufe von Frauen, deren Männer Heiden und Feinde des Christentums sind, ist darum auf der letzten „Decennial missionary conference" in Madras erörtert worden. Eine Gehilfin hatten die beiden Missionarinnen an einer durch das Mädchenheim gegangenen jungen Christin, namens Elisabeth (Lizzie), die 1889 konfirmiert, teils im Kinderheim half, teils bei den Besuchen in den Senana als Begleiterin diente. Ihr Name wird in den Berichten oft und mit Liebe erwähnt. Sie hat sich seitdem als eine treue Christin und eifrige Gehilfin erwiesen und ist nach ihrer Verheiratung nach Garhakota gezogen, wo sie seitdem unter den Frauen arbeitet. 1894 wurde beschlossen, die Arbeit auf die Frauen in den Dörfern auszudehnen. Im Februar und März v. J. machte Frl. Kristianson die erste Reise durch den Bezirk von Sagar, die sechs Wochen dauerte, und bei der sie im ganzen eine gute Aufnahme fand. Zu derselben Zeit erhielt auch Chindwara in Frl. Sahlin (bis 1893 Lehrerin an einer höheren Mädchenschule in Upsala) eine Missionarin. Sie begann ihre Arbeit unterstützt von Frau Danielsson und den Frauen der Katecheten. Bald öffneten sich ihr die Häuser. Einzelne gebildetere Männer wünschten ihre Frauen unterrichtet [illegible] legten kein Hindernis in den Weg. Desto mehr [illegible] bereiteten die älteren Frauen, und manche junge Frau [illegible] streben ihrer Schwiegermutter zu leiden,

die auf Grund der indischen heiligen Schriften nicht wollte, daß Frauen lesen lernten. Auch hier wurde die Arbeit an den Frauen auf die Außenstationen ausgedehnt, und Frl. Sahlin führte die Aufsicht. Leider mußte sie schon nach einigen Jahren aus Gesundheitsrücksichten das Missionsfeld verlassen und in die Heimat zurückkehren, ohne daß eine europäische Missionarin da war, der sie die Arbeit hätte übergeben können. Allmählich aber mehrte sich die Zahl der Senanamissionarinnen: in Chicoli übernahm Frl. Rensaa die Arbeit, starb aber bald darauf, in Nimpani Frl. Alberg, die aber nach einem Jahre schon durch den Tod abgerufen wurde, in Chindwara Frl. Rinman, in Sagar, wo die ersten Arbeiterinnen sich an Missionare verheirateten, trat Frl. Sylvan ein, u. s. w. Der in Schweden 1893 aufgekommene Verein „Freundinnen der Senanamission" wirkte auf diese Entwickelung mit ein, indem er Geldmittel und persönliche Kräfte stellte. Zur Zeit wirken in Sagar 6, in Betul 1, in Chindwara 4, in Nimpani 2, in Chicoli 1 Missionarinnen, die allerdings nicht bloß unter den Frauen, sondern auch in den Kinderheimen ihre Arbeit haben. Neben ihnen stehen eine Anzahl von eingeborenen Frauen als Bibelfrauen in der Arbeit, von denen besonders zwei in Nimpani, Mutter und Tochter, die Erstlingsfamilie dort, hervorgehoben werden, weil sie Jahre hindurch mit großer Treue an ihren Landsmänninnen gearbeitet haben.

Einen wichtigen Fortschritt in der Arbeit unter den Frauen bezeichnete es, daß Fräulein Rinman in Chindwara 1903 mit sieben aus dem Kinderheim hervorgegangenen Mädchen eine Senanamissions-Schülerinnenklasse eröffnen konnte. Der Unterricht in dieser Schule umfaßt Bibelkunde, Unterrichts- und Erziehungskunde und Aufsatzschreiben. Auch das Gesangbuch wird fleißig benutzt, hat doch der Gesang christlicher Lieder eine große Bedeutung in der Senanamission. Ein eingeborener Lehrer unterrichtet in der indischen Religion, die dabei mit der christlichen verglichen wird. Die Unterweisung in der Urdusprache hat sich als notwendig herausgestellt. Probelektionen, welche die Mädchen halten, sollen sie praktisch für ihren Beruf bilden. Das Ziel, daß jede Station ihre Senanamissionarin habe — denn die Tätigkeit der Missionarsfrauen ist zwar sehr dankenswert, aber nicht ausreichend — ist hiernach noch nicht erreicht, aber es ist doch schon ein guter Schritt vorwärts auf dem Wege dahin getan, und in die Frauenwelt jener Bezirke, in Städten

Bald nach der Ankunft von Anatolius im Jahre 1872 wurde die kleine Christengemeinde durch eine Verfolgung in ihrem Glauben geprüft. Die Regierung hatte sich zwar bis jetzt nicht unfreundlich zu ihr gestellt, aber das Gesetz, wonach Todesstrafe auf den Übertritt zum Christentum gesetzt war, war noch nicht offiziell aufgehoben. Diesen Umstand benutzten einige feindselige Beamte der Lokalbehörden und suchten, gestützt auf das alte Gesetz, dem Umsichgreifen der neuen Religion zu steuern. So wurden im März 1872 Paul Savabe und acht der angesehensten Christen verhaftet und in Sendai ins Gefängnis geworfen; 120 andere wurden verhört und nur gegen Bürgschaft wieder freigegeben. Obschon von den letzteren manche noch gar nicht getauft waren, verleugnete doch kein einziger seinen Glauben. Dann kam die Reihe an Hakodate. Die vielen Gottesdienste während der Passionswoche und das häufige Geläut der Kirchenglocken lockte gegen 3000 Japaner in die Kirche. Die Katechisten predigten jedesmal vor einer zahlreichen Zuhörerschaft und viele traten in den Taufunterricht.

Durch dieses wurde die heidnische Partei aufs äußerste beunruhigt. Sie brachte es dahin, daß der General-Gouverneur von Jeso die Katechisten verhaften ließ; zwei derselben, die dem Adel angehörten, wurden hinter den Mauern einer Festung festgehalten, der dritte, John Sakai, wurde ins Gefängnis geworfen. Mehrere Regierungsbeamte, die Christen waren oder doch das Christentum begünstigt hatten, wurden ihres Amtes entsetzt. Dieses Vorgehen der Regierungskreise veranlaßte den russischen Konsul, einen energischen Protest an die Centralregierung zu senden, und auch die Lokalpresse sprach sich entschieden gegen die Verfolgung aus. Das Ergebnis war, daß Ende Juni alle Christen wieder freigegeben wurden und die Lokalbehörden die Weisung erhielten, künftighin sich nicht mehr in derlei Sachen zu mischen. Damit wurde das Christentum öffentlich anerkannt und die heidnischen Beamten durften der Ausbreitung desselben nicht mehr hinderlich sein.

Anatolius leitete nun das Werk in Hakodate, während sich Nikolaus nach Jedo begab und hier im Centrum der Stadt einige Häuser und das nötige Land kaufte. Auf diesem errichtete er eine Kirche, Schulhäuser und eine Wohnung für die Missionare. Zwei weitere Priester trafen von Rußland ein und das Werk

nahm einen günstigen Fortgang. Dieses wurde nun auch auf Antrag des heiligen Synod von der orthodoxen Missionsgesellschaft, die zur Förderung der Missionstätigkeit innerhalb der russischen Besitzungen gegründet wurde, unterstützt. Im Juli 1875 stattete der Bischof von Kamtschatka der Mission einen amtlichen Besuch ab. Damals standen vier russische Priester in der Arbeit, aber sie durften noch nicht überall im Lande umherreisen, weshalb sich das Bedürfnis nach einer eingeborenen Geistlichkeit geltend machte. Der Bischof weihte deshalb Paul Savabe zum Priester und John Sakaia zum Diakonen; zwei Leser erhielten die niederen Weihen. Savabe begab sich hierauf sofort auf eine längere Missionsreise, auf der er Hunderte von Katechumenen taufte.

Die nächsten sechs Jahre waren eine Zeit stetigen Wachstums. Nicht nur erhielten verschiedene japanische Gehilfen die kirchlichen Weihen, die christlichen Gemeinden erstarkten auch so sehr, daß sie kräftig zum Unterhalt ihrer kirchlichen Bedürfnisse beisteuerten und für die Ausdehnung des Werks tätig waren. Schließlich hatte die russische Missionskirche in Japan eine solche Stellung erlangt, daß man ihr einen eigenen Bischof zu geben beschloß. Diese Würde wurde dem Gründer der Mission, dem ehemaligen Mönchspriester Nikolaus, zu teil. Im Jahr 1882 erhielt er in St. Petersburg die Bischofsweihe. Freiwillige Beiträge, die ihm von Rußland zuflossen, ermöglichten es ihm, in Tokio eine prächtige Kathedrale zu erbauen.

Gegenwärtig besitzt die russische Kirche da und dort in ganz Japan zerstreut einzelne Gemeinden. Ihre Geistlichkeit besteht meist aus Japanern, auch die Kirchensprache ist japanisch, und das Werk ist faktisch unabhängig von der russischen Kirche, außer daß es durch den Bischof von ihr abhängig ist. Nach dem Bericht des Oberprokurators vom Jahr 1901 zählte die russische Mission in Japan 231 Gemeinden mit 25231 Christen, einen Bischof, 28 Priester und 5 Diakonen, 16 Leser und 152 Katechisten. Vom Arbeiterpersonal waren nur der Bischof, ein Priester und ein Diakon Russen, alle übrigen waren Japaner. Die Zahl der Taufen belief sich im Jahr 1899 auf 989. Zur Ausbildung der Nationalgehilfen besteht in Tokio ein geistliches Seminar mit 64 Studierenden, sowie eine Katechistenschule mit 10 Jünglingen. Ebenso befindet sich daselbst ein Mädchenschule, die eine besondere Klasse

für Bildmalerei aufweist, die von zwei in Rußland ausgebildeten Japanerinnen geleitet wird. Verschiedene Schulen befinden sich auch in Hakodate. Mit literarischer Arbeit sind acht Uebersetzer beschäftigt. Alle vierzehn Tage erscheinen zwei Zeitschriften, die von der Mission herausgegeben werden. Unterstützt wird die Mission von der orthodoxen Missionsgesellschaft alljährlich mit einem Beitrag von 2600 Pfund (52000 Mark) und vom hl. Synod aus mit 3400 Pfund (68000 Mark). (Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Deutsch-Togo. Wie aus den Tagesblättern bekannt ist, sind im November v. J. hundert Witboii aus Südwestafrika nach Togo verbracht und hier interniert worden. Es sind dies Krieger, die Hendrik Witboii vor Jahresfrist beim Ausbruch des Herero-Aufstandes dem Gouverneur Leutwein zur Verfügung gestellt hatte. Als dann Hendrik mit seinen Leuten selbst die Waffen gegen die Deutschen erhob, fand man es rätlich, jene Krieger nach Togo zu verbringen, wo sie am 28. November in Lome ankamen. Missionar Oßwald (von der Norddeutschen Mission) berichtet u. a. über dieselben: An einem der ersten Abende ging ich mit meiner Frau zu ihnen und fragte sie: „Sind auch Christen unter euch?" „Ja, ja," schallte es von da und dort her, und bald hatten sich gegen 20 um uns geschart. Ich fragte sie dann nach ihren Stationen und Missionaren. Sie verstanden etwas Deutsch und meine Frau (eine Friesin) half mit Holländisch nach. Verschiedene waren aus Bersaba, Gibeon, Rietfontain und Hoachanas. Sie sagten mir die Namen ihrer Missionare, von denen ich einige kenne: Pabst, Hegner, Simon und Judt. Die armen Leute freuten sich ungemein, als wir mit ihnen redeten und meine Frau ihnen einige Psalmen und Lieder holländisch vorsagte. Wie gerne hätte ich ihnen holländische Bücher oder Testamente gegeben, wenn ich nur welche gehabt hätte. Mehrere sagten uns, daß sie eine holländische Bibel und Gesangbuch in ihrem Sack mitgenommen hätten. Ich ermahnte einige, daß sie sich des Morgens und Abends sammeln sollten, damit einer von ihnen eine Andacht hielte. Einer sagte ganz wehmütig, er sei schon acht Monate im Krieg und während dieser Zeit zu keinem Gottesdienst und Abendmahl gekommen. Unter den Christen waren auch einige bejahrte Leute, Vater und Sohn. Die Leute arbeiten hier und sollen da und dort mithelfen. Die Hitze ist ihnen umso ungemütlicher, als ihre Uniformen dick und stark sind. Sollten sie zu Weihnachten noch hier sein, so will ich sehen, ob es sich machen läßt, daß ich die Christen einlade, um ihnen eine kleine Feier zu bereiten.

Blindenmission. An Stelle der am 26. Juli 1904 heimgegangenen Schwester Martha Postler hat sich eine Missionslehrerin für das Blindenheim Tsaukwong in China gefunden, nämlich die Diakonissin Agathe von Seelhorst. Geboren in Lübeck als Tochter eines Offiziers, hat sie sechs Jahre

als Johanniterschwester und ebenso lange als Diakonissin gedient. Da sie erst im September dieses Jahres reisen darf, hat sie Zeit, sich auf ihren neuen Beruf vorzubereiten, namentlich in der Blindenanstalt zu Hannover den Verkehr mit blinden Kindern zu lernen.

China. Ueber die Verbreitung der Chinesen im Ausland macht „China's Millions“ interessante Angaben. Hienach zählt man ca. 100 000 Chinesen in den Vereinigten Staaten, 11 000 in Kanada, obschon sie hier eine Kopfsteuer von 50 Golddollars zu zahlen haben, ca. 2000 bis 3000 in Trinidad, 3000 in Britisch-Guyana, 7000 in Chili, 47 000 in Peru, 3000 in Mexiko, 90 000 in Kuba und Porto Riko, 27 000 in Hawaii, 3000 in Mauritius; nicht wenige finden sich auch in Indien und Ceylon. In Barma befindet sich fast der ganze Handel in den Händen der Chinesen, deren Zahl zum mindesten auf 40 000 geschätzt wird, während manche annehmen, daß sich allein in der Stadt Rangun so viele befinden. In Cochinchina gibt der letzte Census 73 857 Chinesen an und in Siam, wo sie fast den ganzen Handel beherrschen, beträgt ihre Zahl etwa 1¼ Million, während die gesamte Bevölkerung nur sechs bis zehn Millionen Seelen zählt. Auf der Halbinsel Malakka, in den sogenannten englischen „Straits Settlements“ und deren nächster Umgebung beläuft sich die chinesische Bevölkerung auf ungefähr eine Million. Auf der Insel Borneo halten sich über 20 000, in den holländischen Besitzungen von Hinterindien etwa ¼ Million und auf den Philippinen 100 000 Chinesen auf. In Japan finden sich nur etwa 8000, während sich dagegen in Australien und Neuseeland ungefähr 40 000 aufhalten. Nach Südafrika wurden im letzten Jahr nicht weniger als 27 900 Chinesen als Kuli verschifft, wobei nicht zu vergessen ist, daß sich schon vorher viele daselbst aufhielten. Selbst in England stößt man auf diese Zopfträger; nach der letzten Zählung waren es ihrer 767, und zwar sind sie über das ganze Land zerstreut, sodaß nur in drei Grafschaften keine anzutreffen sind. — Diese Zahlen, die bei weitem nicht vollständig sind, zeigen, wie sich allgemach die Vertreter des chinesischen Volkes über die ganze Erde verbreiten und mit der Zeit zu einem einflußreichen Faktor im Leben der Völker werden. Es drängt sich deshalb unwillkürlich die Frage auf: welche Stellung wird dieses Volk einmal in der Zukunft einnehmen? Was hat man von ihm dereinst für die Entwicklung des Völkerlebens zu erwarten?

Heimat. Die Missionsleistungen des evangelischen Deutschland berechnet der Missionsgeograph und Statistiker D. Grundemann wie folgt: Die 24 deutschen Missionsgesellschaften hatten Anfang 1904 in ihrem Dienst 1010 Missionare und 119 unverheiratete Missionsschwestern. Ueber die größte Arbeiterschar verfügen: die Basler Mission (219), die Brüdergemeine (212), die Rheinische Mission (172) und Berlin I (159). Ihre Arbeitsfelder verteilen sich über alle bewohnten Teile der Erde. Unter den Missionsgesellschaften ist eine, die der Brüdergemeine, die ihre Sendboten in allen außereuropäischen Erdteilen stehen hat. Die deutschen Gesellschaften halten zusammen 607 Hauptstationen mit 2172 Nebenplätzen besetzt; man zählt auf ihnen 439 731 farbige Christen, bei deren Pflege den deutschen Missionsleuten 162 ordinierte eingeborene Pastoren und 2785 sonstige Gehilfen zur Seite stehen. In 2332 Schulen werden 112 957 Zöglinge unterwiesen. — Von den oben genannten 24 Missionsgesellschaften sind 10 in unsern Kolonien tätig. Sie verfügen dort über 220 Missionare und 15 unverheiratete Missionarinnen auf 106 Hauptstationen mit 23 753 Getauften, 396 Schulen und 14 616 Schülern. — Die Jahreseinnahme sämtlicher Gesellschaften belief sich im letzten Rechnungsjahr auf 6 128 025 Mk. Diese Summe reicht zur Bestreitung der Kosten jedoch

nicht aus, selbst unter Hinzunahme von nahezu 2 Millionen Mk., die auf verschiedenen Missionsfeldern aufgebracht werden, teils von den eingeborenen Christen, teils aus anderen Quellen. Fast die Hälfte der Gesellschaften mußte die letzte Jahresrechnung mit Fehlbeträgen abschließen.

Bücheranzeigen.

Warneck, D. Prof. **Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen** von der Reformation bis auf die Gegenwart. Achte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin. Martin Warneck. Brosch. Mk. 6. | geb. Mk. 7.

Dieses einzigartige Standard Work, das die Missionsliteratur bis jetzt aufweist und das für jeden, der sich über die Geschichte und den heutigen Stand der Missionstätigkeit in zuverlässiger Weise unterrichten lassen will, unentbehrlich ist, hat durch seine mehrfachen Auflagen einen bedeutenden Umfang erlangt. Es hat dies seinen Grund in den jedesmaligen Ergänzungen und teilweisen Erweiterungen. Die vorliegende Auflage ist nicht nur durchgehend verbessert, ergänzt und partienweis umgearbeitet worden, sondern sie hat auch eine höchst dankenswerte Erweiterung durch einen Anhang über die katholischen Missionen erhalten, der um so wertvoller ist, als eine solche Uebersicht nirgends sonst zu Gebote steht und zugleich einen Vergleich zwischen der Missionstätigkeit beider Konfessionen ermöglicht. Wir freuen uns und sind dem verdienten Verfasser dankbar, daß er trotz seines Alters nicht müde wird, seinem Geschichtswerk eine immer reichere Ausgestaltung zu geben.

Nippold, Fr. **Bischof von Anzer, die Berliner amtliche Politik und die evangelische Mission.** 1905. Berlin. Schwetschke u. Sohn. Mk. 1.80.

Diese 87 Seiten zählende Broschüre des Professors Nippold ist eine sehr interessante und gut orientierende Schrift. Um ein charakteristisches Bild von Anzer zu gestalten, hat der Historiker Nippold viel zuverlässiges Material gesammelt. Von ganz besonderem Interesse sind: „Die den Berliner Behörden eingereichten Aktenstücke über Bischof von Anzer", auf die man lange gewartet hatte. Sehr beachtenswert ist auch Abschnitt 3: „Die Missionsfeindschaft in der heutigen Kulturwelt und die offizielle Stellung des deutschen Reichskanzlers zur evangelischen Mission," der Schreiben des Vorstandes der Rheinischen Mission an den Reichskanzler und „die Ansiedler-Abordnung aus Deutsch-Westafrika", nebst den für diese Herren sehr bezeichnenden Antworten enthält. Ueber die Haltung der regierenden Kreise und die „Diplomatenweisheit" in Berlin und Peking erfährt man merkwürdige Einzelheiten. H. G.

Flad, J. **Konfuzius, der Heilige Chinas** in christlicher Beleuchtung nach chinesischen Quellen und D. Faber: „Der Lehrbegriff des Konfuzius." Stuttgart. Chr. Belser. Mk. 1. 20.

Eine sehr lesenswerte und zuverlässige Arbeit, die viel Belehrung bietet und in manchem die Basler Missionsstudie über Konfuzius von Piton ergänzt.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.





Gemahlin des regierenden Kaisers von China.

Die Mission der russisch-orthodoxen Kirche in Asien und Amerika.

(Schluß)

3. Die Mission in Amerika.

Die Küsten des nordwestlichen Amerikas kamen zuerst durch russische Ansiedler in Berührung mit dem Christentum. Der Kosak Andreas Tolstich, der ums Jahr 1743 sich in Andreanowsky niederließ, hat wahrscheinlich die ersten Taufen unter den dortigen Eingeborenen vollzogen. Ivan Glotoff entdeckte im Jahr 1759 die Insel Lisa und taufte daselbst den Häuptlingssohn der dortigen Aleuten. Später nahm er den jungen Mann mit nach Kamschatka, wo derselbe weiter ausgebildet wurde. Als er dann in seine Inselheimat zurückkehrte und hier Häuptling wurde, suchte er durch Wort und Tat das Christentum unter seinen Landsleuten auszubreiten. An der Bekehrung der Eingeborenen zum Christentum lag den ersten russischen Ansiedlern sehr viel, da sie dadurch einen näheren Verkehr und größere Handelsgeschäfte mit ihnen erhofften. Sie hatten darin einen weiteren Blick als die meisten Kolonisatoren anderer Nationen.

Im Jahre 1793 ließen sich die ersten Missionare auf der Insel Kadiak, die dem südöstlichen Gestade der Halbinsel Alaska vorgelagert ist, nieder. Ihren Unterhalt bestritten die beiden Gründer der russisch-amerikanischen Handelskompanie. Zugleich stifteten acht Mönche in St. Petersburg eine besondere Gesellschaft zur Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden in den russischen Besitzungen. Einer von ihnen, Makarius, ging selbst im Jahr 1795 nach Alaska und ließ sich auf der Aleuten-Insel Unalaschka nieder. Ein anderer, namens Juvenal, begab sich nach Tschugatsches und kreuzte den Golf von Kenae, wo er überall aufs freundlichste von den Eingeborenen aufgenommen wurde. Aber schon im folgenden Jahre wurde er von einem feindseligen Manne

erschlagen. Noch einige weitere Mitglieder der Mission widmeten sich besonders der Erziehung der Kinder, und einer von ihnen gründete ein Waisenhaus, dem er bis an seinen Tod im Jahre 1837 vorstand.

Inzwischen erkannte Schelikoff, der an der Spitze der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft stand, die Notwendigkeit, daß die Mission besser organisiert werden müsse. Das konnte nach seinen kirchlichen Anschauungen nur durch einen Bischof geschehen. Auf seine Vorstellungen hin wurde demnach ein Bistum gestiftet und der Archimandrit Joseph, der bis jetzt die Mission geleitet hatte, zum Bischof von Kadiak, Kamschatka und Amerika (Alaska) erhoben. In Irkutsk erhielt er die Weihe, aber auf seiner Rückreise nach Kadiak ging das Schiff unter und der Bischof und seine Mitarbeiter, die an Bord waren, verloren sämtlich ihr Leben. Bald darauf starb der fromme Schelikoff und die Mission wurde von da an vernachlässigt. Bis zum Jahr 1816 befand sich nur ein einziger Priester in der Kolonie Kadiak.

Um diese Zeit wurde ein neuer Anlauf genommen. Auf die dringende Bitte des Gouverneurs Baranoff wurde ein Missionar nach Sitka (an der Südküste von Alaska) gesandt, und ebenso wurde einige Missionsarbeit in einer russischen Ansiedlung etwas nördlich von San Franzisko, im heutigen Kalifornien getrieben. Die hier gesammelten christlichen Indianer begleiteten später die russischen Ansiedler, als sich diese nach Sitka zurückzogen. Als dann im Jahr 1821 die russisch-amerikanische Handelskompanie neue Privilegien erhielt, wurde zugleich bestimmt, daß sie eine ausreichende Anzahl von Priestern in ihren Ansiedelungen unterhalten sollte. Bald darauf trafen auch solche von Irkutsk ein.

Einer derselben, Johann Veniaminoff, ging mit großer Begeisterung an seine Aufgabe. Die Aleuten, die er getauft hatte, führten ihn überall bei ihren Volksgenossen ein, schützten und unterhielten ihn ohne irgendwelchen Lohn, gaben Trunk und Vielweiberei auf und vergaßen ihre heidnischen Gesänge. Besonders aber war er erfreut, wahrzunehmen, wie sie nicht müde wurden in ihren kirchlichen Pflichten und im Anhören des Wortes Gottes. In seinem Eifer suchte er im Jahre 1834 auch die Bekehrung der Koloschen herbeizuführen. Es war dies ein sehr gefürchteter, wilder Indianerstamm in der Nähe von Sitka, der mit den russischen

Ansiedlern in beständiger Fehde lag. Als er bei diesem Volke eintraf, hatte eben eine Pockenepidemie große Verheerungen angerichtet. Der Missionar führte sofort die Schutzimpfung ein, und zwar mit solchem Erfolge, daß die Eingeborenen ihn bald als ihren Wohltäter verehrten. Die Häuptlinge hatten nichts dawider, daß ihre Leute Christen wurden und diese wurden von Veniaminoff leicht dafür gewonnen.

So wirkte der Missionar mit Eifer und Ausdauer 16 volle Jahre unter den Aleuten und Koloschen. Da entschloß er sich zu einer Reise nach St. Petersburg, um dort für seine Mission zu werben. Der Zar Nikolaus war von seinen Berichten so eingenommen, daß er dem hl. Synod den Vorschlag machte, den verdienten Missionar als Bischof auf sein Arbeitsfeld zurückzusenden. „Aber Ew. Majestät müssen bedenken", erwiderte hierauf einer der Bischöfe vom alten Schlage, „daß der Mann, so ausgezeichnet er auch sein mag, weder Kathedrale, noch eine entsprechende Geistlichkeit, noch auch eine bischöfliche Residenz besitzt." — „Desto apostolischer ist der Mann," entgegnete der Zar. Und so wurde er in St. Petersburg zum Bischof geweiht unter dem Namen Innocent, als welcher er seitdem in ganz Rußland bekannt geworden ist; denn nachdem er lange Jahre seines Amtes als Bischof von Kamschatka gewaltet hatte, wurde er später Metropolitan von Moskau. Als Missionsbischof hat er mit wahrhaft apostolischem Eifer in seiner weiten, dünn bevölkerten Diözese im Segen gewirkt, hat die Evangelien in die Sprache der Aleuten übersetzt, den nordischen Völkern den Gebrauch der Buchstabenschrift gelehrt und auf weiten beschwerlichen Reisen das Evangelium unter ihnen auszubreiten gesucht. So hat er im ganzen 45 Jahre seines Lebens der Mission gedient, darunter 10 Jahre als Bischof und 18 als Erzbischof von Kamschatka, bis er im Jahre 1867 den Sitz des Metropolitans von Moskau einnahm.

Innocent, obschon damals über 70 Jahre alt, ging mit gewohnter Tatkraft an die Aufgaben, die ihm seine neue Stellung auferlegte. Er gründete im Jahr 1870 die „Orthodoxe Missionsgesellschaft," die mit allem kirchlichen Pomp in der Kathedrale von Moskau eröffnet wurde und an deren Spitze die Kaiserin als Patronin trat. Die Tätigkeit dieser Missionsgesellschaft bewegt sich der Hauptsache nach in denselben Geleisen, wie die der pro-

testantischen kirchlichen Gesellschaften Englands. Das Interesse für die Mission wird durch Predigten und Missionsversammlungen zu wecken gesucht, es werden in jeder Diözese Missionsbeiträge eingesammelt und der Generalkasse zugeführt. Aus dieser werden dann je nach den Bedürfnissen den einzelnen Missionen Unterstützungen gewährt, sei es zum Bau von Kirchen, sei es für den Unterhalt der Geistlichkeit oder zur Gründung von Erziehungsanstalten. Auch sucht sie durch Verbreitung von gedruckten Berichten und Aufrufen das Missionsinteresse unter dem Volke zu fördern. Sie bildet nun den Mittelpunkt aller russischen Missionsbestrebungen und wird von zahlreichen Zweigkomitees in fast allen Diözesen unterstützt. Die Leitung der Missionen liegt dagegen allein in den Händen der Staatskirche, d. h. der Bischöfe der betreffenden Diözesen und — in höchster Instanz — der obersten kirchlichen Behörde Rußlands, des hl. Synods*).

Doch wir kehren zur Mission in Amerika zurück. Mit der Abtretung von russisch-Amerika an die Vereinigten Staaten (1867) gerieten die griechisch-katholischen Gemeinden in jenem Gebiet in eine eigenartige Lage. Der Bischof von Alaska sah sich infolge dessen genötigt, die Oberaufsicht über alle griechisch-katholischen Gemeinden, die durch die Einwanderung von Griechen und österreichischen Slavoniern in den Vereinigten Staaten entstanden, zu übernehmen. Er verlegte deshalb seinen Bischofssitz nach San Franzisko und betrachtet seitdem ganz Nordamerika als seine Diözese. Die Gesamtzahl der Aleuten, Indianer, Mischlinge und Eskimo, die für den „orthodoxen" Glauben gewonnen sind, beträgt mit den griechischen Katholiken in den Vereinigten Staaten nach den Angaben des Erzpriesters Smirnoff 32 194 Seelen. Ferner werden 52 Kirchen, 69 Kapellen und 76 höhere und niedere Geistliche angegeben. In den 60 kirchlichen Schulen erhalten zirka 1000 Kinder Unterricht. Die jährlichen Übertritte belaufen sich

*) Es darf dabei nicht verschwiegen werden, daß die Missionsarbeit unter dem Schutz und mit Unterstützung des Staates getrieben wird, wobei die Heiden nach meist sehr kurzer und ungenügender Vorbereitung getauft werden. Der weitere Unterricht und die Befestigung in der christlichen Wahrheit wird auf die Zeit nach der Taufe verlegt, sodaß sich unter den Neugetauften bei äußerlicher Beobachtung der kirchlichen Zeremonien vielfach grobe Unwissenheit, Götzendienst und Zauberei findet.

durchschnittlich auf 900 Personen. Doch ist der Anspruch des Bischofs auf die Zugehörigkeit der griechischen Gemeinden in den Vereinigten Staaten zu seiner Diözese im Grunde illusorisch, denn die römische Kirche macht ebenfalls ihr Recht auf sie geltend und hat dafür gesorgt, daß fast überall in den Vereinigten Staaten die Gottesdienste der griechischen Katholiken nach den ruthenischen, rumänischen, syrischen und andern orientalischen Riten gefeiert werden.

Nachdem wir im Voranstehenden die Missionsunternehmungen der griechisch-katholischen Kirche außerhalb des russischen Reiches betrachtet haben, gehen wir in Kürze auf die innerhalb seiner Grenzen über.

4. Die sibirischen Missionen.

Wie in der protestantischen und römischen Kirche während des 18. Jahrhunderts das gesamte religiöse Leben in einer gewissen Erstarrung lag, so war dies auch der Fall in der russischen Kirche. Infolge davon mangelte auch dieser Kirche jeglicher Missionseifer und sie hatte sichs selbst zuzuschreiben, wenn nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Dörfer von ihrem nominellen Christentum abfielen und zum Islam übertraten. Erst nach den Napoleonischen Kriegen brach eine neue Zeit an. Rußland sah sich im Besitz neuer Landesteile und zugleich lag es in seinem Interesse, weite Länderstriche an seinen asiatischen Grenzen zu annektieren. Der allgemeine Friede brachte auch eine Zeit der Wohlfahrt mit sich, und im Gefolge der durch die Völker gehenden Bewegung nach sozialer und politischer Freiheit brach sich auch das religiöse Leben nach und nach Bahn. Dieses rief auch den Missionsgedanken wach. Und wie dies im Westen Europas der Fall war, so blieb auch Rußland nicht davon unberührt. Man erkannte die Pflicht, unter den nichtchristlichen Völkern des weiten Reiches zu missionieren.

So kam es 1830 zur Mission im Altai-Gebiet. Hier waren die Provinzen des Gouvernement Tomsk bewohnt von nomadisierenden Tataren und Kalmücken und vereinzelten russischen Ansiedlern. Das Land ist durchschnitten vom Altai-Gebirge, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, und durchzogen von großen Wäldern und zahlreichen Flüssen und Sümpfen. Die heidnischen Bewohner sind ihrer Religion nach durchweg Schamanisten. Die

Mission wirkte unter ihnen von Anfang an in ganz systematischer Weise. Es wurden an verschiedenen Punkten Stationen als Centren für die Missionsarbeit angelegt, von denen aus das ganze Land christianisiert werden sollte. Man befolgte auch den Grundsatz, die neugewonnenen Christen in der Nähe ihrer früheren Wohnstätten in besonderen Niederlassungen anzusiedeln, um sie dem heidnischen Einfluß ihrer Volksgenossen zu entziehen, aber doch nahe genug, damit die besten Elemente unter ihnen durch ihren christlichen Wandel auf die Heiden einwirken könnten.

Der Gründer und erste Leiter der Altai-Mission war Makarius, der eigens zu dem Zweck aus Rußland eintraf, um unter den umwohnenden Volksstämmen zu missionieren. Er besuchte 1830 u. a. das Dorf Ulala, um auf die Einladung eines dortigen Christen hin einen Tataren zu taufen. Da er den Ort als den geeignetsten Mittelpunkt für seine Arbeit unter den Tataren und Kalmücken hielt, beschloß er, sich daselbst niederzulassen. Die Bewohnerschaft des Dorfes bestand damals aus drei Russen, vier christlichen Tatarenfamilien und fünfzehn heidnischen Familien vom Volksstamm der Teleuten. Am Ende des ersten Winters begab er sich nach Saidibsk, einem vorgeschobenen Kosakenposten, um hier einen provisorischen Altar aufzurichten. Im Mai 1831 kaufte er sich dann eine Ansiedlerhütte in Ulala, um an seine Aufgabe zu gehen. Das hatte zur Folge, daß die heidnischen Bewohner aus Furcht vor der Taufe Miene machten, samt und sonders das Dorf zu verlassen. Makarius gab deshalb lieber den Platz auf und ließ sich acht Werst davon entfernt in Maima nieder, wo sich eine kleine Kolonie von zehn christlichen Familien befand. Von hier aus suchte er nach und nach freundliche Beziehungen zu den Teleuten von Ulala anzuknüpfen und es gelang ihm, einige Tataren und Kalmücken für den christlichen Glauben zu gewinnen. Währenddem hauste er in einer Ansiedlerhütte, und da er in dieser ungenügenden Behausung vieles zu entbehren hatte, ging er an den Bau einer ordentlichen Wohnung mit daranstoßender Kapelle. Aber er brauchte drei Jahre dazu, bis er damit fertig war. Inzwischen gewann er das Vertrauen der Bewohner von Ulala und im Jahre 1834 konnte er eine große Anzahl der dortigen Heiden taufen. Dieser Umstand veranlaßte ihn nach Ulala überzusiedeln, doch ohne damit Maima aufzugeben. Er bediente beide Orte abwechselnd, bis einige Mit-

arbeiter eintrafen. In den beiden nächsten Jahren traten sämtliche heidnischen Bewohner Ulalas zum Christentum über.

Das war der Anfang der Altai-Mission. Die Grundsätze, nach denen dieselbe betrieben wurde, bestanden zunächst darin, daß man vor allem die verschiedenen Mundarten der Volksstämme studierte und schließlich die nötigsten Teile der Bibel, die Liturgie und Kirchengebete ins Telungut, als den am meisten verbreiteten Dialekt, übersetzte. Zu gleicher Zeit lehrte man die Eingeborenen die gebräuchlichsten Kirchengesänge. Die Taufe erteilte man erst nach sorgfältigem Unterricht in den Hauptlehren des Christentums. Sodann legte man in jedem Distrikt christliche Dörfer an. In diesen wurden die Neubekehrten untergebracht und unter die Pflege geeigneter Persönlichkeiten gestellt, die an ihnen Patenstelle vertraten. Um die Leute, meist Nomaden, an eine seßhafte Lebensordnung zu gewöhnen, wurde von den Missionaren darauf gesehen, daß sie sich dem Ackerbau widmeten. Auch dem Schulwesen schenkte man so viel als möglich seine Aufmerksamkeit und lehrte die Eingeborenen außer Religion und Kirchengesang Lesen, Schreiben und Rechnen.

Makarius arbeitete vierzehn Jahre in dieser Weise und vollzog 678 Taufen, errichtete fünf christliche Niederlassungen mit zwei Kirchen, drei Schulen und einem Armenhaus. Die Erfolge waren nicht allzugroß, aber immerhin anerkennenswert, wenn man bedenkt, daß er es mit einer dünnen nomadisierenden Bevölkerung zu tun hatte. Seine Nachfolger, die das Werk fortsetzten, waren zum Teil hervorragende Männer, so z. B. der Erzpriester Landischoff, der Archimandrit Vladimir, der später als Erzbischof von Kasan starb, und der Mönchspriester Makarius, der heute den Bischofssitz von Tomsk einnimmt. Diese Männer arbeiteten ganz im Sinne ihres Vorgängers und gaben dem Missionswerk eine größere Ausdehnung. Sie studierten die dortigen Sprachen und verfaßten Handbücher für die Schulen, die sie da und dort errichteten. Seit 1880 wird die Mission von einem Bischof geleitet, der in Biysk, dem Mittelpunkt des ganzen Werkes, seinen Sitz hat.

Von den 45 000 Bewohnern des Altai-Gebiets sind jetzt 25 000 Christen. Sie leben, von den Heiden fast ganz getrennt, in 188 Dörfern. In ihren 67 Kirchen werden alle Gottesdienste in den Mundarten abgehalten, die in den betreffenden Gegenden gesprochen werden. Die Christen können alle lesen und an den

Kirchengesängen teilnehmen. Die Schulen, 48 an der Zahl, werden von 800 Knaben und 250 Mädchen besucht. In der Katechistenschule zu Biysk befinden sich gegenwärtig zirka 200 Zöglinge, die zu Lehrern herangebildet werden. Wie sehr das Christentum in jenen Gegenden an Einfluß gewonnen hat, ersieht man daraus, daß die Heiden neuerdings den Wunsch aussprachen, man möchte ihre Kinder im Christentum unterrichten. Das Heidentum geht somit dort rasch seinem Ende zu. Von 1870 bis 1899 wurden von der Mission nicht weniger als 12 859 Heiden getauft.

Wir haben uns bei der Darstellung der Altai-Mission etwas länger aufgehalten, denn die anderen sieben Missionsunternehmungen in Sibirien werden so ziemlich nach denselben Grundsätzen betrieben. In der Irkutsk- und Transbaikal-Mission, die unter den Burjaten und verwandten Stämmen arbeitet, traten in demselben Zeitraum (1870—1899) je 45 936 und 9 403 Personen zum Christentum über. Die Tobolsk-Mission hat 3 481, und die Mission in Kamtschatka 17 481 Christen aus den Heiden gewonnen. In der Kirgisen-Mission, die seit 1895 besteht, wurden im Jahr 1899 293 Personen getauft, und auf den Arbeitsfeldern der Jenissei- und Jakutsk-Mission werden 5 968, bezw. 717 Getaufte als Frucht der russischen Missionsbestrebungen angegeben.

Es liegt nicht im Plane dieser Skizze, die russische Mission im europäischen Rußland mit in die Darstellung hereinzuziehen; erwähnt soll nur werden, daß dieselbe hier unter Heiden und Mohammedanern arbeitet und zwar in den Diözesen Astrachan, Samara, Kasan, Ufa, Wiatka, Perm, Orenburg, Rjäsan und Stawropol. Besonders die Mission im Gouvernement Kasan hat eine interessante Geschichte und ist zur Zeit sehr hoffnungsvoll. Außerdem ist noch die „Gesellschaft zur Ausbreitung des Christentums im Kaukasus" zu nennen, die zum größten Teil vom Staat unterhalten wird und ihre Förderung politischen Interessen verdankt.

Man ersieht hieraus, daß, wenn auch die gesamte griechisch-katholische Kirche in Bezug auf die Missionstätigkeit weit hinter der protestantischen und römischen Kirche zurücksteht, doch die russisch-orthodoxe Kirche in neuerer Zeit immer mehr dieser nachzukommen sucht.

Die „gelbe Gefahr“

und ihre Bekämpfung vom christlichen Standpunkte aus.

Von Miss. Martin Maier.

(Schluß)

II.

Wie sollen wir nun als Christen der „gelben Gefahr“ begegnen? In manchen Kreisen wird der Gedanke einer Bekämpfung der gelben Rasse bezw. der „gelben Gefahr“ zurückgewiesen, und zwar von den einen aus religiösen, von den andern mehr aus humanitären Gründen.

Jene sagen: „Gott sitzt im Regiment, er wird die in Ostasien sich anbahnenden Verhältnisse schon ordnen und nach seinem Wohlgefallen lenken. Lassen wir darum ihn walten und greifen wir ihm nicht vor.“ An dieser Ansicht ist jedenfalls soviel richtig, daß Gott im Regiment sitzt, und daß er gegenüber den Geschehnissen in der Welt umher kein müßiger Zuschauer ist; und somit wird auch bei dem unvermeidlichen Zusammenstoß zwischen weißer und gelber Rasse einmal er das letzte Wort sprechen. Gewiß, das glauben wir! Doch dieser Glaube an Gottes Walten bedingt nicht unsere Untätigkeit; denn wie der Mensch vermöge seines freien Willens die Pläne Gottes zu durchkreuzen imstande ist, so kann er sie umgekehrt auch fördern. Wenn es also durchaus richtig ist, zu sagen, daß wir Gott nicht vorgreifen sollen, so dürfen wir auf der andern Seite im Blick auf das, was in der Welt vorgeht, doch auch nicht die Hände in den Schoß legen. Wie verhängnisvoll wäre es z. B. gewesen, wenn man zur Zeit der Einfälle der Türken in das alte deutsche Reich sich mit obigem Satz getröstet und auch gesagt hätte: „Gott sitzt im Regiment, lassen wir darum ihn walten und greifen wir ihm nicht vor“! Und doch waren Erwägungen, wie man sie heute in Bezug auf den russisch-japanischen Krieg anstellt, „daß es vielleicht in der Absicht Gottes liege, die stolze Christenheit zu züchtigen durch die Heiden, denn sie habe es reichlich verdient“, damals gewiß ebenso berechtigt. Die Christen von 1529 und 1683 waren

nicht besser als die von 1905, und vollends die Ungarn, die in jenen Zeiten zunächst und am meisten zu leiden hatten, waren nicht weniger zweifelhafte Bekenner der Religion Jesu als heute die Russen, auch verdienten sie ebensowenig Sympathien wie diese. Trotzdem erblickte man in den Türken den gemeinsamen Feind und schritt zu gemeinsamer Abwehr. Ich muß bemerken, daß der Vergleich hier nicht bei den Japanern und Türken liegt, sondern bei unserem Verhalten drohenden Gefahren gegenüber. Handle es sich um die Türkengefahr oder um die „gelbe Gefahr" oder sonst um eine Gefahr — wir haben in jedem Falle auf Mittel und Wege zu sinnen, wie wir am wirksamsten dem Unheil steuern können, und das trotz unseres Glaubens an die Weltregierung Gottes. Wir Christen sind keine Fatalisten! Es wäre, um ein weiteres Beispiel zu gebrauchen, ebenso töricht als unrecht, wollte man einem hochangeschwollenen Strome gegenüber, der seine Dämme zu durchbrechen droht und Verwüstung ankündigt, untätig zusehen und etwa Betrachtungen darüber anstellen, in wieweit die Bewohner der betreffenden Gegend eine Heimsuchung verschuldet haben, und was wohl Gottes Absichten bei der Sache seien. Nein, sondern es ist Pflicht eines jeden, auch wenn er Gottes aufgehobenen Finger in dem Ereignis erblickt, das Menschenmögliche zur Abwendung der Gefahr, zur Eindämmung der wilden Fluten zu tun. Die „gelbe Gefahr" nun ist auch ein solcher Strom, dessen Wasser im Steigen begriffen sind, und er wird über die Ufer treten und Verderben bringen, dieser gelbe Strom, wenn nicht beizeiten Vorkehrungen getroffen werden, dem Übel zu begegnen. So haben wir also auch als Christen nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, der „gelben Gefahr" entgegenzutreten.

Dieses Recht leitet sich allerdings nicht, wie von anderer Seite ganz richtig bemerkt wird, aus der „weißen Haut und der römischen Adlernase" der Europäer und Amerikaner ab. Es wird wohl, denke ich, auch kein vernünftiger Mensch, jedenfalls aber kein rechter Christ, auf den absurden Gedanken kommen, daß äußere Vorzüge an sich schon den Menschen höher stellen und zum Herrschen über andere befähigen und berechtigen. Somit ist es eigentlich auch nicht recht verständlich, warum man in gewissen Kreisen „vom Standpunkte der allgemeinen Menschlichkeit und

demjenigen des Christentums aus" immer wieder mit Emphase Verwahrung dagegen einlegt, „daß der Arier schon um seiner weißen Haut willen eine primäre Stellung unter den Völkern beanspruchen könne". Ganz gewiß, nicht äußere Schönheit, sondern allein der innere sittliche Gehalt bestimmt den Wert der Menschen und Völker. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß mit der Hautfarbe bezw. „Rasse" der einzelnen Völker enge verknüpft ist (nicht ursächlich, aber doch tatsächlich) deren Superiorität oder Inferiorität, und alles Disputieren wird an dieser Tatsache nichts ändern. Die Rassenunterschiede lassen sich nicht verwischen. Finden wir doch Verschiedenheiten auch bei uns und zwar schon zwischen den einzelnen Individuen; es gibt aristokratische, edle Naturen, und wieder solche, denen wir die Prädikate „gemein," „egoistisch," „servil" beilegen. Dann ist auch zwischen den Familien der Unterschied oft sehr groß. Es gibt gute, adelige Geschlechter (auch ohne „von", und manchmal in einem Bauernhaus oder in einer Weberhütte), die durch Generationen hindurch viele tüchtige Männer hervorgebracht haben, und es gibt andererseits verkommene, schlechte Familien, so daß man bei vielen, schon wenn man nur ihren Namen hört, sofort weiß, daß man es mit heruntergekommenen, liederlichen Leuten zu tun hat. Vor einigen Jahren starb in einem Gefängnis Englands eine hochbetagte Frau, unter deren zahlreichen Kindern, Enkeln und Urenkeln gegen vierzig Verbrecher und Verbrecherinnen gezählt wurden. So gibt es Unterschiede wie zwischen Einzelnen, so auch zwischen Familien; es zeigen sich Verschiedenheiten aber auch zwischen ganzen Gemeinwesen, Dörfern und Städten. Mir sind drei Städte bekannt, über die der Volksmund folgendes Urteil gefällt hat: „In X. arbeitet man nicht, sondern trinkt nur; in Y. arbeitet und trinkt man; in Z. trinkt man nicht, sondern arbeitet nur." In treffender Weise sind hier die Bewohner dieser drei Städte gekennzeichnet. Wenn man nun Unterschiede schon zwischen Personen, Familien und Gemeinwesen zugestehen muß, warum will man denn die Ungleichheit der Rassen nicht gelten lassen? Man kann es ja bedauern, daß gewisse Menschenklassen hinter anderen zurückstehen, und darf sich jedenfalls nichts darauf einbilden, einer bevorzugten Rasse anzugehören, auch sollte niemand seine höhere Stellung mißbrauchen. Die Tatsache des Rassenunterschiedes jedoch bleibt bestehen.

Dieser ist auch nicht bloß, wie man vielfach behaupten hört, ein Produkt der Erziehung, sonst müßten ja die Kinder gleicher Eltern, und in geringerem Maße auch die Schüler desselben Lehrers, in ihrem Charakter alle einander ähnlich werden, was jedoch bekanntlich nicht der Fall ist. Daß durch Erziehung manches gemacht werden kann, und daß namentlich auch tiefer stehende Völker, wenn man sie unter den Einfluß einer höheren Kultur bringt, gehoben werden können, gebe ich ohne weiteres zu. Ich glaube jedoch nicht, daß dies so leicht und so schnell möglich ist, wie viele annehmen. Es sind mir mehrere Fälle bekannt, in denen versucht wurde, einige Chinesen, Hindu und Neger in Europa auszubilden und zu erziehen. Die jungen Leute haben sich im allgemeinen ja ganz gut angelassen, sich bald bei uns eingelebt, sie haben auch verhältnismäßig leicht die Realien und Sprachen sich angeeignet und sich durch unsere Wissenschaften hindurchgearbeitet, aber keiner von ihnen hat — um nicht mehr zu sagen — die Hoffnungen erfüllt, die man auf ihn gesetzt hatte. Der Neger in ihnen, der Hindu und der Chinese war unter ihrer europäischen Kleidung und hinter ihren westländischen Manieren wohl etwas zurückgetreten, aber er lebte noch und zeigte sich wieder, sobald sie unseren Gestaden den Rücken zugewandt hatten. Ein Gleiches gilt in der Hauptsache auch von den bei uns sich aufhaltenden japanischen Studenten. Der Japaner ist ein unvergleichlicher Nachahmer, nicht bloß in Bezug auf technische Fertigkeiten, sondern er hat uns auch bald unsere Umgangsformen „abgeguckt," unsere Redensarten abgelauscht und „gibt sich" nun ganz wie ein Europäer. Aber „der Japaner ist anders, als er sich gibt. Vor der Öffentlichkeit spielt er seine Rolle, und er spielt sie vorzüglich; hinter den Kulissen aber ist er ein anderer. Er ist Meister in der Verstellungskunst und besitzt eine außerordentliche durch jahrhundertelange Gewöhnung künstlich anerzogene Selbstbeherrschung. Es ist unmöglich, ihm vom Gesicht abzulesen, was er im tiefsten Herzen sinnt. Auch in Worten verrät er sich nicht."*) Also lassen wir uns nicht täuschen, unterscheiden wir genau zwischen bloß äußerlich Angelerntem und innerlich Angeeignetem. Es gilt dem Sinn nach auch hier, was ein altes, ehrwürdiges Buch sagt: „Kann auch ein Mohr seine

*) Carl Munzinger, Japan und die Japaner, S. 54.

Haut wandeln, oder ein Parder seine Flecken?" Nein, der Rassenunterschied, ein Produkt von Jahrtausenden, läßt sich so leicht nicht ausgleichen. Man kann ihn auch nicht negieren. Rede man nun von Prädestination oder Fatum oder Kismet — die Tatsache höherer und niederer Rassen läßt sich nicht anfechten, und sie ist in letzter Linie auf den obersten Schöpfer zurückzuführen. Mit diesem zu hadern steht dem Menschen nicht zu, denn „spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich also? Hat nicht ein Töpfer Macht, aus einem Klumpen zu machen ein Gefäß zu Ehren und das andere zu Unehren?"

Doch nun zurück zur weißen und gelben Rasse. Auch zwischen diesen Rassen besteht eine Verschiedenheit und sie ist nicht bloß in den Wörtchen „weiß" und „gelb" ausgedrückt. Welcher von beiden gebührt nun der Vorrang? Von der Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob die in letzter Zeit von so vielen, besonders aber von den Gegnern von Gobineau und Chamberlain, mit Pathos vertretene Ansicht richtig ist, als „sei es gar nicht gesagt, daß die weiße Rasse an der Spitze der Völker stehen müsse, die gelbe Rasse sei vielleicht ebensogut dazu befähigt und berechtigt." Es ist hierauf zunächst das zu erwidern: Wie in jedem geordneten Gemeinwesen die Fähigen, und vor allem die Guten zum Regiment berufen werden, so sollten auch die Zügel der Weltregierung, soweit die Menschen dabei in Betracht kommen, den Händen der Besseren und Tüchtigeren anvertraut bleiben. Und daß die weiße Rasse, oder sagen wir besser, die christlichen Nationen, in ihrer Gesamtheit aufgefaßt, trotz aller schlimmen Auswüchse bis jetzt — und wir reden vom heutigen Stand der Dinge aus — die edleren Glieder am Leibe der Menschheit sind, und zwar moralisch und kulturell, steht außer allem Zweifel.

Es wäre ja wahrlich auch ein beschämendes und betrübendes Zeichen für das Christentum, wenn dieses in den vielen Jahrhunderten seine Bekenner sittlich, um zunächst diese Seite zu betonen, nicht über die mongolische Rasse emporgehoben hätte, die Gott all die Zeit her „hat ihre eigenen Wege wandeln lassen". Und es ist tatsächlich ebenso naiv als unverständlich, wenn von gebildeten Europäern, wie es kürzlich geschah, den christlichen Völkern die höhere Sittlichkeit vor der gelben Rasse abgesprochen wird unter Hinweis auf folgendes Histörchen: „Als Bismarck einst

den chinesischen Gesandten gefragt habe, ob er nicht zugeben müsse, daß die europäischen Völker den Chinesen weit überlegen seien, habe derselbe gesagt: Ja, in vielen Dingen, nur in einem nicht. Auf die Frage: In was? habe der Chinese mit überlegenem Lächeln geantwortet: In der Sittlichkeit." Zu dieser Geschichte möchte ich zunächst bemerken, daß ich sie nicht für wahr halte, denn wohl schwerlich würde ein Chinese so gesprochen haben, auch wenn er es gedacht hätte. Und dann versteht der Chinese unter Sittlichkeit für gewöhnlich etwas ganz anderes als wir. Der Gesandte hätte jedenfalls den chinesischen Ausdruck Li gebraucht; dieser aber bedeutet nicht Sittlichkeit in unserem Sinne, sondern Anstand, Höflichkeit. Die letztere steht bei den Chinesen im Vordergrund, und nach ihren Begriffen von Höflichkeit sind wir allerdings Barbaren. Hätte sich der Mann aber wirklich in der angeführten Weise geäußert, dann müßte das einem Kenner chinesischer Verhältnisse als unerhörte Anmaßung, ja geradezu als Frechheit erscheinen. Denn wie dürfte ein chinesischer Beamter, dem Pflichttreue und Recht, Manneswort und Mannesehre meist fremde Begriffe sind, der der schmutzigsten Bestechlichkeit zugänglich ist, der den größten Teil seiner Zeit auf der Opiumpritsche oder in seinem Harem verbringt, es wagen, einer sittlichen Größe wie Bismarck gegenüber — und als solche lebt er auch in der Erinnerung derer, die ihn politisch bekämpften — von der überlegenen Sittlichkeit seiner Rasse zu sprechen! Wie oft wurde ich in China gerade im Blick auf die Beamten an den großen Unterschied erinnert, der zwischen den Chinesen und uns besteht. Welcher Geldgier, Niedertracht, Gemeinheit, Lasterhaftigkeit und Abtötung des Gewissens begegnet man in den chinesischen Beamtenkreisen! Und doch zählen diese Leute zu den Gebildeten und stammen meist aus sogenannten „besseren" Familien. Wie nobel, groß und gewissenhaft steht ihnen gegenüber der europäische Beamte da! Und unsere Eisenbahnangestellten und Schiffsmannschaften — wie treu sind diese auf ihrem Posten! Selbst diejenigen unter ihnen, die mit „Thron und Altar" auf einem gespannten Fuße stehen, würden durchweg eher mit ihrem Zug zu Grunde gehen, oder mit ihrem Fahrzeug in die Tiefe fahren, bevor sie ihrer Pflicht vergäßen. Und dabei würden sie nicht an Lohn oder Ruhm denken, sie würden überhaupt nicht viel denken, denn es ist für sie etwas ganz Selbst-

verständliches so zu handeln. Solche Gesinnung ist bei den Chinesen rar, wenn sie überhaupt gefunden wird.

Ich möchte, was die *sittliche* Seite der *Chinesen* betrifft, dem soeben und an einer früheren Stelle Gesagten hier noch die Worte eines Mannes folgen lassen, der nicht nur der unbestritten beste Kenner, sondern auch einer der warmherzigsten Freunde des chinesischen Volkes war. Es ist dies der am 26. September 1899 in Tsingtau verstorbene Missionar D. Ernst *Faber*. Nach 35jähriger Tätigkeit in China, nicht lange vor seinem Tode, äußerte er sich wie folgt: „Die Moralität der Chinesen steht tief, da den Männern volle sexuelle Freiheit erlaubt ist. Opiumgenuß, Spielsucht, Lug und Trug, obschon als Laster erkannt, gelten nicht als Schande. Die Erziehung besteht hauptsächlich in veralteter Buchgelehrsamkeit und Phrase, nicht in Anleitung zum Selbstdenken und Forschen. Höflichkeit ist allgemein verbreitet, doch sind Gemeinheit, Rachsucht, Grausamkeit, Hochmut und andere Laster zu oft dahinter versteckt. Reinheit des Herzens und Demut der Gesinnung gehören zu den größten Seltenheiten, man könnte zweifeln, ob sie überhaupt bei heidnischen Chinesen zu finden sind."*)

Dieser tiefe Stand der Sittlichkeit ist nicht in letzter Linie auf das Fehlen des *Familienlebens* zurückzuführen. Der Chinese erblickt in seiner Frau nicht seine Gefährtin, Freundin, sondern nur die Mutter seiner Kinder, seine Magd, die er um Geld kauft, nicht selten auch wieder verkauft. Ein geistiges Band besteht zwischen den Ehegatten kaum. Der Verkehr zwischen Eltern und Kindern ist förmlich, steif, nicht vertraulich und herzlich. Man rühmt vielfach die „kindliche Liebe" der Chinesen, indes auch hier steht, wie so oft bei diesem Volk, die Praxis in einem schreienden Gegensatz zur Theorie. Nach Konfuzius soll die Aufführung der Kinder so sein, „daß die Eltern keinen andern Kummer haben, als über deren Krankheit," auch sollen die Söhne „so lange die Eltern leben, nicht in die Ferne wandern." Trotzdem gehen alljährlich Tausende junger Chinesen ins Ausland gegen den Willen und ohne Vorwissen ihrer Eltern und lassen diese in Armut und

---

*) D. Ernst Faber, „Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China." S. 9.

Einsamkeit zurück. Andere, und ihre Zahl ist Legion, bringen Vater und Mutter durch Spiel und Opiumrauchen in Schulden und ins Unglück. Auch Fälle von Widersetzlichkeit gegen die Eltern, von Vernachlässigung, ja Mißhandlung derselben, sind in China durchaus nichts Ungewöhnliches. Es wäre auch mehr als merkwürdig, wenn China in Bezug auf obige Tugend tatsächlich das Musterland wäre, als das es so oft gepriesen wird. Denn wie sollte bei den Chinesen große Ehrfurcht gegen die Eltern vorhanden sein, wo doch von Erziehung und von einem Familienleben bei ihnen so gut wie nicht geredet werden kann! — Nie wird auch in China ein Vater mit seiner Tochter (freundschaftlich) reden; dasselbe gilt von herangewachsenen Brüdern ihren Schwestern gegenüber. Gemeinsame Spaziergänge der Familienglieder, gemütliches Zusammensitzen im Wohnzimmer, Vorlesen, Musizieren, gemeinsame Spiele 2c. — alles das kennt der Chinese nicht. Nimmt man nun die Stellung der Frau als Gradmesser für den sittlichen Stand eines Volkes, und zieht man ferner den Mangel des Familienlebens (was verdanken wir doch diesem!) in Betracht, dann kann das Urteil über die Sittlichkeit der Chinesen nichts weniger als günstig lauten.

Doch, wie sieht es in dieser Beziehung bei den Japanern aus? Die Ansichten über diese widersprechen sich. Die einen heben es rühmend hervor, daß sie Glaubens- und Gewissensfreiheit haben, die Feinde human und mit Courtoisie behandeln, so namentlich bei der Übergabe von Port Arthur, daß sie maßvoll seien in der Politik 2c. Ich kenne die Japaner nicht genügend, um hier kompetent zu sein, wennschon ich sagen kann, daß ich seit Jahren mit viel Interesse die Vorgänge in Japan verfolgt habe. Ich möchte jedoch zunächst das fragen: Woher haben die Japaner diese Tugenden? Sind sie etwa japanisch? Durchaus nicht; sie haben dieselben vielmehr, was ihnen selbst wohl kaum klar ist, vom Baume des Christentums gepflückt. Des weiteren möchte ich daran erinnern, daß es ein unglückliches Zusammentreffen ist, daß im russisch-japanischen Kriege eines der rückständigsten christlichen Völker der weitest fortgeschrittenen nichtchristlichen Nation gegenübersteht. Unwillkürlich ist man da geneigt, zugunsten der letzteren sein Urteil abzugeben. Indes mir scheint so viel festzustehen, daß im Verhalten der Japaner vieles auf Berechnung und Ehr-

geiz zurückzuführen ist: Sie wollen um jeden Preis den Beweis kultureller Gleichwertigkeit mit den europäisch-amerikanischen Völkern erbringen. Von diesen anerkannt zu werden, darauf ist ihr ganzes Streben gerichtet. Ein guter Kenner der Japaner bemerkt zu dieser Frage: „Bei seinem Tun und Handeln fragt er (der Japaner) nicht so sehr nach den ewigen Gesetzen der Moral, als nach dem Urteil der Welt. Die ganze Kulturwut der letzten Jahrzehnte erklärt sich zum Teil aus seinem Ehrgeiz, vor den Augen der Welt bestehen und den Vergleich mit Europa aushalten zu können. Humane Anwandlungen, wie die menschliche Behandlung der Kriegsgefangenen, sind weniger auf einen tiefen sittlichen Kern zurückzuführen, als vielmehr auf die Frage: Was würde Europa dazu sagen, wenn wir es anders machten! Man muß vorsichtig sein, ihm solches als moralisches Verdienst anzurechnen: es ist in vielen Fällen nichts anderes als Tünche, schöner Anstrich, um die Augen der Beschauer zu bestechen, nichts anderes als äußerliche Anpassung."*) Und so wird man auch hier an den Ausspruch eines bekannten Kirchenvaters erinnert, wonach die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster sind. Daß es übrigens mit der Religionsfreiheit in Japan nicht so weit her ist, geht aus einer Bemerkung des „Ostasiat. Lloyd" hervor, wonach in den Missionsschulen Religions-Unterricht erteilt werden kann, weil und nur so lange ein Gesetz vom Jahre 1898 nicht ganz durchgeführt wird.

Während nun von einer Seite den Japanern über Gebühr Lob gespendet wird, weisen andere darauf hin, und gewiß mit Recht, daß Japan in seinen Massen nicht so der westlichen Kultur und Gesittung erschlossen sei, wie vielfach angenommen werde. Seine Richter seien auch heute noch bestechlich und parteiisch, namentlich zum Nachteile des Ausländers, da sie unfähig seien, den Gedanken der ausgleichenden Gerechtigkeit zu fassen. Den Kaufleuten wird vorgeworfen, sie seien unzuverlässig und wortbrüchig, so daß der Europäer und Amerikaner es viel lieber mit dem chinesischen als dem japanischen Kaufmann zu tun habe. Im Handel und in der Industrie, wird versichert, kümmere man sich in Japan nicht um Patent- und Markenschutz, und die Unsittlich-

*) Carl Munzinger, Japan und die Japaner, S. 62.

keit trete viel schamloser auf als z. B. in China. Auch der maßlose Dünkel und Ehrgeiz der Japaner wird getadelt.

Auf diese kurze, auf übereinstimmenden Äußerungen beruhende Charakterisierung der Japaner, lasse ich noch folgen, was Jakob Ernst in einem Aufsatz über sie sagt. Er führt in demselben unter anderem folgendes aus: „... Ebensowenig ist für die Pflege und Förderung unserer sittlichen Ideale von der heidnischen Selbstsucht und persönlichen Richtung dieses Volkes (der Japaner) zu erwarten, das nur im Hassen stark ist, die Liebe aber mißachtet und im Nächsten nur den Mitbewerber sieht, der beseitigt werden muß. Mehr als irgend eine andere Nation der Gegenwart erinnert es gerade durch diesen Zug seines Wesens an die Römer, die auch nur sich kannten und niemanden sonst gelten ließen ... Alles Nichtjapanische ist den Japanern nur Gegenstand der Ausbeutung, nicht der lebendigen Teilnahme an dem Geschick einer fremden Menschenseele, für deren Wohl und Weh sich der Christ mehr oder weniger verantwortlich fühlt. Von ihnen ist deshalb, wenn nicht alles trügt, nichts anderes zu erwarten, als offene oder je nach Umständen auch verkleidete Gewalt zur Erreichung einseitig politischer oder wirtschaftlicher Zwecke. Das würde die Vorherrschaft Japans bedeuten — nichts mehr."*) Auch Franz Woas, der eingehende Studien über die Sitten und den Charakter der kleinen, gelben Inselbewohner gemacht hat, faßt sein Urteil über diese dahin zusammen: „In Europa herrschen in Bezug auf die Japaner noch ziemlich irrtümliche Anschauungen und man schätzt sie kulturell zu hoch ein. Der japanische Kaufmann ist geschäftlich äußerst unzuverlässig; wohl kaum wo anders wird so viel Schleuderware umgesetzt und so starker unlauterer Wettbewerb getrieben. Verschlagenheit ist ein Hauptzug des Volkes, der sich unter freundlichem Entgegenkommen dem Fremden gegenüber verbirgt. Die gerühmte Tapferkeit der Soldaten ist in der Hauptsache sklavischer Gehorsam. Es ist auch nicht richtig, daß der Japaner die Deutschen liebt; das Volk hat viel von Deutschland gelernt, ist aber trotzdem im Innersten deutschfeindlich gesinnt." **)

So dürfen wir also bei aller Gerechtigkeit, die wir der

---

*) Zeitfragen des christl. Volkslebens. Bd. XXIX. Heft 7, S. 42.
**) Frankf. Gen.-Anz. Nr. 18, 1905.

gelben Rasse widerfahren lassen wollen, und bei aller Liebe, die wir als Christen auch für sie empfinden, es dennoch ruhig aussprechen, daß die christlichen Völker sittlich durchaus höher stehen als die Chinesen und Japaner. Daß es bei uns unrühmliche und bei jenen rühmliche Ausnahmen von der Regel gibt, ändert an dieser Tatsache nichts. Das Gepräge des Ganzen wird durch kleine Abweichungen nicht umgestoßen. Zu diesem Schluß kommt auch der bekannte Japaner Kanso Utschimura. Nachdem er in seinen Bekenntnissen „Wie ich ein Christ wurde“ auf die Lichtpunkte im Heidentum hingewiesen, und diesen die dunklen Schatten, die Nachtseiten in der Christenheit gegenübergestellt, bekennt er doch auf Seite 116 ff.: „Wir (Heiden) wissen von Großen und Reichen, die Millionen zusammengescharrt und dann an Tempel geschenkt haben, die die Armen gespeist haben, um sich ihre eigene Zukunft zu sichern, aber Männer wie Georg Peabody und Stephan Girard, die zusammengespart haben um zu geben, und denen das Geben eine Freude war, findet man bei den Heiden nicht . . . Ja, ich kann's mit Wahrheit sagen: Gute Menschen habe ich nur in der Christenheit gesehen. Tapfere, ehrliche, rechtschaffene Menschen gibt's auch im Heidentum, aber zu guten Menschen kann uns, wie ich glaube, nur die Religion Jesu Christi machen. Der Christ ist eine einzigartige Gestalt in dieser Welt, unbeschreiblich schön, edel und liebenswert.“ Kanso Utschimura rühmt ferner die Macht, welche in der Christenheit die Guten über die Bösen haben, er hebt hervor das nationale Gewissen der christlichen Völker, das gewisse Übelstände rügt und oft mit elementarer Gewalt die Einzelnen zwingt, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Das Heidentum kennt etwas Ähnliches nicht.

Doch nicht nur in ethischer, sondern auch in kultureller (technischer) Hinsicht gebührt den christlichen Nationen, der weißen Rasse, der Vorrang vor der gelben Rasse. Wer schon in überseeischen Ländern gewesen ist und Gelegenheit hatte, Vergleiche anzustellen zwischen fremder und europäischer Kultur, der ist bei aller Anerkennung dessen, was gewisse Völker leisten, dennoch gezwungen, der christlichen Kultur die Priorität zuzuerkennen. Besonders überwältigend wirken da Riesenwerke europäischen Könnens und Schaffens, wie der Suezkanal, der zwei Welten mit einander verbindet, die großen

Stauwerke am obern Nil, mittelst deren ein Gebiet bewässert und der Kultur erschlossen werden kann, das Ägypten um ein ganz Beträchtliches vergrößern wird; ferner die Felseninsel Hongkong, die noch vor 60 Jahren ein Schlupfwinkel chinesischer Piraten war, heute aber eines der größten Handelszentren der Welt bildet und üppige, tropische Vegetation aufweist. Ich erwähne weiter die überraschenden Schöpfungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik, die großen Eisenbahnen, die ganze Erdteile durchqueren, dann jene schwimmenden Paläste und Festungen auf den weiten Meeren, denen gegenüber die Fahrzeuge der Naturvölker sowohl, wie auch der großen Kulturvölker Asiens, sich wie Kinderspielzeug ausnehmen. Überhaupt ist das Verhältnis der farbigen Rassen zu der weißen Rasse vielfach das von naiven, unwissenden Kindern gegenüber denkenden, schaffenden Erwachsenen. Die Chinesen und Japaner darf man nun freilich nicht in eine Linie stellen mit Negern und Malayen. Die ersteren, die Chinesen, sind, wie wir gesehen haben, ausgezeichnete Rechner, auch geschickt und praktisch. Ihre japanischen Brüder zeigen sich sogar als die gelehrigsten Schüler, die die Welt jemals gesehen, als unvergleichliche Nachahmer — *aber beide sind keine Schöpfer und Erfinder*. Und wenn die Japaner jetzt die Welt in Erstaunen setzen durch ihre militärischen Leistungen, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese Leute von altersher ein kriegerischer Geist beseelt, und daß Patriotismus sozusagen ihr einziges Ideal ist. So haben sie ihre ganze Energie und ihren ganzen Ehrgeiz hauptsächlich in den Dienst des modernen Militarismus gestellt, und daher einem unvorbereiteten und in seinen Führern wenigstens untüchtigerem Feinde gegenüber Großes erreicht. Auf anderen Gebieten steht es in Japan weniger glänzend.

Wenn wir uns nach dem in Vorstehendem Gesagten nun nochmals die Frage vorlegen, welcher der beiden Rassen, der weißen oder der gelben, das entscheidende Wort im Rate der Völker zustehe, dann werden wir auch keinen Augenblick zögern, für die weißen Nationen zu stimmen. Die höhere Sittlichkeit und die größere kulturelle Tüchtigkeit muß unbedingt ihnen zuerkannt werden. Dies allerdings nicht „um ihrer weißen Haut willen," sondern weil sie *christliche* Völker sind, mehr oder weniger durchdrungen von den Gedanken und dem Geiste Jesu.

Und diese unsere „heiligsten Güter“, unsere Sittlichkeit und unsere Kultur, auch unsern Christenglauben, haben wir zu „wahren“. Wir dürfen die führende Stellung unter den Völkern nicht an eine Rasse abgeben, die sich in ihrer Gesamtheit nur von egoistischen Motiven leiten läßt und dem Guten und Idealen kühl, wenn nicht feindlich gegenübersteht. Ja, wenn bloß materielle Interessen auf dem Spiele ständen, dann würde die „gelbe Gefahr“ vielleicht weniger unsere Besorgnis erregen, da es sich dabei aber um unsere „heiligsten Güter“ handelt, so haben wir auch die heilige Pflicht, diese zu hüten und zu schützen. Denn das Bewußtsein ihrer moralischen und kulturellen Überlegenheit darf die christlichen Nationen allerdings nicht dazu verleiten, die andern Völker als quantité négligeable zu behandeln und sich über sie zu erheben, vielmehr soll dies das Verantwortlichkeitsgefühl bei ihnen wecken und sie an die aus ihrer primären Stellung erwachsende hohe Verpflichtung erinnern, einerseits das von den Vätern ererbte teure Gut zu „erwerben, um es zu besitzen,“ andererseits dasselbe auf das treueste zu hüten und zu verteidigen.

Es könnte nun jemand einwenden: „Wenn aber doch die weiße Rasse in Bezug auf Sittlichkeit und Kultur der gelben Rasse überlegen ist, dann kann die Gefahr von seiten der letzteren so groß nicht sein, man kann es daher ruhig auf den sog. „freien Wettbewerb“ ankommen lassen.“ Hierauf ist zu erwidern, daß in dieser Welt leider das Gute nicht immer siegt über das Schlechte, und daß auch der Tüchtige oft dem schlauen und durchtriebenen Gegner unterliegt. Auf der Grundlage des „freien Wettbewerbs“ verloren die Buren ihre Selbständigkeit. Durch den „freien Wettbewerb“ vernichten die großen Bazare und Warenhäuser den Kleinhandel. Auf demselben Boden vergewaltigen Parlamentsmehrheiten die Minorität, triumphieren skrupellose „Wahlmacher“ über den treuen, wackeren Bürger. Im „freien Wettbewerb“ zerreißt auch der Wolf das Lamm. Nein — der „freie Wettbewerb“ ist nur da möglich und zu empfehlen, wo in der Hauptsache wenigstens auf beiden Seiten dieselben Waffen und die gleiche Kampfesweise zur Anwendung kommen, sonst wird er zum „unlauteren Wettbewerb“. Und zwischen weißer und gelber Rasse ist allen Voraussetzungen nach nur der letztere denkbar. Die christlichen Völker werden es in den Chinesen und Japanern mit

einem unehrlichen, listigen, verschlagenen Gegner zu tun haben, der, ohne sich lange zu besinnen, auch der unerlaubtesten Mittel sich bedient, um sein Ziel zu erreichen. Es wird nicht ein loyaler Wettkampf sein, bei dem man sich Auge in Auge, und Brust an Brust gegenübersteht, mit den gleichen Waffen und der ehrlichen Absicht, in offenem Ringen seine Kraft und Geschicklichkeit zu erproben, sondern der Kampf wird das Bild zeigen, wie ein gewandter, hinterlistiger Feind seinen arglosen, unbeholfenen Gegner beschleicht! So kann der „freie Wettbewerb" zwischen der weißen und gelben Rasse nur zu einer Niederlage der ersteren führen. Der oben erwähnte wachsende Einfluß der Japaner in Schantung ist ein sprechender Beweis hierfür. Ein Artikel in der „Deutschen Warte" betont auch mit Nachdruck: „Die (ungünstigen) wirtschaftlichen Verhältnisse in dem deutschen Pachtgebiet sind entstanden durch das Prinzip des freien Wettbewerbs, das hier aufrecht erhalten wird."

Es ist nun unrichtig, wenn man aus dieser Tatsache die Folgerung ableiten will: „Ja, wenn dem wirklich so ist, wenn die „gelbe Gefahr" wirklich so groß und unabwendbar ist, wie hier dargestellt wird, dann ist dies nur ein weiterer Beweis für die große Überlegenheit der mongolischen Rasse über uns." Gewiß ist uns diese überlegen, wie auch schon der erste Teil dieses Aufsatzes dargetan hat, indes es gibt eben verschiedene Arten von Überlegenheit: Rohe Gewalt, kalter Egoismus, physische Zähigkeit, katzenartige Gewandtheit, die Überzahl, „dämonische" Schlauheit, Gewissenlosigkeit, Gemeinheit — das alles kann sich als „Überlegenheit" fühlbar machen. Doch diese Art von Überlegenheit befähigt und berechtigt nicht zu leitender Stellung in der Völkerwelt! So lange die gelbe Rasse uns keinen andern Beweis von Priorität erbringen kann, müssen wir ihr den Platz an der Spitze der Menschheit streitig machen! Diesen für uns zu behaupten, das ist nicht nur unser Recht, sondern unsere Pflicht. Und weder der Glaube an das souveräne Walten Gottes, noch Gründe der Humanität verbieten uns auf Mittel der Abwehr zu sinnen gegenüber Völkern, von denen nach unserer festen Überzeugung nicht nur unsere Kultur und unsere Moralität bedroht sind, sondern deren Einfluß auf die Welt überhaupt gleichbedeutend wäre mit allgemeinem Niedergang.

Doch, wie sollen wir uns dieser Gefahr erwehren? Der bekannte Engländer Sir Robert Hart, der seit einem Menschenalter in China lebt und einen der höchsten Beamtenposten im Reiche bekleidet, als General-Direktor des Kaiserlichen Seezollamtes, empfiehlt zur Bekämpfung der „gelben Gefahr," an die auch er glaubt, zwei Mittel: entweder die Aufteilung Chinas — er denkt zunächst nur an dieses Land — oder dessen baldige Christianisierung.

Was den ersten Vorschlag betrifft, so glaube ich auch, daß, wenn es gelänge, China aufzuteilen und seine Bewohner gewissermaßen zu entnationalisieren, dies einen entscheidenden Schlag gegen die „gelbe Gefahr" bedeuten würde. Indes die Durchführung dieser Maßregel scheitert einerseits an der „Uneinigkeit der Mächte" und anderseits an dem Widerstand der Chinesen. Der mächtig erwachte Patriotismus der letzteren und das „Chinesentum" sind Mächte, mit denen man wird zu rechnen haben. Und dann lehnt sich gegen ein solches Vorgehen auch unser christliches Gewissen auf. Denn es ist etwas anderes, ein unmündiges Volk unter die Schutzherrschaft einer zivilisierten Macht zu stellen, zwecks Erschließung der Hilfsquellen seines Landes und Förderung seiner Wohlfahrt unter Schonung seiner Eigenart und Nationalität, als wenn ein altes Kulturvolk wie die Chinesen soll auseinandergerissen und geradezu umgebracht werden.

Gegen das erstgenannte Verfahren, daß man nämlich gewisse Naturvölker unter das Protektorat europäischer oder amerikanischer Staaten stellt, wird wohl kaum ein billig denkender Mensch etwas einzuwenden haben, und es ist unrichtig und zeugt von Kurzsichtigkeit, wenn man mit dem Schlagwort „Imperialismus" alle und jegliche überseeischen Bestrebungen der Großmächte schlechtweg verurteilen will. Man vergesse nicht den Dienst, den diese, unbewußt oft und indirekt, auch der Mission leisten. Viele Länder, in denen die letztere heute mit großem Erfolg arbeitet, sind erst durch die politischen und kommerziellen Unternehmungen europäischer Staaten bekannt und zugänglich geworden. Denn schon die Reise nach den Missionsgebieten und dann der Aufenthalt dort sind meist nur mit ihrer Hilfe möglich. Im Jahre 1900 wäre die chinesische Mission, menschlich gesprochen, einfach hinweggefegt worden wie in früheren Jahrhunderten, ohne das Eingreifen der

Mächte. Und wie stünde es um die Missionsarbeit in Palästina, Syrien und Kleinasien, wenn man am goldenen Horn die fremden Konsuln nicht zu fürchten brauchte? Man erhebe nun nicht den Vorwurf, es heiße „Fleisch für seinen Arm halten," so zu reden. Nein, sondern diese Worte hier auszusprechen gebietet mir die Pflicht der Dankbarkeit. Und dann, hat nicht auch ein Großer im Reiche Gottes, Paulus, gelegentlich die Dienste römischer Kolonialbeamten in Anspruch genommen und sich sogar unter den allerhöchsten Schutz eines wenig würdigen Mannes gestellt?

Gewiß, ich kenne den Arm auch, auf den der Missionar in erster Linie sich verlassen muß, auch bin ich keineswegs blind gegen die Gefahren und Hemmnisse, welche aus der Kolonialpolitik der Mission erwachsen können, trotzdem ist es meine feste Überzeugung, daß auch der sog. „Imperialismus" unter die Rubrik fällt: „Dein Reich komme". Oder hat nicht auch Alexander der Große mit seiner Weltpolitik mithelfen müssen „die Zeit zu erfüllen", und haben nicht die römischen Cäsaren mit ihrem Imperialismus den Siegeslauf der „frohen Botschaft" wesentlich beschleunigt?

Und dann dürfen wir im Blick auf die kolonialen Unternehmungen auch das nicht vergessen, was ein bekannter Dichter „the white man's burden" (des weißen Mannes Bürde) nennt. Es ist damit die den christlichen Nationen zufallende Verpflichtung: Gesittung, Gerechtigkeit und Kultur über die ganze Erde zu verbreiten, gemeint. Gewiß, der weiße Mann, d. h. der Christ, hat den farbigen Völkern gegenüber eine Bürde, eine hohe und große Aufgabe; dieselbe zu lösen, *dazu trägt nun zweifellos auch die Kolonialpolitik bei.* An dieser Auffassung ändern nichts die Übergriffe, Gewalttaten, Grausamkeiten und Scheußlichkeiten, welche sich christliche Regierungen sowohl, wie einzelne „Weiße" immer wieder zu schulden kommen lassen. Denn nicht die *christliche Kultur* als solche ist hierfür verantwortlich zu machen, sondern die *unwürdigen Träger* derselben. Jene bringt Segen, wohin immer sie getragen wird. Das haben die keltischen, germanischen und slavischen Völker erfahren dürfen, und das wird sich auch an den Negern, Indianern, Malayen, Indern und Mongolen bewahrheiten.

Daß viel an diesen Völkern gefehlt und gesündigt wurde und zum Teil noch wird, sei also nicht geleugnet. Indes müssen wir auch

daran denken, daß manches, was da als Ungerechtigkeit erscheint, im Grunde genommen doch auch wieder eine Notwendigkeit ist. So war es ein Unrecht, wer wollte es nicht zugeben, den Indianern ihre Jagdgründe wegzunehmen, und doch durfte und konnte man dieser Handvoll Leute die ungeheuren Länderstrecken Amerikas nicht allein überlassen. Die Menschheit von heute kann diese Gebiete nicht entbehren. Es ist unrecht, die Neger und Malayen zu unterjochen, den Chinesen ihre Mauer einzureißen und in ihr Land einzudringen. Und doch kann man am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nicht dulden, daß jene Völker in ihrer Barbarei verharren und ganze Länder und Kontinente sozusagen brach liegen lassen. Auch darf in unserer Zeit ein Reich von der Größe und dem Bodenreichtum Chinas nicht mehr eine abgeschlossene Welt für sich bilden. Die Menschen mehren sich und brauchen Platz; in einigen Ländern gehen gewisse Vorräte aus oder fehlen ganz, während andere Überfluß haben — da muß man sich eben gegenseitig aushelfen, sei es mit Land, sei es mit Landesprodukten. Daß es dann beim Tauschen und Ausgleichen nicht immer gerecht und friedlich zugeht und manchmal auch heißt: „Und folgst du nicht willig, dann brauch' ich Gewalt", können wir nur bedauern. Doch, wenn einer aus Unfähigkeit oder Liederlichkeit sein Feld nicht bestellt und die Früchte an den Bäumen zu Grunde gehen läßt, wo seine Nachbarn zu wenig Land haben und darben, der soll sich nicht wundern und beklagen, wenn er gezwungen wird sein Besitztum an andere abzutreten, die fleißig und geschickt sind, dasselbe zum allgemeinen Besten zu verwalten. Eigentliche Beraubung ist freilich in jedem Falle zu verwerfen, Bevormundung wäre das Richtige. In kleineren Verhältnissen ist diese auch die Regel, und auch in der Weltpolitik kommt sie ja zuweilen zur Anwendung, doch ist sie hier der schwierigen Verhältnisse wegen oft nicht durchführbar. Und so kommt es leider zu Gewalttaten und Ungerechtigkeiten. Ich möchte diese gewiß nicht entschuldigen, ich bin auch kein Anhänger jener bekannten Theorie, die das Evangelium Jesu wohl als bindend für den Einzelnen ansieht, ihm aber keinen Einfluß auf die Staaten-Verwaltung zugestehen will, weil christliche Prinzipien und Staatsraison nicht in Einklang zu bringen seien. Trotzdem kann ich der Entrüstung nicht zustimmen, mit der man in gewissen Kreisen

gegen die kolonialen Bestrebungen der Mächte erfüllt ist, weil ich glaube und es mit eigenen Augen gesehen habe, daß dieselben, wenn man aufs Große und auf die Zukunft blickt, zuletzt doch zum Wohle der betreffenden Völker ausschlagen werden.

Auch für China, um nach der kleinen Abschweifung wieder zu diesem Lande zurückzukehren, wird der „westliche" Einfluß nur heilsam werden, ja, eine Art Bevormundung durch die Großmächte wäre für dieses arme, verrottete Land geradezu zu wünschen. Eine Zerstückelung Chinas dagegen kann, wie gesagt, nie unsere Billigung finden. Einmal aus christlichen und völkerrechtlichen Gründen nicht, und dann, weil der angegebene Zweck, die Bekämpfung der „gelben Gefahr", dadurch ganz doch nicht erreicht würde. Man kann den Chinesen ja schon den Zopf abschneiden, sie auch äußerlich zu Engländern, Amerikanern, Russen, Franzosen und Deutschen „dressieren", aber ihr Herz ändert man damit nicht. Es würde diese Aufteilung noch viel schwierigere Probleme schaffen und den beteiligten Mächten weit größere Sorgen verursachen als z. B. die Teilung Polens.

Darum ist zur Abwehr der „gelben Gefahr" eher dem von anderer Seite empfohlenen Zusammenschluß der weißen Nationen das Wort zu reden. Dieser würde ein mächtiges Bollwerk bilden gegen die gelbe Rasse, doch wird es schwer halten, einen solchen zustande zu bringen. Religiöse, politische, nationale und wirtschaftliche Differenzen werden eine Vereinigung aller christlichen Völker fast zur Unmöglichkeit machen. Welche Schwierigkeiten stellten sich z. B. zur Zeit der China-Wirren einer gemeinsamen Aktion der Mächte entgegen! War man auch dem Namen nach verbündet, so verfolgten doch die meisten der Beteiligten ihre Sonderinteressen. Und selbst angenommen, es werde unter erschwerenderen Umständen einmal wirklich zu einer festen Liga der europäischen und amerikanischen Länder kommen, so würde das die „gelbe Gefahr" noch keineswegs beseitigen, denn auch unsere Gegner würden sich organisieren, vielleicht mit Japan an der Spitze. Welchen Boden dieses schon jetzt in China hat, ist oben gezeigt worden. Aber auch in Korea besitzt es bedeutenden Einfluß, wie aus folgender Zuschrift eines Berliner Blattes hervorgeht: „Die Japaner übernehmen jetzt bereits in Söul und den benachbarten Provinzen auch die Lokalverwaltung. Binnen kurzem werden weitere 1000 Kuli zur Arbeit

an der Eisenbahn herangezogen werden. Die koreanische Regierung liefert für diese Arbeiter Unterkunft. Der Oberbefehlshaber der japanischen Truppen in Korea hat bekannt gemacht, daß die Polizeigewalt in Söul von japanischen Gendarmen ausgeübt wird, und daß die koreanische Gendarmerie keine Polizeigewalt und auch keine Verantwortlichkeit mehr besitzt. Die koreanischen Behörden in Anping haben von den Japanern Befehl erhalten, Vorbereitungen für eine Volkszählung, sowie eine Zählung der Häuser und eine Vermessung der Felder in ihrem Gebiete zu treffen. Die Militärbehörden in Süd-Hamheung haben der Steuerverwaltung befohlen, alle von den Eingeborenen eingezogenen Gelder an die Verwaltung in Kilcha zu schicken."*) Während Japan so in Korea bereits Hoheitsrechte ausübt, besitzt es auch in Siam, auf den Philippinen, in englisch und holländisch Indien, ferner unter den Mongolenstämmen, namentlich den Tschungusen, viele Sympathien. Und da in diesen Gebieten die buddhistische und die islamische Welt sich berühren, so ist die Möglichkeit eines späteren Zusammenstehens beider gegen die europäisch-christlichen Völker gar nicht ausgeschlossen. Eine Niederlage Rußlands würde solche Bestrebungen natürlich erst recht wecken und ihnen wesentlich Vorschub leisten, denn dieses zählt sowohl Buddhisten wie Mohammedaner zu seinen Untertanen, deren Emanzipationsgelüste bei einer Schwächung Rußlands neue Nahrung bekämen. Ueberhaupt würde dadurch das Selbstbewußtsein und der Patriotismus aller nichtchristlichen Völker in geradezu gefahrdrohender Weise zum Erwachen kommen. Schon jetzt schaut die ganze farbige Welt gleichsam mit angehaltenem Atem auf das Ringen in Ostasien, und das Frohlocken über die Erfolge Japans widerhallt vom Gelben Meer bis zum Schwarzen Meer, von der Mündung des Nil bis zum Kapland. Und welche Gefühle schon jetzt gegen den weißen Mann in der Brust aller dieser Leute vorhanden sind, das zeigt die Besorgnis erregende Gärung unter den Kaffern, von der wir in der letzten Zeit lesen konnten, der Herero-Aufstand, der russisch-japanische Krieg, die Haltung der Tschungusen, die Bewegung der Kalmücken im Altaigebiet unter ihrem Propheten Airod, die Boxer-Unruhen, die Erhebung der Philippinos gegen die spanische und amerikanische Herr-

*) „Das Reich", Nr. 12, 1905.

schaft, der Widerstand des sog. „verrückten Mullah", die herausfordernde Haltung der westindischen Negerrepubliken 2c. Auf der ganzen Front der farbigen Völker findet sich große Erbitterung, tiefgehende Feindschaft gegen die „Weißen". Und es ist meine feste Ueberzeugung, daß wir in dem begonnenen Jahrhundert nach dieser Richtung hin merkwürdige Dinge erleben werden. Die Perspektive, die sich uns hier eröffnet, gibt zu denken und darf bei Besprechung der „gelben Gefahr" und ihrer Abwehr nicht außer acht gelassen werden.

Diese Gefahr mit politischen Maßregeln aus dem Wege zu räumen, dürfte also kaum zum Ziele führen. Es müssen vielmehr andere Faktoren zum Kampfe aufgeboten werden. Und da kann nur das von Sir Robert Hart an zweiter Stelle in Vorschlag gebrachte Mittel in Betracht kommen: Die baldige Christianisierung Chinas. Ja, hier können wir mittun; bekämpfen wir die Chinesen und Japaner mit den Waffen des Christentums, dann werden wir sie sicher schlagen! Dies muß aber in zweifacher Weise geschehen: Wir dürfen diese Waffen nicht nur gegen die gelbe Rasse in Gebrauch nehmen, sondern müssen sie auch gegen uns selbst richten. Denn wenn ich oben auf Grund meiner Kenntnis heidnischer Verhältnisse die höhere Sittlichkeit der christlichen Völker betonte, so wollen wir fürs erste nicht vergessen, daß Gott von uns, als dem „Knecht, der seines Herrn Willen weiß", auch mehr verlangt. Wir müssen sittlich höher stehen als die gelbe Rasse! Und dann dürfen wir weiter uns auch keiner Täuschung hingeben über die Zustände in der Christenheit. Wer nach jahrelanger Abwesenheit plötzlich wieder europäischen Boden betritt, dem möchte über dem, was er hier zu sehen und zu hören bekommt, manchmal das Herz bluten. Einerseits ist er ja wohl erstaunt über die gewaltigen Fortschritte, die auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und Lebens gemacht wurden, und er kommt sich fast ein wenig zurückgeblieben vor. Auf der andern Seite dagegen muß er mit Schmerz wahrnehmen, daß die Menschen, derentwegen doch alle diese Verbesserungen und Neuerungen vorgenommen werden, selber nicht besser geworden sind. Ich will es unterlassen, hier näher auf die dunklen und dunkelsten Seiten unseres Volkslebens, auf die große Unsittlichkeit, Trunksucht und die sozialen Mißstände einzutreten, ich

möchte nur auf den poesielosen Materialismus und Mammonismus unserer Tage und die damit zusammenhängende zunehmende Gottentfremdung hinweisen. Nicht nur betrachtet es eine unserer größten politischen Parteien, wenn auch nicht der Theorie, so doch der Praxis nach, als mit ihrem Programm unvereinbar, an einen Gott zu glauben und Christ zu sein, sondern auch in den bürgerlichen Kreisen und der höheren Gesellschaft wird Frömmigkeit immer seltener. Welchen Ausblick in die Zukunft eröffnet es, wenn wir hören, daß in einigen Großstädten 50 Prozent aller Kinder ungetauft bleiben, oder wenn aus Berlin folgendes gemeldet wird: „In manchen Kirchgemeinden werden noch nicht die Hälfte, in anderen nicht ein Drittel, ja nicht einmal ein Viertel aller Leichen von einem Pastor eingesegnet. So wurden im Südosten der Stadt in der Emmausgemeinde nur 658 von 1561 Leichen eingesegnet, im Norden in der Zionsgemeinde nur 488 von 1052, in der Gethsemanegemeinde sogar nur 403 von 1087, im Nordosten in der Samariter-Kirchengemeinde nur 211 von 592, in der Auferstehungs-Kirchengemeinde sogar nur 271 von 1197. In dieser letztgenannten Gemeinde wird noch nicht jede vierte Leiche unter Assistenz eines Pastors beerdigt.“ Eine nicht minder traurige Erscheinung unserer Zeit ist es, wenn, wie es im vorigen Herbst geschah, ein christlicher Professor in einer Versammlung von Gelehrten unter Beifall den Brahmanismus und Buddhismus als dem Christentum in der Hauptsache gleichwertig an die Seite stellt. Wie viel sympathischer, wennschon für uns sehr beschämend, klangen diesem religiösen Synkretismus gegenüber die Worte, welche der Hohepriester der Parsi aus Bombay, in derselben Versammlung aussprach. Mit großer Wärme vertrat der noch junge intelligente Mann die alte Zendreligion, und als man ihn auf die hohe Kultur Europas hinwies, da ging ein schmerzlicher Zug über sein Gesicht und er sagte: „Was hilft euch Christen alle Zivilisation, wenn ihr darüber eure Religion verliert!“ Schon ein kurzes Verweilen in Europa hatte dem Feueranbeter die Ueberzeugung aufgenötigt, daß die hochentwickelten christlichen Völker im Begriffe stehen, ihren Gott auf die Seite zu schieben, und das schien ihm einen Verlust zu bedeuten; und daß sein Empfinden richtig ist, werden wir wohl alle zugeben müssen. All der äußere Fortschritt ist für uns kein Gewinn, wenn wir dabei immer „gottloser“ werden, d. h. immer

mehr „von Gott los“ kommen. Diese Gottentfremdung, wenn sie sich so weiter entwickelt, wird uns schweren Katastrophen entgegentreiben, denen wir uns dann als nicht gewachsen erweisen werden, weil die Wurzeln unserer Kraft eben nur in der Religion liegen können. Haben wir diese verloren, dann sind wir schwach und leicht zu besiegen.

Darum — wollen die christlichen Nationen die gelbe Rasse bekämpfen und die „gelbe Gefahr“ beschwören, dann müssen sie zurückkehren zu ihrem Gott! Und dies aus zwei Gründen:

Einmal, um dadurch das drohende Strafgericht Gottes abzuwenden. Denn hier bin ich mit denjenigen voll und ganz einig, die in der „gelben Gefahr“ den aufgehobenen Finger Gottes erkennen, nur daß ich mich ihrer Resignation nicht anschließen kann, die allen Vorschlägen zur Abwehr dieser Gefahr nur immer die Worte entgegensetzt: „Wie, wenn es Gott gefallen sollte, Asien den Sieg über Europa zu geben, den Heiden den Sieg über die Christen, um diese zu strafen für ihren Abfall — was wollten wir dagegen machen? Wir dürfen Gott nicht vorgreifen und ihm nichts vorschreiben.“ Gewiß können wir etwas dagegen machen, Gott selbst gibt uns das Mittel an, durch das wir das von Ostasien herannahende Unheil abwenden können; denn was er im Blick auf das alte Israel sagte, gilt auch uns: „Ob sie vielleicht hören wollen, und sich bekehren, ein jeglicher von seinem bösen Wesen, damit mich auch reuen möchte das Uebel, das ich gedenke ihnen zu tun um ihres bösen Wandels willen“ (Jerem. 26, 3). Hätten die Juden damals diese Mahnworte des Propheten beherzigt und wäre es bei ihnen zu einer Einkehr und Umkehr gekommen, dann hätten sie nicht nach Babel wandern müssen. Auch die christlichen Völker werden das ihnen von Gott zugedachte Gericht aufhalten, wofern sie nur nicht in ihrer Gottesferne beharren. Sollten sie jedoch auf dem betretenen Wege weiter schreiten, dann ersteht uns vielleicht in den Chinesen und Japanern eine neue „Gottesgeißel“, und diesen Völkern wird dann am „alternden“ Europa dieselbe Aufgabe zufallen, welche die Gothen und Vandalen am alten Rom zu erfüllen hatten. Als die Römer ihren schlichten, strengen Sitten den Rücken kehrten und sich verfeinerten Lebensgenüssen, der Ueppigkeit und Ausschweifungen aller Art ergaben, und vor den Palästen ihrer Im-

peratoren nach panem et circenses (Brot und Spielen) riefen, da mußten die rohen Kräfte jener Germanen-Völker in sinnlosem Walten die römische Kultur zertreten. Die heutige Zeit erinnert in mehr als einer Hinsicht an die Zustände zu Ende des römischen Kaiserreiches. Viele in unserem Volk schreien unter geballter Faust auch nach „Brot“, andere verlangen nach „Spielen“, nach immer neuen Festen und Vergnügungen, wieder andere erstreben beides: „Brot und Spiele“. Nur aufrichtige Sinnesänderung, Umkehr zu Gott, vermag uns vor einem ähnlichen Schicksal, wie dem Roms, zu bewahren. Denn dem Ausspruch des jungen Parsipriesters müssen wir den Nachsatz hinzufügen: „Wenn wir Christen unsere Religion verlieren, dann werden wir auch unsere Zivilisation einbüßen“.

Die Rückkehr zu Gott wird den christlichen Völkern aber auch noch einen andern Dienst leisten: Die Volkskraft wird dadurch gehoben werden und der Volksgeist eine Neubelebung erfahren. Ein edler deutscher Mann, Ernst Moritz Arndt, hat in einer ernsten, schweren Zeit das deutsche Volk auch auf diese wahre Quelle von Manneskraft und Mannesmut hingewiesen. „Wer ist ein Mann?“ fragt er voll heiligen Eifers. Und er gibt selbst die Antwort, indem er fortfährt: „Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut“. Wie hat dieses Gottvertrauen die Kämpfer der Freiheitskriege zu „Männern“ gemacht! Und zu welchen Leistungen hat es damals namentlich das kleine, zertretene Preußenvolk befähigt. Auf dem einfachen Erinnerungsstein, den unsere Väter in der Nähe von Leipzig nach der großen Entscheidungsschlacht von 1813 errichtet haben, stehen die denkwürdigen Worte: „Der Herr ist der rechte Kriegsmann. Herr ist sein Name.“ (2. Mos. 15, 3.) Dieser Kriegsmann, der in jener erhebenden, großen Zeit mitkämpfte, lebt noch, und wenn die christlichen Nationen sich entschließen können, ihn zu ihrem Führer zu wählen und seinen Weisungen zu folgen, dann können sie es getrost wagen, gegen das Drachenbanner und die Flagge der „aufgehenden Sonne“ zu Felde zu ziehen.

Möchten darum die europäisch-amerikanischen Völker nicht erst durch Schaden klug werden, sondern recht bald zur Einsicht kommen; möchten sie alles Nichtchristliche in ihrer Mitte bekämpfen und wieder im rechten Sinn christliche Völker werden, damit Gott sich nicht der gelben Rasse als Zuchtrute bedienen muß. Möchten sie in der Umkehr zu Gott aber auch

Kraft und Mut holen für das bevorstehende Ringen, das sonst für sie einfach zu einem Vernichtungskampf werden wird.

Doch, wir dürfen bei der Bekämpfung der „gelben Gefahr" nicht bei der Defensive stehen bleiben, sondern wir müssen zur Offensive übergehen und die Waffen des Christentums auch gegen unsere Feinde kehren, d. h. die „Völker Europas" (und Amerikas) müssen sich dessen klar bewußt werden, daß sie zur Wahrung ihrer „heiligsten Güter", die von der gelben Rasse gefährdet sind, nicht nach dem Schwerte zu greifen haben, sondern daß der christliche Glaube auch in diesem Sinne der Sieg ist, der die Welt überwindet, auch die chinesisch-japanische Welt. Machen wir darum die Chinesen und Japaner zu Christen, zu unseren Brüdern, übermitteln wir ihnen christliche Gedanken, christliche Begriffe von Recht und Unrecht, richtigen und falschen Werten, von Vertrauen und Liebe, sittlicher Verantwortung, von Idealen — dann brauchen wir sie nicht zu fürchten! Denn diese Art von Erziehung, die christliche Erziehung, ist in der Tat im Stande, die früher erwähnten Gegensätze zwischen den einzelnen Rassen, wenn auch nicht ganz oder auf einmal zu beseitigen, so doch zu mildern. Wie treu hielten z. B. zur Zeit des Boxer-Aufstandes die chinesischen Christen in Peking zu den eingeschlossenen Europäern. Ohne ihre tatkräftige und hingebende Unterstützung hätten diese, nach den Aussprüchen hochstehender Persönlichkeiten, die Belagerung kaum aushalten können.

Gewiß, wenn sich die gelben Völker — wenn auch nur der Hauptsache nach — einmal von christlichen Grundsätzen leiten lassen, dann bilden sie für uns keine Gefahr, und dann kann man es schon eher auf den „freien Wettbewerb" mit ihnen ankommen lassen. Denn auf christlichem Boden findet jeder seine Rechnung; da können selbst kleine Staaten, wie z. B. die Schweiz, inmitten mächtiger Nachbarreiche bestehen und gedeihen.

Und weil nun die Mission in erster Linie in Betracht kommt als Trägerin und Vermittlerin christlicher Ideen an die nichtchristlichen Völker, so sollte vor allem sie aufgeboten werden zum Kampfe gegen die „gelbe Gefahr". Ihre Tätigkeit darf sich aber nicht auf die Evangelisation (Predigt) allein beschränken, sondern sollte auch den Schulunterricht einbegreifen. Dieser ist für die Mission in China und Japan besonders wichtig, da die

gebildeten Stände hier nur durch Schulen, vor allem höhere Schulen, zu erreichen sind. Man hört vielfach sagen, es sei töricht, diesen Völkern mit der westlichen Bildung gleichsam die Waffen in die Hand zu drücken, mit denen sie uns später bekämpfen werden. Indes es ist zu bedenken, daß sich jene diese Waffen werden zu verschaffen wissen, auch wenn die Missionare ihre Hand nicht dazu bieten sollten. Die Amerikaner, Deutschen, Engländer, Franzosen u. a. waren bisher nur zu willig, den Japanern als Lehrmeister zu dienen, so daß diese nicht nur selber schon ganz Tüchtiges gelernt haben, sondern nun bereits daran gehen, den Chinesen ihre Dienste anzubieten. Ja, auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens erstrebt Japan den ausschließlichen Einfluß für China. So wird an der neuen Universität in Peking nur von Chinesen und Japanern unterrichtet. Auch sind heute schon, wie oben bemerkt wurde, Tausende junger Chinesen in japanischen Bildungsanstalten. Sie werden da, noch mehr als sie es schon waren, gegen die Fremden sowohl, wie gegen das Christentum, mit Voreingenommenheit erfüllt. Denn Jung-Japan ist selbstbewußt, kennt auch Herbert Spencer, John Stuart Mill, Häckel und Nietzsche; es erklärt verächtlich und kalt, keinen Sinn und kein Bedürfnis für Religion zu haben. Von ca. 900 japanischen Studenten bekannten sich auf eine Umfrage hin 555 als Atheisten. Im Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft von 1904 findet sich auf Grund dieser Tatsachen folgende beachtenswerte Stelle: „In der Ueberschwemmung Chinas mit japanischen Sendlingen und der geistigen Reformierung Chinas durch Japan liegt eine Gefahr für die Christianisierung Chinas. Denn die japanische Kultur, gleichviel wie hoch oder wie niedrig sie steht, ist eine Kultur ohne Gott, ein modernes, gebildetes Heidentum. Wenn man daher selbst in Missionskreisen in dem gegenwärtigen Kriege Japans mit Rußland den Japanern den Sieg wünscht, so beruht dieser Wunsch auf völliger Unkenntnis der Folgen, welche der Sieg der Japaner für die 400 Millionen Chinas haben muß. Die Intoleranz Rußlands in Glaubenssachen, welche man für das von ihm besetzte chinesische Gebiet befürchtet, ist im Vergleich mit dem weitreichenden Indifferentismus der gelben Rasse das geringere Uebel. Und schließlich ist doch russisches Christentum immerhin noch Christentum, wenn auch ein minderwertiges.“ Also dem anti-christlichen, materialistischen Einfluß Japans entgegen-

zuarbeiten, das ist Pflicht und Aufgabe der Mission. Sie muß es nicht nur zu verhindern suchen, daß derselbe von Japan aus in China eindringt, sondern sie muß ihn auch in ersterem Lande selbst bekämpfen. Und dies kann eben am wirksamsten durch Gründung von Schulen geschehen, durch die sich die Mission ihre Mitwirkung an der Erziehung der gebildeten chinesischen und japanischen Jugend sichern muß. Durch Unterricht in westlichem Wissen wird sie freilich diesen Leuten auch Waffen liefern, doch wird sie sie anleiten zu rechtem Gebrauch derselben.

So bildet die Missionsarbeit den wichtigsten Faktor bei der Bekämpfung der „gelben Gefahr". Denn nicht bloß Liebe und Mitleid zu den Chinesen und Japanern, und der Befehl Jesu: „Machet sie zu meinen Jüngern", gebieten uns, ihnen das Christentum zu bringen, sondern, wie gesagt, auch unsere Lebensinteressen fordern dies. Denn wenn wir ja doch einmal mit der gelben Rasse uns auseinandersetzen müssen, dann liegt es gewiß in unserem Interesse, daß wir es dann mit Christen zu tun haben, und nicht mit jenen Unmenschen, die wir vom Boxeraufstand her noch in erschreckender Erinnerung haben. Auf Grund dieser Erkenntnis schrieb kürzlich auch ein deutscher Missionar aus China: „Die christlichen Nationen sollten jetzt mit allem Nachdruck die Christianisierung Chinas in die Hand nehmen. Hier steht ein Volk von über 400 Millionen, das im Begriffe ist, aufzuwachen und gleich einem gewaltigen Strom über seine Ufer zu treten. Was bedeuten gegen diese Menschenwogen jene aussterbenden Völklein auf den Inseln der Meere, jene kleinen Stämme Afrikas und anderer Länder. Diese haben wenig mitzusprechen in der Weltgeschichte, dagegen werden jene gelben Massen vielleicht einmal der Menschheit den Stempel aufdrücken. Wohl ist ja richtig, daß in Gottes Augen ein Neger so viel gilt, als ein Chinese und Japaner, indes es gibt auch in der Mission und im Reiche Gottes strategisch wichtige Punkte, die vor allem besetzt und in Angriff genommen werden sollten."

Es ist zu bedauern, daß die Wichtigkeit und Bedeutung der Mission von vielen noch so wenig erkannt wird. Das evangelische Deutschland bringt für diese pro Jahr und Kopf ca. 6 Pfg. auf, während für Getränke (Wein, Bier und Branntwein) nach der Statistik von 1895 für ganz Deutschland Mk. 52.— auf die

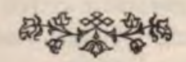
Person entfallen (in der Schweiz, nach den Angaben von Prof. Dr. Hercod in Lausanne vom Jahre 1903, sogar Fr. 106.18). Dazu kommen noch die Ausgaben für Tabak, für Luxus und Vergnügungen, welche ebenfalls eine ganz beträchtliche Summe ergeben. Und für die Mission hat man einige Pfennige übrig!

Möchten die christlichen Völker erwachen und sich ihrer Missions*pflicht* immer mehr bewußt werden. Möchte man aber auch mit Ernst die Bekämpfung jener *Gegenmission*, die seitens so mancher Namenchristen unter den nichtchristlichen Völkern getrieben wird, in die Hand nehmen. In zahlreichen Fällen sind die Eingeborenen, auch Chinesen und Japaner, Zuschauer und Werkzeuge der widerlichsten Vorgänge; bis in die späte Mitternacht hinein haben sie da oft die Herren Europäer bei ihren Gelagen zu bedienen. Aus einigen Hafenplätzen an der Ostküste von Hinterindien wird sogar gemeldet, daß sich manche der jungen Leute bereits nicht mehr mit den gewöhnlichen Ausschweifungen begnügen, sondern feine Opiumsalons sind dort auch für den „Weißen" eingerichtet, und schon wird von diesen das Laster des Opiumsrauchens auch nach Europa eingeschleppt! Und auch hier werden die Diener, meist Chinesen, zur Hilfeleistung aufgeboten. Dabei ist die Behandlung der letzteren oft eben so roh als ungerecht. Ohrfeigen und Fußtritte sind der eingeborenen Bevölkerung gegenüber nicht selten an der Tagesordnung. Im vorigen Frühjahr fuhr ein chinesischer Küstendampfer nach einem der südlichen Vertragshäfen. Unterwegs winkte der etwas angetrunkene Kapitän, ein Franzose, einen jungen, gutgekleideten Chinesen, der mit einigen anderen Passagieren in seiner Nähe stand, zu sich heran und versetzte diesem plötzlich eine so heftige Ohrfeige, daß er taumelte. Und das ohne allen Grund, nur so „zum Spaß", zum Zeitvertreib! Nun ist zu bedenken, daß der Chinese gerade das Geschlagenwerden als die größte Erniedrigung, als tiefe Schmach empfindet, die unter allen Umständen gerächt werden muß. Eine heiße Blutwelle schoß auch dem jungen Mann ins Gesicht, tief empört ging er weg, er hatte sein „Gesicht" (Ansehen) verloren, aber wie sollte er dem Europäer gegenüber sein Recht finden! Tiefer Haß, glühende Rachsucht grub sich in seine Brust ein, Haß gegen *alle* Fremden.

„Das Gewissen regiert die Welt", hat einer gesagt. Wenn dieser Ausspruch wahr werden soll, dann muß sich die Christenheit

noch weit mehr als bisher aufraffen, um an den Heiden, auch an den gelben Völkern, ihre Pflicht zu tun. Viel Unrecht ist hier gut zu machen! Oder sollen vielleicht jene verkommenen, gewissenlosen Menschen auch ferner die Vertreter unseres Christenglaubens in den überseeischen Ländern bleiben? Wollen wir nicht vielmehr diesen Völkern, vor allen den 500 Millionen intelligenter, aufstrebender, lernender Chinesen und Japaner, den Beweis erbringen, daß es in den christlichen Landen auch noch andere Leute gibt, Männer und Frauen, die nicht dem Materialismus huldigen, die noch Ideale haben, die sich noch begeistern für alles Schöne, Große, Edle und Reine, in deren Brust selbstlose Liebe wohnt, und die wahre und treue Anhänger der „Jesus-Religion" sind? Es gibt bei uns noch viele ausgezeichnete Männer — möchten Freiwillige vortreten und hinausziehen in den heiligen Krieg nach China und Japan; es ist auch noch viel Geld vorhanden — möchte es flüssig werden für diesen hehren Zweck!

Also nicht mit Kanonen und Gewehren, mit Schwert und Bajonnett, werden und wollen wir uns der „gelben Gefahr" erwehren, sondern wir müssen uns für den bevorstehenden Kampf rüsten, indem wir als Völker zurückkehren zu unserem Gott, damit er uns wieder gnädig sein, uns tüchtig machen, unseren Mut beleben, und im Notfalle auch unsern Arm stärken kann. Vor allem aber wollen wir versuchen, die gelben Völker Asiens auf friedlichem Wege zu besiegen mit den Waffen der Liebe, dadurch, daß wir sie zu Brüdern, zu Jüngern Jesu machen. Und indem wir so einerseits die Regeneration der christlichen Völker anstreben und anderseits an der Erneuerung der chinesisch-japanischen Welt mitarbeiten, werden wir jene Zeit herbeiführen, da auch im Verkehr zwischen weißer und gelber Rasse „Gerechtigkeit und Friede sich küssen".



Die indische Mission der „Evangelischen Vaterlandsstiftung“ in Stockholm.

Von P. E. Berlin.

(Schluß)

Für die Pflege der gesammelten Gemeinde und für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden haben die eingeborenen Gehilfen eine ganz besondere Bedeutung. Wie die schwedischen Missionare von Anfang an auf die Gewinnung von solchen bedacht gewesen sind und ihr von heimischen Missionsfreunden angegriffenes Schulwesen auch damit verteidigt haben, daß sie es als Pflanzstätten für eingeborene Gehilfen darstellten, ist bereits im 1. Abschnitt erwähnt worden. Je weiter sich die Mission ausdehnte, desto mehr ergab sich die Notwendigkeit, für indische Gehilfen zu sorgen. Die Schwierigkeit, für die Schulen taugliche Lehrer zu gewinnen, die teils die Entwickelung des Schulwesens aufhielt, teils zur Anstellung von heidnischen Lehrern noch in den letzten Jahren nötigte, gebot nachdrücklich, eingeborene Gehilfen auszubilden, und zwar nicht bloß gelegentlich, durch praktische Einführung von geeigneten Persönlichkeiten in den Missionsdienst, sondern grundsätzlich und regelmäßig. Eine Anzahl von Gehilfen, die z. T. in andern Missionen ausgebildet waren, haben lange Jahre mit Treue und Erfolg gearbeitet, und man findet manches Lob über sie in den Berichten der Missionare, ohne daß diese freilich gegen ihre Mängel blind wären. Aber es war ihnen wünschenswert, diese Männer aus ihrer eigenen Mission zu nehmen, und so war denn schon früher der Wunsch entstanden, ein eigenes Seminar zur Ausbildung von Missionsgehilfen aus den am besten veranlagten Zöglingen der Kinderheime zu erhalten. Im Jahr 1898 trat man diesem Gedanken näher. Der in diesem Jahre auf das Missionsfeld zurückkehrende Missionar O. Valentin, ein Mann, der durch seine Kenntnis der heiligen Schriften Indiens

und durch sein bedeutendes sprachliches Verständnis dazu besonders geeignet schien*), sollte die Leitung übernehmen. Aber nachdem er auf der Ausreise nach Indien seine Gattin verloren hatte, starb er selbst in Mussore unerwartet am typhösen Fieber am 24. April 1899. Nun wurde die Leitung des beabsichtigten Seminars dem Missionar Danielsson übertragen und das Seminar auf dessen Station Chindwara errichtet. Danielsson, geb. 1849, ausgesandt 1877, ist einer der zuerst ausgesandten Missionare und 1890 während eines Aufenthaltes in Schweden ordiniert worden. Er hat sich besonders mit literarischen Arbeiten beschäftigt und vielerlei ins Hindi übersetzt: den kleinen und großen Katechismus Luthers, erbauliche Schriften von Rosenius u. a., eine Kirchengeschichte, eine Glaubenslehre und andere theologische Schriften; er hat auch eigene erbauliche Schriften und Traktate herausgegeben, die in Indien von verschiedenen Traktatgesellschaften gedruckt und verbreitet worden sind, so daß man sagen kann: Die literarischen Mittel der schwedischen Mission sind sein Werk**). Seine Vorträge für gebildete Heiden sind bereits erwähnt worden. Daneben besitzt er aber auch praktische Begabung, die ihn befähigte, in der Notzeit in einem Notstandsausschuß eine Stellung zu übernehmen. Er ist zur Zeit Konferenzvorsteher. Die Aufgabe des Seminars ist, Lehrer und Evangelisten oder Katecheten auszubilden; die Ausbildung zum Lehrer sollte die Vorstufe für die Ausbildung zum Evangelisten sein. So ergeben sich zwei Abteilungen, die in einzelnen Gegenständen gemeinsam unterrichtet werden. Der Lehrplan umfaßt Hindi und Urdu und behandelt auch die indische Literatur, um die Zöglinge zu befähigen, die indischen religiösen Lehren zu verstehen und unter dem Lichte des Evangeliums zu würdigen, ferner Bibelstudium, Kirchengeschichte, Dogmatik und praktische Uebungen im Unterrichten und Predigen. Auch ist dafür gesorgt, daß die Zöglinge durch ihr mehrjähriges Studium der praktischen Missionsarbeit nicht entfremdet werden. 1899 wurde das Seminar in einem stattlichen Gebäude eröffnet mit 3 Zöglingen in der Lehrer- und 7 in der Evangelistenabteilung. Danielsson hatte zu seinem Bei-

---

*) Er hat herausgegeben „Shaddar caneshu. Prolegomena till den ind. orthod. filosofien.“ Stockholm. 186 S. 3 Kr.

**) Eine besondere Literatur in Gondi ist nicht vorhanden.

stande den Katecheten Salomon K. Salve, dessen Art zu unterrichten seinen Beifall fand. Im April 1903 wurde die Schlußprüfung gehalten und — einige Personalveränderungen waren eingetreten — 8 Lehrer und 4 Evangelisten konnten nun an den ihnen angewiesenen Orten in — hoffentlich segensreiche — Tätigkeit treten. Am 15. Juni 1903 begann ein neuer Kursus, an dem 9 Evangelisten teilnehmen, von denen ein junger Gond als der begabteste bezeichnet wird. Leider hat Danielsson eines Augenleidens wegen den Unterricht nicht weiter erteilen können; statt seiner hat ihn Missionar Lindquist übernommen.

Von den Tagen der Apostel an hat es in der christlichen Gemeinde immer als eine notwendige Lebensäußerung gegolten, der Armen, der Kranken, der Verlassenen sich anzunehmen. Auch die schwedische Mission in Indien hat hierauf ein besonderes Augenmerk gerichtet — das hat sich schon bei der Darstellung der Notjahre gezeigt. Aber auch ohne daß besondere Notzeiten vorliegen, gibt es doch in Indien allezeit viel Not, verschuldete und unverschuldete, und Armenpflege muß darum allezeit geübt werden. Blinde, die von ihren Angehörigen verstoßen sind, weil sie durch Annahme von Gaben aus allerlei Händen ihre Kaste gebrochen haben, Arbeitsunfähige, alte Mütterchen pflegt Frau Karlsson in Betul; 1902 hatte sie 13 solcher Pfleglinge auf der Station — am liebsten möchte sie ein Asyl für solche anlegen! Ueberaus viel Gelegenheit findet sich zur Krankenpflege. In den Jahresberichten bildet, wenigstens in den Bezirken von Betul und Chindwara, die Krankenpflege eine stehende Rubrik. Die Missionare mit ihren Frauen haben sie mit hingebendem Eifer geleitet (Frau Iwar in Nimpani rieb sich damit so auf, daß sie aufhören mußte), auch die Senanamissionarinnen, teils auf ihren Stationen, teils bei ihren Dorfreisen. Die Krankenpflege, sagt eine von ihnen, und das Unterrichten, das sind die beiden Türen, durch welche der Weg zur indischen Frauenwelt führt. Auch die von den „Freundinnen der Senanamission“ übernommene Unterhaltung der Tochter eines Katecheten in Betul zur ärztlichen Ausbildung in Agra liegt auf dieser Linie. Von den Senanamissionarinnen sind mehrere zur besonderen Dienstleistung bei den verheirateten Frauen ausgebildet. Die Aussendung von ärztlich ausgebildeten Missionaren (Franzén und Ruthquist) hat natürlich diese Seite der

Tätigkeit besonders gefördert. Krankenhäuser finden sich auf mehreren Stationen, auch die neueste, Bijori, hat eins erhalten, um hier den scheuen Gond mit handgreiflicher Liebesarbeit die Macht und den Segen des Christentums zu zeigen. Franzén hoffte hier Gelegenheit zu haben, den zahlreichen Augenkrankheiten (von denen auch die Senanamissionarinnen berichten) Abhilfe zu schaffen. In Amarvara übt auch ein eingeborener Arzt und Katechet, Khair-ud-Din, ein früherer Mohammedaner, dem von den Missionaren ein gutes Zeugnis ausgestellt wird, eine rege ärztliche Tätigkeit aus; im Jahr 1901 wurden hier über 4000 Patienten behandelt, 1902 nur noch 2800, ein Zeichen, daß mit dem Aufhören der Hungersnot auch bessere gesundheitliche Verhältnisse eingekehrt sind; 20 Menschen wurden im Krankenhause längere Zeit verpflegt. Eine erfreuliche Förderung wird die ärztliche Mission finden, wenn es erst gelingt, eine Anzahl der aus den Kinderheimen hervorgehenden jungen Mädchen zu Krankenpflegerinnen auszubilden.

Um ein vollständiges Bild der schwedischen Mission in Indien zu haben, müssen wir einen Blick darauf tun, wie sie auch für das wirtschaftliche Leben ihrer Gemeinden eingetreten ist. Das wirtschaftliche Leben steht in naher Verbindung mit dem religiösen und sittlichen Leben. Die Hebung aus einer wirtschaftlich gedrückten Lage dient oft zur Förderung des religiösen und sittlichen Lebens, zumal in einem Lande wie Indien, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse oft so trauriger Art sind, daß die Menschen kaum ein menschenwürdiges Dasein haben und die wirtschaftlichen Zustände vielfach mit religiösen und nationalen Verhältnissen eng zusammenhängen. Hier ist nun insonderheit Missionar Iwar, der Gründer der Gondstation Nimpani, zu nennen. Im Jahre 1884 ausgesandt, baute er 1887 die von Betul aus angelegte Nebenstation zur Hauptstation aus. Bei der Bauarbeit gewöhnte er Leute an Sonntagsruhe, die ihnen bald sehr zusagte. Wiederholte Predigtreisen machten ihn in der Umgegend bald bekannt, und als es ihm gelang, bei der Obrigkeit das Verbot des Branntweinverkaufes im Bezirk durchzusetzen und eine bei der Trunksucht der Gond besonders erfreuliche Enthaltsamkeitsbewegung in Gang zu bringen, verschaffte ihm dies Vorgehen viel Vertrauen und Dank. Zwar hatte es viele Mühe gekostet, diese Bewegung hervorzurufen, aber die guten Wirkungen zeigten sich bald und ein 40 Mitglieder

zählender Enthaltsamkeitsverein gab der Sache eine gewisse Stetigkeit. Wo er es vermochte, nahm er sich der Gond an, die von Polizeidienern u. a. untergeordneten Beamten oft genötigt wurden, Korn u. dergl. auf den Märkten ihnen zum halben Preise zu verkaufen, und half ihnen zu ihrem Rechte. Das verschaffte ihm viel Liebe bei dem unterdrückten Volke. Später gründete Iwar aus Beiträgen der Gemeindeglieder eine Gemeindekasse, die von der Gemeinde selbst verwaltet wurde. In der Notzeit von der Regierung zum Notstandskommissar ernannt, betrieb er ganz besonders die Anlegung von Brunnen. In der zweiten Notzeit machte er es durch Vorschuß von Aussaat 800 Leuten möglich, ihren Acker zu bestellen, und als diese Leute ihre Aussaat wieder zurückerstatteten, wurde daraus ein Grundstock für künftige Unterstützungen gebildet. Auch bei der Vorbereitung einer Begräbniskasse für die eingebornen Christen war er beteiligt. Viel Arbeit brachte die Uebernahme des Dorfes Ambagohan für ihn mit sich, wo allerlei Bauten und Erdarbeiten ausgeführt, Stämme ausgerodet, Steine weggeschafft werden mußten. Bei diesen Arbeiten ging ihm sein eingeborner Gehilfe, Samuel Raghu, der Gond-Erstling, treulich zur Hand, der jetzt drei Dörfer mit 4250 Ackers Land angekauft hat, großenteils Weizenboden, bisher fast unbenützt, in einer Gegend, die durch eine geplante Eisenbahn demnächst dem Verkehr aufgeschlossen werden soll, wohin das Evangelium aber noch nicht gedrungen ist. Hierbei werden Missionar Iwar wieder neue Aufgaben erwachsen. Leider ist dieser unermüdliche Arbeiter zur Zeit wieder schwer erkrankt. Aber auch die andern Missionare haben in ähnlicher Richtung gewirkt. Wenn in Amarvara auf Missionar Ruthquist's Betreiben als Markttag statt des Sonntags der Donnerstag genommen, kleine Apotheken von der Regierung eingerichtet und Wegeanlagen gemacht wurden, wenn Missionar Nilén von verschiedenen Dörfern angegangen wurde, sie gegen die Erpressungen der untergeordneten Beamten zu schützen, wenn in Sedja eine Getreide-Hilfskasse errichtet wurde, sowie eine Spar- und Darlehnskasse, welche die Leute vor den indischen Wucherzinsen bewahrte, so sind das ja auch alles Maßregeln, die das wirtschaftliche Leben der Christen und vielleicht auch der Heiden fördern und stärken.

In diesem Zusammenhange muß noch einmal auf die Ackerbaukolonie hingewiesen werden. Zu den schon oben erwähnten

Dörfern Sedja*) und Ambagohan kam 1901 noch Bagthari im Stationsgebiet von Khorai. Die Dörfer gehören der Mission, die für sie an die Regierung den üblichen Grundzins zahlt; der leitende Missionar steht also den Dorfbewohnern auch als obrigkeitliche Person gegenüber. Das ihr gehörige Land bewirtschaftet die Mission teils direkt, teils überläßt sie es an diejenigen, die sie dort als Bauern ansiedeln will, in einer Art Erbpacht: sie haben eine jährliche Abgabe an die Missionskasse zu zahlen, müssen sich aber verpflichten, den Boden sorgfältig zu bestellen und ein ehrbares Leben zu führen, so daß sie kein Ärgernis geben, und dürfen ihre Grundstücke nur mit Genehmigung der Mission an andere verkaufen. Zur Erbauung der einfachen Häuser (hinter denen ein Gärtchen angelegt wird) und zur Anschaffung des notwendigen Zugviehs und der einfachen Geräte erhalten sie Vorschüsse, die sie nachher wieder abzuzahlen haben. Das erste Jahr gilt als ein Probejahr, im zweiten Jahre werden die Angesiedelten selbständige Bauern. Die aus den Kinderheimen dorthin kommenden Jünglinge und die jüngeren Leute arbeiten, um den Ackerbau kennen zu lernen, als Knechte auf dem von der Mission noch direkt bewirtschafteten Lande, dessen Umfang natürlich durch die Vermehrung der Zahl der Ansiedler allmählich sich vermindert. In Ambagohan sind schon an 60 Christen wohnhaft, in den beiden andern Dörfern ist die Zahl der Christen noch gering. Wie sehr diese Dörfer unter europäischer Leitung die Eingebornen überflügeln, zeigte sich z. B. in Sedja, wo in der zweiten Notzeit für über 1000 Rup. Getreide verkauft werden konnte (NB. unter dem eigentlichen Marktpreise, weil es an Notleidende abgegeben wurde), während vielfach die Äcker sonst unbesät geblieben waren. Die Ernteverhältnisse sind selbstverständlich von der Witterung abhängig und darum ungleich; Sedja hatte mehrmals gute Ernten. Welche Entwickelung diese Ackerbau-Kolonien haben werden, ist zur Zeit noch nicht abzusehen. Die ganze Anlage ist noch zu sehr in ihren Anfängen, als daß über ihre wirtschaftliche und sittliche Zukunft sich schon etwas sicheres

---

*) Hier hat die englische Regierung 1901 400 Ackers Land überwiesen, nicht als Eigentum der Mission, sondern für Ansiedler, die dafür Grundzins an die Regierung entrichten.

voraussagen ließe, da derartigen Unternehmungen allerlei Schwierigkeiten anhaften*). Jedenfalls sucht die Missionsleitung der Entwickelung eine gesunde Richtung zu geben, indem sie ihre neuen Bauern möglichst in der überlieferten einfachen Lebenshaltung zu bewahren trachtet und auf sittliche und wirtschaftliche Hebung von innen heraus bedacht ist. Es ist auch nicht ihre Absicht, über die bisherigen Grenzen des Unternehmens hinauszugehen, bis seine finanzielle Sicherheit bewiesen ist.

Die schwedische Mission in Indien gehört nicht zu den großen Missionen in diesem ausgedehnten Lande mit seinen vielen Millionen vielsprachiger Einwohner. Ihr Gebiet ist nur eng, die Zahl ihrer Arbeiter, obwohl erheblich gewachsen, kann sich nicht mit der anderer Missionen messen, die Zahl ihrer Christen steht eben an dem ersten Tausend. Ihre Arbeit gehört zu dem größten Teil einem kulturlosen Naturvolke, das aus tiefem Stande allmählich erhoben werden muß. Aber trotzdem ist es eine Arbeit, in der viel Glauben, viel Liebe, viel Geduld, viel Gebet, viel Aufopferung steckt. Manches Menschenleben ist in ihr zu Ende gegangen, andere haben mit gebrochener Gesundheit das Arbeitsfeld verlassen müssen. Und bei alledem ist es der Vaterlands-Stiftung doch durch Gottes Gnade vergönnt gewesen, eine Anzahl ihrer Missionsarbeiter eine längere Reihe von Jahren in Tätigkeit zu sehen. Danielsson ist seit 1877, Lundborg seit 1878, P. Karlsson seit 1880, Lindroth, Ekholm und Iwar seit 1884, Ruthquist und L. E. Karlsson seit 1885 bezw. 1886 in der Arbeit, und auch von den Frauen, auf die der größte Teil der Todesfälle entfallen ist, sind mehrere seit 20 und mehr Jahren in Indien. Das ist ein großer Gewinn für die Arbeit. Die Gemeinden verwachsen mit solchen Missionaren ganz anders, als wenn um des Klimas willen die Missionare nur eine kurze Arbeitszeit haben, und die jüngeren hinausziehenden Brüder und Schwestern finden an den älteren festen Anhalt, bewährten Rat, weise Leitung. Mit der englischen Regierung hat die schwedische Mission stets in gutem Einvernehmen gelebt und manchen Beweis ihres Vertrauens empfangen. Mit den übrigen in Indien arbeitenden Missions-

*) Vgl. was Jul. Richter im „Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz" 1904, S. 71 ff. darüber sagt.

gesellschaften hat sie — bis auf einzelne Ausnahmefälle — Frieden gehabt und durch die Gemeinschaft, welche die evangelischen Missionen in Indien pflegen, manche Förderung erfahren. Durch schwere Zeiten ist sie hindurch gegangen, aber ihr ist ein Segen daraus erwachsen, und sie darf mit Dank gegen Gott sich jedes Zeichens freuen. Das beweist, wie das uralte Heidentum in Indien einen Zoll seines Gebietes nach dem andern verliert und das Evangelium der Zahl nach wie nach der Wirkung in den Gedanken und im Leben Indiens vorwärts dringt. Solche Erfahrungen geben Freudigkeit zum Standhalten, zum Weiterarbeiten und beleben die gewisse Hoffnung, daß auch Indien einst die unbestrittene Siegesbeute des Gekreuzigten sein wird.

Rundschau
über die Brüdermission im Jahre 1904.

Von Prediger Bechler in Herrnhut.

(Schluß)

5. Asien und Australien — Mission an einem Kultur- und an einem Naturvolk.

Eine ganz eigenartige Arbeit hat der Herr der Brüdermission in den Hochtälern des höchsten Gebirges der Welt, des Himalaya, in Klein-Tibet aufgetragen. Diese einzige Mission an Kulturvölkern, die wir treiben, feierte im vergangenen Jahre ihr erstes Jubiläum. Im Jahr 1850 wurde auf Gützlaff's Vorstellung hin der Beschluß zur Aussendung von Boten in die chinesische Mongolei gefaßt, im Januar 1854 landeten die ersten beiden Pioniere in Kalkutta. Von diesen ist einer, unser Veteran W. Heyde, im Mai 1904, also nach 50 jährigem Dienst, in die Heimat zurückgekehrt, nachdem er ohne Unterbrechung in der Arbeit ausgehalten hatte. Die Versuche, die chinesische Grenze zu überschreiten und in die Mongolei einzudringen, mißglückten sämtlich. Da schritt man im Oktober 1856 zur ersten Niederlassung vor den Toren Tibets, in Kjelang, das in gleicher Höhe mit dem Montblanc gelegen ist. Es ist dies ein Ort der unter englischem Einfluß stehenden Landschaft Lahoul. Nur andeuten können wir die außergewöhnlichen Schwierigkeiten dieses Werks. Schon das

empfindliche Höhenklima lähmt die Nervenkraft nur zu bald. Die Reisen sind äußerst beschwerlich, ja oft gefährlich. Hauptsächlich aber hat man es im Buddhismus, dem asiatischen Katholizismus, mit einem ungemein schwer greifbaren Gegner zu tun. Seine Knechtung der Gemüter geht tief, schlimmer aber ist, daß er dem Laien jegliche Verantwortlichkeit für sein Seelenheil nimmt und auf den Priester abladet. Es hält daher schwer, den Gleichgültigen und nur in äußerlich frommem Dienst Geübten das Gewissen wieder zu schärfen und die Forderungen des Gotteswortes sowie die Notwendigkeit einer Religion der Vergebung hörenden Ohren zu predigen. Kein Wunder, daß die Arbeit ungemein langsam fortschritt. Immerhin ist sie nicht vergeblich gewesen. Im Lauf der Zeit wurden 6 Hauptstationen gegründet, von denen die 1885 angelegte in Leh, der Hauptstadt des Eingeborenenstaats Ladak am oberen Indus, die wichtigste ist. Und trotz der entsetzlichen Erschwerungen des Uebertritts zählen die kleinen Gemeindlein 120 Getaufte und eine ganze Anzahl Taufbewerber. Ja, der Einfluß des Evangeliums greift sichtlich weiter. Manch einen halten nur äußere Gründe vom offenen Uebertritt zum Christentum ab, — er fürchtet die Ausstoßung aus der Familie, Enterbung, Entziehung von Arbeit und Verdienst und Verlust der gesellschaftlichen Rechte und Stellung, — an Kranken- und Sterbebetten aber wird offenbar, daß solche Heiden Christus im Herzen haben und auf die Gnade Gottes hoffen. Ein tiefgreifender Einfluß wird ferner ausgeübt durch die geordnete ärztliche Tätigkeit, die hauptsächlich vom Hospital in Leh aus durch unsren Missionsarzt Dr. Shawe betrieben wird. Ebendort dienen 2 Missionsschwestern der Senanamission; sie haben allein in der Stadt in 90 Häusern Zutritt, halten auch Tibeterinnen und Mohammedanerinnen Nähschule. Predigtreisen haben mehrfach über die chinesisch-tibetische Grenze hinübergeführt und wurden nur durch das strikte Verbot des weiteren Vordringens nach Groß-Tibet hinein abgebrochen. Endlich ist durch das geschriebene Wort das Land nach allen Himmelsrichtungen mit dem Schall des Evangeliums erfüllt. Nie verlöschen wird das Gedächtnis des Sprachgelehrten Jäschke, des Verfassers der ersten englisch-tibetischen Wörterbücher, der im Verein mit seinen Kollegen Heyde und Redslob auch an die Uebersetzung der Bibel ging. Erst kürzlich ist die Revision des Neuen Testamentes durch Heyde beendet, während an der des Alten durch ihn und seine Nachfolger noch gearbeitet wird. Einer der letzteren, Francke, gibt seit Januar 1904 die erste tibetische Zeitung (Ladakh News) heraus. Durch all' diese Arbeiten ist eine christliche Einflußsphäre geschaffen, die weit über den Bereich der 6 Stationen hinausreicht. Ja es ist gegründete Hoffnung, daß ein großer Teil

der auf 30 000 Seelen geschätzten Bewohnerschaft unserer Niederlassungen auf irgend einem Wege bereits vom Christentum Kenntnis erhalten hat. Zwei Umstände sind es insbesondere, die uns hoffnungsfroh in die Zukunft blicken lassen: 1. Im Verhältnis zur Summe der Getauften ist die Zahl der aus den Eingeborenen gewonnenen Hilfskräfte recht ansehnlich, ja viele erweisen sich als besonders charakterfest. Ein Paulu, ein Puntsog, ein Matha und vor allem neuerdings der bekehrte Lama Chomphel, zeichnen sich durch Bekennermut aus. Sie ziehen unerschrocken in den Bergregionen umher und laden zu Christo ein. Durch Chomphels Arbeit unter den Brogpaß auf den Hochebenen am Indus sind im letzten Jahr mehrere Heiden zum Glauben und zur Taufe gelangt. 2. In den letzten Jahren geht die ganze Arbeit merklich rascher und erfolgreicher vorwärts. Vor 35 Jahren (Ende 1868), also 12 Jahre nach Anlegung der ersten Station, befanden sich in Pflege der Brüder auf 2 Stationen 5 Kommunikanten und 4 Getaufte, also 9, vor 25 Jahren (Ende 1878) 34, vor 15 Jahren (1888) auf 3 Stationen 42, vor 5 Jahren (1898) 85, heute auf 6 Plätzen 120 Christen. — Und endlich, wie sollten wir nicht mit Hoffnungen erfüllt sein nach den politischen Ereignissen, die der letzte Sommer gebracht? Sobald sich Tibet, die Hochburg des Buddhismus, das einzige, dem Christentum noch verschlossene Land der Zivilisation öffnet, werden ja alle an den Toren Wacht haltenden Missionen mit Jubel Einzug halten.

Besuchen wir letztlich noch den australischen Kontinent, so müssen wir zunächst der in der Victoria-Provinz seit 1849 betriebenen Arbeit Erwähnung tun. Es handelt sich bekanntlich um Sammlung und Pflege der letzten Reste eines dahinschwindenden Völkchens. Leider kam die Mission schon zu spät, um die Lebenskraft dieser Austral-neger zu erhalten. Zählten wir am Ende 1895 auf den beiden Stationen Ramahjuk und Ebenezer noch 101 Pflegebefohlene, so schon Ende 1902 nur 87 und heute, nach Auflösung des letztgenannten Platzes, nur noch 34. Auch diese werden ohne Frage bald in die alleinige Versorgung der Regierung übergehen, die schon bisher für ihren äußeren Unterhalt aufkam. Die Mission übt aber seit Jahren schon einen über die Grenzen dieser kleinen Reservate weit hinausreichenden Einfluß aus, denn ihr Hauptleiter Hagenauer wurde vom Staat zum Protektor der Urbewohner eingesetzt und führt als solcher eine Oberaufsicht über die Angelegenheiten sämtlicher Schwarzen. Durch seine Vermittelung auch wurde die Brüdergemeine von Beginn der 70er Jahre an wiederholt ersucht, noch unter anderen Stämmen ein Missionswerk zu eröffnen. Da endlich im Jahre 1890 die presbyterianischen Kirchen Australiens zur Uebernahme des Hauptteils

der Kosten sich bereit erklärten, wurden zwei Pioniermissionare Ward und Hey nach Nord-Queensland auf der Halbinsel York entsandt. Hier fanden sich Heiden im eigentlichsten Wortsinn. Die Arbeit, die getan werden mußte, war aufreibendster Missionsdienst. Im ungesunden Tropenklima, bei schlechten Wohnungs-, Wasser- und Ernährungsverhältnissen stellte sie schon an die Körperkräfte weitgehende Anforderungen. Kein Wunder, daß Ward bald dem Fieber erlag und Hey sich in der Folge nur durch gelegentliche Besuche an der Ostküste halten konnte. Letzterer hat aber bald Staunenswertes geleistet. Unter diesen wilden Menschenfressern, denen der weiße Mann infolge unzähliger Grausamkeiten der Inbegriff alles Hassenswerten war, wußte er sich bald Liebe zu erwerben; unter diesen religiös völlig indifferenten, sittlich verkommenen Nomaden und Höhlenbewohnern hat er in Zeit von 10 Jahren ein wohlgeordnetes Gemeinwesen auf christlicher Grundlage geschaffen. Es stehen auf seiner Station Mapoon heute neben zwei Missionshäusern, einem Kirch- und Schulgebäude sowie Werkstätten 3 Kinderheime für 40 Knaben und 20 Mädchen, daneben ein Dorf mit 40 Hütten, deren Bau er die Eingeborenen erst lehrte; es finden sich daselbst ertragfähige Gärten, Schlachthof, 1 Spielplatz u.s.w. Hey stellt das politische und kirchliche Oberhaupt in einer Person dar, eine äußerst schwierige Stellung, zumal er fast ununterbrochen der einzige Missionar und damit der einzige Weiße auf seinem Posten war. Er hat aber, und zwar klugerweise mit Hilfe der Eingeborenen eine geordnete Rechtspflege geschaffen, der sich heute alle willig fügen. Ja, wer sich gegen die Ordnungen vergangen hat, bringt sich jetzt selbst zur Anzeige und entrichtet das Strafmaß freiwillig. Gegenüber den schlimmen Erfahrungen, welche die Fidschimissionare machen mußten, sind diese Arbeitsergebnisse hocherfreulich. Hand in Hand mit dieser Tätigkeit geht eine gediegene geistliche Wirksamkeit. Die Zahl der Getauften (Ende 1903 38) wäre größer, wenn nicht schon eine ganze Anzahl Christen heimgerufen worden wäre. Kein Wunder, daß sowohl die Presbyterianer wie die Regierung Hey hoch schätzen. Letztere überträgt ihm eine amtliche Funktion nach der anderen, und erstere hat 1898 und 1904 zwei weitere Missionsniederlassungen geschaffen, die gleichfalls von Brüdermissionaren geleitet werden. Unser Missionsschiff „J. G. Ward" stellt die Verbindung zwischen diesen Stationen und dem Sitz des Gouverneurs, eines warmen Missionsfreundes, her. Der Einfluß der Mission reicht weit über die 500 in Mapoon Besuchenden hinaus, er erfüllt bereits die ganze Küste; das Wort Missionary wirkt wie Zaubermacht. Ja auf die See hinaus wird das Evangelium getragen durch die Mapooner, die sich als Perlfischer anwerben lassen und

Monate lang im Golf von Carpentaria beschäftigt sind. Alles in allem haben wir hier wieder ein aussichtsreiches Arbeitsfeld vor uns, auf dem wir nach echter Brüderart einer großen Anzahl solcher Heiden dienen dürfen, „an die sich niemand machen wollte."

* * *

Es erübrigt nur noch ein kurzes Schlußwort, betreffend die Eigenart der Brüdermission überhaupt und das Charakteristikum ihrer gegenwärtigen Lage auf den Arbeitsfeldern.

Eigentümlichkeit der Brüdermission ist bekanntlich der unter den deutschen Missionen einzigartige Umstand, daß die sendende Gemeine nicht eine Gesellschaft innerhalb der Kirche, sondern die Kirche selbst ist, und zwar die gesamte europäische und nordamerikanische Unität, wenn auch die deutsche Brüdergemeine ihren geschichtlichen Vorrang noch heute dadurch behauptet, daß sie weitaus die meisten Kräfte stellt. Eigenartig ist auch das Missionsobjekt der Brüdermission, wenigstens ein großer Teil desselben. Eskimo, Hottentotten, Neger, Australier gehören zu den ärmsten Völkerklassen, die es gibt. Die neu hinzugekommenen Nationen: Indianer, Kaffern, Bantustämme stehen schon höher, und in Tibet treibt die Brüdergemeine ihre Arbeit sogar an einem Kulturvolk. Immerhin ist sie dem Grundsatz ihres Stifters, sich an die Heiden zu machen, um die sich niemand kümmert, im allgemeinen treu geblieben. Dies hat aber seine Folgen gehabt. Aus diesem Grunde nämlich erklärt sich einmal die räumliche Zersplitterung der Arbeit. Es sind recht entfernt von einander liegende Gebiete in Angriff genommen worden — ein Umstand übrigens, der heut auch andere Missionen kennzeichnet. Es handelt sich weiter um verschiedene, wenig bevölkerte Landstriche, zumal in der arktischen Zone, sodaß wir nicht mit derartig großen Zahlen von Christen aufwarten können, wie dies in anderen Himmelsstrichen möglich wäre. Endlich ließen sich aus den auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern nur vereinzelte Eingeborene zu Lehrern ihrer Landsleute heranbilden; an selbständige Leitung der Missionskirche durch einheimische Kräfte war nicht und ist auch in Zukunft, wenigstens in absehbarer Zeit nicht zu denken. Immerhin erkennen wir in dieser Führung der Brüdermission göttliche Leitung und danken dem Herrn, daß er ihren Dienst an den Geringen trotz alle dem — wie wir das schon berührten — wunderbar gesegnet hat. Daneben aber nehmen wir mit umso größerem Danke Arbeitsfelder in Kafferland und Deutsch-Ostafrika entgegen, die eine reiche und begabte Bevölkerung aufweisen.

Das führt uns noch auf das Charakteristikum des gegenwärtigen Standes der Brüdermission auf den Missionsfeldern. Unser Rundgang hat wohl die irrige Anschauung beseitigt, als triebe die Brüdergemeine keine eigentliche Heidenmission mehr, sondern schleppte nur mühsam gewonnene Gemeinen aus den Heiden in christianisierten Ländern mit viel Aufwand an Kräften und Mitteln durch. Die Uebergabe Grönlands an die dänische Kirche hat der heimatlichen Missionsgemeine gezeigt, daß die Direktion keineswegs unnötig lang Missionsfelder, und wären es die beliebtesten, mit Entbehrungen äußerster Art gewonnenen, weiterzuführen bestrebt ist. Einzig Westindien läßt sich als christianisiertes Gebiet bezeichnen, und dies wird in wenigen Jahren der Missionskasse nicht mehr zur Last fallen. Ebenso steht es mit Südafrika-West, wo übrigens, wie wir sehen, Heidentaufen noch stattfinden. In allen andern Ländern, selbst in Labrador und Suriname, vor allem aber in Alaska, Kalifornien, Moskito, Kafferland, Deutsch-Ostafrika, Himalaya und Australien wird echte, rechte Heidenmission getrieben. Und, wie der Herr — das dürfen wir mit demütigem Dank gegen Gott bezeugen — in der Heimat die Brüdergemeine als Missionskirche noch nicht hat altern lassen, so will uns scheinen, als mache er gerade in gegenwärtiger Zeit auch auf dem Missionsfelde draußen ihr Alter wie ihre Jugend. Es ist ein fröhliches, ein energisches, ein gediegenes Arbeiten unter unsern Boten, und der Herr bekennt sich dazu durch Auftun zahlreicher neuer Türen. Nach Tausenden zählen die empfänglichen Heiden, denen wir auf den aussichtsvolleren Gebieten dienen dürfen. Es liegt darum als ein um so schwererer Druck auf uns die finanzielle Behinderung, überallhin ausreichende Hilfe zu bringen. Gott helfe uns auf. Er schütte das Füllhorn seiner Segnungen über die Arbeit unserer, wie aller Missionen auch ferner aus!

Missions-Zeitung.

China. Die in manchen Teilen Chinas übliche Unsitte des „Fußbindens", wodurch die Füße der vornehmen chinesischen Mädchen in qualvoller Weise absichtlich verkrüppelt werden, wird nun selbst von manchen einsichtsvollen Chinesen bekämpft. So haben z. B. neuerdings die Vizekönige von vier Provinzen ein Verbot dagegen erlassen. Infolge dessen haben die Behörden der Stadt Itschang öffentlich bekannt gemacht: „Wir haben von der Regierung der Hupe-Provinz die Weisung erhalten, daß sie 400 Exemplare von Büchern, die gegen das Fußbinden der Frauen eifern, habe drucken lassen und daß diese Tatsache in jedem ihrer Distrikte bekannt zu machen sei. Wir machen deshalb alle Familien öffentlich darauf aufmerksam, daß das Binden der Füße

fortan zu unterbleiben habe. Sollten sich etwa zur Zeit irgendwelche Mädchen unter zehn Jahren in der Lage befinden, daß sie ihre Füße schon gebunden haben, so sind dieselben nach und nach von der Bandage zu lösen. Auf diese Weise hoffen wir, daß es demnächst keine Mädchen über zehn Jahre mehr geben wird, deren Füße gebunden sind." — Im Zusammenhange damit steht, daß es jetzt in der Stadt Shanghai eine Menge von Läden mit Schuhwerk für gewöhnliche Füße gibt, während man vor zehn Jahren in der ganzen Stadt nicht ein einziges Paar Schuhe kaufen konnte.

Mandschurei. Ueber die Lage, in der sich die Bevölkerung in der Umgebung von Mukden während des gegenwärtigen Krieges befindet, schreibt Missionar Fulton: Südwärts von Mukden ist die ganze Gegend bis zu einer Entfernung von ca. 6 bis 7 Wegstunden und im Westen etwa 5 Stunden weit vollständig entvölkert, wie wenn ein eiserner Kehrbesen alles hinweggefegt hätte. Selbst über diese Entfernung hinaus hat der Krieg an vielen Orten große Verheerungen angerichtet. Von all dem Volk, das sich in die Hauptstadt Mukden hereingeflüchtet hat, werden täglich etwa 25 000 Menschen von der Regierung und dem Roten Kreuz notdürftig unterhalten, wozu dann noch die vielen kommen, die sich bei Freunden aufhalten oder auf eigene Kosten leben. All ihre reichen Ernteerträge sind von den russischen Truppen in Beschlag genommen, ihre Häuser niedergerissen und als Feuerung benützt worden, ohne daß die Eigentümer auch nur einen Pfennig dafür als Ersatz erhalten hätten. Somit läßt sich voraussehen, daß selbst im Fall die Russen noch weiter nach Norden zurückgehen müßten (was sehr wohl möglich ist), all diese Flüchtlinge noch für weitere sechs Monate werden erhalten werden müssen, ja die Mehrzahl der Bewohner sogar zehn Monate lang bis zur nächsten Ernte. Zu einer solchen bedarf es aber nicht nur Sämereien zur Aussaat, sondern auch Zugvieh und Ackergerätschaften, mit denen man die Landleute wird zuvor versehen müssen, da sie absolut nichts von alledem aus dem Ruin gerettet haben. Dabei ist das nur der Anfang der Not und es ist nicht abzusehen, wann und wo die Not enden soll. Wie die Dinge auf dem Schauplatz der japanischen Armee liegen, ist mir nicht bekannt; aber die Not wird dort nicht geringer sein.

Die russische Armee kommt mir gegenwärtig vor, wie eine ungeheure Raupe, die sich am Rande eines Kohlblattes niedergelassen hat und von hier weiterfrißt, bis keine Spur mehr davon übrig ist; denn nachdem die Russen alle Korn-, Stroh- und Feuerungsvorräte, die in ihrem Bereich zu finden waren, aufgebraucht haben, fouragieren sie nun nach allen Seiten hin und räumen dabei so gründlich auf, daß das Land dadurch zur Wüste wird. Natürlich wird dabei keinerlei Rücksicht auf die Bevölkerung genommen, der nicht das Geringste zu ihrem Lebensunterhalt verbleibt. Zwar zahlt man den Leuten eine kleine nominelle Entschädigung in Geld, aber in den meisten Fällen hat das bare Geld keinen Wert für sie, da es in der nächsten Zeit für sie eine Unmöglichkeit sein wird, irgendwelche Lebensmittel in ihrer Umgebung zu kaufen, ja nicht einmal in den entfernteren Distrikten, indem diese nicht imstande sein werden, der allgemeinen Not zu steuern. Und sollten die Russen noch weiter nordwärts zurückgehen, so werden sie die Bewohner ihrer Marschlinie allesamt nicht nur vor sich her drängen oder rechts und links zur Seite schieben wie eine Pflugschar die Erdschollen seitwärts wirft, sie werden auch auf ihrem Wege alles aufzehren, wie die Raupe das Kohlblatt nach und nach bis auf den Strunk auffrißt.

In den Bezirken, wo die Truppen alle Vorräte des Landes in Beschlag genommen haben, um den unersättlichen Magen der großen Armee zu füllen,

haben zwar die Landleute versucht, kleine Kornvorräte im Boden zu verbergen, um sich vor dem Hungertode zu schützen, aber wo dies entdeckt wird, werden die vergrabenen Vorräte einfach konfisziert und die Leute noch dazu beschuldigt, sie hätten dieselben gestohlen. Selbst das Bettzeug und Kleider werden von vielen jeden Morgen vergraben und am Abend wieder hervorgeholt, weil selbst diese Dinge von den Soldaten weggenommen oder verkauft werden würden. Trotzdem erträgt die Bevölkerung all diese Nöte mit Geduld, obschon sie rein nichts mit den Ursachen dieses Krieges zu tun hat.

Schweden. In einem interessanten, instruktiven Artikel über das „Missionsleben in Schweden“ von P. E. Berlin im Hannoverschen Missionsblatt (Nr. 3) findet sich u. a. eine hübsche Schilderung des Missionshauses der „Vaterlandsstiftung“, über deren Tätigkeit in Indien unser Missions-Magazin des längeren berichtet hat. Es heißt dort: Das Missionsseminar der Vaterlandsstiftung befindet sich in Johannelund bei Stockholm, einer Halbinsel des Mälarsees, entfernt genug, um von der Unruhe der Großstadt verschont zu sein, und doch nahe genug, um alle ihre Anregungen zu genießen. Ernste Kiefern und mächtige Eichen bedecken die Hügel des Ufers, auf denen ab und zu die nackten Felsen des Untergrundes sichtbar werden. Dazwischen in den Niederungen liegen wohlbestellte Gärten oder Felder. Auf einem der Hügel steht das „alte Haus“, früher das Seminar-, jetzt ein Wohngebäude für die Lehrer. Einige hundert Schritte weiter, auf der Höhe des Hügels, erhebt sich das stattliche Gebäude des jetzigen Seminars, das von seinen oberen Fenstern eine herrliche Aussicht über den Mälarsee und seine düsteren, mit Landhäusern besetzten Ufer bietet. Hier haben die Zöglinge ihre Wohnung, ihren Unterrichtssaal und ihre Kapelle. Alljährlich, wenn die Stiftung ihr Jahresfest begeht, erfüllt reges Treiben die stillen Hügel von Johannelund. Da findet das jährliche Missionsfest statt, das größte, welches ganz Schweden bietet, von großer Anziehungskraft auch auf solche, die für andere Missionen arbeiten. Anfang Juni findet es statt. Die Eichen auf dem Plane neben dem alten Hause, die eben noch kahl standen, sind mit dem frischesten Frühlingsgrün geschmückt, durch das die Sonnenstrahlen mühsam den Boden suchen. Drei oder vier große Dampfer legen an der Landungsbrücke an, und von den Klängen von Missionsliedern empfangen, ergießt sich der Strom der Festgäste durch den parkartigen Wald hin zum Festplatze unter den Eichen. Die Bänke sind schnell besetzt, aber immer neue Scharen kommen herbei, bis der Festplatz dicht gefüllt ist, ein buntes Bild, noch bunter durch die farbigen Nationaltrachten, die in Schweden noch nicht ganz der internationalen Mode gewichen sind. Von dem Balkon des alten Hauses herab sprechen die Redner, zuerst der Missionsvorsteher, Professor Kolmodin, dann Missionare, die von ihrer Arbeit in Afrika und Indien berichten, ein Missionskandidat, der nun hinausziehen will und von der Heimat Abschied nimmt, ein Seemannsmissionar u. s. w. Missionslieder rahmen die Ansprachen ein, eine längere Pause zur leiblichen Erquickung unterbricht sie; Milch, Kaffee, Erfrischungsgetränke — aber kein Bier — sind an den Tischen hin und her unter den Bäumen zu haben. Gruppen bilden sich, alte Bekannte begrüßen sich, neue Bekanntschaften werden an der heiligen Sache geschlossen. Andere gehen in die Kapelle oder besehen das kleine Missionsmuseum, bis der Klang der Posaunen die zerstreuten Festteilnehmer zum zweiten Teile des Missionsfestes wieder zusammenruft. Ist das Schlußlied gesungen, so zerteilen sich die Scharen wieder nach allen Seiten, wie sie gekommen sind, einer der Dampfer nach dem andern setzt sich in Bewegung, allmählich verhallen die Missionslieder — und Johannelund ist wieder einsam geworden. Wer einmal dieses schöne und reich gesegnete

Missionsfest mitgefeiert hat, der bewahrt es lange im Gedächtnis, und hat er sich unter den Gästen etwas genauer umsehen können, so ist ihm klar geworden, daß die Mission in Schweden ein großes Volk um sich gesammelt hat, nicht bloß der Menge nach, sondern er sieht, daß alle Schichten des Volkes, die Geistlichen wie die Laien, die Gebildeten wie die schlichten Leute, hohe Beamte und Offiziere wie Landleute und Handwerker, Männer und Frauen, Alte und Junge in dieser Missionsgemeinde vertreten sind.

Heimat.. Die dritte Missionswoche in Herrnhut, die für 1905 geplant war, ist auf Oktober 1906 verschoben worden, da das Jahr 1905 die kontinentale Missionskonferenz in Bremen und den Kolonialkongreß in Bremen bringt.

Bücheranzeigen.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Auch der vorliegende achte Band dieses großen Werkes ist ein Beweis davon, daß jeder einzelne Band auf gleicher Höhe steht und an Genauigkeit, gründlicher Durcharbeitung, praktischer Anlage und Gediegenheit der äußeren Ausstattung die höchste Anerkennung verdient. Einzelne Artikel aus dem Religions- und Kulturleben, über Staats- und Kriegswesen, über Handel und Gewerbe, aus dem geschichtlichen und geographischen Gebiet sind nicht selten umfassende Monographien, wie man denn überhaupt über alle möglichen Fragen darin genaue Information findet. Auch Namen der bedeutendsten Missionsmänner (wie z. B. D. Grundemann und Dr. Gundert) haben in dieser neuesten Auflage Aufnahme gefunden. Stadtpläne, Karten und sonstige Bilderwerke sind von schönster Ausführung.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1905. XVIII. Jahrgang. Mit 2 Karten. Leipzig. H. G. Wallmann. Mk. 1.50.

Dieses Jahrbuch hat einen wohlverdienten Ruf, indem es alljährlich eine Fülle von wichtigem Missionsstoff darbietet teils in gediegenen Aufsätzen, teils in Statistiken und Uebersichten. So ist auch das diesjährige ein sehr dankenswertes Nachschlagebuch, das wir Missionskreisen recht angelegentlich empfehlen möchten.

Behrmann, D. **Erinnerungen.** 465 S. Berlin. M. Warneck. Brosch. Mk. 4. | geb. Mk. 5.

Dem Erzähler dieser Erinnerungen, der an der Spitze der Hamburger Geistlichkeit steht und als Herausgeber des „Nachbar" weithin bekannt ist, wird man nicht müde, mit dem höchsten Interesse zu folgen, sei es, daß er von seinem Studiengang, sei es, daß er aus seinem Privat- und Amtsleben oder von seinen Reisen erzählt. Dabei ist die Darstellung geradezu klassisch und jeder Abschnitt ein packendes Einzelbild aus dem Leben. Sehr wohltuend berührt auch die Art und Weise, wie der angesehene und reichbegabte Verfasser ohne alle Selbstbespiegelung von der Führung in seinem Leben spricht und Gott allein die Ehre gibt. Das Buch gehört zum Besten, was wir auf diesem Gebiet kennen und es gewährt dem Leser reichen Gewinn und Genuß.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

fortan zu unterbleiben habe. Sollten sich etwa zur Zeit irgendwelche Mädchen unter zehn Jahren in der Lage befinden, daß sie ihre Füße schon gebunden haben, so sind dieselben nach und nach von der Bandage zu lösen. Auf diese Weise hoffen wir, daß es demnächst keine Mädchen über zehn Jahre mehr geben wird, deren Füße gebunden sind." — Im Zusammenhange damit steht, daß es jetzt in der Stadt Shanghai eine Menge von Läden mit Schuhwerk für gewöhnliche Füße gibt, während man vor zehn Jahren in der ganzen Stadt nicht ein einziges Paar Schuhe kaufen konnte.

Mandschurei. Ueber die Lage, in der sich die Bevölkerung in der Umgebung von Mukden während des gegenwärtigen Krieges befindet, schreibt Missionar Fulton: Südwärts von Mukden ist die ganze Gegend bis zu einer Entfernung von ca. 6 bis 7 Wegstunden und im Westen etwa 5 Stunden weit vollständig entvölkert, wie wenn ein eiserner Kehrbesen alles hinweggefegt hätte. Selbst über diese Entfernung hinaus hat der Krieg an vielen Orten große Verheerungen angerichtet. Von all dem Volk, das sich in die Hauptstadt Mukden hereingeflüchtet hat, werden täglich etwa 25 000 Menschen von der Regierung und dem Roten Kreuz notdürftig unterhalten, wozu dann noch die vielen kommen, die sich bei Freunden aufhalten oder auf eigene Kosten leben. All ihre reichen Ernteerträge sind von den russischen Truppen in Beschlag genommen, ihre Häuser niedergerissen und als Feuerung benützt worden, ohne daß die Eigentümer auch nur einen Pfennig dafür als Ersatz erhalten hätten. Somit läßt sich voraussehen, daß selbst im Fall die Russen noch weiter nach Norden zurückgehen müßten (was sehr wohl möglich ist), all diese Flüchtlinge noch für weitere sechs Monate werden erhalten werden müssen, ja die Mehrzahl der Bewohner sogar zehn Monate lang bis zur nächsten Ernte. Zu einer solchen bedarf es aber nicht nur Sämereien zur Aussaat, sondern auch Zugvieh und Ackergerätschaften, mit denen man die Landleute wird zuvor versehen müssen, da sie absolut nichts von alledem aus dem Ruin gerettet haben. Dabei ist das nur der Anfang der Not und es ist nicht abzusehen, wann und wo die Not enden soll. Wie die Dinge auf dem Schauplatz der japanischen Armee liegen, ist mir nicht bekannt; aber die Not wird dort nicht geringer sein.

Die russische Armee kommt mir gegenwärtig vor, wie eine ungeheure Raupe, die sich am Rande eines Kohlblattes niedergelassen hat und von hier weiterfrißt, bis keine Spur mehr davon übrig ist; denn nachdem die Russen alle Korn-, Stroh- und Feuerungsvorräte, die in ihrem Bereich zu finden waren, aufgebraucht haben, fouragieren sie nun nach allen Seiten hin und räumen dabei so gründlich auf, daß das Land dadurch zur Wüste wird. Natürlich wird dabei keinerlei Rücksicht auf die Bevölkerung genommen, der nicht das Geringste zu ihrem Lebensunterhalt verbleibt. Zwar zahlt man den Leuten eine kleine nominelle Entschädigung in Geld, aber in den meisten Fällen hat das bare Geld keinen Wert für sie, da es in der nächsten Zeit für sie eine Unmöglichkeit sein wird, irgendwelche Lebensmittel in ihrer Umgebung zu kaufen, ja nicht einmal in den entfernteren Distrikten, indem diese nicht imstande sein werden, der allgemeinen Not zu steuern. Und sollten die Russen noch weiter nordwärts zurückgehen, so werden sie die Bewohner ihrer Marschlinie allesamt nicht nur vor sich her drängen oder rechts und links zur Seite schieben wie eine Pflugschar die Erdschollen seitwärts wirft, sie werden auch auf ihrem Wege alles aufzehren, wie die Raupe das Kohlblatt nach und nach bis auf den Strunk auffrißt.

In den Bezirken, wo die Truppen alle Vorräte des Landes in Beschlag genommen haben, um den unersättlichen Magen der großen Armee zu füllen,

haben zwar die Landleute versucht, kleine Kornvorräte im Boden zu verbergen, um sich vor dem Hungertode zu schützen, aber wo dies entdeckt wird, werden die vergrabenen Vorräte einfach konfisziert und die Leute noch dazu beschuldigt, sie hätten dieselben gestohlen. Selbst das Bettzeug und Kleider werden von vielen jeden Morgen vergraben und am Abend wieder hervorgeholt, weil selbst diese Dinge von den Soldaten weggenommen oder verkauft werden würden. Trotzdem erträgt die Bevölkerung all diese Nöte mit Geduld, obschon sie rein nichts mit den Ursachen dieses Krieges zu tun hat.

Schweden. In einem interessanten, instruktiven Artikel über das „Missionsleben in Schweden" von P. E. Berlin im Hannoverschen Missionsblatt (Nr. 3) findet sich u. a. eine hübsche Schilderung des Missionshauses der „Vaterlandsstiftung", über deren Tätigkeit in Indien unser Missions-Magazin des längeren berichtet hat. Es heißt dort: Das Missionsseminar der Vaterlandsstiftung befindet sich in Johannelund bei Stockholm, einer Halbinsel des Mälarsees, entfernt genug, um von der Unruhe der Großstadt verschont zu sein, und doch nahe genug, um alle ihre Anregungen zu genießen. Ernste Kiefern und mächtige Eichen bedecken die Hügel des Ufers, auf denen ab und zu die nackten Felsen des Untergrundes sichtbar werden. Dazwischen in den Niederungen liegen wohlbestellte Gärten oder Felder. Auf einem der Hügel steht das „alte Haus", früher das Seminar-, jetzt ein Wohngebäude für die Lehrer. Einige hundert Schritte weiter, auf der Höhe des Hügels, erhebt sich das stattliche Gebäude des jetzigen Seminars, das von seinen oberen Fenstern eine herrliche Aussicht über den Mälarsee und seine düsteren, mit Landhäusern besetzten Ufer bietet. Hier haben die Zöglinge ihre Wohnung, ihren Unterrichtssaal und ihre Kapelle. Alljährlich, wenn die Stiftung ihr Jahresfest begeht, erfüllt reges Treiben die stillen Hügel von Johannelund. Da findet das jährliche Missionsfest statt, das größte, welches ganz Schweden bietet, von großer Anziehungskraft auch auf solche, die für andere Missionen arbeiten. Anfang Juni findet es statt. Die Eichen auf dem Plane neben dem alten Hause, die eben noch kahl standen, sind mit dem frischesten Frühlingsgrün geschmückt, durch das die Sonnenstrahlen mühsam den Boden suchen. Drei oder vier große Dampfer legen an der Landungsbrücke an, und von den Klängen von Missionsliedern empfangen, ergießt sich der Strom der Festgäste durch den parkartigen Wald hin zum Festplatze unter den Eichen. Die Bänke sind schnell besetzt, aber immer neue Scharen kommen herbei, bis der Festplatz dicht gefüllt ist, ein buntes Bild, noch bunter durch die farbigen Nationaltrachten, die in Schweden noch nicht ganz der internationalen Mode gewichen sind. Von dem Balkon des alten Hauses herab sprechen die Redner, zuerst der Missionsvorsteher, Professor Kolmodin, dann Missionare, die von ihrer Arbeit in Afrika und Indien berichten, ein Missionskandidat, der nun hinausziehen will und von der Heimat Abschied nimmt, ein Seemannsmissionar u. s. w. Missionslieder rahmen die Ansprachen ein, eine längere Pause zur leiblichen Erquickung unterbricht sie; Milch, Kaffee, Erfrischungsgetränke — aber kein Bier — sind an den Tischen hin und her unter den Bäumen zu haben. Gruppen bilden sich, alte Bekannte begrüßen sich, neue Bekanntschaften werden an der heiligen Sache geschlossen. Andere gehen in die Kapelle oder besehen das kleine Missionsmuseum, bis der Klang der Posaunen die zerstreuten Festteilnehmer zum zweiten Teile des Missionsfestes wieder zusammenruft. Ist das Schlußlied gesungen, so zerteilen sich die Scharen wieder nach allen Seiten, wie sie gekommen sind, einer der Dampfer nach dem andern setzt sich in Bewegung, allmählich verhallen die Missionslieder — und Johannelund ist wieder einsam geworden. Wer einmal dieses schöne und reich gesegnete

Missionsfest mitgefeiert hat, der bewahrt es lange im Gedächtnis, und hat er sich unter den Gästen etwas genauer umsehen können, so ist ihm klar geworden, daß die Mission in Schweden ein großes Volk um sich gesammelt hat, nicht bloß der Menge nach, sondern er sieht, daß alle Schichten des Volkes, die Geistlichen wie die Laien, die Gebildeten wie die schlichten Leute, hohe Beamte und Offiziere wie Landleute und Handwerker, Männer und Frauen, Alte und Junge in dieser Missionsgemeinde vertreten sind.

Heimat. Die dritte Missionswoche in Herrnhut, die für 1905 geplant war, ist auf Oktober 1906 verschoben worden, da das Jahr 1905 die kontinentale Missionskonferenz in Bremen und den Kolonialkongreß in Bremen bringt.

Bücheranzeigen.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Auch der vorliegende achte Band dieses großen Werkes ist ein Beweis davon, daß jeder einzelne Band auf gleicher Höhe steht und an Genauigkeit, gründlicher Durcharbeitung, praktischer Anlage und Gediegenheit der äußeren Ausstattung die höchste Anerkennung verdient. Einzelne Artikel aus dem Religions- und Kulturleben, über Staats- und Kriegswesen, über Handel und Gewerbe, aus dem geschichtlichen und geographischen Gebiet sind nicht selten umfassende Monographien, wie man denn überhaupt über alle möglichen Fragen darin genaue Information findet. Auch Namen der bedeutendsten Missionsmänner (wie z. B. D. Grundemann und Dr. Gundert) haben in dieser neuesten Auflage Aufnahme gefunden. Stadtpläne, Karten und sonstige Bilderwerke sind von schönster Ausführung.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1905. XVIII. Jahrgang. Mit 2 Karten. Leipzig. H. G. Wallmann. Mk. 1.50.

Dieses Jahrbuch hat einen wohlverdienten Ruf, indem es alljährlich eine Fülle von wichtigem Missionsstoff darbietet teils in gediegenen Aufsätzen, teils in Statistiken und Uebersichten. So ist auch das diesjährige ein sehr dankenswertes Nachschlagebuch, das wir Missionskreisen recht angelegentlich empfehlen möchten.

Behrmann, D. **Erinnerungen.** 465 S. Berlin. M. Warneck.
Brosch. Mk. 4. | geb. Mk. 5.

Dem Erzähler dieser Erinnerungen, der an der Spitze der Hamburger Geistlichkeit steht und als Herausgeber des „Nachbar" weithin bekannt ist, wird man nicht müde, mit dem höchsten Interesse zu folgen, sei es, daß er von seinem Studiengang, sei es, daß er aus seinem Privat- und Amtsleben oder von seinen Reisen erzählt. Dabei ist die Darstellung geradezu klassisch und jeder Abschnitt ein packendes Einzelbild aus dem Leben. Sehr wohltuend berührt auch die Art und Weise, wie der angesehene und reichbegabte Verfasser ohne alle Selbstbespiegelung von der Führung in seinem Leben spricht und Gott allein die Ehre gibt. Das Buch gehört zum Besten, was wir auf diesem Gebiet kennen und es gewährt dem Leser reichen Gewinn und Genuß.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Mission und Diaspora

mit besonderer Beziehung auf die österreichische Diasporakirche.

Von Pfarrer Dr. F. Selle in Steyr, Oberösterreich.

In den evangelischen Kirchen des deutschen Reichs hat sich die Mission unter den Heiden schon lange ihre gebührende Stellung erworben. Die Zeiten sind vorüber, wo auch dort die Mission als eine unpraktische Schwärmerei angesehen wurde, wo nur kleine Konventikel dieselbe pflegten, wo hier und da sogar die Polizei im Einverständnis mit dem Kirchenregiment diese ungehörige Neuerung überwachte und die Missionsstunden aufhob. Die Mission hat sich durch ihre Arbeit selbst legitimiert, so daß sie als Grundgedanke des Evangeliums und als Lebensgesetz der christlichen Kirche allgemeine Anerkennung gefunden hat. Kräftige wohlorganisierte Missionsgesellschaften, gestützt durch Missionskonferenzen und Hilfsvereine, haben ihre Pflege übernommen. Der berufene Pfarrer der Gemeinde treibt Mission nicht als Liebhaberei, sondern als einen Teil seiner amtlichen Pflichten. Auf den Synoden der Kirche wird über die Missionsarbeit regelmäßig berichtet. Es fehlt nicht an Stimmen, die der vollständigen Verkirchlichung der Mission günstig sind. Wie viel auch an einzelnen Orten noch zu tun übrig bleibt, so ist doch in den heimischen evangelischen Kirchen die Mission als eine unumgängliche Lebensäußerung derselben gerechtfertigt worden.

Anders steht es in Diasporakirchen, wie die österreichische. Zwar entbehrt auch diese nicht der Missionspflege von oben wie von unten, vom Kirchenregime[illegible] wie aus den Gemeinden. Wir werden darü[illegible] [illegible]e berichten. Aber auch die gegentei[illegible] [illegible]eise. „Die Mission geht uns ni[illegible] [illegible]cht an, wir haben



Bahnhof in Kumase (Asante).

Mission und Diaspora
mit besonderer Beziehung auf die österreichische Diasporakirche.

Von Pfarrer Dr. F. Selle in Steyr, Oberösterreich.

In den evangelischen Kirchen des deutschen Reichs hat sich die Mission unter den Heiden schon lange ihre gebührende Stellung erworben. Die Zeiten sind vorüber, wo auch dort die Mission als eine unpraktische Schwärmerei angesehen wurde, wo nur kleine Konventikel dieselbe pflegten, wo hier und da sogar die Polizei im Einverständnis mit dem Kirchenregiment diese ungehörige Neuerung überwachte und die Missionsstunden aufhob. Die Mission hat sich durch ihre Arbeit selbst legitimiert, so daß sie als Grundgedanke des Evangeliums und als Lebensgesetz der christlichen Kirche allgemeine Anerkennung gefunden hat. Kräftige wohlorganisierte Missionsgesellschaften, gestützt durch Missionskonferenzen und Hilfsvereine, haben ihre Pflege übernommen. Der berufene Pfarrer der Gemeinde treibt Mission nicht als Liebhaberei, sondern als einen Teil seiner amtlichen Pflichten. Auf den Synoden der Kirche wird über die Missionsarbeit regelmäßig berichtet. Es fehlt nicht an Stimmen, die der vollständigen Verkirchlichung der Mission günstig sind. Wie viel auch an einzelnen Orten noch zu tun übrig bleibt, so ist doch in den heimischen evangelischen Kirchen die Mission als eine unumgängliche Lebensäußerung derselben gerechtfertigt worden.

Anders steht es in Diasporakirchen, wie die österreichische. Zwar entbehrt auch diese nicht der Missionspflege von oben wie von unten, vom Kirchenregiment wie aus den Gemeinden. Wir werden darüber noch manches Erfreuliche berichten. Aber auch die gegenteilige Auffassung beherrscht weite Kreise. „Die Mission geht uns nichts an“ oder „sie geht uns noch nicht an, wir haben

Wichtigeres zu tun", kann man des öfteren hören. Oder es wird wohl auch die Evangelisation unter den Katholiken der Mission gleichgesetzt. Indes mag die römische Kirche die Arbeit unter anderen christlichen Konfessionen als Mission bezeichnen, die evangelische darf streng genommen nur die Tätigkeit unter nichtchristlichen Völkern Mission nennen. Die tatsächlichen gegenwärtigen Behinderungen einer Diasporakirche, Mission zu treiben, müssen anerkannt werden, aber es ist nicht gut getan, diese zufälligen und, so wir auf die kräftige Entwicklung der Diasporakirchen vertrauen, vorübergehenden Hemmungen mit theoretischen Einwänden und Bedenken zu legalisieren. Das geschieht aber, wo die Ausbreitungsarbeit unter den Heiden der innerkirchlichen Bewahrungsarbeit untergeordnet, im Vergleich zu der letzteren als minder wichtig und notwendig angesehen wird. Diese Abschätzung tut dem einen großen, zentralen, menschheitlichen Missionsbefehl des Herrn nicht die Ehre an, die ihm gebührt, sondern sie macht ihn, wenn auch ungewollt, zu einem Anhängsel an das Evangelium. Sie hat sich mannigfachen, wenn man's hört, wohlscheinenden Ausdruck gegeben. Wir finden eine solche Form, die jetzt besonders auch in Österreich klingt, in folgender Äußerung eines Aufsatzes in dem evangelischen Kirchen- und Schulblatt für Württemberg v. J. 1887 (S. 402): „In unserer Zeit ist für die evangelische Kirche wichtiger und notwendiger als alles andere die Pflicht der Erhaltung; sie muß verhüten, daß sie Position um Position verliert, am Ende aus altbesessenen Gebieten verdrängt wird, und das will eben der Gustav Adolf-Verein mitverhüten. Erst wenn die Kirche in sich gefestigt dasteht in ruhigem Besitzstande, dann hat sie auch die rechte Kraft und Freudigkeit zur Mission in fremden Weltteilen." Weiter sagt der Verfasser, der sich als ein Freund der Mission bekennt: „Das Hemd ist mir näher als der Rock; es ist ein alter Fehler, in den der Deutsche so gern verfällt, daß er für eine Kirche in Waniankulam oder Nyenhangli lieber etwas tut als für eine Kirche — sage ich in Bevendorf oder Riedlingen."

Wir haben demnach Grund genug, das Verhältnis zwischen Diaspora und Mission zu beleuchten und Richtlinien aus dem Evangelium und der kirchlichen Verpflichtung dafür zu ziehen.

Es ist zuzugeben, daß die Lage der Diasporakirche, zumal in Österreich, die regelmäßige Heidenmissionsarbeit als Pflicht über-

aus weit abzurücken scheint. Ein Bild mag diese Lage veranschaulichen.

Es war im Sommer 1900. Im Vintschgau in Südtirol war eine ungeheure Mur niedergegangen. Von allen Seiten waren die durch ein Hochgewitter geschwollenen Bäche gegen den Boden der Schlucht gestürzt; der wütende Bergstrom toste herab, dickschlammiges Wasser führend, welches massenhaftes Geröll, Steine, Felsblöcke, zusammen mit entwurzelten Bäumen in die Tiefe aufs Dörflein, die Wiesen und Äcker wälzte. Im Augenblick hatte die Schlammasse Häuser und Ställe weggerissen und die Straßen überflutet. Die Seitenwand der Kirche hatte sie weggedrängt und das ganze Innere bis fast zur Kanzel ausgefüllt. Kaum waren die Bewohner vom ersten Schrecken zu sich gekommen, so eilten sie zur Kirche. An die vermurten Wiesen, an die vertragenen Äcker dachte zunächst keiner. „Nur erst unser liebes Kirchl ausmuren und wiederherstellen, daß wir wieder Gottesdienst halten können", das das war aller erster Gedanke und Begehr.

Über die österreichische evangelische Kirche ist die Mur der Gegenreformation herniedergegangen. Seitdem die Toleranz Kaiser Josefs II. Kirche und Gottesdienst freigegeben, ist doch weithin der allbeherrschende Gedanke derselbe rührende, wenngleich echt katholische geblieben: nur eine Kirche, daß wir Gottesdienst halten können. Man wolle das Gleichnis nicht pressen. Die sehr bedeutenden Leistungen der österreichischen evangelischen Kirche für Schule und innere Mission sollen nicht verkannt werden. Aber es ist wohl begreiflich, daß nach solcher Katastrophe wie die Gegenreformation war, die eben aus ihrem Grab erstandene Kirche nur an die allernotwendigste Rettung und Erhaltung dachte. Zum großen Teil trägt sie noch heute das Kennzeichen: Lazarus aus dem Grabe, gebunden mit Grabtüchern an Händen und Füßen und sein Angesicht verhüllt mit einem Schweißtuche. Der Herr hat auch zu ihr gesprochen: Löset sie auf und lasset sie gehen; aber das Auflösen vollzieht sich sehr langsam, und ohne fremde Hilfe kann sie nicht gehen.

Unter diesen Umständen sind die Fragen zu stellen: Soll auch die Diasporakirche Mission treiben? Kann sie auch Mission treiben? — Der Missionsauftrag des Herrn richtet sich an die Kirche. Die bei der Himmelfahrt um ihn versammelten Jünger

sind die erste Kirche. In ihnen hat die ganze Kirche den Sendungsbefehl empfangen, dem sie als dem testamentarischen Willen ihres Königs nachkommen muß. Von dieser Allgemeingültigkeit des Auftrages ist keine Ausnahme zulässig. Wohl kann die praktische Ausführung der kirchlichen Arbeit zu Zeiten verschiedene Aufgaben in den Vordergrund stellen. Ebenso ist nicht jede Kirche und jede Gemeinde befähigt, ohne erziehliche Vorbereitung das größte Werk des Herrn zu betreiben, aber sie darf sich nicht der Anerkennung auch ihrer weltumfassenden Verpflichtung verschließen. Die Ideale korrigieren die Wirklichkeit, nicht aber darf die letztere die Ideale herabdrücken.

So sehr man auch mit gegebenen Größen rechnen muß, und so wenig man daher die armselige Lage der Diasporakirche außer acht lassen darf, so findet sich doch in ihrem Wesen nichts, was die Teilnahme an der Mission ausschlösse. — Die Diasporakirche ist ihrem Wesen nach die Kirche der Minderheit, die Kirche der Zerstreuung unter fremd-kirchlicher Konfession, die werdende Kirche.

Ist zur Missionsarbeit die starke Mehrheit, die große Zahl der eigenen Konfessionsverwandten Vorbedingung? Die Jünger waren, als sie das Sendungsamt empfingen, nichts anderes als ein Diasporakirchlein, eine der Zahl nach unbedeutende Minorität. Jesus hat nie und nirgends mit Massen gerechnet. Der kleinen Herde hat er das Reich verheißen. Das ist zum Trost und zur Aufmunterung aller Minoritäten gesagt. Nicht von den Massen, sondern vom Glauben werden alle großen Unternehmungen getragen. Wenige können doch viele sein. Der göttlichen Weisheit, die einst zu Gideon sprach: des Volkes ist zu viel, das mit dir ist, daß ich sollte Midian in ihre Hände geben; Israel möchte sich rühmen, wider mich zu sagen, meine Hand hat mich erlöset, hat es gefallen, grade auf dem Missionsgebiet ihre Gedanken zu rechtfertigen. „Warum haben denn auf dem europäischen Festlande nicht die großen Landeskirchen den Anstoß zur Mission gegeben? Warum mußte es jenes verachtete Gemeindlein in Herrnhut sein, dem die Landeskirchen kaum einen Platz an der Sonne gönnten?"*). Die göttliche Paradoxie, daß wenige Glaubenshelden

*) 150jähriges Missionsjubiläum in Herrnhut, S. 35.

viele sind und das Erdreich besitzen sollen, wird im Gegensatz gegen die „große Macht und viel List" des römischen Feindes anerkannt. Auch hinsichtlich der Missionspflicht der Diaspora soll sie gelten. Auch die wenigen Diasporaevangelischen sollen an ihren hohen Beruf glauben. Glauben sie nicht an ihren Weltberuf, verlieren sie den weiten Blick für ihre menschheitliche Stellung, so wird auch ihre innerkirchliche Arbeitsleistung Schaden davon tragen. Glauben sie aber daran, so werden sie sich auch inwendig bauen.

Diaspora ist zum anderen die Kirche der Zerstreuung. Der ihr zunächst liegende Beruf ist die Sammlung, die Pflege, die Bewahrung, die Wiedergewinnung der Zerstreuten. Diese Tätigkeit wird ohne Zweifel in den meisten Diasporakirchen in den Vordergrund treten, aber sie darf sich doch nicht als die genugsame, vollendete Vollziehung der kirchlichen Arbeit ansehen. „Ihre ideale Wesensbestimmung hat die neutestamentliche Ekklesie erst erreicht, wenn sie zur Gemeinschaft einer vom Geist Christi durchwohnten Menschheit geworden ist. Es fehlt ihr also etwas an ihrem πλήρωμα, so lange sie noch nicht als wirkliche Menschheitsrepräsentation dasteht. Die Selbsterkenntnis ihres Wesens muß daher zum Missionstrieb werden für die christliche Gesamtgemeinde, daß sie die andern Schafe herführt, die nicht aus ihrem Stalle sind, damit in der einen Herde der eine Hirte sein πλήρωμα finde. Hier liegt die tiefste und idealste kirchliche Missionsbegründung."*) Von dem Gesichtspunkt aus fällt auch der Diasporakirche nicht bloß innerliche Erbauung, sondern auch äußerliches Wachstum unter nichtchristlichen Nationen als Aufgabe zu. Letztere Bauaufgabe kann ja rein praktisch angesehen notwendigerweise zurücktreten, aber es soll doch aus der ungenügenden Praxis nicht eine falsche Theorie hergeleitet werden. Übrigens trifft hier folgende Äußerung Warnecks die Sache: „es ist auch eine kurzsichtige Motivierung, so man das ausbreitende Handeln der Kirche darum in ein entlegenes Eckchen verweist, weil man mit der innerlichen Bauarbeit alle Hände voll zu tun habe und zumal gegenüber den wachsenden Schäden der Heimat einer Fülle von inneren neuen Aufgaben gegenüberstehe, zu denen die Kräfte kaum reichen wollen.

*) Warneck, Missionslehre, I. S. 251.

Nirgends und niemals ist die Kirche mit ihren inneren Aufgaben fertig gewesen, und nirgends und niemals wird sie mit ihnen fertig werden; sie hätte also zu keiner Zeit Mission treiben dürfen."*) —

Daß aber gerade der Diasporakirche die Mission durchaus nicht ferne liegt, beweist das Beispiel der Urkirche. Es ist eine für unsere Stellung nicht genug zu berücksichtigende Tatsache, die Apostelgeschichte 8, V. 4 und 11, 19 ff. mit den Worten bezeugt wird: die aber zerstreut waren in der Trübsal, so sich um Stephanus erhub . . . . redeten auch zu den Griechen und predigten das Evangelium vom Herrn Jesu. Die Diaspora hat den Heiden zuerst das Evangelium gepredigt. „Diese Männer (der Zerstreuung) sind die ersten Heidenmissionare gewesen und haben die erste Heidenkirche in Antiochia gestiftet. In ihr Werk aber traten Barnabas und Paulus ein (Apg. 11, 23 ff.), um schnell die eigentlich Leitenden zu werden.**)

Diese kleinen, armseligen, gleicherweise vom jüdischen Fanatismus wie von der heidnischen Verachtung unterdrückten Diasporachristen und -Gemeinden haben alsbald Weltmission getrieben und das Evangelium bis an die äußersten Grenzen des römischen Cäsarenreiches getragen. Die Mission der Urkirche ist durch und durch Diasporasache. Das allein schon sollte uns abhalten, den kirchlichen Beruf in der Diasporakirche einseitig zu beschränken.

Die zerstreuten Christen der Urkirche haben jedenfalls das richtige Maß für die Schätzung der Heidenmission gegenüber der eigenen Erbauung gehabt. Uns ist es vielfach abhanden gekommen. Alle Gustav Adolf-Vereinsarbeit in vollen Ehren gemäß ihrer Unentbehrlichkeit und ihrer Barmherzigkeit, aber man hat den Sinn für den Heilsuniversalismus verloren, wenn man sich dabei bescheidet, Gemeinden zu unterhalten, die nicht leben und nicht sterben können. Galater 6, 10. 11: Lasset uns Gutes tun, allermeist an des Glaubens Genossen, kann aber nur mit Unrecht gegen die Hervorhebung der Mission vor der Gustav Adolf-Arbeit herangezogen werden. Wiewohl das Wort Wahlspruch der Gustav Adolfvereine geworden ist, so handelt es sich doch, dem Sprach-

*) a. a. S. 258.

**) Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Lpzg. 1902. Seite 37.

gebrauch des Wortes zufolge, dabei gar nicht um Erweisung von Wohltaten, sondern zunächst um Betätigung des sittlich Guten.

Also wenigstens der Theorie nach kein Übergewicht der Diasporapflege zum Schaden der Heidenmission! Ebenso wenig ist auch die Ausflucht statthaft, als ob die Evangelisation der Diaspora unter den Katholiken ein Vollersatz für die Vernachlässigung der Heidenmission wäre. Ob und wie weit unter den Angehörigen der katholischen Kirche zu evangelisieren für Recht und Pflicht zu halten ist, wird von den jeweiligen Verhältnissen dieser Kirche abhängen. Wenn die église missionnaire belge in Belgien oder die Waldenser in Italien ihre Evangelisation unter den Katholiken als Missionsarbeit — essentiellement un œuvre de propagande — einschätzen, so wird in Anbetracht des Tiefstandes des Katholizismus in diesen Ländern wenig dagegen einzuwenden sein. In Österreich hingegen wird man dieser Auffassung keineswegs beistimmen dürfen, ohne, wie die römische Kirche, die ohne weiteres Propaganda ihres Glaubens unter Protestanten als Mission bezeichnet, der Überhebung geziehen werden zu können. Aber davon abgesehen ist ja in Österreich eine eigentliche Evangelisationsarbeit durch das Gesetz und auch gegen das Gesetz des Staates derart erschwert und beschränkt, daß die evangelische Diasporakirche für diesen Zweck keine anderen Mittel hat, als die Salzkraft und die Lichterscheinung ihrer eigenen Gestaltung. Alle Anziehung und alle Bekehrungsgewalt ist hier auf die indirekten Wege gewiesen. Und es ist gut, daß es so ist. Wie die apostolischen Gemeinden für die christlichen Persönlichkeiten, erhaben mit ihrem Leben, Leiden, Erbarmen und Glauben den Beweis des Geistes und der Kraft erbracht halten, so ist für die Diasporakirche von heute unter den Katholiken die Ausbreitung des Evangeliums durch sich selbst das Gesetz ihrer Pflicht.

Darum entfallen dann auch für sie Aufwand und Leistung besonderer missionarischer Mittel für die Evangelisation, so daß sie auch von dieser Verpflichtung her der Heidenmission gegenüber durchaus nicht mit gebundenen Händen dasteht. Sie bedarf für diesen Zweig ihres Dienstes nichts anderes, als ihr besseres Christentum sehen zu lassen.

Wir haben die Diasporakirche noch als werdende Kirche zu würdigen. Alle Kirchen, auch die alten, längst bestehenden, sind

werdende. Sie sind im Wachstum zum „heiligen Tempel des Herrn begriffen, sie erbauen sich zu einer Behausung Gottes im Geist.“ (Epheser 2, 21. 22.) Diasporakirchen sind es meist noch im besonderen Maße. Nicht nur wird in ihnen erst langsam das Gefüge des äußeren Baues, sondern ihre Glieder gleichen vielfach nicht lebendigen Steinen, sondern lose zusammengewehtem Sand und unbehauenen Blöcken. Wir haben Diasporagemeinden, die durch den freudigsten Bekennerglauben zusammengeschmiedet sind und wo tiefe Einsichten solcher Mitglieder zur Erscheinung kommen, denen ihre Vereinzelung ein desto kräftigerer Antrieb zur christlichen Erkenntnis geworden ist. Wir haben aber auch solche, wo die Mitglieder nach jahrzehntelanger Zerstreuung und gänzlicher Entfremdung vom Leben der Kirche „bedürfen, daß man sie die ersten Buchstaben der göttlichen Worte lehre und Milch, nicht starke Speisen gebe.“ (Hebr. 5, 12.) In solche Kirchen und Gemeinden den Aufruf zur Missionsarbeit hineinzuwerfen, wäre allerdings unweise und unpädagogisch.

Hier tut sich eine Schranke der Diaspora gegen die Mission auf, wobei man sich erinnern muß, daß der Herr den Befehl der Weltmission auch erst den gereiften Jüngern erteilt hat, ja ihnen im Anfang geradezu die Heidenmission untersagt hat. (Matth. 10, 5 ff.) Der Sendungsauftrag zu allen Völkern hat die tiefste Erkenntnis des Heilsuniversalismus und den brennendsten Trieb, Retter der Seelen zu werden, zur Voraussetzung. Wenn selbst ein Petrus besonderer göttlicher Offenbarung bedurfte, um aus der Enge in die Weite geführt zu werden und die Heidenbekehrung als gottgewollt anzuerkennen, wie viel weniger werden es Gemeinden vermögen, bei denen erst der Grund für den Glauben zu legen ist. „Ein Auftrag, der seinesgleichen nicht hat unter allen je aus einem menschlichen Munde gekommenen Befehlen, und der den Beginn der Weltgeschichte inauguriert, muß Stadien einer langsamen Ausführungsentwicklung durchlaufen haben; mit einem Sprunge realisieren sich solche weltbewegende Gedanken niemals.“ (Warneck I. S. 193.) Mission zu treiben in dem Sinne einer selbstaktiven Leistung, wäre also von solcher Diasporakirche zu viel verlangt. Man kann nicht Trauben lesen von den Dornen. Ein anderes ist es um die Einführung in die Missionsarbeit, um reiche Mitteilung aus ihren Kämpfen und Siegen. Das wird gerade den

Missionssinn wecken, das Christentum als die eine Menschheits-religion nahe bringen, das Herz für die Sache bereiten und so den Grund aller und jeder christlichen Arbeit legen, die Bekehrung.

Doch genug der negativen Beweisführung, daß das Wesen der Diaspora keineswegs die Mission ausschließe. Wir dürfen auch positiv sagen, daß gerade die Diaspora die lebhafteste Anregung zur Mission enthält. Die Diaspora hat doch auch wieder ihre herrlichen Lichtseiten. Sie weckt die schlummernden Kräfte nach dem Gesetz der Not. Sie läßt den Glauben erstarken, die Liebe wachsen und steigert das Gefühl der Verantwortlichkeit. Sie erzieht zur Arbeit und wird selbst eine arbeitende Kirche vor anderen, die sich ihres sicheren Besitztumes erfreuend, dadurch matt und lau geworden sind. Ihre eigene Lage wird ihr zum Spiegel des Elendes der Heiden und zur Schule, in der der lebendigste, Mitleid und Dankbarkeit weckende Anschauungsunterricht betrieben wird. Die Arbeit, die sie zu ihrer Selbsterbauung treibt, ist der unter den Heiden innig verwandt. Die Erfolge, die in ihr erzielt werden, stärken ihre Hoffnung auf gleichen Segen unter den Heiden. Für die Mittel der Arbeit, das Wort und das darstellende persönliche Leben, hat sie ein tieferes Verständnis als die Kirchen, die nicht vor dem Feind stehen. Zwar das Heidentum ist auch der Diaspora nicht unmittelbar vor die Tür gelegt, aber eine analoge geistliche Armut und Bedürftigkeit, von der der Schluß auf heidnische Zustände sich leichter vollziehen läßt als anderswo. Übrigens hat ja auch der Romanismus Gegenden und Zustände, aus denen ein Buch über das Heidentum in der römischen Kirche hat geschrieben werden können. Und wie drängt doch die eigene Entbehrung von Wort und Sakrament zum Verständnis der Lage derer, die in völliger Finsternis und im Schatten des Todes sitzen! Daher die merkwürdige Tatsache, daß gerade die eigenen gedrückten Zustände der Diasporakirchen oftmals Lust und Kraft zur Mission erweckt haben. Die versprengten Häuflein böhmischer und mährischer Brüder hatten kaum im Jahre 1727 eine notdürftige neue kirchliche Heimat in Herrnhut gefunden, als sie schon im Jahre 1732 ihre Mission begannen. Als die großen Missionsgesellschaften sich bildeten am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, sah es um die Festigkeit und Machtstellung der evangelischen Kirche zum Erbarmen traurig aus. Im Jahre 1888 unter dem Kreuz

russischer Unduldsamkeit wurde in Livland eine Missionskonferenz gegründet, wobei der Leiter mit Recht berichtet: „Es ist eigentümlich, daß das Interesse und die Liebe zu neuer Arbeit, speziell zur Missionsarbeit, immer in solchen Zeiten erweckt und belebt wird, wo es zu Hause traurig aussieht und man am meisten bedrängt wird.“ (Calwer-Missionsblatt 1888 S. 18.)

Die Pflicht der Dankbarkeit treibt zur Mission. Wer sollte dafür empfänglicher sein als die Diaspora? Es sind viele Jahrhunderte verstrichen, seitdem die alten Kirchen durch die Mission gegründet wurden. Die Zeit macht sie vergeßlich und undankbar. Aber die Diaspora, welche durch eine der Mission höchst ähnliche Arbeit ihre Kirche und Schule empfängt, hat ein viel frischeres Gedächtnis für beides, für die Tage der Entbehrung wie für das Glück der Erbauung ihrer Kirche. Die Eindrücke, wie nach langem Ringen und Kämpfen durch die Hilfe der Brüder das Kirchlein entstand, sind ein lauter Weckruf zur Mission unter denen, die noch alles entbehren. Sie predigen mit einer Unmittelbarkeit ohnegleichen, daß der Herr eine Liebesabsicht hat über die ganze Welt. Missionsarbeit und Diasporaarbeit sind verwandt nach dem Evangelium vom barmherzigen Samariter. Darum muß auch Arbeitsgemeinschaft unter ihnen vorhanden sein, mindestens die Freude und hilfreiche Anteilnahme, die der eine Bruder der Arbeit des anderen schenkt.

Kann das geschehen? Kann die Diaspora Mission betreiben? In welchem Umfange wird das möglich sein? Das sind die Fragen, die sich nun von selbst aufdrängen.

Die Antwort ist zunächst durch den Hinweis auf das tatsächliche Verhältnis der Diaspora zur Mission gegeben. Wir haben Diasporakirchen, deren Arbeit den Beweis für die Möglichkeit der Mission auch in der Diaspora bietet. Die Brüdergemeine gewährt ein sehr überzeugendes Beispiel. Wir setzen die Bemerkung Prof. Warneck's über dieselbe her: „Wie keine andere evangelische Kirchenkörperschaft hat sie eine der Stellung oder Sendung im Ganzen des göttlichen Reichsdienstes würdige Missionstätigkeit seit nun länger als 1½ Jahrhunderten ausgeübt. Hier haben wir in Wirklichkeit eine missionierende Kirche. Nur etwa 39000 Glieder in ihren deutschen und außerdeutschen Provinzen zählend (mit einer sogenannten Diaspora von 70000 Seelen) hat diese kleine

Gemeinde in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens 2209 Brüder und Schwestern in den Missionsdienst gestellt und unterhält heut in diesem Dienst 203 Missionare und 20 unverehelichte weibliche Arbeiterinnen, 23 eingeborene Geistliche, 1831 eingeborene Gehilfen; die Gesamtkosten für dieses großartige Missionswerk betrugen im Jahre 1901: 1770256 Mark, von welcher Summe 704779 Mark auf den Missionsgebieten selbst, das übrige in der Heimat aufgebracht wurden. Bei ihrem 150. Jubiläum im Jahre 1882 wurde von dieser Arbeit bekannt: daß sie die Gemeine nicht geschwächt, vielmehr jung erhalten hat. „Haben wir das Reich Gottes unter den Heiden gebaut, so hat das Werk der Heidenmission das Reich Gottes unter uns gebaut; das zeigt unsere Geschichte mit der überzeugenden Kraft der Tatsachen." „Unser immer mit viel Mängeln und Fehlern befleckter Dienst in der Mission ist in des Herrn treuer Hand das kräftigste Mittel gewesen, unsere Gemeine am Leben zu erhalten."

Indes man könnte gegen das Beispiel der Brüdergemeine den Einwand erheben, daß sie keine Diaspora im Vollsinn des Wortes darstelle, nämlich keine solche unter den bedrohlichen Wuchten des Romanismus. So wählen wir denn zwei Beispiele, die in besonderer Weise der Lage der österreichischen Urkirche entsprechen. Wir kennen alle die nach den blutigsten Verfolgungen wiedererstandene Märtyrerkirche der Waldenser mit dem Wahlspruche: lux lucet in tenebris. An ihren Moderator ward einst geschrieben: ou bien vous serez missionnaires, ou bien vous ne serez rien. Sie hat Mission und Lichtspendung nicht nur an dem zu ihren Füßen liegenden Heidentum in Sizilien und in den Abbruzzen aufgenommen, sondern auch rühmlich einen schönen Anteil an dem Werk der Heidenmission genommen. Dabei zählt sie doch nur etwa 20000 Mitglieder. Der Güte des Basler Missionssekretärs Fr. Würz verdanke ich folgende Nachrichten über dies Werk von Paolo Calvino, pastore in Lugano:

„Die Liebe zur Heidenmission ist in der Waldenser Kirche schon in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts wach geworden, noch ehe man die Hoffnung haben konnte, das Werk der Evangelisation des eigenen Vaterlandes unternehmen zu dürfen. Die naturgemäß kleinen Beiträge wurden, so viel ich weiß, nach Paris geschickt.

Mit dem Wachsen des Interesses für das Evangelisationswerk des Vaterlandes wuchs auch das Interesse für die Heidenmission, besonders seit dem Jahr 1875. Wiederholte Besuche des ehrwürdigen Herrn Coillard in den Berggemeinden regten das Interesse der kleinen Schar der Gläubigen an. Im Jahre 1883 entschloß sich der Waldenser Pfarrer Weitzecker (seine Vorfahren waren Deutsche, seine Mutter eine Waldenserin) in die Fußtapfen von Coillard zu treten und ins Basutoland zu reisen, wo er sechs Jahre lang mit seiner trefflichen Frau Louisa, Tochter des Pfarrers B. Malan von Torre-Pelice, wirkte, bis er seiner zerrütteten Gesundheit wegen gezwungen wurde, in die Heimat zurückzukehren, wo er gegenwärtig als Pfarrer in Pomaretto wirkt, und von wo aus er öfters kleinere Reisen unternimmt, um in verschiedenen Kreisen das Interesse für die Mission zu wecken. Er hat auch wertvolle wissenschaftliche Arbeiten geliefert, so daß sich die italienische Regierung veranlaßt fühlte, ihn zum Cavaliere della Corona d'Italia zu ernennen. In seine Fußtapfen sind getreten die beiden Brüder Louis und Adolf Jalla aus einem Waldenser Pfarrhaus. Beide haben ihre Gattinnen im Dienst des Herrn verloren und sind beide wieder in Afrika. Adolf hat sich besonders mit dem König Lewanika am oberen Zambesi befreundet. Er hat über das Barotsi-Land ein Buch geschrieben, welches auch vom jetzigen König von Italien eine Anerkennung erhalten hat.

Andere Waldenser Missionare sind Davyt aus Bobbio-Pelice, der Afrika verlassen hat und gegenwärtig in Südamerika wirkt, Coisson und Volla; letzterer hat eine Tochter von Professor Bernus zur Frau.

Große Beiträge können die Waldenser Gemeinden nicht leisten: 1500—2000 Francs jährlich (ein Mal durch Extragabe 20000), aber das Interesse ist im Wachsen begriffen, und obschon die Waldenser Behörde immer im Ausland sammeln muß für das Evangelisationswerk in Italien, so wünscht sie, daß das Auge, sowohl der alten Waldenser wie der neuen, aus dem Katholizismus gewonnenen Mitglieder, offen gehalten werde auf die Weltaufgabe der Christenheit. In den meisten der neuentstandenen Gemeinden von Turin bis Venedig, von Como bis Sicilien wird auch jährlich für die Heidenmission gesammelt. In den Hauptstädten hat Capitaine Bertrand Vorträge gehalten und manche Zambesia-

vereine ins Leben gerufen. Die Beiträge werden nach Paris geschickt."

Neben die evangelische Diasporakirche unter den italienischen Romanen stellen wir die unter den französischen. Der gesamte französische Protestantismus, Reformierte und Lutherische, faßt rund $^1/_2$ Million Seelen unter rund 36 Millionen, also noch unter dem Verhältnis der $^1/_2$ Million Evangelischer in Österreich unter $20^1/_2$ Millionen Katholiken. Sie haben die große, jetzt noch durch die evangelische Bewegung unter dem katholischen Klerus gesteigerte Aufgabe empfangen, ihren Landsleuten zum Evangelium zu verhelfen. Trotz dieser großen Aufgabe hat der französische Protestantismus, seitdem im Jahre 1824 die société des Missions Evangéliques de Paris begründet ward, eine staunenswerte Tätigkeit auf dem Gebiete der Mission unter den Heiden entfaltet. Ursprünglich auf die Mission im Basutoland, am Senegal und auf Tahiti beschränkt, hat die Gesellschaft, infolge der raschen Ausdehnung des französischen Kolonialbesitzes, neue und große Arbeitsfelder am Zambesi in Südafrika, am französischen Kongo, auf den Loyalitätsinseln und besonders auf Madagaskar übernommen. Hier besonders kann ihr Verdienst nicht hoch genug angeschlagen werden. Mit den schwersten Opfern haben sie die alte evangelische Missionskirche, die von den sich dort nach der französischen Besitzergreifung unter der Maske nationaler Arbeit einschmeichelnden Jesuiten dem Untergang nahe gebracht war, gerettet und erhalten. Die Kosten der französischen Mission, in Höhe von etwa 1 Million Franken, werden zum größten Teil von den französischen Protestanten getragen. Mir stehen die Daten für das Jahr 1900 zur Verfügung. Demnach kamen in diesem Jahre bei einer Totaleinnahme von 891 722 Franken nur 214 130 Franken aus dem Ausland und zwar 144 034 Franken aus der Schweiz, 58 522 Franken aus dem Elsaß, 28 717 Franken aus Holland, 10 930 Franken aus England, 1756 Franken aus Deutschland, abgesehen vom Elsaß. (Chronik der christlichen Welt 1901, S. 109.)

Also selbst diese schwer bedrängten Diasporakirchen treiben äußere Mission aus dem Bewußtsein ihrer Verpflichtung dazu und in der Erkenntnis des vielgestaltigen Segens für sie aus diesem Werke. Prüfen wir angesichts der Vorbilder, was unsere österreichische Kirche für die Mission tun kann. Kompetente Urteile

liegen in dem Beschluß der VII. Generalsynode A. C. v. 26. Okt. 1901 und in dem darauf beruhenden Erlaß des K. K. Oberkirchenrates vom 27. Okt. 1903 Z. 1156 vor. Diese beiden höchsten Körperschaften der evangelischen Diasporakirche vertreten die Missionspflicht derselben nachdrücklichst. Die Generalsynode ist sich dessen bewußt, daß die Kirche dem Missionsbefehl bisher nur in geringem Maße nachgekommen sei, daß aber daran weniger der Mangel an gutem Willen als die notorische Armut und die eigene große Hilfsbedürftigkeit der Kirche Schuld trage. Sie erkennt es aber als ihre heilige Pflicht an, das nach außen und innen segenbringende Werk der Heidenmission nach allen Kräften zu fördern und es den Gemeinden aufs wärmste an das Herz zu legen. Daraus erfließen dann die erneuten Aufrufe zu diesem Werk, die Empfehlung des 6. Januar als des Missionsfestes und die Veranstaltung von Kollekten. Der K. K. Oberkirchenrat stellt fest, daß es nicht an Interesse fehle, daß eine Anzahl von Gemeinden seit längerer Zeit aus freien Stücken sich opferwillig an diesem Werk beteilige und die Gaben vorzugsweise der ev. luth. Mission in Leipzig zukommen lasse. Er hat dann auch die erforderlichen Anordnungen getroffen und die Leipziger Mission als gemeinsames Interessengebiet anempfohlen.

Aber nicht nur die Maßnahme der Behörden, sondern auch die eigene Arbeit der Gemeinden beweist, daß auch bei uns etwas für die Mission geschehen kann. Ich bringe ein Verzeichnis der Gaben zum Abdruck, welche im Jahre 1903 der Basler Mission aus 27 österreichischen Gemeinden zugegangen sind; daneben die Gustav Adolfgaben zum Vergleich:

				f. d. Mission	f. G. Ad.-V.
1.	Gemeinde	Attersee, Oberösterreich .	Kr.	281.80	71.30
2.	"	Czaslau, Böhmen . . .	"	20.—	136.77
3.	"	Eger	"	63.—	204.—
4.	"	Efferding, Oberösterreich .	"	125.—	201.10
5.	"	Gallneukirchen, Oberösterr.	"	78.10	143.22
6.	"	Gmunden, Oberösterreich .	"	120.—	380.—
7.	"	Görz	"	6.—	308.80
8.	"	Gr. Lhota, Mähren A. u. H. B.	"	8.50	78.50
9.	"	Jablunka	"	259.50	50.—
10.	"	Hallstadt, Oberösterreich .	"	9.—	76.72
		Uebertrag	Kr.	970.90	

				f. d. Mission	f. G. Ad.-V.
		Uebertrag	Kr.	970.90	
11.	„	Innsbruck	„	8.—	200.—
12.	„	Ischl, Oberösterreich	„	16.—	61.—
13.	„	Klagenfurt	„	19.25	415.40
14.	„	Krabschitz, Mähren	„	28.11	94.40
15.	„	Laibach	„	5.—	223.—
16.	„	Linz	„	102.50	383.20
17.	„	Prag A. u. H. B.	„	275.—	407.58
18.	„	Ramsau, Steiermark	„	66.80	286.56
19.	„	Ruzenmoos, Oberösterreich	„	30.—	192.94
20.	„	Scharten, „	„	90.—	333.90
21.	„	Schladming, „	„	36.56	263.30
22.	„	Thening	„	230.—	292.—
23.	„	Triest	„	66.—	1336.—
24.	„	Wallern, Oberösterreich	„	144.—	264.—
25.	„	Wien	„	97.—	4433.75
26.	„	Zauchtel, Mähren	„	10.—	232.17
27.	„	Brünn A. u. H. B.	„	30.73	730.—
			Kr.	2225.85	

Wenn 27 Gemeinden, unter denen 9 sehr bedürftige sind, 2225.85 Kronen aufbringen können, während 5 davon noch lange nicht die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit erzielt haben, so kann mit Recht von den gegenwärtig bestehenden zirka 250 Gemeinden der österreichischen Kirche ein immerhin nennenswertes Liebeswerk zu Gunsten der Mission trotz ihrer eigenen Armut erwartet werden, wenn allenthalben die Mission als Grundpflicht der Kirche erkannt wird. Die Nebenstellung der Gustav Adolfvereinsgaben in unserm Verzeichnis läßt erkennen, daß diese Gemeinden nicht etwa dem Gustav Adolfvereine abgespart haben, was sie der Mission gegeben haben. Nur zwei derselben (Nr. 1 Attersee und Nr. 9 Jablunka) haben dem Gustav Adolfverein weniger als der Mission geopfert, was eigentlich das richtige Verhältnis darstellt. Denn wir pflichten Warneck völlig bei: „Gemessen an der zentralen Stellung, welche nicht bloß im kirchlichen Arbeitsorganismus, sondern in der ganzen göttlichen Heilsökonomie die Mission einnimmt, müßten ihr zehnmal soviel Mittel zu Gebote stehen, wie der Versorgung der Evangelischen in der Diaspora, wenn die Verteilung in korrektem Proportionismus zur Dignität beider Werke geschähe.“ (Missions-

lehre I. S. 265.) Auch wir sagen das selbstverständlich nicht, um dem Vereinswerk Abbruch zu tun, sondern um die rechte, ebenmäßige Schätzung der Mission auch in der Diaspora anzubahnen. Es wird manchen Gemeinden nicht zum Nachteil gereichen, wenn sie den falschen Mittelpunktswahn aufgeben und sich erinnern, daß sie nicht bloß dazu sind, unterhalten zu werden, sondern endlich auch einmal etwas zu leisten. Jene im Verzeichnis genannten Gemeinden sind aber keineswegs die einzigen, sondern es gibt deren eine große Zahl, die ihre Diasporastellung mit ihrer Missionsstellung wohl zu vereinen wissen.*)

Was aber kann geschehen, um diese kleinen Rinnsale und Bäche zu einen, um der österreichischen Kirche eine ihrer selbst würdige Anteilnahme am Missionswerk zu sichern? Im wesentlichen bedürfen die vom K. K. O. K. R. gegebenen Weisungen keiner Ergänzung. Die Gründung einer eigenen Missionsgesellschaft ist der österreichischen Kirche durchaus zu widerraten. Sie würde teures Lehrgeld dafür bezahlen müssen.**) Aber Missionsvereine nach dem Muster des Wiener, um das Interesse für die Heidenmission zu wecken und zu fördern und gleichzeitig dieselbe finanziell zu unterstützen, sollten netzartig die Kronlande überziehen. Die Seele der Arbeit wird in der Einzelgemeinde zu suchen sein. Ist sie geistlich gerichtet und lebendig, hinübergekommen über Indifferentismus, Egoismus, beseelt von der Triebkraft der Liebe Christi, dann hat der Pfarrer seinerseits sich nur gründlich und fleißig über die Pflege des Missionslebens zu unterrichten, die Missionslehre im allgemeinen und die Beschäftigung mit einem Sondergebiet einer Gesellschaft sich angelegen sein zu lassen, um den Baum des Missionslebens groß zu ziehen. Hierüber ist so viel gediegene Literatur vorhanden, daß weitere Mitteilungen sich erübrigen.***) Es wäre aber von der größten Bedeutung, wenn die gesamte

---

*) Die Kollekte für die Mission im Jahre 1904 in den ev. Gemeinden Augsb. Konf. Schlesiens und Mährens hat 760 Kr. 60 h. ergeben, welche die Leipziger Mission empfing. — Die Konfirmanden von D. von Zimmermann sammelten 70 Kr. — Oberkirchenrat D. Witz-Oberlin lieferte nach Basel 200 Kr. ab, Oberösterreich bei einer Predigtreise von Missionar Limbach Kr. 1248.71.

**) Vgl. die Gründe dagegen bei Warneck II. S. 63 ff.

***) Vgl. Warneck II, Kap. 21: Die Pflege des heimatlichen Missionslebens.

österreichische Kirche sich zur Unterstützung einer bestimmten Missionsgesellschaft oder eines bestimmten Missionsgebietes vereinen könnte. Mit wem und für was man arbeitet, die Person oder die Sache einen, versühnen, vermitteln und überbrücken. Die gemeinschaftlich betriebene Heidenmissionsarbeit der österreichischen Kirche beider Konfessionen und aller Zungen würde in hohem Maße solchen Einfluß ausüben und zudem auch nach außen unsere Einheit versichtbaren. Unsere Lage aber erheischt dringend, jedes Mittel zur größeren Einheit und Gemeinschaftlichkeit in Anspruch zu nehmen. Die Fürsorge für die, auch vom K. K. O. K. R. empfohlene Leipziger Mission würde nur den Augsburgischen Gemeinden willkommen sein, den reformierten aber nicht. Der Wiener Missionshilfsverein will insbesondere die Beziehungen zur Basler Mission pflegen. Diese Mission zu bevorzugen liegt unter obigem Gesichtspunkte in der Tat nahe, weil ihr Standpunkt der einer praktischen Union ist. Sie nimmt lutherische und reformierte Kandidaten an und sendet sie aus. Der eigene Standpunkt soll nicht verleugnet werden; die Arbeit an den Heiden auf der Grundlage biblischen Christentums soll den gemeinsamen Boden bilden. Da nun aber bereits viele Augsburgische Gemeinden die Leipziger Mission unterstützen und da Österreich keine Kolonien besitzt, die den Weg der Pflicht wiesen, ist die Entscheidung schwierig. Vielleicht aber könnte die Einheit doch nach den österreichischen Beziehungen zu den beiden Ländern gewonnen werden. Der Schiffsverkehr des österreichischen Lloyd rückt uns nächst dem Orient (der Levante) Indien (Bombay, Kalkutta), China (Hong-Kong) und Ägypten (Alexandria) nahe. Mancher Missionar fährt auf einem österreichischen Schiff nach diesen Landen. Man könnte also Indien, China, Afrika als Arbeitsgebiete wählen und die Gaben dafür den beiden dort tätigen, bereits herkömmlich mit uns verbundenen Gesellschaften, der Leipziger und der Basler Mission abwechselnd oder nach bestimmten Anteilen zuwenden. Die Superintendenten sollen ja nach der Weisung des K. K. O. K. R. die Gaben zentralisieren. Durch Vereinbarung derselben ließe sich leicht Einheit in das Hilfswerk bringen.

Wir eilen zum letzten Punkt unserer Untersuchung, ob die Diasporakirche sich nicht selbst benachteiligt, wenn sie der Heidenmission Gaben zuwendet, die sie selbst nötiger braucht. Derartige Bedenken sind ja im Grunde die stärksten gegen unsere Mitarbeit

an der Mission. Nun ist der Beweis längst geliefert, daß der Mission ihre Ausgaben reichlich mit Zinseszins zurückgezahlt werden, die Behauptung, Mission schädige die Heimat, ist, wie Warneck überzeugend ausgeführt hat, ebenso widersinnig, wie wenn jemand den Überseehandel für eine Schädigung des wirtschaftlichen Lebens der Heimat erklären wollte. Es ist keine Übertreibung, wenn derselbe das Wort eines amerikanischen Bischofs zitiert: „Die Frage ist heutzutage nicht mehr bloß die, ob die Heiden ohne das Evangelium können gerettet werden, sondern ob wir selbst bestehen können, ohne ihnen das Evangelium zu senden.“*) An der allgemeinen Fülle des Segens, den die Mission der sendenden Kirche zurückgibt, nimmt natürlich auch die Diaspora ihren Anteil. Auch sie wird Zeugnis ablegen können, wie ihr die Mission das Haus bauen hilft, welche „Bereicherung der religiösen Belebungsmittel, welche Stärkung des inneren Lebens, welche Förderung des christlichen Gemeinschaftslebens, welche Steigerung der christlichen Freigebigkeit, welche Ermunterung der christlichen Liebestätigkeit, welchen Einfluß auf die Theologie“ sie durch die Mission erfährt. Es wäre ein eigener Vortrag nötig, um diese Rückwirkungen darzustellen. Ich verweise dafür auf Warneck.**)

Aber auf drei in besonderer Beziehung zu der Eigenart unserer Diasporakirche stehende Früchte der Missionsarbeit mag doch hingewiesen werden. In der Schlußversammlung der allgemeinen evangelischen Missionskonferenz in London im Jahre 1888, an welchem Fest sämtliche evangelische Kirchen und 129 sehr verschiedene Missionsgesellschaften in brüderlicher Liebe und Einigkeit, ohne irgend einen Mißton über den Kampf gegen das Heidentum beraten hatten, äußerte Dr. Elinwood: „Wir haben fast vergessen, daß wir verschiedenen Kirchen und Gesellschaften angehören, wir fühlen uns wirklich eins.“ Damit ist eine der größten Segnungen der Missionsarbeit bezeugt. Nichts dient so sehr der echten, herzlichen Herstellung der Einheit der Kirchen aller Zungen und Zonen als die positive, gesunde Arbeit der Mission. Diese überbrückt die größten Unterschiede, sie pflegt den ökumenischen Sinn und die versöhnlichste Weitherzigkeit. „Unsere gemeinschaft-

*) Allgem. Missions-Zeitschrift 1881, Seite 145 ff.

**) Missionslehre I, Seite 268 ff.

liche Heidenmissionsarbeit repräsentiert", lesen wir bei Warneck, „ein gut Stück protestantischer Glaubenseinheit."*)

Wir brauchen in Österreich nicht erst zu beweisen, wie willkommen uns jedes Mittel sein muß, um die Einigkeit der national und konfessionell getrennten Kirchen zu fördern. Das von allen Kirchen ohne Unterschied gepflegte einheitliche Missionswerk wird sie national freier und weitsichtiger, wahrhaft international machen und die kirchlichen Parteidifferenzen zu unserm Wohl zurücktreten lassen.

Die Missionskreise bestätigen uns ferner die Tatsache, daß durch die Heidenmission die Opferwilligkeit auf innerkirchlichem Gebiet keineswegs vermindert, sondern im Gegenteil wesentlich erhöht worden ist. Durch das Geben für die Heiden haben die Gläubigen das Geben für die Notstände der Heimat gelernt. Wenn wir uns dessen bewußt werden, wie viel Erziehung und Gewöhnung auf diesem Gebiet noch von Nöten ist, so werden wir auch diesen Segen der Mission von Herzen willkommen heißen.

Endlich muß der Segen der Glaubensstärkung, der in der Mission von Anfang an bis heute an den Tag getreten ist, gerade für die trostbedürftige, bedrohte und leidende Diaspora überaus hoch angeschlagen werden. „Er ist auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben", das bekundet jedes Missionsfeld. Die Mission ist die beste Apologie für die Wahrheit und Siegeskraft des Evangeliums. Wo ihm, wie viel öfter in den heidnischen als in den katholischen Landen, die Staatsgewalt keine Hindernisse der freien Werbung bereitet, da siegt es und bringt Tatbeweise seiner göttlichen Lebenskraft, die ihm in der Diaspora nicht überall zu sehen vergönnt ist.

Summa: auch die Diaspora empfängt ein voll gedrückt, geschüttelt und überflüssig Maß des Segens für ihre Teilnahme an dem Werk des Herrn. Auch sie gibt sich nicht ärmer, sondern sie wird reicher. Auch sie lebt davon, daß sie arbeitet, den Willen des Herrn in der Heidenwelt zu vollziehen, und darf nicht aus engherzigen, heimatlichen Rücksichten sich für entschuldigt und minder verpflichtet halten.

---

*) Allg. Missionszeitschrift 1888. S. 763.

Es gibt im Grunde nur eine berechtigte Zurückhaltung von der Mission. Sie ist in Joh. 7. 39 beschrieben: „Der heilige Geist war noch nicht da." Wo der noch nicht zu seiner Vollwirksamkeit gekommen ist, da muß die Beschränkung eintreten, da muß das „noch nicht" auch in dem Aufruf zur Teilnahme an der Heidenbekehrung respektiert werden. Wo er aber da ist — und das dürfen wir doch auch mit demütigem Lob von der österreichischen Kirche bekennen — da hat auch die Stunde für die Mission geschlagen und da erfüllt sich auch die an diese Bedingung geknüpfte Verheißung: „Von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." Auch von der Diasporakirche kann und wird Leben in die Heidenwelt überströmen.

Die Gesundheitsverhältnisse auf der Goldküste

in den letzten 20 Jahren.*)

Von Dr. H. Vortisch.

Welch' ein Unterschied — durch Gottes Gnade — zwischen der Anfangszeit der Basler Missionstätigkeit auf der Goldküste und den letzten Jahren! Von 1828—45 starben von den 15 ausgesandten Missionaren 6 im ersten Jahr und 3 vor Vollendung des dritten; also 60 % Sterblichkeit! Von 1884—1904 starben von 260 Missionsarbeitern 52; demnach nur 20 % Sterblichkeit. Damals ging mehr als jeder zweite Mann dem sicheren Tode entgegen!

Mein obiges Thema wurde zum erstenmal in umfassender Weise von Dr. Mähly behandelt und seine Ergebnisse sind im

*) Wir veröffentlichen diese Statistik, da sie sich einerseits an die im Jahrgang 1885 erschienene Darstellung der Gesundheitsverhältnisse auf der Goldküste anschließt und sie andererseits die Zeitperiode umfaßt, in welcher ein Missionsarzt auf jenem ungesunden Arbeitsgebiet stationiert ist. Letzterer Umstand hat, wie die vorliegende Statistik zeigt, natürlich dem verderblichen Einfluß des Klimas nicht allseitig steuern können, aber sie zeigt doch, daß das fachmännische Studium des Klimas und seiner Krankheitserscheinungen, sowie die ärztliche Beratung und Behandlung der Missionsgeschwister die Gesundheitsverhältnisse mit Gottes Hilfe nicht unbedeutend gehoben hat. Zu er-

Missions-Magazin 1885 niedergelegt. Teilweise auf seine Veranlassung und vorzugsweise infolge besserer Kenntnis tropischer Hygiene hat sich, menschlich gesprochen, vieles gebessert und ich glaube der Mission einen kleinen Dienst zu tun, wenn ich die Statistik der letzten 20 Jahre herstelle, sie mit der von Dr. Mähly vergleiche und dann das Fazit ziehe.

Im Missionsdienst auf der Goldküste standen von Mitte 1884 bis Mitte 1904 95 Frauen und 165 Männer, also zusammen 260 Missionare (so nenne ich im folgenden stets Männer und Frauen); hievon starben in Afrika oder sogleich nach der Rückkehr 18 Frauen und 34 Männer: 52 Missionare; draußen leben jetzt 28 Frauen und 52 Männer; zur Erholung daheim sind 15 Frauen und 18 Männer; daheim gestorben oder für die Tropen untauglich geworden sind 34 Frauen und 61 Männer.

Von den 52 Verstorbenen, genau 20 % der ausgesandten Missionare, erlitten den Tod im

Dienstjahr (Erholung daheim inbegriffen)	Frauen	Männer	Prozents. bez. all. Missionare
I.	3	10	5 %
II.	6	4	3,8 %
III.	1	4	1,9 %
IV.	1	2	1,2 %
V.	1	2	1,2 %
VI.	0	1	0,4 %
VII.	2	2	1,5 %
VIII.	1	0	0,4 %
IX.	2	5	2,7 %
X.	0	1	0,4 %
XII.	1	0	0,4 %

---

wähnen ist auch, daß der Aussendung des ersten Missionsarztes 1885 eine ärztliche Expertise vorausging, indem die Basler Missionsgesellschaft im Herbst 1882 im Anschluß an die damals stattfindende Visitation des Missionsgebiets einen Arzt (Dr. Mähly) auf die Goldküste sandte, damit dieser an Ort und Stelle die Gesundheitsverhältnisse eingehend studiere und darüber Bericht erstatte. Dies geschah nach dessen Rückkehr im Juli 1884, wobei er zugleich über wünschenswerte Verbesserungen in Bezug auf die Wohnungsverhältnisse und die Lebensweise der Missionare sein Gutachten abgab. Die Durchführung aber und die weitere hygienische Prüfung war dem Missionsarzt vorbehalten, der bald darauf ständig auf der Goldküste stationiert wurde.

XIII. . .	0.	1	0,4 %
XIV. . .	0	1	0,4 %
XVII. . .	0	1	0,4 %

Es starben während
des I. Aufenthalts in Afrika 10 Frauen und 23 Männer, macht 33 = 63,5 % der Toten oder 12,7 % der Ausgesandten;
„ II. Aufenthalts in Afrika 8 Frauen und 8 Männer, macht 16 = 30,8 % der Toten oder 6,2 % der Ausgesandten;
„ III. Aufenthalts in Afrika 0 Frauen und 3 Männer, macht 3 = 5,8 % der Toten oder 1,2 % der Ausgesandten.

Von den Verstorbenen waren alt:

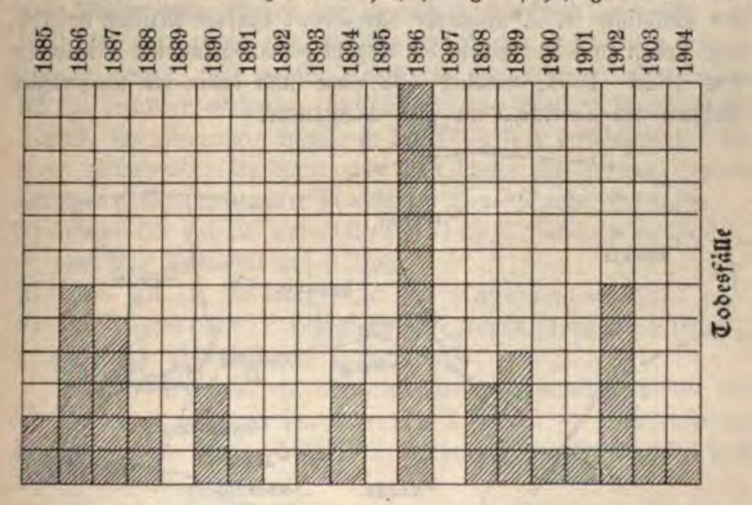
	bei der Aussendung		beim Heimgang	
Jahre	Frauen	Männer	Frauen	Männer
19	0	1	0	0
20	1	0	0	0
21	0	2	0	0
22	1	2	0	1
23	3	2	0	2
24	1	4	0	1
25	4	6	1	0
26	2	5	2	3
27	0	2	0	4
28	2	3	2	3
29	1	0	1	2
30	1	0	1	2
31	0	2	2	1
32	0	0	3	1
33	1	1	1	0
34	1	0	0	5
35	0	0	1	1
36	0	0	1	0
37	0	0	1	1
38	0	0	0	1
39	0	0	0	1
41	0	0	0	1
45	0	0	0	1

(Leider fehlen mir, da mich die Jahresberichte im Stich ließen, hier einige Daten.)

Als Todesursache lag vor:

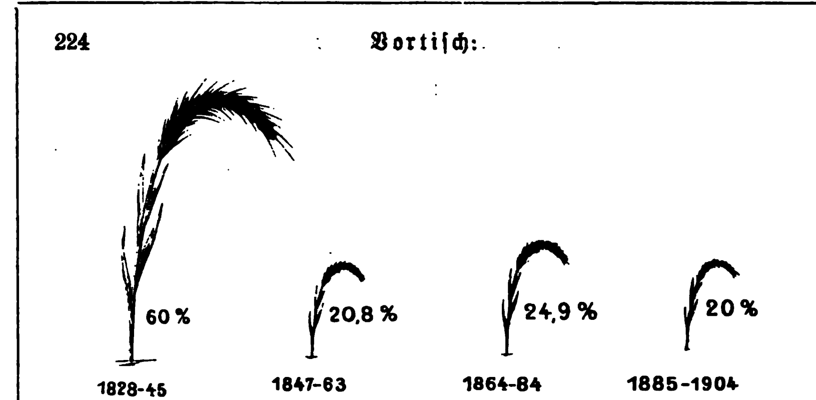
% der Toten						
55,7	Schwarzwasserfieber	bei	10	Frauen	19	Männern
61,5 Malaria						
5,8	Schwere Malaria	„	1	„	2	„
1,9	Lungenschwindsucht	„	0	„	1	„
11,5	Dysenterie und Leberabszeß . .	„	1	„	5	„
11,5	Gelbes Fieber .	„	0	„	6	„
3,8	Vergiftung (?) .	„	1	„	1	„
9,6	Geburtsanomalien	„	5	„	0	„

Überblicken wir die einzelnen Jahre, so ergibt sich folgende Tabelle:



Wir haben also 4 Jahre mit keinem Todesfall, 6 Jahre mit 1, 2 Jahre mit 2 und 6, 3 Jahre mit 3, per 1 Jahr mit 4, 5 und 12 Todesfällen; in dem schwarzen Jahr 1896 war in Akra eine Epidemie ausgebrochen, welche allgemein als gelbes Fieber angesehen, aber von der Regierung als solches geleugnet wurde.

Ein Vergleich der Todesfälle in ungefähr gleich langen Zeitperioden stellt sich so dar (als reife Ähren gezeichnet):



Und wenn wir übersichtlich sehen wollen, welche Opfer die Goldküste schon gefordert hat, so nehmen wir am besten ein Bild der Goldküste selbst, ungefähr das Gebiet unserer Mission daselbst, und stellen in seiner Größe die Anzahl der ausgesandten Missionare von 1828—1904, nämlich 432, dar und darin ein umgrenztes Rechteck als Totenfeld für 131 Missionare.



Vergleicht man nun die Zahlenangaben von 1828—1884 mit denen der letzten 20 Jahre, so fällt zunächst das erfreuliche Resultat auf, daß der Prozentsatz der Todesfälle, im ganzen genommen, von 34 auf 20 gefallen ist. Die Sterblichkeit im

I. Aufenthalt in Afrika verbesserte sich von 29,3 % auf 12,7 %, im II. von 17,8 % auf 6,2 % und im III. von 7,7 % auf 1,2 %. In ähnlicher Weise erniedrigte sich auch der Prozentsatz der Sterbefälle in den einzelnen Jahren des Aufenthalts in Afrika; aber es gilt immer noch die Regel, daß die ersten zwei Jahre die schlimmsten sind, dann kommt allerdings merkwürdigerweise das IX., dann das III., dann das VII., dann das IV. und V. in gleicher Höhe, und endlich ebenfalls mit gleichen Prozenten das VI., VIII., X., XII., XIII., XIV. und XVII. tropische Jahr. Den allgemeinen Erfahrungen gemäß ist auch die erste Zeit eines zweiten und dritten Aufenthalts kritisch, und mancher Missionar wurde schon hingerafft, der das erste Mal sich wohl befand und dann kurz nach seiner Rückkehr nach Afrika auf das Sterbelager kam.

Wollen wir, ähnlich wie Dr. Mähly die Zeit von 1828—84 in 7 Perioden geteilt hat, die letzten 20 Jahre in Rubriken ordnen, um zu zeigen, wie gewisse Zeiträume bezüglich der Sterblichkeit sich zu einander verhalten, so gibt uns die Seite 223 aufgestellte Tabelle den Fingerzeig hiezu: in der Mitte steht das schwarze Jahr einer verheerenden Epidemie, vor und hinter ihm je eine Periode geringerer Schwankungen; so erhalten wir folgende Zeiträume:

1) 1885—95 mit 23 Todesfällen bei 149 Missionaren = 15,4 % oder 2,1 Todesfall auf 1 Jahr.
2) 1896 mit 12 Todesfällen bei 58 Missionaren = 20,7 %.
3) 1897—1904 mit 17 Todesfällen bei 163 Missionaren = 10,4 % oder 2,1 Todesfall auf 1 Jahr.

Wäre die Epidemie nicht gewesen und berechneten wir wie für die zwei anderen Perioden 2,1 Todesfall für 1896, so bekämen wir für 1885—1904 als Prozentsatz der Sterblichkeit statt 20 % nur 16,1 %!

Gott sei Dank läßt sich in den letzten Jahren ein Fortschritt konstatieren, wenn man kürzere Perioden vergleicht, auch mit Einschluß der Epidemien, denn wir hatten:

1867—71	23,3 %	Todesfälle
1872—78	43,9 %	"
1879—84	21,1 %	"
1885—95	15,4 %	"
1896	20,7 %	"
1897—1904	10,4 %	"

Bei einer Aufstellung der Ehe-Statistik kann ich leider nicht auf Genauigkeit Anspruch machen, da mir die Jahresberichte mehrfach keine Auskunft geben.

Mitte 1884 bestanden 21 Ehen, dann verheirateten sich bis 1904 58 Missionare von den 144 ledigen; wir hätten also 79 Familien. Aus diesen starben 16 Frauen und 14 Männer. — Unverheiratete Schwestern traten 20 ein, wovon 2 ledig starben, 8 ledig blieben (bis jetzt) und 10 sich verheirateten. Von diesen zehn gingen 2 in Afrika heim. — Von den 86 ledigen Missionaren starben 20 in Afrika.

Somit ergibt sich als Sterblichkeit bei den verheirateten Männern 17,7 %, bei den Frauen 20,1 %, bei den ledigen Brüdern 23,3 %, und bei den ledigen Schwestern 20 %. — Wichtige Schlüsse lassen sich aus diesen Zahlen kaum ziehen; es ist z. B. natürlich, daß die Sterblichkeit verheirateter Männer geringer ist als die der ledigen, da sie ja bereits die bedrohlichsten Jahre hinter sich haben, und bei Frauen steigt der Prozentsatz infolge der Geburtsanomalien und größerer Gefahr, der sie bei Schwangerschaft und Wochenbett ausgesetzt sind.

Beim Vergleich der Todesursachen in Dr. Mählys und meiner Statistik ergibt sich, daß die Sterblichkeit angeblich*) an bloßer Malaria von 34,2 % auf 5,8 % gesunken ist, während sich Gallen- oder Schwarzwasserfieber von 32,9 % auf 55,7 % erhöhte; immerhin hat sich das Gesamtresultat gebessert, denn nach Dr. Mähly erlagen dem Malaria- und Gallenfieber, welche Krankheiten ja nach allgemeiner heutiger Ansicht zusammenhängen, 67,1 %, nach meiner Statistik 61,5 % aller Verstorbenen. — Der Prozentsatz der Sterbefälle durch Dysenterie und Leberabszesse erniedrigte sich von 22,7 % auf 11,5 %. — Gelbes Fieber wird von Dr. Mähly nicht erwähnt. — Dem tropischen Klima nicht zuzuschieben sind von 1828—84 8 Todesfälle = 10,1 %, und von 1884—1904 6 Todesfälle = 11,5 %.

*) Es scheint, daß man in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts das Schwarzwasser-Fieber nicht als solches gekannt; erst 1847 wurde ja die Entfärbung und Veränderung des Blutes bei Malaria entdeckt und damit wohl auch die Ursache des blutigen Urins. — Deshalb ist wohl auch bei Dr. Mähly die Sterblichkeitsziffer für bloße Malaria zu hoch und die für Gallenfieber zu niedrig.

Praktische Erörterungen.

In welchem Dienstjahr bestehen die größten Gefahren?

Im ersten, dann im zweiten, und stets in den ersten Monaten jedes neuen Aufenthalts. — Der erste Aufenthalt ist nach obigem natürlich stets der gefährlichste. Wie lang sollen die Aufenthalte dauern?

In der Regel der erste 2—3 Jahre; die folgenden 3—5 Jahre je nach der Konstitution rc.

Welche Lebensjahre sind die bedrohlichsten? —

Etwa von 26—34.

Wann ist es bei Berücksichtigung aller diesbezüglichen Fragen am besten zu heiraten?

Im 1. Aufenthalt im zweiten bis vierten Dienstjahr, so daß die Frau 1—2 Jahre beim 1. Mal draußen bleibt.

Was für Vorsichtsmaßregeln sind, in großen Zügen gesagt, gegen die hauptsächlichsten Krankheiten zu treffen?

1. Malaria und Schwarzwasser:

Peinlich-genaue Einnahme von Chinin nach den ärztlichen Vorschriften je nach Alter (vgl. Kinder) und je nach Lage der Station. — Nachts und auf Reisen Moskitoschutz. — Mehr Chinin als gewöhnlich vor und nach Strapazen und in Fieberzeiten. — Obacht auf Farbe und Menge des Urins. — Viel Flüssigkeiten zu sich nehmen; abstinentia spirituum nicht absolut nötig, aber jedenfalls temperentia.

2. Dysenterie und Leberabszesse:

„Wer nicht täglich einmal für Stuhl sorgt, ist ungebildet", sagte Dr. Hägler, „und für die Tropen untauglich", möchte ich zusetzen. Es gibt aber, wenn wir von Klistieren, die ich sehr schätze, absehen, wenige Arzneien, die längere Zeit hindurch unbeschadet benützt werden dürfen als Abführmittel; erlaubt sind Rhabarber, Cascara, Tamarinden und Aloë; sehr anzuraten ist, einmal in jedem Vierteljahr eine gründliche Ausputzung vorzunehmen, sei es nun, mit einem drastischen Abführmittel auf einmal oder, was ich noch vorziehe, 1—2 Wochen jeden Morgen 1 Löffel

Karlsbader Salz oder Kissinger Wasser oder des etwas zu nehmen. Ist einmal Dysenterie da, dann Diät und nötige Medizin; nur nicht verschleppen. — Auf Reisen gilt's vorsichtig zu sein mit Wasser; am besten ist es stets abzukochen. — Auf den Stationen die Reservoirs in gutem, sauberen Stande halten und die Filter oft revidieren!

Gelbfieberepidemie:

Vernünftig, mäßig leben; keine Angst und Gottvertrauen, wie bei jeder Prophylaxe.

* * *

Die Wohnhäuser haben sich bedeutend gebessert im Vergleich zu denen am Anfang der Missionstätigkeit; fast überall sind die Wohn- und Schlafzimmer jetzt nicht mehr im Erdgeschoß. Auch die Nahrung ist besser geworden und abwechslungsreicher. Das Reisen ist für viele leichter geworden durch das Fahrrad.

Eines sollte noch besser werden: Badegelegenheiten; ganze Badewannen; und dann die Einsicht, daß man regelmäßig, tagtäglich sich baden sollte, vor allem die Frauen sollten wenigstens durch Sitzbäder sich mehr abhärten.

Wir Missionare müssen alles tun, was nach menschlichem Verstand unsern Leib stählt, erhält und vor Krankheit bewahrt; nur nicht meinen, Gott müsse an uns besondere Wunder tun und Chinin könne einfach durch Glauben ersetzt werden! Gottes Allmacht könnte es an uns tun, allerdings, aber sie tut es nicht, so wenig als wir Essen und Trinken durch den Glauben ablegen können.

Ich glaube an Gebetsheilungen und wünschte nur, man hörte mehr davon; aber ich glaube auch, daß der Arzt notwendig ist und die Arznei erlaubt ist, ja, daß wir den HErrn rühmen sollen und Ihm danken, daß, wie an dem heiligen Wasser Bäume mit Blättern zu Arzneien stehen (Hesek. 47, 12), auch die profane Erde gesegnet ist mit Heilmitteln in Stein, Quelle und Pflanze.

Aus den Erinnerungen eines indischen Missionars.

I. Der Arbeit Anfang.

Es ist schon oft — erzählt der indische Missionar Jakob Chamberlain*) — die Frage an mich gerichtet worden: „Wie greift ihr Missionare denn die Missionsarbeit auf einem ganz neuen Gebiet im Heidenlande an? Wie kommt ihr den Heiden nahe? Auf welche Weise wird denn das Christentum an einem ganz neuen Platze gepflanzt? Ihr findet doch, wenn ihr in eine entlegene Gegend im Innern Indiens kommt, weder Predigthallen noch Tagesblätter vor, wodurch ihr die Leute mit dem Inhalt des Evangeliums bekannt machen könnt. In welcher Weise pflegt ihr denn die Missionsarbeit zu treiben?

Diese Fragen kann ich leicht beantworten; denn nachdem ich als junger Missionar in Verbindung mit der Arkot-Mission**) einige Jahre unter den Tamulen gearbeitet hatte, wurde mir der Auftrag zu teil, über der Grenze drüben unter den Telugu eine neue Mission zu eröffnen. So zog ich denn mit drei Nationalgehilfen, die das Telugu verstanden, dahin aus und ließ mich auf meinem neuen Arbeitsfeld nieder.

Da wir Weiße in den schlecht ventilierten Häusern der Eingeborenen nicht ohne Schädigung unserer Gesundheit leben konnten, zumal in den enggebauten Straßen der indischen Städte, so war ich genötigt, mit meiner Familie vorerst in einem Zelt zu leben, bis wir uns ein Häuschen errichtet hatten. Aber auch das Zeltleben war kein Vergnügen; denn es fiel gerade in die heißesten Monate des Jahres, in denen die Hitze einen solchen Grad erreichte, daß die Butter auf dem Tisch flüssig wurde wie Oel. Und als vollends die erste Monsun oder Regenzeit einsetzte und der Regen in Strömen floß, begann erst recht die Not. Der Fußboden unter uns wurde infolge der Nässe so weich und nachgiebig, daß die Stühle nach und nach bis fast an den Sitz im Boden versanken und alle Gegenstände sich mit Schimmel bedeckten. Selbst die Kleider und Wäsche waren am Morgen von Feuchtigkeit durchzogen.

Wir waren deshalb froh, als wir endlich wenigstens zwei Zimmer unseres Häuschens unter Dach und Fach hatten und diese mit unseren

*) In seinem Buch: In the Tiger Jungle. By Rev. Jacob Chamberlain, M. D., D. D. Edinburgh and London. Oliphant Anderson Ferrier.

**) Mission der reformierten Kirche Nordamerikas.

kleinen Kindern beziehen konnten. Sobald dann die Regenzeit vorüber und das ganze Wohnhaus glücklich fertiggestellt war, gingen wir an den Bau eines kleinen Schulhauses, das zugleich als Kapelle dienen sollte. In ihm eröffneten wir dann eine Tagschule und hielten darin des Sonntags unsern Gottesdienst mit den wenigen Christen, die uns begleitet hatten und zum Teil zu unserm Haushalt gehörten. Bald stellten sich auch eine Anzahl von Leuten aus der Stadt dazu ein, die aber nur aus Neugierde kamen.

Inzwischen machten wir auch einen Anfang mit der Straßenpredigt. Ich ging jeden Morgen oder Abend mit meinen Gehilfen auf die Straßen und Plätze der Stadt und hier predigten wir den Vorübergehenden und die sich sonst dazu einstellten. Ebenso besuchten wir die umliegenden Dörfer und Weiler. In diesen mußten wir jedoch mit unserer Botschaft schon etwas vor Sonnenaufgang sein, ehe die Leute an ihre Arbeit gingen. Wir suchten uns in den Ortschaften irgend einen erhöhten Punkt, sei es auf einem Baumstumpf, einem Steinhaufen oder auf einer umgefallenen Erdmauer, läuteten die Handglocke und stimmten ein christliches Lied nach einer Telugu-Melodie an. Solcher Telugu-Weisen gibt es viele, die das Volk seit alten Zeiten mit Vorliebe zu Ehren seiner Götter singt, die sich aber recht wohl auch für einen christlichen Text eigenen, um darin Gottes Liebe zu den Menschen zu preisen.

Wir hatten vielleicht anfangs kaum einen einzigen Zuhörer. Aber sobald die Töne des Lieds in der klaren Morgenluft durch die Fensterläden der Hütten drangen, da reckte sich mancher Schläfer auf seiner Matte und eilte ins Freie, eingehüllt in seine Decke, um nach der Ursache dieser frühen Musik zu sehen. Erblickten sie dann den weißen Fremden mit seiner farbigen Sängerschar, so kamen sie neugierig näher und hörten andächtig zu — wie sie gingen und standen. Andere, die sich inzwischen angekleidet hatten, gesellten sich zu ihnen, und so hatten wir schließlich nicht selten die Hälfte der ganzen Dorfbewohnerschaft als Zuhörer vor uns stehen. Dann lasen wir einen Abschnitt aus der Bibel, und einer von uns predigte darüber. Am Schluß der Ansprache wurden jedesmal Flugblätter mit christlichem Inhalt an die Umstehenden ausgeteilt und Schriftteile, sowie größere Traktate zum Kauf angeboten, die so nieder im Preise waren, daß mancher das eine und andere kaufte. So wurde manch gutes Samenkorn schon in aller Morgenfrühe ausgestreut.

Zu dieser Säemannsarbeit trat bald eine andere, weitere Tätigkeit hinzu. Kaum waren wir in unserer vorläufigen Wohnung einquartiert, als in der Stadt das jährliche Fest des Götzenwagens stattfand. Um elf Uhr nachts wurde der Götzenwagen bei Fackel-

schein von der abergläubischen Menge durch die Straßen der Stadt gezogen. Aber diesmal sollte es nicht ohne Unfall vorübergehen. Während der Prozession blieb der Wagen auf einmal festsitzen, die Seile rissen, und das unförmliche Gefährt war nicht mehr fortzubewegen. „Die Götter sind erzürnt!" schrieen die Priester in wildem Durcheinander. „Bringet schnell Kokosnüsse, um sie über den Rädern aufzubrechen und die Götter zu versöhnen; sonst sind wir verloren!" Bestürzt eilte das Volk davon und erschien mit den geforderten Kokosnüssen auf dem Platze. Eifrigst wurden sie auf den Wagenrädern zerschlagen, und in Strömen rann die Kokosmilch daran herunter.

Unter den Leuten, die sich auf diese Weise bemühten, der Götter Zorn zu stillen, befand sich auch ein Landmann von höherer Kaste. Indem er aber eine Kokosnuß auf dem Rad aufschlagen wollte, entfiel sie seiner Hand und rollte unter den Wagen. Geschwind griff er darnach, um sie hervorzuholen. In diesem Augenblick gab der Wagen, an dem die Leute mit aller Macht zogen, mit einem gewaltigen Ruck nach. Der schwere Karren ging dem armen Manne über Arm und Hand und zermalmte dieselben in entsetzlicher Weise. Seine Schmerzenslaute wurden übertönt von dem Jauchzen und Getümmel des Volkes.

Da ich durch verschiedene glückliche Kuren, die ich an meinen Arbeitern während des Hausbaues verrichtet hatte, als Arzt in der nächsten Umgebung einigermaßen bekannt geworden war, kamen sofort einige Freunde des Verwundeten zu mir und baten mich, des Mannes Leben zu retten. Ich steckte das nötige Verbandzeug, sowie einige Belebungsmittel zu mir und eilte zu seinem Haus, wo man bereits die Totenklage an seinem Lager anstimmte. Denn da er durch den Blutverlust in eine Ohnmacht gefallen war, hielt man ihn für tot. Doch Gott schenkte mir des Mannes Leben. Aber welche Arbeit kostete seine Behandlung! Waren es doch allein zehn Knochenbrüche, und außerdem gab es zerquetschte Muskeln, Sehnen, Nervenstränge und zerrissene Blutgefäße. Wie angelegentlich beteten unsere wenigen Christen für ihn! Und wirklich der Mann genas mit Gottes Hilfe; selbst seine schwerverletzte Rechte blieb ihm erhalten.

Er gehörte einer angesehenen, einflußreichen Bauernfamilie an, die auf dem Lande eine zahlreiche Verwandtschaft hatte. Kein einziges dieser Familienglieder beteiligte sich je wieder an dem heillosen Götzenfest. Auch verging kaum ein Sonntag, an dem nicht mehrere Angehörige unsern christlichen Gottesdienst besuchten. Und trotzdem trat keiner derselben öffentlich zum Christentum über, obwohl sie alle von jener Zeit an Freunde und Beschützer der Christen waren.

Von da ab konnte ich mich der ärztlichen Tätigkeit nicht mehr entziehen. Besonders in chirurgischen Fällen, in denen die Kunst der heimischen Aerzte mit ihren mittelalterlichen Mitteln zu schanden wurde, ward ich von den Leuten von allen Seiten überlaufen. Nach und nach wuchs dieser Zweig der Arbeit mir so unter den Händen, daß ich in der kleinen Hütte, die mir als Klinik diente, oft über hundert Patienten täglich zu behandeln hatte.

Bis dahin hatten englische Freunde, meist Regierungsbeamte, unsere kleine medizinische Mission so viel als möglich unterstützt. Sie taten dies um so lieber, als ich sie und ihre Familien oft zu behandeln hatte, da damals dort weit und breit kein Arzt zu haben war. Schließlich nahm aber die Sache einen solchen Umfang an, daß wir unsere ärztliche Mission auf einen größeren Fuß stellen mußten. Wir erbaten von der Regierung einen jährlichen Beitrag, es wurden geeignete Lokalitäten errichtet, und im Jahr 1869 waren wir so weit, daß ein regelrechtes Hospital mit einer Apotheke dastand, das von einem Missionsarzt geleitet wurde. So entwickelte sich nach und nach ein gesegnetes Werk, dem ich viele Jahre hindurch meine Kräfte widmen durfte.

---

2. Auf der Predigtreise.

Als unser Haus fix und fertig war und unsere Zelte zur Verfügung standen, konnten wir auch daran denken, ausgedehntere Predigtreisen zu unternehmen und alle Dörfer unseres Bezirks zu besuchen.

Wir nahmen unsere Zelte mit und versahen uns mit einem großen Vorrat von Bibelteilen und Traktaten, hauptsächlich in der Telugusprache, aber auch mit solchen in Hindostani, Kanaresisch und Tamil, für den Fall, daß wir unterwegs Leute treffen sollten, die die eine oder andere dieser Sprachen verständen. So zogen wir auf eine mehrwöchentliche Predigtreise aus.

Wir schlugen zuerst unser Zelt nur wenige Meilen von der Hauptstation entfernt in irgendeinem schattigen Haine in der Nähe einer zentralgelegenen Ortschaft auf und predigten dann in all den Dörfern und Weilern ringsum. Von hier aus ließen wir uns sodann einige Meilen weiter nieder und arbeiteten in gleicher Weise in den umliegenden Ortschaften. So wurde innerhalb weniger Wochen der ganze Bezirk bereist und das Evangelium dessen Bewohnern gepredigt.

Des Morgens pflegten wir gewöhnlich etwa drei oder vier Dörfer zu besuchen und des Abends ebensoviele, je nach ihrer Lage.

Indem wir schon vor Tagesanbruch unser Zelt verließen, trafen wir die Bewohner noch in den Dörfern an, ehe sie an ihre Tagesarbeit auf den Pflanzungen gingen. Durch unsern Gesang auf die Straße gelockt, fehlte es uns meist nicht an einer zahlreichen Zuhörerschaft, der wir die göttliche Wahrheit verkündigten. Schließlich beschenkten wir sie noch mit einigen buntfarbigen Flugblättern und boten ihnen Evangelien und Bibelteile zu billigem Preise an. Dann sagten wir den Leuten Lebewohl und luden sie ein, sich in unserem Zelt oder auch auf der Station einzufinden, um noch weiteres über den Heilsweg zu hören.

Im nächsten Dorf trafen wir die Bewohner schon alle auf den Beinen und bei ihrer Beschäftigung. Der Weber saß an seinem Webstuhl, der Bauer jochte seine Ochsen an, um mit ihnen auf das Feld zu fahren, die Schreiner schärften ihre Werkzeuge und die Schmiede fachten ihr Herdfeuer an. Doch sobald unser Gesang an ihr Ohr schlug, verließen sie gewöhnlich ihre Hantierung und kamen herbei, um das Wort des Fremden zu hören.

Kamen wir dann ins dritte Dorf, so fanden wir allerdings schon alles bei der Arbeit, und viele der Männer waren bereits auf ihren Pflanzungen. Aber wir konnten doch unsere Botschaft den Frauen ausrichten, die verstohlen über die Mauern und Zäune ihrer Gehöfte herüberlugten, sowie den greisen Männern, die sich im Schatten der Bäume auf der Dorfstraße niedergelassen hatten und der Ruhe pflegten. Stand dann die Sonne bei vorgerückter Tageszeit schon höher am Himmel, sodaß uns die Hitze das Predigen auf der offenen Straße nicht mehr zuließ, so fanden wir immerhin noch eine kleine Zuhörerschaft auf dem schattigen Platze unter dem sogenannten Versammlungsbaume des Dorfes. Ein solcher Baum findet sich am Eingang der meisten Hindudörfer jener Gegend. Gewöhnlich ist es ein Banianen- oder Mangobaum, unter dessen Schatten eine Art von Plattform in der Höhe von einigen Fuß aufgemauert ist. Hier pflegen die Aeltesten des Dorfs zur Besprechung ihrer Angelegenheiten und zur Schlichtung von Rechtshändeln zusammen zu kommen. Da die Plattform eine Fläche von 12 bis 20 Quadratfuß einnimmt, so gewährt dieselbe genügend Raum für eine größere Anzahl von Leuten, die hier mit untergeschlagenen Beinen sitzen oder auf den Fersen hocken und denen wir in dieser Stellung das Evangelium nahe brachten. Doch wir mußten in diesem Fall, um die Leute festzuhalten, die Vorsicht beobachten, daß wir uns ebenfalls in irgendeiner Weise niederließen, denn es wäre für sie als Zuhörer nicht passend, wenn sie sitzen blieben, während ihre Lehrer oder Prediger stehend ihre Lehre vortrügen.

Gewöhnlich kehrten wir um 9 Uhr morgens zu unsern Zelten zurück; doch konnten wir je nach der Jahreszeit, wenn es auf den Pflanzungen nicht viel zu tun gab, auch noch zu späterer Stunde Leute zu unserer Verkündigung antreffen. So machte ich, begleitet von einem eingeborenen Gehilfen, am frühen Morgen meist einen Marsch von einigen Stunden im Umkreis und predigte dabei in einem halben Dutzend Dörfer und Weiler, bevor ich zum Zelt und zum Frühstück zurückkehrte. Hatten wir dann am Abend Mondlicht, so zogen wir aufs neue aus und besuchten wieder eine Anzahl von Ortschaften. Wir führten über diese Dörfer und die jedesmalige Zuhörerschaft genau Buch, sowie über den Absatz unserer Schriften.

Von einem solchen Zentrum aus, an dem wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, bearbeiteten wir gewöhnlich 30 bis 70 Dörfer, je nachdem die Gegend mehr oder weniger dicht bevölkert war. Bisweilen belief sich die Zahl der besuchten Ortschaften noch höher. So erinnere ich mich, daß ich einmal mein Zelt auf einer Ebene aufschlug, von wo aus wir in einem Umkreis von einigen Stunden 160 Dörfer innerhalb von 18 Tagen aufsuchten. Wir beschränkten uns dabei nicht auf einen einmaligen Besuch, sondern predigten in den größeren Ortschaften ab und zu und hatten so in dem einen Jahr in mehr denn tausend Dörfern unsere Botschaft ausgerichtet. Es zeigt dies, wie stark bevölkert unser Gebiet war und daß selbst die Landbevölkerung nicht auf ihren Pflanzungen zerstreut lebt, sondern in Dörfern ansässig ist. Wohl sind die Weiler und Dörfer oft recht klein und sie weisen bisweilen nicht mehr als 50 Bewohner auf, aber es gibt doch auch recht ansehnliche Ortschaften, wo die Bewohner nach Tausenden zählen.

---

3. Auf den Märkten der Hindu.

Außer dieser systematisch betriebenen Verkündigung des Evangeliums auf den Straßen und Plätzen der Dörfer unterließen wir auch nicht den Besuch der öffentlichen **Märkte**. In jedem Distrikt finden an zwei oder mehr zentral gelegenen Plätzen regelmäßige Wochenmärkte statt. Auf diesen trifft man gewöhnlich Leute aus 50 bis 100 Dörfern beisammen. Die Bauern bringen ihre Feldfrüchte zum Verkauf dahin, die Weiber ihre Zeuge, die Fruchthändler ihr Obst, die Gold- und Silberschmiede ihre Erzeugnisse, die Gewürzkrämer ihre Spezereien aus weiter Ferne und die Familienväter stellen sich ein, um Einkäufe für ihre Haushaltungen zu machen.

Die Straßen und Fußwege, die über die Felder zu den Marktplätzen führen, sind vom frühen Morgen bis gegen Mittag von unzähligen Leuten belebt, die alle demselben Ziel zustreben. Der Wochenmarkt wird gewöhnlich in irgendeinem großen Hain im Schatten der Bäume abgehalten. Hunderte von kleinen Zelten sind aufgeschlagen, unter denen die wertvolleren Waren ausgelegt sind, während den übrigen Verkäufern der Schatten der Bäume genügt. Vom Mittag an bis drei Uhr ist das Marktgetriebe am lebhaftesten, bis sich gegen Abend der Platz nach und nach wieder leert und ein jeder seinem Heimatdorf zuwandert.

Um diese Märkte zu besuchen, darf der Missionar die Hitze des Tages nicht scheuen. Aber es ist ihm hier wie kaum anderswo die Gelegenheit geboten, seine Samenkörner unter eine Volksmenge auszustreuen, die aus der ganzen Umgegend zusammenströmt und von der doch vielleicht manches heilsame Wort mitgenommen wird ins eigene Heim. Freilich auf manchen dieser Märkte sind die Leute so von ihrem Geschäft eingenommen, daß sie kein Ohr für die Verkündigung des Evangeliums haben. Aber etwas seitwärts, wo das Marktleben nicht so geräuschvoll ist, sammelt sich doch meist eine Zuhörerschaft um den Missionar, der sich hier auf einer kleinen Erhöhung im Schatten eines Baumes aufgestellt hat. Schon die Neugierde, was wohl der Fremdling zu sagen hat, läßt manche von den Vorübergehenden stehen bleiben und zuhören. Bisweilen ist es auch für viele, die da ihre Artikel feilbieten, eine interessante Unterhaltung, von ihrem Standort aus dem Worte des Predigers zu lauschen, zumal wenn ihnen die Sache neu ist.

So erinnere ich mich, daß ich vor Jahren einen solchen Wochenmarkt besuchte, wo das Evangelium noch nie zuvor gepredigt worden war. Als ich mit meinen beiden Nationalgehilfen am Mittag den Markthain erreicht hatte, stellten wir uns auf einem etwas erhöhten, schattigen Platze auf, in dessen Nähe sich ein kleiner Götzentempel mit flachem Dache erhob. Wir sangen ein Lied, und eine Menge Volks umstand uns neugierig. Während einer nach dem andern von uns zu den Leuten redete, hatte sich mittlerweile immer mehr Volk um uns geschart, sodaß viele den Prediger weder sehen noch hören konnten. Da drängte sich einer der Hörer, den die Sache besonders interessierte, aus dem Hintergrunde durch die Volksmenge und machte einen eigenartigen Vorschlag. Der Missionar solle, so meinte er, auf das platte Dach des Tempelchens hinaufsteigen, damit ihn die Marktleute alle sehen und hören könnten. Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und unterstützt von hilfsbereiten Händen wurde das Tempeldach glücklich erstiegen. Das Gesumme des Marktes ver-

stummte, denn Käufer und Verkäufer hatten sich alle herzugedrängt, um uns zu hören. Das Hindu-Karussell hatte seine Umdrehungen eingestellt, denn die Reiter der hölzernen Pferde, sowie die dabei beschäftigten Leute hatten sich alle zu der neugierigen Volksmenge gesellt. Die Gaukler unter dem nahen Schattenbaum hatten die verschiedenen Gegenstände, die sie für ihre Tausendkünste benützten, in einen Sack gesteckt, denn es schenkte ihnen niemand mehr Aufmerksamkeit. Die Schlangenbeschwörer brachten ihre Schlangen in kleinen flachen Körben unter, deckten diese sorgfältig zu und mischten sich unter die Zuhörerschaft. Nur die Zuckerwaren-Verkäufer blieben bei ihren Buden zurück, da ihre Süßigkeiten zu verführerisch waren für die vielen Knaben, die sich in ihrer Nähe herumtrieben. Aber all die verschiedenen Stoffwaren- und Fruchthändler hatten unbesorgt ihre Verkaufsstellen verlassen und drängten sich mit den andern Leuten an den Tempel heran.

Bei der allgemeinen Stille, die nun eintrat, und bei dem Wohlklang der Telugu-Sprache konnte jeder Einzelne ohne Schwierigkeit den Missionar verstehen, der hoch über ihren Häuptern auf dem platten Tempeldache stand und der zahlreichen Zuhörerschaft die gute Botschaft verkündigte. Fast eine halbe Stunde lang hörten die Leute mit der größten Aufmerksamkeit lautlos zu. Als ich dann schwieg, hatten manche allerlei Fragen über das Gehörte zu stellen, sodaß der Marktverkehr auch jetzt noch eine Zeitlang unterbrochen blieb. Schließlich stieg ich wieder vom Tempeldach herunter und meine Gehilfen boten den Umstehenden Evangelien und Traktate an, aus denen sie den Heilsweg noch eingehender kennen lernen konnten. Da zog mancher sein Geldstück hervor, das er vielleicht zu ganz anderen Einkäufen mitgebracht hatte, und erstand dafür ein Büchlein, das nun mit in sein Heim wanderte, wo es noch in weiteren Kreisen Segen stiften konnte.

Eine solche eifrige Zuhörerschaft gehört nun freilich in Indien zu den Seltenheiten. Sehr oft wird man von Priestern, die sich zufällig auch beim Markte einfinden, oder auch von vorlauten Leuten unliebsam unterbrochen. Nicht selten entspinnen sich bei dieser Gelegenheit längere Dispute, die oft eine Stunde und länger fortgeführt werden und an denen Hunderte von Zuhörern die regste Teilnahme nehmen. Wir halten zwar nicht viel von solchen öffentlichen Disputationen, da sich dabei die Gemüter gewöhnlich erhitzen, und in der Regel ist ein aufgebrachter Mensch nicht sonderlich geneigt, sich von der Wahrheit seines Gegners überzeugen zu lassen. Aber wir weichen ihnen auch nicht aus, wenn sie uns aufgedrängt werden. Denn manchem aufmerksamen Zuhörer entgeht vielleicht doch nicht der scharfe Unter-

schied zwischen Gottes Heilsplan und dem besten heidnischen Lehrsystem. Auch fällt möglicherweise hie und da ein Samenkorn in das Herz eines suchenden Heiden, der ohne den Geist des Widerspruchs und ohne Vorurteil dem Disput zugehört hat.

Bisweilen wird aber auch der Verkündigung des Evangeliums auf öffentlichen Plätzen ein Widerstand entgegengesetzt, der zu groben Tätlichkeiten übergeht. Davon nur ein Beispiel.

Eines Tages befand ich mich in Begleitung eines Nationalgehilfen in der nordöstlichen Ecke des Meisur-Gebiets, wo wir uns in einer volkreichen Stadt am Kreuzungspunkt zweier Straßen aufgestellt hatten. Es währte nicht lange und wir hatten eine ziemlich große Zuhörerschaft, worunter sich viele Brahmanen befanden. Mit finstern Blicken standen sie da, während wir einen Gesang anstimmten und einen Schriftabschnitt vorlasen. Sie waren offenbar feindselig gestimmt, erhoben aber keinen Widerspruch. Am Schluß unserer Ansprache boten wir ihnen einige Traktate und Evangelien unentgeltlich an, aber niemand nahm ein Exemplar an, ja wir wurden keines Wortes gewürdigt, sodaß wir uns anschickten, zu unserem Zelt zurückzukehren.

Als wir langsamen Schrittes die Straße entlang gingen, erhob sich hinter uns ein entsetzliches Gebrüll. Zugleich flogen Steine, Erdschollen und andere Wurfgeschosse hinter uns her. Ein Stein von der Größe eines Eies traf mich gerade auf den Kopf, aber mein Korkhelm schützte mich glücklicherweise vor ernstlichem Schaden. Aber auf diese Weise wollte ich das Feld nicht räumen. Ich wandte mich deshalb an meinen Begleiter, den Katechisten, und sagte zu ihm: „Es wird das Beste sein, wir gehen wieder zurück und stellen uns noch einmal vor der Volksmenge auf; sie sollen nicht meinen, sie haben uns vom Platze vertrieben.

So machten wir denn wieder Kehrt und gingen geradeswegs auf den tobenden Haufen los. Als die Leute sahen, daß wir furchtlos und entschlossen auf sie zukamen, hielten sie mit dem Werfen von Steinen inne und wichen zurück. Da ich wußte, daß es hauptsächlich die Brahmanen waren, die das Volk aufgereizt hatten, ging ich auf sie los und redete sie so ruhig als möglich an: Brüder, wenn ihr uns etwa steinigen wollt, so mögt ihr das von Angesicht zu Angesicht tun und nicht von hinten her. Wir sind deshalb noch einmal zurückgekommen, damit ihr es ohne Anstand tun könnt. Nur möchte ich euch erst fragen, warum ihr uns mit Steinen werft. Geschieht es etwa darum, weil wir Heimat und Vaterland verlassen haben und auf unsere Kosten zu euch gekommen sind, um euch das Beste, was wir besitzen, zu bringen? Oder geschieht es etwa darum, weil wir euch

den Gott verkündigt haben, der die Welt also geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gesandt hat, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben rc.?

Währenddem hatten sich die Leute immer näher herzugedrängt, um zu hören, was wir den Brahmanen zu sagen hätten. Diese schienen sich ihrer Handlungsweise zu schämen und hörten ruhig zu. Ich ging dann in meiner Ansprache die Hauptpunkte unserer christlichen Heilslehre durch und fragte sie nochmals, ob sie uns zum Dank für diese Verkündigung nicht anders zu antworten wüßten als mit Steinwürfen. Alle hörten nun ruhig und mit Interesse zu. Keine Hand rührte sich und die Blicke wurden freundlicher. Endlich brachen einige das Schweigen und sagten wie zur Entschuldigung: „Es waren nur einige Vagabonden hier, die euch mit Steinen bewarfen, aber wir werden nun dafür sorgen, daß ihr fortan unbelästigt bleibt."

Als wir unsere Ansprache beendet hatten, machten wir unsere Zuhörer darauf aufmerksam, daß wir verschiedene religiöse Schriften, z. B. das Leben unseres Erlösers, das Evangelium Lukas u. a. bei uns hätten, die sie für eine Kleinigkeit kaufen könnten. Daraufhin langte einer nach dem andern sein Kleingeld hervor und kaufte uns ein Büchlein ab, bis unser ganzer Vorrat abgesetzt war. Schließlich begleiteten uns fünf der angesehensten Leute in höflichster Weise bis zu unserem Zelt, wo sie uns noch wegen der „pöbelhaften Behandlung" ernstlich um Verzeihung baten. — So endete jene Straßenpredigt. (Schluß folgt.)

Der Berg des Himmelssohnes.

Die chinesische Stadt Fengtu hat von außen her gesehen, besonders vom Jangtse-Fluß aus, an dem sie liegt, eine prächtige Lage. In ihrer Nähe erhebt sich eine Anhöhe, die mit berühmten Heiligtümern bedeckt ist. Diese heilige Stätte ist in ganz China als der „Berg des Himmelssohnes" bekannt. Sobald ein Chinese stirbt, pflegt man einen Brief an die vornehmsten Ahnen in Fengtu zu schreiben und ihn dann zu verbrennen, indem man Fengtu als die Unterwelt der abgeschiedenen Geister betrachtet.

Die Bergeshöhe hat eine kegelartige Form, ist gut bewaldet und etwa 300 bis 350 Fuß hoch. Auf seinen sich hinaufwindenden

Pfaden, Absätzen und Terrassen trifft man gegen hundert Tempel, Götzenhallen und andere Gebäude mit zahlreichen Höfen an. Diese werden in gewissen Jahreszeiten von unzähligen Wallfahrern von nah und fern besucht. Auch Ausflügler trifft man daselbst häufig in den schönen Sommertagen und manche halten sich sogar längere Zeit dort auf, wo sie in den zahlreichen Gastzimmern oben auf der Höhe ein bequemes Unterkommen finden. Oben erhebt sich „der Tempel des Himmelssohnes", ein umfangreiches Gebäude mit allerlei kleinen Heiligtümern. Besonders aber genießt es einen großen Ruf wegen seiner geräumigen Hallen und Zimmerräume, die in verschiedenen Stockwerken übereinander liegen und durch Leitern miteinander verbunden sind. In ihnen werden Erfrischungen und Tee verabreicht und es kommen hier allerlei Freunde und Bekannte zu Spiel und Unterhaltung zusammen. Zugleich genießt man von dort oben eine prächtige Aussicht auf das umliegende Land und den vorüberfließenden Jangtse-Strom.

Auch wir, erzählt ein Missionar, machten daselbst einen Besuch und besichtigten mit einem intelligenten, jungen Chinesen den Berg. Was wir da auf unserem Rundgang erblickten, war uns in mancher Hinsicht interessant und zugleich belehrend. Aber ich muß auch bekennen, daß der Haupteindruck, den wir auf diesem heiligen Berge gewannen, recht niederdrückend und betrübend war. Denn es trat uns dort eine solche Unmasse von häßlichen, grimmigen Götzenbildern entgegen, von schmutzigen, verstümmelten Gottheiten, von leblosen Darstellungen der blödesten Unwissenheit und von allerlei schwachsinnigen Versuchen, Abhilfe für die verschiedensten menschlichen Schwächen und Gebrechen zu schaffen, wie man sichs kaum ausdenken kann. Man muß das mit eigenen Augen gesehen haben. Wer da noch den Gedanken aussprechen wollte, die chinesische Religion sei ganz recht für die Chinesen, der würde doch wohl anders darüber denken, wenn er sich die unförmlichen und widerlichen Zerrbilder von Gestalten auf dem heiligen Berge näher anschauen und die Priester nach ihrer Bedeutung fragen würde.

Auf dem Wege nach dem Berggipfel kamen wir da und dort an zahlreichen Bettlern vorüber, die ein abschreckendes Aeußeres zeigten und die Passanten um Almosen baten. Der eine von ihnen lag unter einer Matte und bot einen ekelhaften Anblick dar. Andere hockten da und dort in schmutzigen Lumpen. Ein Weib, das augenscheinlich den grauen Star an beiden Augen hatte, erzählte den Vorübergehenden von ihrer Blindheit und rief ihr Mitleid an. Während der Wallfahrtszeit, wenn zahlreiche Pilgerscharen den Berg auf und nieder ziehen, soll es hier von Bettlern aller Art wimmeln.

Zwei Merkmale der chinesischen Religion fielen uns in den Tempeln, die wir besuchten, besonders auf. Das eine war der Versuch, allerlei Krankheiten und Gebrechen zu heilen, das andere, die Schrecken und Qualen der Hölle darzustellen. Da saß z. B. die „tausendhändige Göttin Kwan yin", und an den Wänden ihres Heiligtums hingen unzählige Holzarme, die als Votivopfer von denen dargebracht worden waren, die an diesem Körperteil gelitten und ihre Zuflucht zur Göttin der Barmherzigkeit genommen hatten. Neben einem andern Götzenbild erblickte man ganze Reihen von kleinen hölzernen Beinen; sodann vor einem dritten Hunderte von papierenen und hölzernen Augen, während einer gewaltigen Götzenfigur augenscheinlich die Macht zugeschrieben wurde, Magenweh zu beseitigen. Ihr eigener aufgeschwollener Leib war ganz glatt und glänzend von den Händen, die beständig darüber hinstreichen.

Was das zweite auffallende Merkmal der religiösen Anschauung der Chinesen betrifft, so führt einer der Haupttempel den Namen: „Am Eingang der Hölle". Und in der Tat: die vielen Darstellungen der Dämonen, die hier zu sehen waren, sind ganz dazu angetan, jedem unwissenden Heiden Angst und Schrecken fürs ganze Leben einzujagen. Da werden alle möglichen Gerichtsscenen für alle Bösewichter in erschrecklicher Weise dargestellt. Da und dort standen Figuren, die mit weißen Gewändern angetan waren. Sie stellten die Gerichtsboten dar, die, aus der Unterwelt gesandt, die Seelen der Verstorbenen in Empfang nehmen. Der eine von ihnen stand mit grimmiger Miene vor den übrigen und trug auf seiner Stirn in der chinesischen Zeichenschrift die vielsagenden Worte: „So, da seid ihr ja angelangt!"

Vor dem einen Heiligtum befand sich der angebliche Eingang zur Unterwelt. Er besteht in einem Brunnenschacht, der etwa dreißig Fuß tief und mit einer offenen, steinernen Einfassung versehen ist. Da man geheiligtes Papier — angeblich zu unserer Erbauung — anzündete und hinunter warf, konnten wir ungefähr die Tiefe des Brunnens schätzen. Nach einer Sage soll vor alters eine unterirdische Verbindung zwischen dem etwa 300 Fuß tiefer gelegenen Flusse bestanden haben, sodaß eine Ente, die man in den Brunnen warf, unten hervorschwamm und auf dem Yangtse-Fluß zum Vorschein kam.

An zwei andern Stellen erblickten wir steinerne Brücken, über die die guten Seelen zur Glückseligkeit eingehen, während zu beiden Seiten rechts und links offene Schlünde und Abgründe gähnen, in die die bösen Seelen geworfen werden. Grimmige Wärwölfe standen in der Nähe dieser Brücken und drohten, jeden Unwürdigen, der sie etwa passieren wollte, zu packen.

Eine sonderbare Figur stand einzeln am Rande einer Terrasse. Sie stellte ein Wesen dar, das imstande sein soll, böse Geister zu bannen. Die Figur war scheinbar aus einem Baum herausgewachsen und sollte angeblich mittelst eines Spiegels, den sie in der rechten Hand hielt, mit Leichtigkeit jeden Geist erkennen, der sich in irgend einer Person nahte. Auf seiner Brust war die Figur eines Vogels eingegraben, der auf einem unbekannten Tiere ritt. Es sollte den bösen Geist bedeuten, den er ausgetrieben hatte. Von seinen Augenliedern und seinem Gesicht wehten Fähnchen von Papier, die die gewaltige Macht des mannhaften Exorzisten versinnbildlichten.

Ein schlafender Buddha, der, in eine dickwattierte chinesische Bettdecke eingewickelt, auf einem Ruhebett lag, gehörte zum Besten von all dem, was wir auf dem langen Rundgange erblickten. Die meisten Tempel waren schmutzige Löcher und schadhafte Gebäude; nur etwa eins oder zwei waren in der Reparatur begriffen, und bei dem einen wurden bauliche Erweiterungen angebracht. Ausgedehnter Landbesitz und sonstige Einkünfte ernähren die faulen, Opium rauchenden Priester und ihren Anhang, von denen wir verschiedene Subjekte herumlungern sahen.

Vom Gipfel des Berges aus hatten wir eine prächtige Aussicht. Hunderte von Gräbern, meist Erdhügel, die mit Gras bedeckt waren, hoben sich vor allem von der Ebene ab. Sie sind überall der gewöhnliche Anblick, den die chinesische Landschaftsszenerie darbietet. Hinter ihnen war die Stadt sichtbar. Ihre Porzellan-Pagoden mit den grünen und gelben Dächern, sowie die charakteristischen Holzhäuser, wie man sie überall in der Provinz Setschuen findet, gaben der sonst so schmutzigen Stadt von 20 000 Bewohnern ein immerhin ganz schmuckes Aussehen. Dahinter floß in ruhigem Lauf der Yangtse durch das weite Talgefilde, eingesäumt von breiten Felsenschichten, hinter denen er Gärten und Felder befruchtet.

Als wir den Berg hinabstiegen, kam uns ein neues Gebäude in Sicht, woran noch gebaut wurde. Wie man uns berichtete, war es eine Regierungsschule für chinesisches und westliches Wissen. Man zeigte uns auf unserer Reise mehrere solcher Schulgebäude und es ist das auch eine charakteristische Erscheinung für das heutige China; denn dieses beginnt sich nun zu bewegen und von der Außenwelt her fremdes Wissen anzunehmen. (Nach dem Chronicle.)

Zum Bilde:

Bahnhof in Kumase (Asante).

Im letzten Jahrzehnt ist es das Bestreben der verschiedenen Kolonialstaaten gewesen, das Innere des dunkeln Erdteils Afrika durch Eisenbahnlinien zu erschließen und dadurch die Hinterländer mit dem Küstengebiet zu verbinden. Selbst im westlichen Afrika, wo die Küstenzone teilweise eine ungeheure, schier undurchdringliche Urwildnis mit Sümpfen und Morästen, mit steilem Terrassenland und tief eingeschnittenen Tälern, mit uneingedämmten Flüssen und stehenden Gewässern aufweist, hat man dem Dampfroß den Weg gebahnt, und mit offenem Munde schaut der von der Kultur bis jetzt unberührte Neger dem feurigen „Rauchwagen" nach. Mit diesem flutet zugleich der zum Teil recht trübe Strom der europäischen Kultur unaufhaltsam in diese Gebiete, verschlingt das Alte und läßt Neues entstehen.

So ist auch seit Ende 1903 die ehemalige Asante-Hauptstadt Kumase durch eine Eisenbahnlinie mit dem Strande der Goldküste verbunden, und man kann dieselbe nun in nahezu einem Tag erreichen, wozu man vordem acht bis zehn Tagereisen brauchte. Und wenn früher das alte Kumase als Mittelpunkt der Asanteherrschaft nur wenigen fremden Besuchern zugänglich war, so bildet es heute den Sammelpunkt aller möglichen Volks- und Berufselemente, die sich seit der Unterwerfung Asantes durch die Engländer dahin gezogen haben. Die Eisenbahn in Asante dient zunächst strategischen Zwecken und den Interessen des Handels, besonders auch zur Verbindung mit den im Westen liegenden Goldminen-Distrikten, weshalb sie vom Küstenplatz Sekondi aus über die Goldfelder von Takwa und Oboase führt, bis sie in Kumase ihren Endpunkt hat. Der Bau dieser Linie, deren Länge 168 engl. Meilen beträgt, hat ungefähr 1 850 000 Pfd. Sterl. (37 Mill. Mark) gekostet und es galt dabei ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden. Wir hoffen aber, daß die Eisenbahn nicht nur dem militärischen und merkantilen Zwecke dienen werde, sondern auch der Mission und durch sie der Förderung des Reiches Gottes im heidnischen Asante. Benützen doch schon seit mehr als Jahresfrist die daselbst arbeitenden Basler Missionare dieses Kulturmittel des Verkehrs und es war dem alten Asante-Missionar Ramseyer gar seltsam, als er bei seinem letzten Abzug von Kumase den Bahnzug bestieg und nach anderthalbtägiger Fahrt die Küste erreichte, wohin er noch

im Jahr 1900 bei seiner Flucht mit seinen Leidensgefährten einen Marsch von über drei Wochen brauchte. So werden den Boten des Evangeliums in unsern Tagen des Weltverkehrs immer mehr die Wege gebahnt.

Missions-Zeitung.

Deutsch-Togo. Der in Lome internierten Witbooi, von denen wir in der Märznummer berichteten, hat sich der dortige Bremer Missionar Oßwald treulich angenommen und sie zu einer erhebenden Weihnachtsfeier um sich vereinigt. Bald nach dieser Feier, berichtet das Barmer Missionsblatt, wurden die meisten der Gefangenen nach einem kleinen Flüßchen gebracht, um daselbst einen Sumpf auszufüllen und Wegebauten zu tun. Sie zogen alle am Missionshaus vorbei, grüßten herauf und riefen den Missionsleuten ein Lebewohl zu. Aber sie mußten bald darauf wieder zurückgebracht werden, da sie das ungewohnte Klima nicht vertrugen. Sie litten am Fieber und wurden zudem von den Sandflöhen arg geplagt. Zudem sind es schwache Leute, die nicht viel aushalten und an stramme Arbeit nicht gewöhnt sind. Nach ihrer Rückkehr nach Lome glich ihr Lager einem großen Lazarett. Aber nun war es rührend zu sehen, wie der Anblick der kranken Witbooi allenthalben das Mitgefühl wachrief, sowohl bei den Europäern wie bei den Eingeborenen. Auch die Regierung tat, was sie konnte. Die schwer Erkrankten wurden ins Hospital gebracht, wo sie gut verpflegt wurden, wie denn auch sonst die Regierung nach Kräften für die Leute sorgt. Aber es hatte seine Schwierigkeit. Sie hält sie an zum Baden und zum Waschen ihrer Kleider; aber die Reinlichkeit ist keine starke Seite der Nama. Sie forderte sie auf, sich Hütten und Häuser im Lager zu errichten, aber die Männer meinten, das verständen sie nicht; das sei Sache der Frauen. Auch Essen bekommen sie genügend: zweimal in der Woche je ein halbes Pfund Fleisch, die Schwerkranken jeden zweiten Tag dazu Thee, Zwiebäcke und Tabak. Aber die meisten waren wohl an mehr Fleisch gewöhnt, das sie während des Krieges wahrscheinlich in Ueberfluß hatten. Auch sollten sie an Stelle ihrer schweren Militärkleider eine leichtere Bekleidung erhalten. Aber sie hängen so sehr an ihren Uniformen, daß sie sie am liebsten bei Tag und Nacht anbehielten.

Sehr schön war ein Gottesdienst, den ihnen Missionar Oßwald in ihrem Lager hielt. Alle Christen nahmen daran teil, aber auch die Heiden. Die einen standen, die andern saßen, und die Kranken lagen auf dem Sandboden. Zeile um Zeile sagte Frau Missionar Oßwald das Lied: „Ich habe nun den Grund gefunden“ auf Holländisch vor, das alle sangen, darnach den 23. Psalm, worauf gemeinsam das Vaterunser gebetet wurde. Und nun folgte eine Ansprache Missionar Oßwalds über das an dieser Stelle gewiß passende Wort Jesu an die Mühseligen und Beladenen Matth. 11, 28—30, die von einem Witbooi, der deutsch verstand, Satz um Satz ins Nama übersetzt wurde. Den Schluß machte dann das Lied: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“. Aber es folgte noch ein schöner Nachschluß. Es waren auch einige Missionsschüler von der Bremer Mission mitgekommen. Als diese nun das Lied anstimmten:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“ und die Namachristen die ihnen bekannte Melodie hörten, fielen sie sofort ein und sangen in ihrer Sprache mit. So erscholl das auch uns vertraute Lied in drei Sprachen: in Deutsch, Nama und Evhe.

Am Tage darauf mußte man einen der Christen, einen älteren Mann aus Gibeon, auf den Friedhof hinaustragen. Er war am Fieber gestorben. Vier Witbooi trugen die Tragbahre, auf der der Tote in Teppiche eingewickelt lag. Hinter dem Sarg ging der Polizeimeister und der Missionar. So ruht nun der erste Namachrist fern von seiner Heimat auf dem Missionsfriedhof von Lome. — Rührend war die Teilnahme der farbigen Christen der Bremer Mission. Es war kaum nötig, daß Missionar Oßwald ihnen im Gottesdienst die armen Leute ans Herz legte und sagte, sie sollten für sie beten. Am Tage darauf, nachdem er dies getan, schickte ein Christ mit seiner Frau dem Missionar 30 Mark für die Witbooi, und wiederholt fragten die Togochristen, ob sie nicht untereinander eine Sammlung für die Fremdlinge veranstalten dürften. Von einer reizenden kleinen Szene war Missionar Oßwald Zeuge. Da hinkte ein kranker Witbooi mit verbundenen Füßen am Missionshaus vorbei. Es war gerade Mittag, als die Kinder aus der Schule kamen. Missionar Oßwald sah von der Veranda seines Hauses aus, wie der Witbooi im Nu von den Schulkindern umringt war und wie sie sich mit ihm zu schaffen machten. „Kinder“, fragte Missionar Oßwald sie hernach, „was habt ihr denn mit dem Witbooi gehabt? Ihr könnt ja doch nicht mit ihm sprechen.“ „O, wir haben dem armen Menschen nur unsere Kopper (kleine Kupfermünzen) gegeben, die wir noch übrig hatten“, war die Antwort. Er hatte über 50 Pfennige von den Schülern erhalten. — So haben die Witbooi im fernen Lande treue Herzen gefunden, und daß sie sie gefunden haben, ist eine Frucht des Evangeliums. Gott gebe, daß ihnen, Christen wie Heiden, der unfreiwillige Aufenthalt in der Fremde zum bleibenden Gewinn werde.

China. Die zweite Konferenz der Vereinigung der in China arbeitenden Missionsärzte (China Medical Missionary Association) fand vom 6. bis 9. Februar in Shanghai in einem Saale des St. Lukes Hospital in Hongkew statt. Seit der ersten Konferenz der in Verbindung mit den verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften tätigen Aerzte sind fünfzehn Jahre vergangen. Seit der Zeit hat sich dieser so wichtige Missionszweig in überraschender Weise ausgedehnt. In allen Provinzen Chinas findet man heute Missionspolikliniken und Hospitäler, in denen europäische und amerikanische Aerzte und Aerztinnen ihre Kunst zum Besten der Chinesen ausüben. Viele Hunderttausende von Kranken aller Gesellschaftsklassen, vom hohen Mandarin bis zum armen Kuli, genießen da die Wohltaten einer wissenschaftlichen ärztlichen Behandlung. Manche dieser Hospitäler, besonders natürlich solche in den Hafenstädten, wo Wasser- und Gasleitung und elektrische Kraft zur Verfügung stehen, halten den Vergleich mit unseren heimischen Hospitälern wohl aus, aber auch viele der weit im Innern gelegenen Missionshospitäler weisen hervorragende Leistungen auf. Leider sind wir Deutsche, deren Vaterland doch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Medizin an der Spitze marschiert, auf diesem wichtigen Gebiete der Missionsarbeit in fast beschämender Weise zurückgeblieben, was auch auf der Konferenz dadurch zum Ausdruck kam, daß sich unter den siebenundvierzig — meist englischen und amerikanischen Teilnehmern und Teilnehmerinnen — nur ein deutscher Arzt befand.

Die drei Verhandlungstage waren mit Vorträgen und Diskussionen voll ausgefüllt. Die fachwissenschaftlichen Vorträge betrafen meist Gegenstände

von aktuellem Interesse. Außerdem wurden Mitteilungen über besonders interessante Krankheitsfälle mit Demonstrationen gemacht. Von der größten Wichtigkeit waren die Beratungen über die Heranbildung eines wissenschaftlich gebildeten eingeborenen Aerztestandes. Jeder Missionsarzt ist auf die Mithilfe eingeborener Assistenten angewiesen, wenn er die ihm obliegende Arbeit bewältigen will. Soll er diese nun selbst ausbilden oder von einer nach europäischem Muster eingerichteten zentral gelegenen medizinischen Schule beziehen? Soll der medizinische Unterricht in der Landessprache oder in einer fremden Sprache erteilt werden? Das waren Fragen, die einer eingehenden Erörterung unterzogen wurden. Schon bestehen gut eingerichtete medizinische Schulen an einigen großen zentral gelegenen Orten, so in Peking, Shanghai, Hankau, Kanton, aber diese können den Bedarf bei weitem nicht decken. Da außerhalb der Vertragshäfen verhältnismäßig sehr wenig junge Chinesen eine fremde Sprache so weit beherrschen, um darin dem medizinischen Unterricht mit Nutzen zu folgen, so ist zunächst die Schaffung von medizinischen Lehrbüchern in chinesischer Sprache ein dringendes Bedürfnis. Dabei ist besonderes Gewicht darauf zu legen, daß die wissenschaftlichen Ausdrücke in einheitlicher Weise im Chinesischen wiedergegeben werden, damit der auf diesem Gebiet bisher bestehenden Verwirrung, indem verschiedene Uebersetzer denselben wissenschaftlichen Begriff durch verschiedene chinesische Ausdrücke wiedergeben, ein Ende gemacht wird. Die Konferenz setzte für dieses wichtige Unternehmen eine besondere Kommission ein, die die Schaffung von medizinischen Lehrbüchern in chinesischer Sprache nach einem einheitlichen Plane in die Hand nehmen wird. Zur Deckung der dazu nötigen Ausgaben legten die Teilnehmer der Konferenz unter sich mehr als vierhundert Dollar zusammen, sie hoffen aber, daß Freunde der Förderung wissenschaftlicher Heilkunde, unter Chinesen und Ausländern, gern Beiträge zu diesem wichtigen Unternehmen der Schaffung einer wissenschaftlichen medizinischen Literatur in chinesischer Sprache spenden werden. (Ostasiatischer Lloyd.)

Indien. In diesem Jahre gedenkt die Leipziger Mission das 200jährige Jubiläum der dänisch-halleschen Mission, in deren Erbe sie in Indien seinerzeit eingetreten ist, festlich zu begehen. Im Jahre 1705 wurden nämlich die beiden ersten Missionare jener Gesellschaft, Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau nach Ostindien ausgesandt, wo sie am 9. Juli 1706 in Trankebar landeten. Mit ihrem Eintritt ins Land nahm die evangelisch-lutherische Mission unter den Tamulen ihren Anfang. Außer den beiden schon genannten Missionaren sind aus den alten Zeiten besonders noch Schwartz und Fabrizius zu erwähnen. Schwartz, der den Namen „Königspriester" erhielt, hat mit unermüdlichem Eifer die von Ziegenbalg gegründete Mission weiter auszubauen und auszubreiten gesucht, und Fabrizius hat durch seine tamulische Bibelübersetzung nicht nur seinen Namen mit unauslöschlichen Buchstaben in die Geschichte der Mission eingetragen, sondern auch dem Werke selbst einen unschätzbaren Dienst geleistet. In dankbarer Erinnerung dessen, was die dortigen Tamulengemeinden durch die Mission empfangen haben, wollen dieselben das Jubiläum festlich begehen. Es werden schon jetzt allerlei Vorbereitungen zu einer würdigen Feier getroffen. Man plant die Herausgabe einer Geschichte der Mission in tamulischer Sprache und auch ein Jubiläumsfonds soll gesammelt werden. Und wie draußen, so rüstet man auch in der Heimat auf die Feier. So hat das Missionskollegium in Leipzig Herrn Pastor Näder in Lübeck gebeten, auf Grund der vorliegenden Akten eine Jubiläumsschrift abzufassen.

Ein Dienstjubiläum seltener Art durfte im Monat April der Londoner Missionar Dr. Griffith John in Hankau begehen, indem derselbe auf volle 50 Dienstjahre auf dem chinesischen Arbeitsfelde zurückblicken konnte. Dr. John ging im Jahre 1855 nach China und arbeitete zunächst einige Jahre in Shanghai. Sodann siedelte er 1861 nach Hankau am Yangtsekiang über, was auch das Zentrum seiner Missionstätigkeit bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Von hier aus hat er verschiedene größere Missionsreisen unternommen, so z. B. in den Westen Chinas und besonders nach der südwestlichen Provinz Hunan, die er für die Mission zu erschließen suchte (vgl. Miss.-Mag. 1898, S. 118 ff.). Besondere Verdienste um die chinesische Mission hat er sich auch durch die Abfassung von Traktaten erworben, die in ganz China eine große Verbreitung gefunden haben.

Tibet. Durch die letzte englische Expedition nach Lhasa erhält man mancherlei interessante Aufschlüsse aus dem Gebiet der verbotenen Stadt. So schreibt u. a. ein Berichterstatter über die dortigen Tempel: Mit Ausnahme der Kathedrale in Lhasa sind die meisten Tempel und Klöster an der äußeren Stadtgrenze gelegen. Sie sind sich alle so ähnlich, daß eine Beschreibung langweilig werden würde. Nur die Tempel Ramotsche und Moru, in denen einzig und allein Zauberei getrieben wird, sind von den anderen verschieden. Hier lernt man das Volk von einer anderen Seite kennen. Der Tempel Ramotsche ist dunkel und schmutzig, wie ein Leichengewölbe. In dem Vorraum ist eine Sammlung von Bogen, Pfeilen, Kettenpanzern, Hirschgeweihen, ausgestopften Tieren, Schriftrollen, Masken, Schädeln und allen übrigen Werkzeugen der Teufelsverehrung. Zur linken Hand ist ein dunkler Raum, in dem von einem unsichtbaren Chor Pauken geschlagen werden. Ein Lama steht mit einem Becher in der Hand vor einem tiefen Einschnitt in der Wand, der von trübem, flackerndem Kerzenlicht erhellt wird, das eine scheußliche Weibsgestalt erkennen läßt. Ein zweiter Priester gießt heiliges Wasser in einen Becher, den der Lama feierlich immer und immer wieder unter Murmeln von Beschwörungen erhebt, um die Furie zu versöhnen. In der Halle sind weder Ornamente, noch Götter, noch hängende Teppiche, noch Schriftrollen wie in den anderen Tempeln. Man sieht hier weder eine Gemeinde noch Priester. Die Wände sind scheinbar schwarz und ungestrichen, aber hier und da läßt das Licht einer Lampe ein glänzendes teuflisches Auge erkennen, ein oder zwei Quadratzoll eines Gemäldes, das die Zeit noch nicht geschwärzt hat. Der Ort ist unendlich alt. Da sieht man gewaltige Gefäße aus geschnitztem Metall und Stein, das Dach verziert mit Greifengestalten und mit Schädeln, die wahrscheinlich noch der Periode vor der Einführung des Buddhismus in Tibet angehören. Die Gefäße sind die Ueberbleibsel einer alten Religion. Hier ist nichts hell, nichts hat hier Farbe oder Ton, nichts zeigt Leben oder Seele. Vom Uebel betroffene Männer und Frauen kommen hierher, um einen Fluch von sich nehmen zu lassen. Haßerfüllte kommen, um verfluchen zu lassen, Leute, die ihrer Angehörigen beraubt sind, um den Eingeweihten zu bezahlen, damit er die Abenteuer der Seele im Fegfeuer beobachtet und der Seele als Führer zur neuen Geburt dient, während Dämonen und Furien auf die Seele lauern, um sie mit feurigen Klauen in die Hölle zu zerren. Alle diese Geschöpfe müssen durch magische Riten besänftigt werden, und deshalb hört man in der Ramotsche keine Musikklänge. Hier herrscht kein Verkehr mit Buddha. Einsame Priester stehen vor den Schreinen und murmeln Beschwörungen. In düsteren Gruppen von Zweien oder Dreien sitzen sie in Buddhahaltung auf dem Boden, Zaubersprüche murmelnd, um, wie sie hoffen, auf diese Weise

einen entscheidenden Einfluß in dem ewigen Kampfe auszuüben, der zwischen dem Schutzgeiste und den bösen Gottheiten um den Preis der Seele gekämpft wird. In der Kanzel des Tempels hinter dem Altar reicht eine massive Säule vom Boden bis zum Dache, und unter dieser Säule befindet sich, wie das Volk glaubt, ein unergründlicher Abgrund, der zur Hölle führt. Um diese Säule führt ein enger, dunkler Gang, durch den Pilger wandern. Der Boden und die Wände sind glatt wie Eis, abgeschliffen durch jahrhundertlange Berührung durch fromme Füße und tastende Hände. Eine alte Frau bewegt sich, von irgend einer Qual getrieben, stumpfsinnig in diesem Gange herum. An anderen Stellen der Welt könnte man an einem solchen Platze sich für fasziniert halten. Hier in Lhasa bewegt man sich planlos zwischen Mysterien. Man kann sich nicht darüber wundern, daß in diesem abgeschlossenen Lande, wo die Elemente so feindlich sind, daß hier zwischen den Wüsten und Wildnissen, zwischen den aufgetürmten Bergketten und innerhalb der undurchdringlichen Schneewälle die Kinder des Landes glauben, daß Erde, Luft und Wasser von Dämonen bevölkert sind, die leidenschaftlich um das Geschick des Menschen kämpfen.

Südafrika. Von den traurigen Zuständen der Mischbevölkerung in Südafrika gibt der norwegische Missionsbischof Nils Astrup ein charakteristisches Bild. Hienach kommt es sehr häufig vor, daß weiße Männer mit eingeborenen Frauen in die Ehe treten oder in wilder Ehe leben. Die farbigen Kinder aus solchen Ehen wachsen oft in großer Unwissenheit auf; sie sind auf den Umgang mit den Eingeborenen angewiesen und lernen nur deren Sprache. Noch beklagenswerter ist es, daß sich weiße Frauen mit eingeborenen Männern verbinden. So verliebte sich eine weiße Dame aus Durban in einen eingeborenen Burschen, zog mit ihm in seine Grashütte, bekommt wahrscheinlich zuweilen einmal Schläge und bestreicht den Fußboden ihrer Hütte mit Kuhdünger. In England heiratete vor einiger Zeit eine höherstehende Dame einen Eingeborenen aus Matabeleland, der ein Sohn des Königs Nobengula (oft fälschlich Lobengula geschrieben) sein sollte. Er prügelte sie. Sie suchte Scheidung nach. „Nein“, sagten die englischen Richter: „alle haben Ihnen das vorausgesagt.“ — Manche wollen nun, daß die Ehe zwischen Weißen und Schwarzen gesetzlich verboten werde. Doch dadurch würde das Uebel noch schlimmer, indem man das Konkubinat begünstigen würde. (Hannov. Missionsblatt.)

Berichtigung. In der Märznummer, S. 133, Z. 7 v. o. ist die Zahl 160 durch 16 zu ersetzen.

Bücheranzeigen.

Haccius, D. **Hannoversche Missionsgeschichte.** Erster Teil: Von der Pflanzung der christlichen Kirche in Friesland und Sachsen bis zur Entstehung der Hermannsburger Mission. 350 S. Hermannsburg. Missionshandlung. Brosch. Mk. 2.80. | geb. Mk. 3.60.

Diese geschichtliche Darstellung greift zurück in die Zeit der Christianisierung Hannovers, schildert die ersten Missionsregungen im Lande, die Be-

ziehungen zur Brüdergemeine, die Beeinflussungen von England her, sowie das erwachende Missionsleben im 19. Jahrhundert. Sodann folgen in geographischer Reihenfolge Monographien über die verschiedenen hannoverschen Missionsvereine, die eine Fülle von geschichtlichem und statistischem Detail enthalten. Am Schluß wird uns die Entstehungsgeschichte der Norddeutschen Mission und die damalige Lage des Missionslebens und die konfessionellen Gegensätze, die zur Trennung von der Norddeutschen Mission führten, in anschaulichster Weise gezeigt. Das Ganze, das somit als Vorgeschichte der Hermannsburger Mission bezeichnet werden kann, ist eine höchst reichhaltige, interessante, auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende Arbeit.

Stosch, Lic. theol. **Der innere Gang der Missionsgeschichte** in Grundlinien gezeichnet. 275 S. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1905. Mk. 4. | geb. Mk. 4.80.

Der Verfasser hat im vorliegenden Werk nicht eine erschöpfende Darstellung, sondern nur Grundlinien geben wollen, wobei er durch Hervorhebung leitender Gesichtspunkte und durch Charakterisierung hervorragender Entwicklungsmomente den ursächlichen Zusammenhang, die tieferen Gründe des Gelingens und Werdens, sowie die Gesamtentwicklung im Lichte des Ausgangs wie des Endziels der Mission zu zeigen versucht. Diese Aufgabe, die es also nicht bloß mit der Anführung von geschichtlichen Tatsachen zu tun hat, sondern dem inneren Gesetz des Werdens und der Entfaltung nachgeht, scheint uns in bester Weise gelungen zu sein und es ist höchst instruktiv, dem Verfasser durch die verschiedenen Perioden der Missionsgeschichte vom apostolischen Zeitalter an bis in die Gegenwart herein zu folgen.

Klein, A. **Die evangelische und die katholische Mission in China.** Ein kurzes Wort zur Orientierung. 25 S. Gütersloh. C. Bertelsmann. 40 Pf.

Ein dankenswertes Wort der Apologie gegenüber den vielfachen schiefen Urteilen über die Mission beider Konfessionen.

Paul, C. **Abessinien und die evangelische Kirche.** 148 S. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig. L. Ungelenk. Brosch. Mk. 1.50.

In acht Missionsstunden werden uns hier nicht bloß interessante Einzelbilder aus der abessinischen älteren und neuesten Missionsgeschichte geboten, sondern eine gründliche, zusammenhängende Darstellung der abessinischen Kirche und der verschiedenen Versuche, sie durch das Evangelium zu neuem Leben zu erwecken. Eine wertvolle Ergänzung der zweiten Auflage ist die im letzten Abschnitt behandelte opferreiche, schwedische Mission, mit der die deutsche Leserwelt näher bekannt gemacht wird. Der Gegenstand ist umso aktueller, als erst vor kurzem eine deutsche Gesandtschaft mit kaiserlichen Geschenken nach jenem Bergland abging.

Ansichtspostkarten mit Bildern aus der Leipziger Mission. Je 12 über Indien und 12 aus Afrika. Jede Serie Mk. 1. Verlag der Leipziger Mission.

Prächtige Bilder aus der Mission und dem Volksleben in vorzüglicher Ausführung, wie uns bis jetzt solche kaum in die Hand gekommen sind.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Chinesischer Mandarin.

Das Aufleben des Buddhismus in Ceylon.

I.

Eine der auffallendsten Erscheinungen auf der Insel Ceylon ist die zweifellose Tatsache, daß in gegenwärtiger Zeit der Buddhismus, die alte, einheimische Religion der Singalesen, einen neuen Aufschwung genommen hat, und zwar durch das ganze Land hin. Mit dieser Erscheinung haben die in Ceylon arbeitenden Missionen heutzutage mehr zu rechnen, als mit jeder andern, die etwa in ihren Bereich fallen könnte.

Wir können diese Erscheinung geradezu eine Neubelebung des Buddhismus nennen. Denn obschon derselbe seit alters hier heimisch ist, so nahm er noch vor 25 Jahren weder eine aggressive noch defensive Stellung ein. Die alten Tempel standen wohl damals da, die Priester studierten ihre heiligen Bücher und das Volk besuchte an den Festtagen seine Heiligtümer, aber es geschah absolut nichts, weder zur Vertiefung des religiösen Lebens des Volkes noch zur Abwehr seines Übertritts zum Christentum. Überall im Lande blühten christliche Schulen, in denen heidnische Kinder in den Lehren des Christentums unterrichtet wurden und die Taufe erhielten. Der Buddhismus erschien nur noch in den Dörfern als eine geschlossene Macht, während er in den Städten keinerlei Regsamkeit auf irgend einem Gebiet an den Tag legte.

Das ist in neuerer Zeit anders geworden. Allenthalben hat er Schulen ins Leben gerufen; in allen größeren Städten bestehen nun gut ausgestattete Anstalten für höhere Schulbildung und auf dem Lande Volksschulen. In ihnen wird der Buddhismus den

Kindern mit allem Eifer gelehrt und damit zugleich gesucht, sie dem christlichen Einfluß zu entziehen. Selbst einige Waisenhäuser sind gegründet worden, um arme, verlassene Kinder vor dem Eintritt in christliche Anstalten zu bewahren. Auch der Presse bedient man sich in ausgiebiger Weise, um Propaganda für den Buddhismus zu machen. Lehrbücher, Flugschriften und Traktate werden von ihm veröffentlicht. Selbst den Priestern sucht man eine bessere weltliche und religiöse Ausbildung zu geben, um sie für ihre Aufgabe tüchtiger zu machen. Sogar eine Predigthalle ist in Kolombo errichtet worden, wo Ansprachen und Vorträge in Englisch und Singalesisch gehalten werden. Feste und Wallfahrten haben gegen früher einen bedeutenden Aufschwung genommen und finden mehr Teilnahme als je. Ebenso sind Vereine und Gesellschaften zur Förderung buddhistischer Interessen überall im Lande entstanden, und obschon in neuester Zeit keinerlei Reibungen und Zusammenstöße zwischen Buddhisten und Christen stattgefunden haben und beide friedlich nebeneinander wohnen, so ist sich doch jede Religionspartei ihres Glaubens bewußt und gibt das auch nach außen hin zu erkennen. Was aber besonders bemerkenswert bei dieser Neubelebung des Buddhismus erscheint, ist der Umstand, daß die rührigsten Vertreter und Förderer desselben nicht die buddhistische Priesterschaft, sondern durchweg Laien sind. Diese wenden so viel Zeit, Kraft und Geld zu Schulzwecken und zum Unterhalt von Priestern und Tempeln auf, daß ihnen auch die Gegner ihre Bewunderung nicht versagen können. Im Gegensatz zu den eifrigen Bestrebungen der Laienwelt geschieht von der buddhistischen Priesterschaft wenig oder nichts in dieser Richtung. Die Priester bringen nach wie vor ihre Zeit zu mit beschaulicher Meditation, mit dem Studium ihrer heiligen Schriften und dem Einsammeln von Almosen zu ihrem Unterhalt. Selten erscheinen sie an öffentlichen Versammlungen, um hier die Laien zu ermutigen und als Führer an ihre Spitze zu treten. Im Gegenteil, man kann die Beobachtung machen, daß die Laien oft die schläfrige Priesterschaft aus ihrer Untätigkeit aufrütteln müssen.

Ich habe mich, schreibt ein Missionar, absichtlich enthalten, diese Erscheinung mit Zahlen zu belegen, denn eine solche Volksbewegung läßt sich nicht statistisch vorführen. Sie tritt uns viel wahrnehmbarer als durch Ziffern entgegen, nämlich auf jeder Straße

und an jeder Straßenecke. Wir stoßen auf sie an öffentlichen Plätzen und im Eisenbahnwagen. Man kommt überall mit ihr in Berührung, sei es in der Schule, sei es bei der Seelsorge oder bei der öffentlichen Verkündigung des Evangeliums. Ihre Spuren lassen sich sogar in den Tagesblättern erkennen; ja, es mag einer wollen oder nicht, es drängt sich ihm unwillkürlich die Tatsache auf, daß der Buddhismus in Ceylon heutzutage sich nicht nur nach allen Seiten hin verteidigt, sondern sogar nach Kräften zum Angriff vorgeht.

Es gibt allerdings vereinzelte Distrikte, die noch unberührt sind von der neuen Bewegung, und es kommt auch vor, daß in manchen Gegenden, wo der Buddhismus sehr rührig ist, hie und da buddhistische Kinder christliche Schulen besuchen, aber das ändert sich allmählich, und zwar so sehr, daß man füglich sagen kann: schreitet der Buddhismus in derselben Weise vor, wie seit den letzten 25 Jahren, so wird man die neue Bewegung im ganzen Lande, zum mindesten in den Küstenprovinzen, zu spüren bekommen.

Was hat nun aber die neue Bewegung bis jetzt erreicht? Die Beantwortung dieser Frage wird verschieden ausfallen, je nachdem einer einen Beobachtungsstandpunkt einnimmt. Natürlich sieht der Buddhist, der selbst daran teilnimmt, ein größeres Ergebnis, als es dem Christen möglich ist, der die Sache nur aus der Ferne beurteilen kann. Als ein Ergebnis von Bedeutung ist zunächst zu nennen: die Achtung des Buddhismus, die er unter seinen eigenen Anhängern gewonnen hat. Der Buddhist beginnt zu fühlen, daß er sich seiner Religion nicht zu schämen braucht. Gab es doch eine Zeit, da der Buddhist, wenn er vor Gericht nach seiner Religionszugehörigkeit gefragt wurde, sich glaubte entschuldigen zu müssen, daß er Buddhist sei. Jetzt ist das anders; er ist stolz darauf, ein solcher zu sein. — Ein weiteres Ergebnis ist, daß man anfängt, dem Christentum nicht nur als Religion zu opponieren, sondern auch als abendländischem Einfluß, der alles Orientalische zu unterdrücken suche. Ferner darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß die buddhistische Bewegung eine bedeutende Opferwilligkeit und Freigebigkeit unter den Laien geweckt hat. So wird auch heutzutage Liebestätigkeit unter Kindern, die bis daher in buddhistischen Kreisen gänzlich unbekannt war, in reichem Maße ausgeübt. Demzufolge wird der buddhistische Katechismus den

Kindern gelehrt, religiöser Unterricht in den Tagschulen erteilt, Sonntagsschulen werden gehalten und buddhistische Strophen den Schulkindern beigebracht. Auch werden Kinderprozessionen zu den Tempeln an Festtagen veranstaltet. Das alles sind bemerkenswerte Erscheinungen, durch die sich der Buddhismus Ansehen und Einfluß zu verschaffen sucht. Was aber bei aller Rührigkeit desselben doch den Eindruck der Enttäuschung hervorruft ist das, daß keinerlei Versuch gemacht wird, den Buddhismus von seinen inneren Schäden zu reinigen. Diese werden im Gegenteil entschuldigt oder aber bestritten. Nach wie vor besteht die Verehrung von Bäumen, Reliquien und bildlichen Darstellungen, obschon die einsichtsvolleren Anhänger erklären, daß diese Anbetung nichts mit dem Gegenstand selber zu tun habe, sondern mit dem Wesen, das derselbe darstellt. Ebenso wird der Dämonendienst nicht aufgegeben, sondern besteht fort, obschon er den Grundsätzen des Buddhismus geradezu zuwiderläuft. Selbst die Kaste, die doch Buddha verworfen hat und nach seiner Lehre nicht existiert, wird in buddhistischen Kreisen beibehalten. Die Bewegung hat auch bis jetzt nicht vermocht, die Insassen der reichdotierten Klöster im Berglande aufzurütteln. Die Fürsorge für die Armen ist dieselbe geblieben, da das Almosengeben bei den Buddhisten von jeher als verdienstlich gilt.

II.

Die Ursachen dieser Bewegung innerhalb des Buddhismus in bestimmter Weise anzugeben ist fast unmöglich. Man hat bis jetzt drei Erklärungsgründe aufgestellt. Der erste derselben schreibt sie ausschließlich europäischem und fremdem Einfluß zu, und meint deshalb, wenn dieser wegfalle, so werde sich auch die Bewegung wieder verlaufen. Diese Erklärung erscheint umso annehmbarer, als die Bewegung mit der Ankunft und dem öffentlichen Auftreten des Obersten Olcott und der Frau Blawatsky zusammenfällt. Ihr Auftreten hatte zugleich zur Folge, daß ein Zweigverein der theosophischen Gesellschaft ins Leben trat, dem sich viele hervorragende Buddhisten anschlossen. Dagegen ist aber zu bemerken, daß die buddhistischen Bestrebungen durch keinerlei Geldmittel von auswärts unterstützt worden sind, sondern ganz und gar auf die Freigebigkeit an Ort und Stelle angewiesen blieben. Überdies hat der fremde Einfluß jetzt aufgehört, und trotzdem erstarkt der Buddhis-

mus zur Zeit mehr als je. Auch ist es nicht zutreffend, daß die Bewegung der eifrigen Tätigkeit einiger weniger Enthusiasten unter den Reichen zuzuschreiben sei, denn die Begeisterung der unteren Klassen für die Sache ist wohl größer als die der Reichen, die ihre Börse aufgetan haben.

Eine andere Erklärung ist die, daß der Buddhismus mehrere Jahrhunderte lang von verschiedenen fremden Regierungen, die in Ceylon sich nacheinander ablösten, unterdrückt worden sei. Nun, nachdem dieser Druck aufgehoben sei, habe sich die alte Religion wieder aufgerafft und es sei somit die Bewegung nur der Ausbruch eingeschlossener Kräfte des alten Glaubens, die sich nach außen hin Luft verschafften. Dies würde sich aus den religiösen und politischen Verhältnissen, wie sie im Lauf der Zeit geworden sind, erklären lassen. Denn die Portugiesen, die die Küstenprovinzen Ceylons von 1505—1656 beherrschten, befolgten bei der Behandlung der religiösen Frage den Grundsatz König Johanns: „Man muß die Heiden nicht bloß durch die Hoffnung auf die ewige Seligkeit zu unserer Religion zu gewinnen suchen, sondern auch durch die Aussicht auf zeitlichen Gewinn." Demgemäß wurden die Eingeborenen, die sich zum Christentum bekannten, mit besonderer Rücksicht behandelt. In ähnlicher Weise betrieben auch die Holländer, die dasselbe Gebiet von 1656—1795 besetzt hielten, die Propaganda. Sie erließen das Gesetz, wonach kein Eingeborener an der Spitze eines Gemeinwesens oder im Regierungsdienst stehen, ja nicht einmal Grundbesitzer sein durfte, ohne daß er sich zuvor der Zeremonie der Taufe unterzogen hatte und Mitglied der reformierten Kirche Hollands geworden war. Diese Zwangspolitik der Portugiesen und Holländer verfolgte keinen andern Zweck, als den Buddhismus zu verdrängen und das Christentum unter den Eingeborenen zu verbreiten. Aber es konnte unter diesen Umständen nur ein Namenchristentum sein, das die Briten, als sie 1796 in Ceylon zur Herrschaft kamen, daselbst antrafen.

Die britische Regierung ließ es sich angelegen sein, Schritt für Schritt diesen religiösen Zwang aufzuheben. Aber erst im Jahre 1860 wurde mit dem verwerflichen System ganz aufgeräumt, indem man bei der Einführung der Bürgerlisten das Bürgerrecht nicht mehr von der nominellen Taufe abhängig machte. Auch

wurden der Zugehörigkeit zum Christentum keinerlei Konzessionen mehr gemacht und die alte Religion, die früher mit allem Bedacht zurückgedrängt und beiseite geschoben worden war, lebte wieder auf. Daß dadurch der Buddhismus wieder zur Kraft kommen konnte, ist richtig und es wird dieser Umstand besonders in den buddhistischen Kreisen als die Ursache angesehen, weshalb er in neuerer Zeit eine Neubelebung erfahren hat. Aber das trifft doch nicht ganz zu; denn man darf nicht übersehen, daß der Buddhismus in den Provinzen des Innern, wo diese Beschränkungen nicht stattfanden, auch heutzutage noch in der alten Erstarrung liegt und von einem Wiederaufleben nichts zu bemerken ist.

Von anderer Seite wird noch ein dritter Erklärungsgrund für die Wiederauflebung des Buddhismus angegeben, der sich auch hören läßt. Die christlichen Missionen in Ceylon haben sozusagen drei Phasen durchlaufen. Während der ersten hielt der Buddhismus das eindringende Christentum nicht für eine feindliche Macht und erblickte in ihm einen wohlgesinnten, kaum gefährlichen Rivalen für den Volksglauben. Im zweiten Stadium traten sich beide als feindliche Mächte gegenüber und das Christentum wie der Buddhismus bildeten zwei Heerlager, die sich bitter bekämpften. Heute stehen wir im dritten und vielleicht letzten Stadium, wo der Buddhismus mit allen Kräften die Ausbreitung des Evangeliums zu hindern sucht und zwar durch Anwendung derselben Mittel und Methoden, deren sich das Christentum mit Erfolg bedient. Ja, er folgt ihm hierin in fast sklavischer Weise. Hiezu kommt noch bei einem kleinen Bruchteil des Volkes der Hang zur Spekulation.

Diese drei Phasen, die das Christentum bis jetzt in Ceylon durchlaufen hat, lassen sich gleichermaßen im Entwicklungsgang der christlichen Kirche in den drei ersten Jahrhunderten beobachten. Auch dort folgte dem Zeitalter der verächtlichen Nichtbeachtung oder stolzen Kritik eine Periode, da man das Christentum mit bitterem Haß verfolgte. Die letzte Phase aber in Bezug auf die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Christentum und Heidentum war die, daß das letztere sich zu erneuern suchte und eine religiöse Wiederbelebung anstrebte. Das Heidentum entlehnte dabei ebenfalls seine Methode dem Christentum und suchte aus dem Schutt der verwitterten Philosophie und religiösen Glaubensformen neue Systeme philosophischer Spekulationen und religiöser Uebungen

aufzubauen. Diese Parallele zwischen damals und der heutigen Bewegung des Buddhismus ist so auffallend, daß man sie nicht als bloßes Gedankenspiel ansehen und beiseite setzen darf. Sie zeigt aber auch, daß wir von der gegenwärtigen regen Tätigkeit der buddhistischen Kreise nichts zu fürchten haben, sondern annehmen dürfen, daß es ihm zum Bewußtsein gekommen ist, es gelte jetzt seine Lebensinteressen zu wahren.

III.

Wie man aber auch die gegenwärtige Bewegung ansehen mag, das steht fest, daß für die Mission damit eine Zeit gekommen ist, in welcher sie angestrengter als je zu arbeiten hat. Denn in Ceylon ist — das läßt sich nicht leugnen — überall ein gewisser Stillstand in den Übertritten zum Christentum eingetreten. Es treten wohl hie und da einige wenige über und die Arbeit unter der Jugend ist nicht ganz aussichtslos, aber besonders hervorragende Bekehrungen haben schon seit einiger Zeit nicht mehr stattgefunden und die große Masse der Bevölkerung scheint vom Evangelium unberührt zu bleiben. Zwar sind die verschiedenen christlichen Missionen eifrig an ihrer Arbeit und die Missionare sind sich ihrer großen Aufgabe vollkommen bewußt; aber alle ihre Anstrengungen scheinen keinen Eindruck auf die Heiden zu machen, außer daß dieselben nur umso entschiedener an ihrem alten Glauben festhalten.

Die Frage ist nun die: Wie empfiehlt man am besten der Masse der Heiden das Christentum als eine dem Buddhismus an sittlichem und religiösem Gehalt weit überlegene Religion? Wie das zu geschehen hat, wird uns vielleicht einigermaßen dadurch klar, wenn wir einen kurzen Blick auf die Angriffsweise werfen, mit der man bisher den Buddhismus bekämpft hat. Während der allerersten Missionsperiode pflegte man vornehmlich auf die Torheit des Götzendienstes und der Teufelsverehrung, sowie auf die Unzulänglichkeit und grobe Unwissenheit der Buddhisten hinzuweisen. Die christliche Mission hatte auch damit einen bedeutenden Erfolg aufzuweisen; aber diese Zeit ist nun vorüber. Der verständige Buddhist verwirft — wenigstens theoretisch — den Götzendienst so gut wie der Christ, und was die Unwissenheit des Buddhismus in betreff der Naturwissenschaft anlangt, so verweist er auf Stellen in der Bibel, wo dieselbe ebenfalls die Anschauungen ihrer Zeit

auf diesem Gebiet vertritt und rückständig erscheint. Desgleichen beruft er sich zur Entschuldigung mancher obszönen Darstellungen in der buddhistischen Geschichte auf die eine und andere alttestamentliche Erzählung.

Später ging man zu einer anderen Kampfweise über. Gestützt auf die Superiorität des Christentums als religiöse Philosophie hob man die Notwendigkeit des Glaubens an einen Schöpfer, das Vernunftmäßige einer idealen Weltanschauung im Gegensatz zu der materialistischen des Buddhismus hervor und wies nach, wie die christliche Moral mit ihren höheren Forderungen und ihrem tieferen Gehalt dem ethischen System des Buddhismus weit überlegen sei. Indes, diese Berufung auf die philosophischen Vorzüge des Christentums führte nur selten zu einer wirklichen Bekehrung, da sie kein Sündenbewußtsein zu wecken vermochte.

Welches ist nun die Richtlinie, nach welcher man gegen die buddhistische Welt Ceylons vorzugehen hat? Meines Erachtens sollte man ihr mit geschichtlichen Tatsachen, die ihren Ursprung in der Person Jesu Christi haben, entgegentreten und ihr durch die christlichen Gemeinden Ceylons den Beweis liefern, daß diese jedem buddhistischen Gemeinwesen an Sittlichkeit und Religiosität überlegen seien. Man müßte sich demnach das Ziel des Lebensideals möglichst hoch stecken, und jede christliche Gemeinde sollte den lebendigen Beweis eines Christus ähnlichen Lebens darstellen. Das würde umso weniger seine Wirkung verfehlen, als fast ein ganzes Zehntel der Bevölkerung sich zu irgendeiner Form des Christentums bekennt. Allein obschon das rohe Material dazu vorhanden wäre, so ist dasselbe doch vielfach mehr ein Hindernis, als daß es zur Förderung jener Aufgabe dienen würde; denn so gute Elemente auch die einzelnen Gemeinden aufweisen, so treten diese doch zurück hinter dem, was uns zur Entmutigung dient. Die Gemeinden begnügen sich nur zu oft mit der bloßen Enthaltung von groben Lastern, aber sie entbehren des wahren Lebens aus Gott; sie sind geneigt, mit aller Aufrichtigkeit und Pünktlichkeit den äußeren Formen des Christentums nachzukommen, als bestehe darin ihr sittlicher Wert, aber es fehlt am durchgebildeten christlichen Charakter. Gottesdienst und Sakramente werden in keiner Weise vernachlässigt, aber der Wandel in den Fußstapfen Christi bleibt im Rückstand. Der Mission in Ceylon ist deshalb in erster Linie

die Aufgabe gestellt, die Christen zu wahrhaft christlichen Charakteren heranzuziehen und sie zum höchsten Lebensideal hinanzuführen. Daß dies bis jetzt nicht in dem Maße geschehen ist, als es der Fall hätte sein sollen, liegt hauptsächlich am Mangel an Missionsarbeitern. Denn wie kann das geistliche Leben von Christen gepflegt und zu einer höheren Stufe gebracht werden, wenn dieselben da und dort im Distrikt einsam dastehen und allen Versuchungen ausgesetzt sind? Es heißt auch da: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Und das gilt besonders von den eingeborenen Arbeitern mit gründlicher geistlicher und geistiger Ausbildung.

Ich wiederhole deshalb: Was der Mission in Ceylon heute not tut, ist die Vertiefung des geistlichen Lebens der bestehenden Christengemeinden, ein höheres geistliches Niveau und eine Durchbildung ihres christlichen Charakters, sowie mehr Arbeiter für diese Aufgabe. In diesem Fall ist auch bestimmt zu hoffen, daß die Mission mehr Erfolg in ihrer Arbeit unter der buddhistischen Bevölkerung erwarten darf.

Die Sittlichkeit der Chinesen.*)

Von Miss. O. Schultze.

Wenn ich „die Sittlichkeit der Chinesen" zum Gegenstand eines einzigen Vortrags mache, so bin ich mir dabei zum voraus bewußt, daß derselbe keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben kann; denn der Gegenstand ist ein so umfangreicher, daß eine auch nur einigermaßen allseitige, erschöpfende Behandlung desselben sich nicht auf den Raum einer Stunde beschränken läßt. Auch gehören dazu eingehendere Vorstudien, als sie mir zur Zeit möglich waren. Immerhin darf ich hoffen, daß meine Ausführungen jedem, der dem merkwürdigen Volk der Chinesen einiges Interesse entgegenbringt, nicht unwillkommen sein werden.

*) Vortrag, gehalten im akademischen Missionsverein zu Heidelberg.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung reizt der Jahrtausende währende Bestand des chinesischen Volkes zur Untersuchung seiner Lebenswurzeln. Die selbständige, ungetrübte Entwickelung dieser originellen Nation, ihre Abgeschlossenheit vom Weltverkehr mögen zur Konservierung beigetragen haben, die Grundursache derselben sind sie aber nicht. Übrigens ist diese oft betonte Abgeschlossenheit durchaus nicht ganz einwandfrei. Wir machen aber die überraschende Entdeckung, daß die Chinesen die unverwüstliche, ungewöhnliche Kraft besitzen, den Sturm andringender Völker zwar über sich ergehen zu lassen, dann aber den fremden Geist mit um so größerer, unvergleichlicher Elastizität wieder zurückzuschnellen, um selbst zu bleiben, was sie seit den ältesten Zeiten waren. Dieses Volk „der ewig stillstehenden Gegenwart“ und Eigenart konnte besiegt, aber nicht umgewandelt werden. Diese einzig dastehende Absorptionsfähigkeit des chinesischen Geistes ließ fremde Ideen, fremde Art niemals zur Herrschaft gelangen. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurden die Sieger die Besiegten, Mongolen und Mandschu wurden zu Chinesen. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir den Schlüssel für diese unumstrittene Tatsache in einer dem chinesischen Volke eignenden *moralischen Überlegenheit* suchen. Während die übrigen Nationen der Erde von altersher ihre Überlegenheit in physischer Stärke suchten und zum Ausdruck brachten, hat der Chinese eine gewisse Abneigung gegen die rohe Gewalt, wie sie im Militarismus verkörpert ist. Im Prinzip stützte sich die chinesische Nation auf moralische Kräfte. Ist es Tatsache, daß Unsittlichkeit, moralische Versumpfung, Menschenopfer und Unzucht im Dienste der Gottheit die Degeneration und den Verfall anderer Nationen kennzeichnen, so ist wohl der Rückschluß erlaubt, daß die *Sittlichkeit* eine der Hauptursachen bei der Bewahrung und Erhaltung der chinesischen Nation gewesen ist. Ich habe noch kein Buch über China in die Hand bekommen, das nicht die *im Verhältnis zu anderen heidnischen Völkern hochstehende Sittlichkeit der Chinesen* anerkennend hervorgehoben hätte, und mit Recht. Hiefür einige Belege.

Wir finden im *chinesischen Kultus* keine Menschenopfer, keine Vergötterung des Lasters, keine Venustempel, keinen Baals- und Molochsdienst, keine Aphrodite-, keine Linga- und Phallosverehrung, keine schmutzigen Liebesgeschichten der Gottheiten. Das

chinesische Pantheon ist nur mit sittlich durchaus reinen Gestalten bevölkert. Ja die meisten, wenn nicht alle chinesischen Gottheiten, sofern sie der Apotheose ihren Rang verdanken, sind um ihrer sittlichen Eigenschaften und Tugenden willen zu diesem Ziele gelangt. Ich erinnere beispielsweise nur an die Göttin der Mütterlichkeit Kon yim. Sie sei eine Königstochter gewesen, die sich als Nonne der Frömmigkeit hingegeben und verleumdet wurde, unerlaubte Beziehungen zu einem Mönche zu unterhalten, worauf ihr königlicher Vater das Kloster in Brand gesteckt habe. Aber gerade dieser Brand habe zu ihrer glänzenden Rechtfertigung gedient, denn über den Flammen thronend sei sie als reine Jungfrau mit einem grünen Zweig in der Hand erschienen. Die Göttin der Seefahrer Then höu rettete ihre Brüder vom Ertrinken und dem Gott des Krieges Kwan kung wird strenge Rechtlichkeit und unbeugsame Handhabung der Gesetze nachgerühmt, so daß er noch heute allen Beamten als Muster gilt. Der Mensch wie die Geister werden gleicherweise durch ein unumstößliches Sittengesetz gebunden, und zwar erscheint die Gottheit, der Himmel, die Geister als Wächter und Ausführer dieses Gesetzes. Darum finden wir in China Götzentempel mit der Bezeichnung: „Halle zur Herzenserforschung", oder es strahlen dem Besucher beim Eintritt in großen Goldlettern die Worte entgegen: „Erleuchtet, hell, aufrichtig und wahr", — oder: „Du, o Mensch, rechnest tausendmal und irrst dabei, der Himmel rechnet einmal und immer richtig", — oder: „Was im Dunkeln und Verborgenen gedacht, beschlossen und getan wird, kommt mit einemmal ans Licht, wird offenbar und gerichtet", — oder: „Recht und Unrecht, Lüge und Wahrheit sind vermischt auf Erden, aber der Himmel unterscheidet klar", — oder: „Die Wurzel der 10 000 Laster ist die Unsittlichkeit".

Während die klassischen Schriften anderer Völker, z. B. der Indier, von Unsittlichkeiten wimmeln und voll der unzüchtigsten Schilderungen sind, sind die heiligen Bücher der Chinesen absolut frei davon. In allen dreizehn klassischen Werken dieses Volkes finden wir auch nicht einen gegen den guten Ton oder das feinste sittliche Zartgefühl verstoßenden Satz. Im Gegenteil, Konfuzius lehrt: „Der Gute wird mit hundertfachem Segen überschüttet, der Ungute hat hundertfaches Übel zu gewärtigen." Er wertet Tugend höher als Reichtum und Ehre. Oftmals wird mit Nachdruck da-

rauf hingewiesen, daß man Selbstkontrolle im Privatleben auch dann üben solle, wenn kein anderer Sterblicher sich in der Nähe befindet, der es beobachten könnte. Aufrichtigkeit und Wahrheit wird als die einzige Basis für Selbsterziehung und Weltverbesserung hingestellt. Mencius sagt: „Die Liebe sei dein Herz und die Gerechtigkeit dein Weg. Ich liebe das Leben und liebe Gerechtigkeit. Kann ich beides nicht zusammen haben, so lasse ich mein Leben und ergreife die Gerechtigkeit.“ — „Dies ist der große moralische Sieg“, sagt D. Faber, der bedeutendste Chinakenner, „den Konfuzius und seine berühmten Schüler Mencius und Tschu fu ts gewonnen; sie trachteten nie danach, Geld zu erwerben oder eitlen Ruhm im Staatsdienste zu suchen. Sie opferten ihre Prinzipien nie und sprachen, abgesehen von eigenem Vorteil, ihre Überzeugung frei aus. So gewannen sie größeren Erfolg durch ihren Fehlschlag im Leben.“

Ich muß es mir versagen, sittliche Größen der chinesischen Geschichte aufzuführen. Es fehlt nicht an solchen. Nur den Gründer der Schong-Dynastie, den bekannten Thong wong, der von 1766—1753 v. Chr. lebte und von dem einige Aussprüche im chinesischen Volke noch nach Jahrtausenden ungeschwächt fortleben, kann ich nicht unterlassen anzuführen. Von ihm stammt das Wort: „Ich fürchte Gott, darum wage ich nicht unrecht zu tun.“ Er ließ auf dem Boden seiner Waschschüssel den Satz eingravieren: „Heute rein, morgen rein, Tag für Tag aufs neue rein“, um die Selbstermahnung, die tägliche innere Reinigung und Heiligung, nicht zu vergessen.

Auch im Gemeinbewußtsein und Leben der Chinesen finden wir einen gewissen Fonds von Sittlichkeit, der sie über andere heidnische Völker stellt. „Unter den 1000 Tugenden ist ihm die kindliche Ehrfurcht die größte.“ Daß dem im allgemeinen im Prinzip noch so ist, dafür ließen sich viele Beispiele anführen. Finsternis wird nie Licht, Böses nie gut genannt. Das Sittlichkeitsgefühl des Volkes ist noch stark genug, das Laster als Laster zu verdammen. Im Theater, auf der Bühne ist die Moral der vorgeführten, meist historischen Stücke immer Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen. Es darf auf der Bühne kein weibliches Wesen auftreten; es sind immer Männer, die als Mädchen oder Frauen verkleidet sind. Mag das Gesetz auch nicht

imstande sein, Laster und Unsitten, an denen der chinesische Volkskörper krankt, ganz zu unterdrücken, so beweisen doch die von Zeit zu Zeit gegen dieselben erlassenen Proklamationen der obersten Provinzialbehörden, daß die öffentliche Meinung sie mißbilligt und brandmarkt. In ganz China sucht man vergeblich nach unsittlichen Darstellungen. Wenn sich solche finden, stammen sie von Japan oder aus dem Westen. Der Chinese hält nackte Figuren, einerlei ob Malereien oder Statuen, für höchst unanständig und barbarisch. Während man kleine Knaben in der Sommerszeit unbekleidet herumlaufen läßt, sind selbst die kleinsten Mädchen züchtig bedeckt. Die dekolletierten Ballkostüme der europäischen oder amerikanischen Damenwelt würden dem Chinesen ein Greuel sein und werden von solchen, die Europa oder Amerika aus eigener Anschauung kennen, stets ins Lächerliche gezogen. Die chinesische Kleidung, welche Figur und Form des Körpers möglichst verbirgt, ist durchaus einfach, schicklich und sittsam. Dem chinesischen Kaufmann wird im Gegensatz zu dem japanischen Zuverlässigkeit und strenge Rechtlichkeit, wenn er Verpflichtungen eingegangen oder stillschweigend anerkannt hat, nachgerühmt. Obwohl weder der Konfuzianismus noch auch der Taoismus den Genuß geistiger Getränke verbieten, es an solchen in China auch nicht fehlt, so wird man doch vergeblich nach sinnlos Betrunkenen suchen. Sparsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit können dem Chinesen nicht aberkannt werden. Mag uns auch das scheue und gezierte Wesen der jungen Chinesin dem männlichen Geschlechte gegenüber als Prüderie erscheinen, so liegt doch etwas Wahres darin, wenn die Chinesen behaupten, diese Zurückhaltung komme dem Weibe zu; die in China bestehende Trennung der Geschlechter sei zur Wahrung der Sittenreinheit namentlich des weiblichen Geschlechtes unumgänglich und sie wünschen nicht, daß es jemals darin anders werde. Wie weit man in dieser Scheidung geht, zeigt der Umstand, daß selbst eine verheiratete Frau nicht einmal ihre Kleider an denselben Nagel hängen darf, an dem die ihres Mannes hängen. Sie soll nicht dieselbe Badewanne wie ihr Mann benutzen. Ja es gilt als unschicklich, wenn sie mit ihm ißt oder in Gegenwart anderer ihn berührt. Eheleute gehen deshalb niemals Arm in Arm, auch da nicht, wo die Breite der in China bekanntlich sehr schmalen Wege es gestatten würde. Ladet der Mann Freunde zu sich ins Haus, dann wird die Frau un-

sichtbar. Sich nach dem Befinden der Frau erkundigen gilt als unschicklich und beleidigend. Die Frau nennt ihren Mann immer nur indirekt. Sie redet nicht von ihrem Gemahl, sondern nur „vom Vater ihres Sohnes". Fremde Männer sollen nie das Zimmer einer Frau betreten. Ich habe es öfters erlebt, daß ein Ehemann, der wochenlang von zu Hause weg war, auf dem Heimweg seiner Frau begegnete, aber an ihr vorüberging, als kennten die beiden einander nicht. Es wäre für ihn unschicklich gewesen, sie in meiner Gegenwart zu grüßen oder anzureden. In unseren Kapellen müssen wir dieser chinesischen Zurückhaltung dadurch Rechnung tragen, daß wir mittelst einer Zwischenwand die beiden Geschlechter säuberlich getrennt halten.

So müssen wir zwar den Chinesen im Unterschied zu anderen heidnischen Völkern einen höheren Grad der Sittlichkeit zusprechen, werden aber aus dem Folgenden ersehen, daß sich in China Theorie und Praxis nicht nur nicht decken, sondern auch die Theorie der chinesischen Sittlichkeit noch bedenkliche Mängel aufweist. Schon Lao ts klagt: „Seitdem so viel die Rede ist von Tugend und Gerechtigkeit, nimmt dieselbe immer mehr ab." Und Mencius schließt sich ihm an, wenn er sagt: „Ist der kleine Finger eines Mannes gekrümmt, so unternimmt er die Reise von Tsi nach Tsu, nicht weil er Schmerzen hätte, auch nicht weil der gekrümmte Finger ihn hinderte bei der Arbeit, nur weil die Harmonie, das Ebenmaß gestört ist; ist aber das Herz verdorben, so regt man kein Glied, dasselbe zu bessern." Obwohl die kindliche Ehrfurcht als höchste aller Tugenden gilt und zahlreiche Gesetze aufstellt, welche Pflichten den Kindern ihren Eltern gegenüber obliegen, so wird doch mit keinem Worte der Elternpflichten gegenüber den Kindern gedacht. Bezeichnend ist es, wie um der Pietät willen andere Untugenden übersehen werden. Unter den 24 Exempeln kindlicher Ehrfurcht wird beispielsweise auch von einem sechsjährigen Knaben, dem Sohn eines höheren Beamten, berichtet. Dieser besuchte mit seinem Sprößling einen Freund, der ihnen Apfelsinen aufwartete. Der lüsterne Junge stahl ein paar dieser Früchte und verbarg sie in seinem langen Rockärmel. Bei der Abschiedsverbeugung aber rollten die Früchte heraus und der Junge stand verlegen da. Doch er wußte sich aus der Klemme zu ziehen. Er kniete vor dem Gastgeber nieder

und beteuerte: „Meine Mutter ißt Apfelsinen so gerne, ich wollte ihr damit ein Geschenk machen.“ Er wurde zu einem klassischen Beispiel kindlicher Ehrfurcht. Ein anderes dieser 24 Exempel ist nicht minder lehrreich: Um die alte Mutter erhalten zu können, beschließt Kok khi die Ermordung seines dreijährigen Söhnleins, und zwar will er es lebendig begraben. Während er das hiezu nötige Loch gräbt, stößt er unverhofft auf einen Goldklumpen, der die Aufschrift trägt: „Der Himmel zur Belohnung der kindlichen Ehrfurcht des Kok khi. Weder Diebe noch Beamte sollen ihm diesen Schatz schmälern.“

Wie der Konfuzianismus den Kaiser mit zu hoher Autorität bekleidet, so auch die väterliche Gewalt. Ein Vater verfügt über Eigentum und Leben seiner Kinder. Er darf seine Söhne als Sklaven, seine Töchter nach Belieben ohne Rücksicht auf die Zu- oder Abneigung derselben zu Ehefrauen oder Sklavinnen verkaufen. Und weil die kindliche Ehrfurcht mit dem Tode der Eltern keineswegs erledigt ist, sondern ihre Fortsetzung im Ahnenkult erfährt, den Konfuzius jedem zur Pflicht macht, so hat er, vielleicht ungeahnt und unbeabsichtigt, sein Volk schwer geschädigt. Zur Versorgung der eigenen Seele in der Unterwelt ist ein männlicher Nachkomme unerläßlich. Das führt bei kinderlosen Ehen zur Vielweiberei und zwingt den Chinesen, sich jung zu verheiraten, um möglichst bald einen Sohn zu haben. Diese Theorie erniedrigt den Wert der weiblichen Kinder und ist mit eine Ursache des Mädchenmords und der Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes überhaupt. Das Weib wird gekauft und verkauft. Zur Zeit der Verlobung, die lediglich mittelst eines Kupplers zwischen den beiderseitigen Eltern fest gemacht wird, kann von Zuneigung oder Liebe noch gar nicht die Rede sein. Der Charakter des Knaben, ein Punkt, auf dem das Glück der zukünftigen Frau hauptsächlich beruht, ist einerseits noch ganz unentschieden, die körperliche, seelische und geistige Entwickelung des Mädchens, die Bedingung der Zuneigung für den künftigen Gatten, ist andererseits noch gar nicht vorauszusehen. Wird der Knabe ein Spieler, ein Lump, ein Verschwender oder noch Schlimmeres, oder bekommt die Braut ein abstoßendes Aeußere, so tut das alles nichts zur Sache; die Verlobung ist so bindend, daß sie kaum wieder rückgängig gemacht werden kann. Stirbt der Bräu-

tigam vor der Hochzeit, so steht es seinen Eltern frei, die zukünftige Braut als Witwe anzusehen und im Hause zu behalten, oder aber sie wieder zu verkaufen. Die Ehe ist in China ganz und gar nicht das Resultat gegenseitiger Liebe; der Chinese, die Quintessenz alles Prosaischen, heiratet einfach, um einer Pflicht gerecht zu werden, die er Eltern und Ahnen schuldet. Welche sittenverderbende Folgen dieses Verfahren hat, einmal schon für die jung Verlobten und dann später für das Zusammenlebenmüssen, ist leicht abzunehmen. Ehebruch ist deshalb in China an der Tagesordnung. Ein Sprichwort sagt: „Mit Ausnahme meiner Mutter sind alle Frauen käuflich."

Das Uebel wird noch durch verschiedene Umstände vermehrt. Infolge der widernatürlichen Unsitte des Mädchenmordes steht die Zahl des weiblichen Geschlechts in einem Mißverhältnis zu der des männlichen Geschlechts. Unzählige junge Leute sind zur Ehelosigkeit verurteilt. Von den Verheirateten wandern viele aus und lassen ihre jungen Frauen zurück. Viele kommen dann demoralisiert vom Auslande in die alte Heimat zurück und verpflanzen unnatürliche Laster unter ihre Volksgenossen, wie Knabenschänderei und anderes. Obwohl Konfuzius selbst rein war, und wie gesagt die Klassiker durchweg rein sind, duldet der Konfuzianismus doch die Immoralität und tadelt nicht nur nicht die Vielweiberei, nicht einmal in ihrer verabscheuungswerten Häufung im kaiserlichen Palast, sondern er sanktioniert sie auch. Das Weib steht rechtlos und verachtet da. Alles was schwach, gemein, verkommen ist, wird in der Schriftsprache mit Zeichen ausgedrückt, die als Wurzel oder Radikal das Zeichen für Frau haben. So z. B. das Zeichen für Sklave, lüstern, falsch, geizig, faul 2c. 2c. Der Totschlag an der eigenen Frau verübt wird nach dem Gesetzbuch nur mit vierzig Bambushieben geahndet. Wegen Unkeuschheit, Unfruchtbarkeit, Nichtachtung der Schwiegereltern, Geschwätzigkeit, diebischen Neigungen, Eifersucht und ekelhafter Krankheit ist es dem Manne erlaubt, sich zu scheiden und seine Frau zu verkaufen.

Wenn auch nach außen der Schein meistens gewahrt wird, so können bei näherem Bekanntwerden mit dem Volksleben die tiefen moralischen Schäden nicht verborgen bleiben. In welchen Abgrund der Unsittlichkeit lassen viele landläufige Redensarten, Schimpf- und Sprichwörter einen Blick tun! Wie ausgesucht

raffiniert sind die sogenannten „Berglieder", so genannt, weil Kuli beiderlei Geschlechts sie auf ihren Reisen durch die Berge zu singen pflegen. Den Konfuzianismus können wir teilweise auch verantwortlich machen für die vielen Fehden und Dorfkriege, die im chinesischen Volksleben an der Tagesordnung sind, denn er erhebt die Blutrache zur moralischen Pflicht. Er ist mit schuld an der herrschenden Korruption der Beamtenwelt, am Ämterverkauf und der Bestechlichkeit, denn Konfuzius selbst befolgte die üble Sitte des Geschenkemachens an Höhergestellte. Er führte die moralische Gesinnung seines Volkes in Bezug auf die Wahrhaftigkeit irre, indem er selbst einen feierlichen Eid brach und diese Handlung entschuldigte.

Die Liebe zum Betrug, indem man sich durch besondere Rücksichten nicht gebunden glaubt, die Leichtfertigkeit im Lügen ist unter den Chinesen so groß, daß ein Chinakenner sich zu dem scharfen Urteil versteigt: „Die Chinesen sind weder fähig die Wahrheit zu reden, noch an die Wahrheit zu glauben." Trotz der konfuzianischen Tugendlehre von Wohlwollen, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit und Vertrauen, wie sie in dem fünffachen Lebensverhältnis zwischen Fürst und Volk, Vater und Sohn, Mann und Weib, älterem und jüngerem Bruder, Freund und Genosse, betätigt werden soll, finden wir eine grausame Gesinnung gegen Mensch und Tier, grobe Ungerechtigkeit und Übervorteilung, schlaue Berechnung, Hinterlist, Mißtrauen und Argwohn als traurige Merkmale im chinesischen Charakter. Die einzige der genannten Tugenden, der äußere Anstand, die Schale und der Schein, das Ansehen, wird ängstlich gewahrt. Wenn ein anderer meint, das französische Sprichwort: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tatare" lasse sich mit einiger Umschreibung auf den Chinesen anwenden: „Grattez le chinois et vous trouverez le sauvage" — so hat er damit nicht allzuweit vom Ziel geschossen. Ist doch selbst der krassesten Kannibalismus dem Chinesen nichts Fremdes. Er hält die Leber und das Herz für den Sitz des Mutes, und so glaubt die verwilderte chinesische Soldateska, durch das Verzehren dieser edlen Organe, besonders wenn sie einem Körper entnommen werden, dessen Leben noch nicht ganz entflohen, diese Eigenschaften auf sich übertragen zu können. Zu Zeiten großer Hungersnot soll Menschenfleisch öffentlich und geheim zum Verkauf ausgeboten

worden sein. Pietätvolle Kinder, so wird berichtet, hätten von ihrem eigenen Fleische kranke Eltern mit Erfolg geheilt, indem sie es diesen ohne deren Wissen zu essen gaben. Gewissen Teilen des menschlichen Körpers wird allgemein große Heilkraft zugeschrieben.

Auf Grund einer dreiundzwanzigjährigen Erfahrung habe ich den Eindruck gewonnen, daß sich die Sittlichkeit der Chinesen nicht in aufsteigender, sondern in niedergehender Linie befindet. Eine Hauptschuld daran trägt die zunehmende „Pest Asiens", der Opiumgenuß und die spezifisch chinesische Leidenschaft des Spiels. Das Opium droht den ohnedies alternden chinesischen Volkskörper völlig zu ruinieren, denn es zerstört nach den eigenen Geständnissen der Chinesen „den guten Ruf, die Tugend, die geistigen Fähigkeiten, die Keuschheit und Lebenskraft" des also Geknechteten. Immer mehr greift dieses Laster um sich, immer mehr Reisfelder werden in Mohnfelder umgewandelt, tausende von Existenzen und abertausende Familien werden Jahr für Jahr durch das Opium zu grunde gerichtet, und der Schrei der Entrüstung, der in den letzten Jahrzehnten durch die englische Welt ergangen, ist leider verspätet. Wie Laokoon mit den Schlangen, so ringen diese unglücklichen Opfer vergeblich und immer machtloser werdend mit dieser ihrer Leidenschaft, die sie unaufhaltsam und sicher ins Verderben stürzt.

Konfuzius mag ein großer Lehrer gewesen sein und seinem Volke in mancher Hinsicht ungeheure Dienste getan haben, aber er war nur ein Lehrer, und seine Lehre entbehrt der Kraft und des Lebens. So wenig einem armen Kranken tausende der besten Rezepte ohne Arznei helfen, so wenig vermag ein Toter Tote aufzuerwecken. Zur hochnötigen sittlichen Wiedergeburt Chinas kann nur der Glaube an den führen, der sich selbst den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt. Ihm allein wird auch die arme verkannte, unterdrückte, geknechtete und erniedrigte chinesische Gattin und Mutter einmal die Stellung verdanken, die ihr gebührt und ohne welche es kein neues China geben kann.

Aus den Erinnerungen eines indischen Missionars.

(Schluß)

4. Verborgen mit Christo in Gott.

Es war im Juli 1872, daß ich mein Zelt unter einem Mangohain aufgeschlagen hatte. Ich führte meine Reiseapotheke mit mir, denn nach dem Beispiel unseres Herrn und Meisters wollte ich nicht nur in den Städten und Dörfern umher das Evangelium vom Reich Gottes predigen, sondern auch unter dem Beistande Gottes so viel als möglich allerlei Seuche und Krankheit im Volk heilen. Jeden Morgen begab ich mich bei Sonnenaufgang in ein benachbartes Dorf und richtete hier meine Botschaft aus. Dann kehrte ich gegen acht Uhr zu meinem Reisezelt zurück, wo gewöhnlich schon Scharen von Patienten meiner warteten.

Eines Morgens wurde meine Aufmerksamkeit auf eine freundliche alte Brahmanenfrau gelenkt, die ihren kleinen Enkelsohn zur ärztlichen Behandlung herbeigebracht hatte. Sie fiel mir besonders durch ihre Andacht auf, mit der sie der Ansprache zuhörte, die ich gewöhnlich unmittelbar vor dem Beginn meiner ärztlichen Tätigkeit an die wartenden Patienten hielt. Unwillkürlich fühlte sich mein Herz zu der würdigen Matrone hingezogen. Ich behandelte ihren Enkel und wies sie an, den nächsten Tag wieder mit ihm herzukommen. Das tat sie denn auch mehrere Morgen hintereinander und sie stellte sich auch regelmäßig zu unserer Andacht ein. Soviel ich erfahren konnte, wohnte sie im Dorf und war die Mutter eines Brahmanen, der die Stellung eines Ortsbeamten einnahm. Das Kind wurde nach kurzem hergestellt und ich verlor die Frau dann aus dem Gesicht.

Es war dies zu der Zeit, als in dieser Gegend eine Anzahl Leute aus den untern Volksklassen den Mut hatten, aus dem Heidentum herauszutreten und das Christentum anzunehmen. So baten u. a. auch einige Weber in einem benachbarten Dorf um Taufunterricht und warfen ihre Götzen beiseite. Die Leute meinten es ernstlich mit ihrem Uebertritt und konnten schließlich in die christliche Gemeinde aufgenommen werden. Dieser Umstand machte den Bau eines Schulhauses, das zugleich als Kapelle dienen sollte, in jenem Dorfe nötig. Hiezu war uns ein Brahmane als Ortsbeamter behilflich, ohne daß ich damals wußte, warum uns der Mann in so ungewöhnlicher Weise

hilfreiche Hand leistete. Hinterher erfuhr ich, daß es der Sohn jener würdigen Brahmanenfrau war.

Die kleine Gemeinde erhielt zu ihrer Bedienung einen Katechisten mit seiner wackeren Frau. Ihr Häuschen lag in der Mitte zwischen dem Dorf der Kastenleute und den Hütten der kastenlosen Mala. Die Mutter des Ortsbeamten war eine der ersten Personen, die sich mit dem Katechistenpaar befreundete. Durch ihre Fürsprache durften sie ihren Bedarf an Wasser aus dem Brunnen des Dorfes schöpfen und genossen um ihretwillen auch sonst noch mancherlei Freundschaft und Liebe. So oft ich die kleine Außenstation besuchte und daselbst predigte, fand sich die Frau regelmäßig dazu ein und bezeigte das wärmste Interesse.

Mittlerweile sah ich mich genötigt, zur Erholung nach Amerika zu gehen und die Gegend blieb drei Jahre lang ohne einen Missionar. Auch der eingeborene Gehilfe mußte zurückgezogen werden, weil der Arbeitermangel seine Versetzung in das Tamil-Gebiet erforderte. Währenddem brach eine Hungersnot aus und verheerte jene Gegend. Die armen Weber wurden zerstreut und versuchten da und dort im Lande Verdienst und Nahrung zu finden.

Als ich dann im Jahr 1878 wieder in Indien eintraf, suchte ich das alte Arbeitsgebiet wieder auf und sah nach, ob sich unter der Asche noch einige Glut fände. Mein Befund war derart, daß ich mit Freuden den alten Posten wieder besetzte. Ich sah bei dieser Gelegenheit auch den brahmanischen Beamten wieder, der uns seiner Zeit so viel Freundlichkeit erwiesen hatte. Er besuchte uns mit seinem Söhnchen und hieß uns von Herzen willkommen. Aber seine Mutter war inzwischen während der Hungersnot gestorben. Ich konnte nicht viel über sie erfahren, aber einige Zeit später traf ich mit dem Katechisten zusammen, der damals dort stationiert gewesen war. Als ich nun Näheres über sie zu hören wünschte, konnte er mir nur mit Tränen in den Augen folgende Mitteilungen machen.

Sie hatte niemals ein Hehl aus ihrer Freundschaft gemacht, die sie mit dem Katechisten und seiner Frau verband. Aber sie wagte es nicht, öffentlich deren Wohnung aufzusuchen, sondern kam heimlich im Dunkel der Nacht, um mit ihnen über Christum und sein Heil zu reden. Oft klopfte es noch in später Abendstunde leise an die Tür, und wenn der Katechist nachsah, war es die Brahmanenfrau, die Einlaß bei ihren Freunden begehrte. Dann schlüpfte sie eilends herein ins Haus, schloß die Tür hinter sich und sagte: „Erzählet mir nun noch mehr von Jesus, dem Heiland der Welt!“ Und wenn dies geschehen war und sie sich wieder trennten, da bekannte die Brahmanenfrau: O, ich glaube an ihn, aber mein Sohn würde als Brah-

mane mich umbringen, wenn ich die Kaste brechen und mich öffentlich den Christen anschließen würde; und wenn er es nicht täte, so wäre es doch sein Ruin, denn die andern Brahmanen würden ihn aus ihrer Gemeinschaft stoßen. Nein, ich darf den Uebertritt nicht öffentlich wagen und Christum als meinen Erlöser bekennen. Aber ihr müßt mir erlauben, euch recht oft zu besuchen, um von ihm zu hören, denn ich glaube von ganzem Herzen an ihn."

Als der Katechist und seine Frau versetzt wurde, war der Abschied von der Brahmanenfrau ein sehr ergreifender. Sie war untröstlich darüber, denn nun hatte sie niemand, der sie weiterführen konnte auf dem Wege des Lebens. Bis dann der Platz wieder besetzt werden konnte, wurde sie aus diesem Leben abgerufen und sie ist gewiß, auch wenn sie sich nicht offen zu ihrem Erlöser bekennen durfte, von ihm in Gnaden als ein beseligtes Kind Gottes angenommen worden. So oft ich aber in jenes Dorf kam, mußte ich an jene würdige Matrone denken, die ich auch dereinst vor dem Throne Gottes, angetan mit weißen Kleidern, anzutreffen hoffe. Denn auch von ihr galt das Wort des Apostels: Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit.

---

5. Was mich ein Huhn lehrte.

Ja in der Tat: ein Huhn hat mir eines Tages in Indien eine Lektion erteilt, die mir gut getan hat.

Man muß wissen, welche Rolle ein gewöhnliches Huhn im Haushalt eines Hindu spielt. Die Hühner werden nämlich in Indien gewissermaßen als Familienglieder angesehen. Sie gehen da im Hause aus und ein wie die Kinder und fühlen sich auch daselbst ganz heimisch. Die Kinder nehmen sie in den Arm wie ein Kätzchen, und so ein Huhn nimmt auch gar keinen Anstand, seine Eier an den ersten besten Platz im Hause zu legen. Habe ich doch von einem eingeborenen Vornehmen gehört, daß er eines Tages seinen goldbordierten Turban abnahm und ihn vorsichtig in einer sichern Ecke seines Zimmers unterbrachte, während er in aller Ruhe sein Mittagsmahl einnahm. Als er sich dann erhob, um seinen Turban wieder aufzusetzen, fand er darin eine seiner Hennen behaglich sitzen, die eben daran war, ihr Ei zu legen. Doch zurück zu meiner Erzählung.

Eines Tages kam einer meiner Gehilfen von einer unserer Außenstationen, die der junge Mann zu bedienen hatte. Er wollte mir wie üblich sein Tagebuch zur Einsicht vorlegen, damit ich daraus

ersehen könnte, was er den Monat über gearbeitet und wie er seinen Dienst versehen hatte. Als ich einen Blick hinein tat, sah ich, daß sein Bericht mit dreierlei farbiger Tinte geschrieben war, und zwar hintereinander mit schwarzer, blauer und roter Tinte. Ich fragte ihn, was das zu bedeuten habe? — „Nun, sehen Sie," erwiderte der Gehilfe, „unsere Lieblingshenne hatte sich's in den Kopf gesetzt, zu brüten; aber wir wollten's nicht leiden und nahmen ihr deswegen alle Eier weg." — „Und was dann?" fragte ich weiter. „Nun, was dann geschah," fuhr mein Gehilfe fort, „ist bald erzählt. Eines Morgens — es war der zehnte des Monats, denn Sie sehen, von da an ist die Farbe der Tinte eine andere — war ich auf einer Predigttour in den umliegenden Dörfern. Als ich von da zurückkehrte, fand ich, daß die störrische Henne in mein Zimmer gegangen war, während meine Frau sich in der Küche aufhielt. Die Henne war auf meinen niedrigen Schreibtisch gehüpft und hatte dort mein irdenes Tintenfaß heruntergeworfen und dasselbe in einen Winkel des Zimmers gescharrt. Die Tinte war natürlich herausgeflossen, die Henne aber saß ganz emsig auf dem Tintenfaß, als ob sie ihre Eier ausbrüten wollte. Ich hatte alle Mühe, es ihr wieder wegzunehmen, denn sie wollte das vermeintliche Ei nicht fahren lassen. Da nun aber kein Tropfen Tinte mehr drin war und ich keine weitere schwarze mehr hatte, so sah ich mich genötigt, mich bei meinen folgenden Aufzeichnungen der blauen Tinte zu bedienen."

„Aber", warf ich lachend ein, „warum hast du denn eine Woche später mit roter Tinte geschrieben?"

„Warum ich das getan habe?" entgegnete mein Gehilfe. „Nun, aus einem sehr einfachen Grunde. Ich hatte mein Fläschchen mit der blauen Tinte vorsichtshalber an einen Nagel an der Wand gehängt, wo es natürlich für die brutsüchtige Henne unerreichbar war. Mit der Zeit, glaubte ich, würde sie wohl von ihrem Vorhaben abkommen. Ich dachte dann auch schließlich nicht mehr dran und ließ aus Versehen eines Tages das Fläschchen offen auf dem Tisch stehen, während ich einen Ausgang besorgte. Aber denken Sie sich: wie ich in mein Zimmer zurückkehre, da finde ich unsere Henne in derselben Ecke sitzen, wie vor acht Tagen, und zwar wieder auf dem Tintenfläschchen, das sie sich vom Tisch heruntergescharrt hatte. Ein Streifen blauer Tinte bezeichnete den Weg, das Fläschchen aber war leer. Nun blieb mir nur noch rote Tinte übrig und mit dieser habe ich meine Aufzeichnungen bisher gemacht, bis ich heute abkommen konnte, um mir frische schwarze Tinte bei Ihnen zu holen.

„Aber", fragte ich lachend, „was habt ihr denn mit der alten Henne angefangen?"

„Nun", erwiderte mein Gehilfe, „es blieb uns jetzt nichts anderes übrig, als ihr nachzugeben. Da sie nun einmal darauf beharrte zu brüten, haben wir ihr schließlich Eier untergelegt. Jetzt sitzt sie auf sieben Eiern in demselben Winkel und brütet eifrig darauf los."

„Gut", sagte ich, „sie hat doch durch Beharrlichkeit ihren Zweck erreicht, und soweit man das vom Verstand einer Henne erwarten kann, hat sie ihre Pflicht zu erfüllen gesucht. Daraus können wir alle etwas lernen."

Das die Geschichte unserer Henne. Seitdem habe ich schon oft darüber nachdenken müssen und die Sache hat mir zum Troste gereicht. Wir Missionare in Indien haben es einerseits mit einem recht armseligen Material zu tun und anderseits mit solchem, das wir für recht hoffnungsvoll und aussichtsreich halten. In Wirklichkeit aber wissen wir so wenig wie Frau Henne, die die Tintenfläschchen ausbrüten wollte, ob sich aus der toten Masse irgendwelches Leben entwickeln werde. Wir arbeiten mit allem Ernst und Eifer, unser göttlicher Meister sieht unsere Anstrengungen und weiß auch, daß es vielleicht ein Stoff ist, an dem alle Mühe und Arbeit verloren ist. Da erbarmt er sich unser und belohnt uns schließlich in unserm Dienst für ihn mit einem besseren Material. Ein Beispiel möge das Gesagte beleuchten.

In der Nähe unserer Station lag ein Dorf, an dessen Bewohnern wir jahrelang angestrengt arbeiteten. Ich hielt die Leute für zugänglich und erwartete bestimmt ihren Uebertritt. Aber alle Arbeit war und blieb vergeblich. Es kam zu keiner Belebung der Totengebeine, kein Regen und Bewegen war zu verspüren. Und doch ließen wir's weder am Fleiß noch an der fortgesetzten Arbeit fehlen. Da kommt uns eines Tages aus einem Dorfe nördlich davon die Kunde zu, daß fünf Familien, die einer höheren Kaste als jene angehörten und auch geistig auf einer höheren Stufe standen, willig wären, in den Taufunterricht zu treten und die Jesus-Religion annehmen möchten. Die Sache kam uns ganz unerwartet, denn wir hatten bis jetzt unter jener Bevölkerung nur gelegentlich und nicht wie in dem anderen Dorfe mit Nachdruck gearbeitet. „Da haben wir nun", sagte ich, „bis jetzt in unserer Unwissenheit wie jene Henne beharrlich auf Tintenfässern gesessen und deswegen nichts ausgebrütet. Jetzt hat uns Gott dafür Eier gegeben."

Das kleine Erlebnis hat mir in mancher Hinsicht zur Lehre gedient und mich in meiner täglichen Missionsarbeit oft gestärkt und aufgemuntert. Und so dürfte es vielleicht auch manchem

meiner Leser gehen. Vergessen aber dürfen wir nicht, daß es für uns alle heißt:

Brüder, streuet guten Samen,
Noch solang die Saatzeit währt,
Wirket in des Heilands Namen,
Bis er selbst herniederfährt:
Dann wird froh das Erntelied erklingen
Und der Schnitter seine Garben bringen.

---

6. Ein merkwürdiges Roß.

Vor Jahren kaufte ich in Madras ein Pferd, das recht eigentümliche Eigenschaften hatte. Es bedurfte nämlich eines Kunstgriffes, um es zum Aufbruch zu bringen. Das hatte seine geschichtliche Ursache.

Als es zum erstenmal in den Wagen eingespannt worden war und eingefahren werden sollte, war ihm ein Unfall passiert. Es hatte sich dabei verletzt, und dadurch war es scheu und furchtsam geworden, sodaß es von da an, wenn es angespannt wurde, um keinen Preis vom Platz wollte. War es dann aber einmal im Gang, so lief es ohne Anstand und schlug auch nicht aus, bis es wieder abgeschirrt wurde. Als Reitpferd machte es indes keinerlei Schwierigkeiten. Allein ich mußte es für beide Zwecke, als Wagenpferd wie als Reitpferd benützen, und beschloß deshalb, dem Tiere seine üble Gewohnheit abzugewöhnen.

Aber wie trug ich den Sieg über das Pferd davon? Nun, zuerst brauchte ich oft eine volle Stunde, bis ich es von meiner Tür wegbrachte. Schließlich verfiel ich aber, nachdem ich alles mögliche versucht hatte, auf einen Kunstgriff, der nicht versagte. Ich benützte einen handfesten Bambusstock von zwei Fuß Länge und einem Zoll Durchmesser. An diesen befestigte ich einen Strick mit einer Schlinge. Letztere warfen wir über das eine Ohr des Pferdes und drehten sie mittelst des Stockes am Ohre an. Natürlich empfand das Tier sehr bald die Zusammenschnürung seines Ohres und vergaß darüber den Wagen, an den es gespannt war, und seine ganze Umgebung. Nur darauf bedacht, des Ohrzwanges ledig zu werden, bog es den Kopf niederwärts, zog den Wagen an und trabte in der schönsten Gangart davon. Wenn es dann eine Strecke weit war, streifte ihm der Pferdejunge die Schlinge wieder ab und das Pferd lief den ganzen Tag über ohne Anstand im Wagen. Mein Mittel versagte nie.

Nachdem wir diese Prozedur zwei oder dreimal angewandt hatten, sträubte sich das Pferd dagegen. Es sprang bald rechts, bald links, drängte rückwärts und vorwärts, machte allerlei Kapriolen und schüttelte

energisch den Kopf. Es wollte sich um keinen Preis die Schlinge anlegen lassen. Wir begannen nun zu Zweien das Tier zu streicheln und warfen ihm dann unversehens die Schlinge über. Sobald diese scharf angezogen wurde, stand es still, und bei einer weiteren Drehung trabte es ruhig davon. Die ganze Geschichte währte keine 30 Sekunden, während man es früher nicht unter einer Stunde von der Stelle gebracht hatte. Nach und nach gewöhnte es sich an die Sache und leistete der Anlegung der Schlinge keinen Widerstand mehr. Aber ohne deren Anwendung war mit ihm nichts anzufangen.

Es vergingen einige Monate, und nun war das Pferd so weit, daß es selbst die Schlinge für notwendig hielt. Sobald man sich in den Wagen setzte, bog es seinen Kopf herunter, um sich die Schlinge anlegen und andrehen zu lassen. Eine oder zwei Umdrehungen genügten. Schließlich wurde das Instrument ganz überflüssig; denn sobald es seinen Kopf herabbeugte und mit seinem linken Ohr den Pferdejungen anstieß, faßte dieser das Ohr nur mit der Hand, kniff es ein wenig und sofort setzte sich das Tier in Trab. Die Eingeborenen sagten lachend: das Pferd will nicht ohne den Schraubenschlüssel laufen, und in der Tat, sie schienen recht zu haben.

Als wir so weit waren, daß die gewaltsame Behandlung des Ohrs nur noch eine bloße Form war, suchte ich ihm die Sache wieder abzugewöhnen. Aber da hatte ich mich bei meinem Renner verrechnet. Ich streichelte ihn, redete ihm zu, gab ihm etwas Salz oder Zucker oder Brot, stieg dann in den Wagen und wollte abfahren. Aber mein Pferd zog nicht an, es blieb auf einem Fleck stehen. Ich tat schön mit ihm, ich versetzte ihm eins mit der Peitsche; aber nein, es half nichts. Es stemmte die Beine an und schlug aus. Dann stand es wieder still, bog den Hals und schaute nach dem Pferdejungen, als wenn es ihm sagen wollte: „Kneif mich doch bitte erst ins Ohr; sonst kann ich nicht losgehen!“ In dem Augenblick, da dieser das Ohr faßte und es einmal um sich selbst drehte, war ihm Genüge geschehen und es setzte sich in Bewegung.

Die Sache erregte bei jedermann die größte Heiterkeit. Ich hatte das Pferd sechs Jahre und verkaufte es dann mit meinem Patent. Von seinem späteren Eigentümer hörte ich, daß man dasselbe bei ihm anwenden mußte, so lange es lebte.

Diese Pferdegeschichte ging mir eines Nachts, als ich nicht schlafen konnte, durch den Kopf. Es war mir, als ob mein Pferd da und dort in den Gemeinden der Heimat auftauchte, und es traten Persönlichkeiten vor mein geistiges Auge, die ich bei einem Besuch in Amerika kennen gelernt hatte, denen man wie jenem Pferd ebenfalls den Schraubenschlüssel anlegen muß, ehe sie sich dazu verstehen,

am Wagen der Mission zu ziehen. Ja, unter dem Sattel des allgemeinen Wohlwollens laufen sie ohne Anstand, aber sollen sie sich an den Missionswagen anspannen lassen, da sind sie störrisch und schlagen aus. Es bedarf hiefür erst eines recht drastischen Mittels, ehe sie sich dazu bereit finden.

So kenne ich manche Christen unserer heimatlichen Kirche, die sich nicht dazu verstehen, einen Pfennig in die Kasse einer Missionsgesellschaft fließen zu lassen. Erst wenn sie zufällig von irgend einem einzelnen Missionar im fernen Osten hören, daß derselbe sein besonderes Aeckerlein bebaut und mit dem äußeren Durchkommen zu ringen hat, da fühlen sie sich gedrungen, freigebig beizusteuern. Sie gehorchen nur einem äußern Impuls.

Wieder andere gibt es, die kein Interesse für die Ausbildung von eingeborenen Gehilfen haben und deswegen für die Mission zu diesem Zweck nichts tun wollen. Da hören sie vielleicht von irgend einem besonderen Fall, von einem jungen Eingeborenen, mit dem sie vielleicht gar in brieflichen Verkehr treten, und siehe da — das Interesse für denselben läßt sie plötzlich in den Geldbeutel greifen.

Dergleichen Fälle kamen mir, wie gesagt, ab und zu bei meinem Besuch in der Heimat vor, wenn ich da und dort Missionsvorträge hielt, und jedesmal mußte ich an die Eigentümlichkeiten meines Pferdes denken, das erst durch einen Kunstgriff zum Anziehen gebracht werden konnte.

Aber Gott sei Dank, ich lernte auch viele, sehr viele edle Männer und Frauen kennen, die dessen nicht bedurften, sondern stets bereit waren, ohne allen Antrieb den Missionswagen mit ziehen zu helfen. Auf solche kann sich auch eine Missionsgesellschaft unter allen Umständen verlassen. Sie lassen sie nie im Stich. Auf sie ist mehr Verlaß als auf die, die zwar schließlich willig sind, aber die doch erst dazu angetrieben werden müssen.

„Herr Missionar“, sagte eines Tages ein Gemeindeältester zu mir, indem er sich mir vorstellte, „ich komme in Angelegenheit unserer Gemeinde zu Ihnen und möchte Sie bitten, uns einen Missionsvortrag zu halten. Unsere Gemeinde hätte schon vor Monaten eine Missionskollekte veranstalten und an die Missionsgesellschaft schicken sollen, aber man ist nicht dazu gekommen. Nun haben wir die Sache mit einander besprochen und hoffen, daß wir etwas Rechtes zusammen bekommen, wenn Sie uns die Freude machen und eine Ansprache in unserer Kirche halten wollen.“

„Gut“, sagte ich, „das will ich gern tun und Ihnen das eine und andere über unsere Mission berichten, sobald ich den Tag bestimmen kann, der mir zur Verfügung steht; denn vorderhand bin

ich schon versagt. Aber da Sie miteinander übereingekommen sind, etwas für die Mission zu tun, so wäre es am besten, Sie veranstalteten die Kollekte gleich, umso mehr als sich die Missionsgesellschaft gerade in drückender Geldnot befindet. Schieben Sie bitte die Sache nicht länger auf; sobald ich abkommen kann, können Sie auf mich rechnen."

„Nein, das geht nicht an", meinte der Gemeindeälteste, „das läßt sich nicht wohl tun". — „Und warum nicht?" — „Ja, sehen Sie, wir haben unter uns ausgemacht, diesmal besonders reichlich zu steuern; aber wir versprechen uns nur dann einen rechten Erfolg, wenn Sie unter uns auftreten und die Leute — na, Sie wissen schon wie? — so recht für die Sache zu interessieren suchen. Sie sollen gewiß nicht enttäuscht sein und eine schöne Summe für die Mission erhalten, denn das steht uns fest, und die meisten haben sich dazu verpflichtet. Aber, wie gesagt, Sie müssen erst kommen und uns eine recht warme Ansprache halten."

Ich lächelte und dachte bei mir selbst: „Das ist wie bei meinem Pferd, als ich's im dritten Stadium des Drills hatte. Jene Gemeinde hält ihr Ohr hin und bittet mich, es ein wenig anzudrehen, damit sie in Trab kommt. Sie ist willig den Missionswagen zu ziehen, aber sie will erst angetrieben werden."

„Lieber Herr Bruder", sagte bei einer andern Gelegenheit ein Geistlicher zu mir, „wir haben am letzten Sonntag zum Besten der Mission tausend Dollar in unserer Kirche gesammelt. Es ist mehr als bisher und wir haben alle eine große Freude darüber. Nun möchten wir Sie bitten, am ersten Sonntag des nächsten Monats zu uns zu kommen und uns einen Missionsvortrag zu halten."

„Schön", sagte ich, „diese Gemeinde hat's weiter gebracht als mein Pferd; denn sie hat ohne weiteres ihre Pflicht getan und dann erst ihr Ohr hingehalten, um daran gezogen zu werden." Mit großer Freude begab ich mich am bestimmten Tage in jene Gemeinde und erzählte ihr von unserer Missionsarbeit in Indien.

Eines Tages kam der Leiter einer Sonntagsschule zu mir und sagte mit lächelnder Miene: Unsere Sonntagsschule hat während des letzten Jahres 175 Dollar für die Mission zusammengebracht, die wir für Ihre Mission in Indien bestimmt haben. Nun ist das Jahr aber schon vor drei Monaten abgelaufen und noch immer befindet sich das Geld in den Händen des Kassiers. Denn wir wollten es nicht gern eher abliefern, als bis Sie Zeit hätten, uns eine Ansprache zu halten. Bei dieser Gelegenheit wollten wir Ihnen den Betrag in aller Form zusprechen und dann das Geld sofort an die Missionsleitung abschicken. Nun haben wir die ganze Zeit über da-

rauf gewartet, bis Sie abkommen könnten, denn wie man uns vom Missionshaus aus mitteilte, waren Sie bisher immer anderswo in Anspruch genommen. Wann dürfen wir Sie nun wohl erwarten? Das Geld liegt müßig da und es sollte endlich einmal abgeschickt werden, denn wir wissen, die Missionsgesellschaft kann es gut brauchen. Kommen Sie deshalb bitte doch recht bald!"

„Da haben wir's", sagte ich, „alles ist bereit; die ganze Familie sitzt im Wagen, aber sie muß eine halbe Stunde auf den Pferdejungen warten, der sonstwo beschäftigt ist, während das Pferd die ganze Zeit über sein Ohr herunterbeugt und darauf wartet, daß sein Leibkutscher es am Ohr zieht und zum Gehen bringt."

Ein anderer Fall, der mir erzählt wurde, belustigte mich einerseits, und anderseits betrübte er mich. An einem bestimmten Sonntag sollte ein Missionar in einer Kirche reden, wobei zugleich die jährliche Kollekte für die Mission erhoben werden sollte. Davon war aber eins der Gemeindeglieder durchaus nicht erbaut, obschon es ein recht guter Christ sein wollte und auch dafür galt. Aber Herr N. hatte genug gehört von diesen alten Missionsgeschichten und wollte nichts mehr davon vernehmen. Auch hielt er nichts von der ganzen Heidenmission und meinte, man habe Heiden genug um sich herum in der Heimat. Er beschloß deshalb, an diesem Sonntag mit seiner ganzen Familie vom Gottesdienst weg zu bleiben.

Der betreffende Sonntag kam heran und Herr N. blieb mit seiner Familie zu Hause. So kam es, daß keins von ihnen die Vermeldung hörte, die der Pastor seiner Gemeinde machte, daß nach einem eingelaufenen Telegramm der erwartete Missionar diesmal verhindert sei und erst am nächsten Sonntag kommen könnte. Demzufolge werde man auch die Missionskollekte bis dahin verschieben.

Am folgenden Sonntag fand sich Herr N. wie gewöhnlich zum Gottesdienst ein und besetzte mit seiner Familie seinen Kirchenstuhl. Er saß recht behaglich und andächtig da, mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß er glücklich um den langweiligen Missionsvortrag gekommen sei. Während die Orgel das Vorspiel hören ließ, trat der Ortsgeistliche aus der Sakristei heraus und mit ihm ein Fremder. Der Pastor leitete nun den Gottesdienst ein und die Gemeinde stimmte das Kirchenlied an. Dann erhob sich der Pastor und machte der Gemeinde bekannt, daß jetzt der betreffende Missionar da sei und seine Ansprache halten werde. Die Gemeinde möchte dann auch ihre Pflicht tun und recht reichlich für die Mission steuern.

Herr N. war wie vom Donner gerührt. Aber was sollte er tun? Während des Gottesdienstes hinausgehen konnte er nicht wohl, ohne allerseits Aufsehen zu erregen. Es blieb ihm nichts anderes

übrig, als sitzen zu bleiben und wider seinen Willen zuzuhören. Der Missionar berichtete in schlichter Weise von seinen Erlebnissen, von seiner Arbeit, vom Werk des Herrn unter den Heiden. Am Schluß kam es zur Kollekte und es wurden wie üblich die Opferteller herumgereicht. Die Kollekte fiel unerwartet reichlich aus, und auch Herr N. fühlte sich in seinem Innern angetrieben, diesmal etwas Besonderes zu tun. Er zog seinen Geldbeutel aus der Tasche und leerte ihn unbesehen auf den Teller. Er war und blieb von da an der freigebigste und wärmste Missionsfreund der Gemeinde. — Herr N. gehörte zu den Leuten, die anfangs um keinen Preis ihr Ohr herhalten wollen, dann aber ohne Zwang und Antrieb ihrer Christenpflicht nachkommen.

So könnte ich noch manches Beispiel aus meiner Missionserfahrung anführen. Aber es sei genug. Nur das noch möchte ich bezeugen, daß Gott sei Dank nicht alle Christen, nicht alle Gemeinschaften, nicht alle Gemeinden jenes Gewaltmittels bedürfen, sondern freiwillig, freigebig und von Herzen die Werke des Reiches Gottes zu fördern suchen und nicht aufhören zu beten: Dein Reich komme!"

Missions-Zeitung.

Mandschurei. Die letzten Nachrichten der schottischen Missionare, die trotz des Krieges auf ihren Posten in der Mandschurei verblieben sind, reichen bis zum Februar zurück. Ihre Tätigkeit besteht zur Zeit vornehmlich darin, daß sie den unzähligen Notleidenden und Verwundeten in ihren Zufluchtshäusern und Hospitälern Hilfe und Linderung angedeihen lassen. So wird uns von Liauyang berichtet: Die anstrengendste Zeit begann am 30. August nach einem fürchterlichen Tag beständigen Artilleriefeuers. Infolge dessen füllten sich die Räume unseres Zufluchtshauses mit Hunderten von Flüchtlingen, meist Frauen und Kindern. Ein Gebäude nach dem andern wurde in Beschlag genommen, bis Dr. Westwater ungefähr tausend Notleidende in Pflege hatte. Die Lage der Dinge wurde noch schlimmer nach der Schlacht. Viele Häuser waren demoliert, Türen und Fenster ausgehoben und die meisten Dächer von den Russen als Feuerungsmaterial oder zu Verteidigungszwecken abgebrochen worden. Und wenn auch jetzt im Süden der Stadt keine Truppen mehr standen, so setzte doch der Winter ein und es war zu spät, um die Häuser wieder bewohnbar zu machen. Im Norden von Liauyang aber hielten die Russen und Japaner wegen der Kälte alle Ortschaften besetzt, sodaß die daraus vertriebenen Bewohner ihre Zuflucht in die Stadt nehmen mußten. Selbst aus großer Ferne kamen sie daher in grimmiger Kälte, von allem entblößt, hinter sich die verbrannten Heimstätten.

Besonders ergreifend sind die Berichte über die zahlreichen Verwundeten. Am ersten Tage der Schlacht bei Liauyang schlug eine Granate in ein Haus ein, worin sich 30 Personen befanden. Die Hälfte von ihnen wurde getötet, von den übrigen wurden elf Frauen und Kinder mit schweren Verletzungen

ins Hospital verbracht. Ein sehr trauriger Tag war der 3. September, indem die ganze Stadt mit Bomben und Granaten überschüttet wurde. An jenem Tag und dem folgenden Sonntag hatte Dr. Westwater 250 verwundete Chinesen unter seinen Händen. Nicht nur das Hospital, sondern auch alle Räumlichkeiten des Missionsgehöfts waren mit Verwundeten angefüllt. Am 10. Septbr. besuchte dann General Fukuschuna mit dem japanischen Generalarzt den Missionsarzt und dankte ihm für die Hilfeleistungen, die er den Chinesen angedeihen lasse. Zugleich drückte er sein großes Bedauern aus, daß die Leute so viel zu leiden hätten durch die Kriegsoperationen. Am folgenden Tag erschien der General noch einmal, um dem Missionsarzt den Dank des Höchstkommandierenden auszusprechen und sich nach den Verwundeten zu erkundigen. Auch gab er sein Mitgefühl für die Notleidenden kund und händigte ihm tausend Dollar für das Hospital und ebensoviel für das Zufluchtshaus aus.

In Mukden begann der Zufluß von heimatlosen Flüchtigen Anfang September. Als sich dann der Kampf in der Nähe der Stadt entspann, wurde ihre Zahl immer größer. Ende Oktober waren viele Gebäude (die Missionsgehöfte, Stadthallen, Tempel und Theater) zu Zufluchtshäusern umgewandelt. Jeder Winkel war besetzt, selbst die offenen Gänge zwischen den Hauptgebäuden des Tientschi-Tempels waren belegt, so sehr auch die Priester dagegen protestierten. Selbst Erdhöhlen wurden gegraben, sodaß schließlich 7200 Personen untergebracht und verpflegt wurden. Voraussichtlich wird man sich der Leute noch längere Zeit annehmen müssen, da sie vollständig heimatlos und ohne alle Hilfsmittel sind. In Mukden ist es besonders der Missionsarzt Dr. Christie, der sich mit aller Kraft der Kranken und Verwundeten annimmt. Außer mit den Verwundeten hat er es auch noch mit solchen zu tun, unter denen das Fieber und die Pocken grassieren. Mit seinen eingeborenen Gehilfen bedient er drei Hospitäler und ein Krankenhaus für Pockenkranke. Die Missionare haben somit, wenn auch die regelrechte Missionsarbeit in dieser Zeit der Kriegsnöte zum Stillstand verurteilt ist, doch reichlich Gelegenheit, den Dienst der Liebe an den Eingeborenen auszuüben.

Japan. Nach den letzten statistischen Angaben arbeiten in Japan 782 protestantische, 279 römisch-katholische und 4 griechisch-katholische Missionare, wobei unter den evangelischen Missionsarbeitern auch die weiblichen mitgezählt sind. An eingeborenen Arbeitern zählen die protestantischen Missionen 380 ordinierte und 483 nichtordinierte, die römischen Katholiken 46 ordinierte und 9174 Laiengehilfen aller Art, die griechischen Katholiken 57 ordinierte Mitarbeiter. Im Schulwesen weisen die Protestanten 62 Institute (Boarding schools) mit 4706 Zöglingen und 88 sonstige Schulen mit 5884 Schülern auf; zusammen 10 590 Schüler. Die römischen Katholiken besitzen 7 höhere Schulen mit 795 Schülern und 70 Primar-, Industrie- und sonstige Schulen mit 5021 Schülern; zusammen 5816 Schüler. Die griechische Mission unterhält 2 Institute mit 72 Zöglingen und besitzt keine Volksschulen. Eine genaue Aufstellung aller getauften Kirchenglieder ist sehr schwierig, da die verschiedenen Missionen nicht den gleichen Modus in ihren Zensen beobachten. Zählt man jedoch alle Getauften vom 9. Lebensjahr ab als Kirchenglieder, so ergeben sich 44 659 römisch-katholische, 44 585 protestantische und 21 344 griechisch-katholische Gemeindeglieder. Die Zahl der Christen ist demnach im Verhältnis zu der 45 Mill. zählenden Bevölkerung Japans immerhin noch ziemlich unbedeutend. Unter den evangelischen Missionen hat die englisch-kirchliche die meisten Missionare in Japan stehen, nämlich 114. Ihr folgt die bischöfliche Methodistenmission mit 71, dann der amerikanische Board mit 69 Missionaren. (Church Miss. Intell.)

China. Die allgemeine Lage unserer chinesischen Mission, heißt es in den Berliner Missionsberichten, läßt sich dahin zusammenfassen, daß wir in erfreulicher Weise vor offenen Türen stehen. Alle Missionsgesellschaften stimmen darin überein, daß die durch die Demütigung Chinas für die Mission geschaffene günstige Situation noch immer fortdauert. Das Verlangen Chinas nach einer Gesundung und Erneuerung des Volkslebens öffnet der Mission manche Tür, die ihr früher verschlossen war. In ganz ungewohnter Weise mehren sich die Bitten um Missionare . . . Und das ist der Fall, obschon die Stellung der leitenden Kreise dem Christentum entgegen ist. Charakteristisch ist das bekannte Edikt des chinesischen Kaisers, wonach die Aufnahme in die Staatsschulen an die Bedingung der Verbeugung vor der Tafel des Konfuzius geknüpft ist. Dadurch wird allen jungen Christen, die diese Zeremonie ohne Verleugnung ihres Glaubens nicht mitmachen dürfen, die Möglichkeit genommen, in eine leitende Stellung im chinesischen Staatsdienst zu kommen. Auch von einer andern Seite droht der günstigen Lage in China eine ernste Gefahr. Durch den japanischen Krieg sind die Gemüter in ganz China erregt. Japan bemüht sich augenscheinlich, China auf seine Seite zu ziehen. Man erkennt in Japan ganz klar, daß ein christianisiertes China sich dem Abendland leichter anschließen wird als ein heidnisches China, und deshalb geht Japan darauf aus, China im Heidentum zu festigen und es gegen die christliche Mission einzunehmen. Diesem Umstand ist es auch zuzuschreiben, daß die Missionare da und dort in China auf eine planmäßige Gegenmission japanischer Buddhisten stoßen.

Indien. Während im mittleren und südlichen Indien die Hungersnot und die Pest wütet und viele Opfer fordert, ist Nordindien von einem Erdbeben auf furchtbare Weise heimgesucht worden. Die Gegend, über die es sich erstreckte, sind die Abhänge des Himalayagebirges. Die dadurch angerichteten Verwüstungen sind sehr groß und die Verluste an Menschenleben bedeutend. Unter den Städten sind es besonders Lahore, Dharmsala und Mussorie, die schwer gelitten haben. Die Erderschütterungen, die morgens früh, als die meisten Leute noch im Bett lagen, einsetzten, dauerten etwa drei Minuten. In Lahore stürzten die Häuser der Eingeborenen straßenweise ein und begruben alles, was sich darin befand. Die Bäume schwankten hin und her, und die Tiere liefen laut schreiend durcheinander. Männer, Frauen und Kinder versammelten sich, teils noch in Nachtgewändern, am ganzen Leibe zitternd, auf den freien Plätzen. Nach dem ersten Stoß, der am schlimmsten war, folgten in kurzen Zwischenräumen noch eine Anzahl andere, fast eine volle Stunde lang. Erst dann wagten sich die Leute wieder in ihre Häuser, soweit diese nicht eingestürzt waren, um Kleidungsstücke und Nahrungsmittel zu holen.

Zu den zerstörten Gebäuden gehören die beiden Moscheen in der Stadt. Von vielen Häusern, die nicht bis auf den Grund zerstört wurden, fielen die oberen Stockwerke herunter. In andern fielen Decken und Dächer ein und begruben viele Einwohner unter ihren Trümmern. Die Leute hatten gar keine Zeit sich zu retten. Der kleinere Ort Dharmsala, der gänzlich zerstört worden ist, liegt in den Bergen. Viele Europäer pflegen sich dorthin zurückzuziehen während der heißen Zeit. Dort haben nicht nur Hunderte von Eingeborenen, sondern auch eine Anzahl Europäer ihr Leben eingebüßt. Mussorie, ein anderer kleiner Ort in den Bergen, ist ebenfalls gänzlich zerstört. Die in der heimgesuchten Gegend herrschende Not ist groß; es fehlt allenthalben an Nahrungsmitteln, doch sind von den nächsten Städten solche hingeschafft worden, um der dringendsten Not abzuhelfen. (Hermannsb. Miss.-Bl.)

Unter den Europäern, die bei der schrecklichen Katastrophe das Leben verloren haben, befinden sich auch drei Mitglieder der englisch-kirchlichen Mission:

Missionar **Rowlands**, Frau Miss. **Däuble** und Frl. **Lorbeer** in Kangra. Ersterer leitete die dortige Hochschule und stand seit 1895 in Indien, wo er zuerst im Pendschab arbeitete. Seine junge Frau war eben gesundheitshalber in England eingetroffen, als der Telegraph ihr den Tod des Gatten meldete. Frau Däuble, wie Frl. Lorbeer seiner Zeit vom Berliner Frauenverein ausgesandt, war die Witwe des vom Basler Missionshaus ausgegangenen, im Dienst der englischen Kirchenmission stehenden Missionar Däuble. Nach dem Tode ihres Mannes (1893) lebte sie in Dharmsala und widmete sich der Frauenmission. Sie befand sich seit 1868 in Indien. Frl. Lorbeer war bis jetzt in Agra stationiert und war nur zur Aushilfe für einige Zeit nach Kangra berufen worden, wo kurz nach ihrer Ankunft der Tod sie ereilte. (Ch. Miss. Int.)

Korea. Trotz des Krieges entwickelt sich die Missionsarbeit in Korea in der erfreulichsten Weise, namentlich im Norden. So durften die amerikanischen Presbyterianer auf ihren zwei nördlichen Stationen letztes Jahr 1232 Heiden in ihre Gemeinden aufnehmen. Die Zahl der Katechumenen beläuft sich auf mehr als 10 000. Den Missionaren steht dabei eine ansehnliche Schar tüchtiger Evangelisten zur Seite, die ihre Arbeit freiwillig verrichten. Wenn irgendwo in der Welt das Evangelium „umsonst" dargeboten wird, so geschieht es in Korea durch die Koreaner.

Heimat. Seit Anfang dieses Jahres hat die **Deutsche Orientmission**, deren Leiter der bekannte Dr. Lepsius ist, in Groß-Lichterfelde bei Berlin ihr eigenes Missionshaus bezogen. Als Inspektor für dasselbe ist Pastor Wilde, bisher in Neuenkirchen bei Greifswald, gewonnen worden. Die Orientmission hat sich die geistliche Erweckung der altchristlichen Völker des Orients, die Mohammedanermission und die Evangelisation des russischen Volkes zur Aufgabe gemacht.

Bücheranzeigen.

Warneck, D. Prof. **Die gegenwärtige Lage der deutschen evang. Mission.** Vortrag auf der Halleschen Missionskonferenz vom 28. Februar 1905. 22 S. Berlin. M. Warneck. 25 Pfg., in Partien 20 Pfg.

Ein höchst anschaulicher und zugleich eindrucksvoller Ueberblick, der den Leser die gegenwärtigen Schwierigkeiten erkennen läßt, mit denen es die Mission heutzutage zu tun hat: Schwierige Finanzlage bei fortgehender Vorwärtsbewegung, Anfeindung und Gegnerschaft, römische Konkurrenz und Zersplitterung der evangelischen Kräfte durch Neugründung von Missionsgesellschaften. Vor letzterem wird mit Recht nachdrücklich gewarnt und zu festem Anschluß an die alten Gesellschaften gemahnt. Die Schrift verdient die weiteste Verbreitung.

Stiegelmann, Ad. **Das religiöse Leben der Hindu.** Christentum und Zeitgeist: Hefte zu „Glauben und Mission". Heft III. 41 S. Stuttgart. Max Kielmann. 75 Pfg.

Weniger eine Schilderung des religiösen Lebens der Hindu, als eine religionsgeschichtliche Abhandlung des alten und neuen Indiens, seiner Götterwelt und religiösen Richtungen. Eine Studie, die in gedrängter Darstellung den Hinduismus zeichnet.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Japanische Landleute beim Mittagsmahl.

Die Aufgaben eines Missionars in China.*)

Von Miss. Martin Maier.

Wer die westliche der drei großen Wasserstraßen, die sich bei Kanton, im Süden Chinas, die Hände reichen, hinauffährt, stößt nach einigen Reisetagen auf sogenannte Stromschnellen: Felsen, die zum Teil aus den sich wild bäumenden und aufwirbelnden Fluten herausragen oder aber unter dem Wasserspiegel verborgen sind und sich nur durch leichte Wellenbildung und leises Gemurmel des Wassers verraten. Wenn man sich diesen Stromschnellen nähert, ist man erstaunt zu sehen, wie plötzlich all die großen und kleinen Fahrzeuge auf dem breiten, weiten Strom auf einen bestimmten Punkt zufahren und sich gegen die Mitte des Flusses zu immer mehr aneinanderdrängen. Dort erblickt das Auge einen hochstrebenden Felsen, und hart neben diesem ist hier die einzige fahrbare Stelle, denn rechts und links sperrt verderbendrohendes Gestein den Fluß. Damit nun keiner der vielen Schiffer, die das Jahr über hier durchkommen, den Engpaß im Gewässer verfehle, haben die klugen, praktischen Chinesen in die weithin sichtbare schlanke Felspyramide drei chinesische Schriftzeichen eingegraben: „Tui ngo loi", in deutscher Übersetzung: „Zu mir komme!" So ladet jener Fels die chinesischen Schiffer ein, den Kurs ihrer Fahrzeuge auf ihn zuzurichten. Wer etwa diese Einladung unbeachtet lassen und einen andern Weg einschlagen wollte, dessen Schiff würde an den Klippen zerschellen.

Nun gibt es einen andern Felsen, der vielen auch als Wahrzeichen dient, und auf dem auch einige bedeutsame Worte zu lesen

---

* Referat, gehalten auf der IX. [illegible] Studentenkonferenz in Aarau (Schweiz) [illegible] März [illegible]

sind. Dieser Fels steht nicht in einem Flusse Chinas — er ragt heraus aus dem weiten Welten- und Völkermeer. Die Inschrift, die in goldenen Lettern von seiner Spitze leuchtet, lautet: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Dieser Fels ist unser Herr Jesus Christus. Er steht fest und „unbeweglich" inmitten des aufgeregten, schäumenden Völkerozeans, und er ladet die Menschen auch ein, ihn sich zum Ziele zu erwählen, mit ihrem Lebensschifflein auf ihn zuzusteuern. Und es gibt auf dem Meere des Lebens auch nur diese einzige Stelle, die ungefährlich ist und dem Menschen zur Durchfahrt dienen kann, denn — „niemand kommt zum Vater, denn durch mich!"

Dieser Fels hat nun aber gleichsam zwei Seiten: eine helle Vorderseite und eine dunkle Rückseite. Jene ist der Christenheit zugekehrt. Hier ist der in weißem Glanze erstrahlende Felsen von überallher zu sehen, und seine Schrift ist auch in weitester Ferne noch dem Auge sichtbar und ohne große Mühe zu entziffern. Der Fels ist der Leuchtturm, der hier Licht spendet und Rettung bringt allen, die sich von ihm den Weg weisen lassen über das sturmgepeitschte und wogenreiche Lebensmeer. Seine Rückseite freilich ist noch dunkel; Nacht und tiefe Finsternis lagert über der ihr zugekehrten Meeresfläche — der Heidenwelt. Sie ist ohne Leitstern. Ihr ist dieser Fels entweder noch ganz verhüllt, unsichtbar, oder aber er tritt für sie erst in seinen Umrissen aus der Dunkelheit hervor.

Werfen wir einen Blick hinter diesen Felsen, dann finden wir da auf belebter, weiter Wasserfläche die farbigen Völker. Unter ihnen fallen uns auf, durch ihre Zahl und durch ihre Haltung, die Chinesen. Diese bezopften Menschen stellen zu den nichtchristlichen Völkern das bedeutendste Kontingent; sie sind mit einem starken Drittel vertreten. Auf stolzen Schiffen und mit geschwellten Segeln fahren sie über das dunkle Wasser. Sie nun auf den Felsen mit der leuchtenden Inschrift hinzuweisen, sie zu Jesu zu führen und zu seinen Jüngern zu machen — das ist das Ziel, in das die Aufgaben eines Missionars in China zusammenlaufen. Worin diese Aufgaben im einzelnen bestehen, wird aus dem Nachfolgenden ersichtlich werden.

I.

Den Bestrebungen der Mission stellen sich in China zunächst nicht geringe Schwierigkeiten entgegen.

Als erstes Hindernis für dieselben muß genannt werden das hohe Selbstgefühl der Chinesen. Die Chinesen sind stolze Menschen! Dies prägt sich schon äußerlich in ihrem Gesicht und in ihren Gebärden aus. Nie ist mir aus einem Menschenantlitz so sehr das Bewußtsein des eigenen Wertes, soviel höhnische Verachtung anderer, soviel „Würde" entgegengetreten, wie bei den Chinesen, namentlich den chinesischen Literaten. Man muß sie gesehen haben, diese exklusive Menschenklasse, wie sie im wallenden, weiten Seidengewand, mit steifem Halse, herablassender und zugleich abweisender Miene, die dunklen Schlitzaugen mit einer Riesenbrille überdacht, langsamen, gemessenen Schrittes durch die Straßen schreitet, mit dem weißen, mit allerhand Schriftzeichen bemalten Fächer sich Kühlung zuführend. Fast automatisch wird man zu einer tiefen Verbeugung veranlaßt und man kann kaum der Versuchung widerstehen, die Herren um Entschuldigung zu bitten, daß man sich erlaubt hat, ihnen zu begegnen. Doch nicht nur in der äußern Haltung, sondern auch in seinen Worten tritt das Selbstbewußtsein dieses stolzen Volkes zu Tage. Der Chinese nennt sein Land „das Land der Wissenschaft, der guten Sitte und der Tugend". Und dies sagt er im bewußten Gegensatz zu der ganzen außerchinesischen Welt, die er in „östliche, westliche, südliche und nördliche Barbaren" klassifiziert.

Es erhebt sich nun die Frage: Wie kommen die Chinesen zu dieser hohen Meinung von sich selbst? Die Antwort ergibt sich uns, sobald wir etwas näher bekannt werden mit diesem alten, eigenartigen Volke.

Schon ein Gang durch eine chinesische Stadt, zumal durch die Millionenstadt Kanton, mit ihrem Häusermeer, ihren Tempeln, Palästen, Brücken und Pagoden, dem ganz einzigartigen Straßenleben, dem wunderbaren Treiben auf der in unzählige Arme sich teilenden Flußmündung, dem riesigen Handelsverkehr, der hochentwickelten Industrie, belehrt uns, daß diese gelben Menschen nicht in eine Reihe zu stellen sind mit Malayen, Negern und andern ähnlichen Völkern, daß wir es in den Chinesen vielmehr mit einem Volk zu tun haben, das auf einer verhältnismäßig hohen Kultur-

stufe steht. Besonders was in den einzelnen Geschäften und Magazinen zum Kaufe ausgestellt ist, erregt in hohem Maße unser Staunen und unser Interesse. Man verläßt diese Metropole Südchinas, die einen für Wochen und Monate zu fesseln vermöchte, voll Bewunderung für das Können und Schaffen dieser merkwürdigen Menschen. Und jetzt kann man sich deren selbstbewußtes Auftreten schon besser erklären.

Ganz verständlich wird uns dasselbe indes nur, wenn wir in die chinesische Literatur eindringen.

Schon die eigenartigen, verwickelten Schriftzeichen, die ein so ganz anderes Bild zeigen, auch anders geschrieben werden als die Buchstaben der uns bekannten Sprachen, setzen uns in Erstaunen und Verwunderung. Ich bin in China manchmal gefragt worden, ob wir in Europa, in der Schweiz und Deutschland, auch eine Schrift haben. „Gewiß haben wir eine Schrift", sagte ich da den Chinesen. „Ja, aber wieviel Zeichen habt ihr?" hieß es dann weiter. Etwas kleinlauter als das erstemal gab ich zur Antwort: „Zwanzig bis dreißig" — ich sagte es absichtlich nicht genau. Auf den Gesichtern der Fragesteller spiegelte sich gewöhnlich zuerst großes Staunen, das dann aber jedesmal bald dem Ausdruck stolzer Überlegenheit Platz machte. „Was! bloß zwanzig bis dreißig Buchstaben habt ihr? O, da haben wir weit mehr!" Und sie haben mehr, die stolzen Söhne des Reiches der Mitte; bis zu 54,000 Zeichen zählt ihre Schrift! Und auf diese reiche, einzigartige Zeichenschrift sind sie stolz.

Nicht geringerer Wertschätzung als die Schrift erfreuen sich in China die Bücher. Und auch die chinesische Literatur ist sehr reichhaltig. In der Hanlin-Bibliothek in Peking waren unzählige Werke von zum Teil unschätzbarem Werte niedergelegt. Hier befand sich unter anderm auch ein Werk von 23 637 Bänden. Leider fiel diese große Büchersammlung, die für China dieselbe Bedeutung hatte wie die Alexandrinische Bibliothek für die griechische Welt, oder das Britische Museum für unsere Zeit, auch einer Wahnsinnstat zum Opfer. Als nämlich im Jahre 1900 die in Peking eingeschlossenen Europäer sich nach der englischen Gesandtschaft, an die nördlich die berühmten Gebäulichkeiten der Hanlin-Yuan sich anschlossen, zurückzogen, kamen die mit den Boxern verbündeten kaiserlichen Soldaten auf den Gedanken, die letzteren anzuzünden.

Sie hofften das Feuer auch auf die Gesandtschaft übertragen zu können, auch glaubten sie, der Rauch, der von den vielen Büchern entstehen werde, werde die Fremden ersticken. Doch der Wind wies den mächtigen Rauchwolken die entgegengesetzte Richtung, China aber beklagt seitdem die kostbarsten Schätze seiner Literatur — ein unersetzlicher Verlust!

In die vorderste Reihe seiner Bücher stellt der Chinese die sogenannten „4 Bücher und 5 Klassiker", die jeder auch nur einigermaßen gebildete Chinese auswendig gelernt hat. Es sind dies die Schriften des Konfuzius, Menzius u. a. Neben einer Riten- und Liedersammlung sind sie vorwiegend historischen und philosophischen bezw. sozial-philosophischen Inhalts. Außer ihnen gibt es noch zahlreiche Fachschriften, darunter auch juridische und medizinische Werke, ferner viele Dramen und Novellen, Fabeln, Märchen und Sagen. Und alle diese Bücher spielen in China eine große Rolle. Sie haben am Dünkel der Chinesen einen wesentlichen Anteil.

Auch das Examenswesen läßt bei ihnen Bescheidenheit nicht aufkommen. China ist das Land der Examina. Alle zwei Jahre finden in den Präfekturstädten des weiten, unermeßlichen Reiches die großen Staatsprüfungen statt. Zu Tausenden strömen da die Examenskandidaten herbei, und da in China das Studium frei ist und die Prüfungskommission sich nicht darum kümmert, wo und wie der einzelne sein Wissen sich angeeignet hat, auch keine Altersgrenze für die Teilnehmer am Examen festgesetzt ist, so zeigt die Examenshalle ein buntes, originelles Bild. Neben dem mehr einfach gekleideten Mann vom Lande, der heute zum erstenmal aus seinem abgelegenen Bergdorf nach der Stadt gekommen ist, sitzt der gewandte, kecke, aufgeputzte Städter, und der siebzigjährige, zitternde Greis hat zum Nachbar einen frischen, aufgeweckten fünfzehnjährigen Jungen. Doch keiner kümmert sich heute um seinen Nebensitzer, emsig schreibt jeder an seinem Aufsatz, und auf dem Grunde der Seele wohnt nur der eine Gedanke: wird es mir reichen zum Siu Tsai („blühendes Talent")? Dies ist der Titel, mit dem der Kaiser von China Fleiß und Begabung seiner studierenden Landeskinder lohnt. Doch höchstens fünf vom Hundert erhalten diese Auszeichnung, die andern gelten als durchgefallen. Unter den letzteren ist vielleicht ein Großvater, während es dem

Enkel gelungen ist „durchzukommen“. Beneidet von ihren minder glücklichen Genossen, hochgeehrt und gepriesen von jedermann, ziehen die neuen Graduierten ihrer Heimat zu. Im Triumph werden sie empfangen. Und jetzt haben sie auch das Recht an den höheren Examina, die alle drei Jahre in den Provinzialstädten und in Peking abgehalten werden, sich zu beteiligen. Und auf diese seine Examina tut sich der Chinese sehr viel zu gut, und was so der richtige Zopfträger ist, der glaubt allen Ernstes, eine solch löbliche Einrichtung wie das Examenswesen gebe es außer in China in der ganzen weiten Welt nirgends.

Doch mehr noch als alles andere trägt bei zur Selbstüberhebung der Chinesen ihr großer Konfuzius. Diesen Mann ihren Konfuzius nennen zu dürfen, darauf sind sie ganz besonders stolz. Kein Volk auf Erden hat nach ihrer Meinung einen Mann aufzuweisen, der diesem Großen, Gewaltigen, diesem Giganten auch nur entfernt an die Seite zu reihen wäre. Nie, seit es Menschen gibt, hat es einen gegeben, der so viel Tugend, Weisheit, Würde und Größe in sich vereinigt hätte. Konfuzius ist der Heilige Chinas, der „szepterlose König“ im Reiche der Mitte. Seit mehr als zwei Jahrtausenden ist auf seine Autorität nie ein ernster Angriff gemacht worden. Er ist in der Tat eine ganz eigenartige Erscheinung. Kein anderes Land hat eine Persönlichkeit hervorgebracht, von so unbegrenztem und nachhaltigem Einfluß auf die Nation wie Konfuzius. Nur etwa Mose und dessen Bedeutung für die Juden kann man zum Vergleich anführen, doch hat Konfuzius nicht wie dieser auf göttliche Sendung sich berufen können, auch hat er sich nicht als Prophet ausgegeben wie Mohammed und andere, sondern sein ganzer Einfluß beruht einzig und allein auf seinem Leben bezw. seiner Lehre, wenn auch letztere allerdings mehr dem Namen als dem Inhalt nach wirkt.

Und dieser Mann nun, ihre Literatur, ihre Schrift, ihre Examina, auch ihr praktisches Können, mit einem Wort — ihre Kultur, hat die Chinesen stolz gemacht. All die Völker, mit denen sie früher in Berührung gekommen, waren entweder kulturlose Völker, wie die wilden Ureinwohner Chinas, deren spärliche Reste man noch heute in den schwer zugänglichen Hochgebirgen im Südwesten des Landes findet, ferner die räuberischen Mongolenstämme an der Nordgrenze des Reiches und die dunkelbraunen

Malayen im Süden. Oder aber trafen die Chinesen bei ihren Nachbarn chinesische Kultur, so in Korea, Annam und Japan. Sie betrachteten sich somit all die Jahrhunderte hindurch als eine Nation, die wohl die Lehrmeisterin für andere Völker abgeben konnte, die selber aber nicht nötig hatte, von anderen zu lernen. So wurde das Wort „fremd“ für sie gleichbedeutend mit „minderwertig“. Dies gilt nun auch, und das ist für unsere Frage von Wichtigkeit, für die fremde Religion. Die christliche Religion ist eine fremde Religion, und als solche kann sie nur eine minderwertige Religion sein. Und darum haben „wir Chinesen“ — man muß es gehört haben, wie sie diese beiden Wörter betonen! — keinen Grund, diese Religion anzunehmen. „Was kann von Nazareth Gutes kommen!“

So liegt in der Selbstüberhebung, im Hochmut der Chinesen das erste Hindernis für die Missionsarbeit in China.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich für diese aus der religiösen Gleichgültigkeit, die die Chinesen im allgemeinen an den Tag legen.

Diese zeigt sich schon in der merkwürdigen Tatsache, daß in China drei Religionen: der Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus, die ihrem Wesen nach durchaus unvereinbar sind, nebeneinander bestehen und staatliche Anerkennung genießen. Und zwar ist dies nicht so zu verstehen, als ob die Anhänger dieser Religionen drei verschiedene, getrennte Religionsgemeinschaften bildeten, so daß man die einen als Konfuzianer, die andern als Taoisten oder als Buddhisten bezeichnen könnte, sondern der Chinese ist sowohl das eine wie das andere. Im gewöhnlichen Leben bekennt er sich zum Konfuzianismus, ereilt ihn ein Unglück, dann nimmt er seine Zuflucht zum Taoismus, und wenn es zum Sterben geht, wirft er sich dem Buddhismus in die Arme.

Ebenso bezeichnend für das religiöse Empfinden dieses Volkes wie diese Religionsvermengung ist auch das, daß sich bei der Priesterschaft bezw. den Vertretern der genannten drei Religionen — den Buddhisten- und Taoistenpriestern und den Literaten als den speziellen Anhängern des Konfuzianismus — die doch die berufenen Hüter und Mehrer ihrer besonderen Religionen

sein sollten, auch nicht das leiseste Anzeichen von Fanatismus findet, so daß sie sich etwa gegenseitig bekämpften und einander Konkurrenz zu machen suchten. In früheren Jahrhunderten kam es zwischen ihnen allerdings wiederholt zu Reibungen und Auseinandersetzungen, seit langer Zeit jedoch bestehen keinerlei Differenzen mehr.

Daß die Religion bei den Chinesen nicht tief geht, zeigt auch die große Unklarheit, die man in religiösen Dingen bei ihnen findet. Diese ist zwar teilweise auf den Mangel an Religionslehrern, an Theologen zurückzuführen. Konfuzius war kein solcher, er war Politiker, Sozialmoralist; auch die meist unwissenden Taoisten- und Buddhistenpriester können nicht als Religionslehrer angesehen werden. So konnte sich in China keine Dogmatik ausbilden, auch bleibt das chinesische Volk ohne religiöse Unterweisung. Doch dieses begehrt eine solche auch nicht, es verspürt kein Bedürfnis, tiefer in den Sinn seiner Religionen einzudringen.

Aus den gleichen Wurzeln hervorgewachsen wie diese religiöse Unwissenheit ist die Pietätlosigkeit und Geringschätzung, mit der die Chinesen ihre Götter behandeln. Sie machen sich über dieselben lustig, spielen ihnen gelegentlich einen Streich, suchen sie zu hintergehen, manchmal auch zu bestechen, auch ziehen sie sie zuweilen zur Rechenschaft. So wird aus der Nähe von Nanking gemeldet, daß dort ein reicher Kaufmann, dessen einzige Tochter an einer Krankheit gestorben war, beim Bezirksrichter eine Klage auf Betrug gegen einen gewissen Götzen anhängig gemacht habe. Dieser habe, so führte der Mann in der Anklageschrift aus, ihn auf das unverschämteste betrogen, indem er Heilung in Aussicht gestellt und auch das Geld angenommen habe. Dessen ungeachtet aber hätte sein Kind sterben müssen. Das Urteil, so wird weiter berichtet, habe dann auf Landesverweisung der Gottheit und Schleifung ihres Tempels gelautet. Müssen wir dieser Geschichte auch vielleicht beifügen: „Se non è vero, è ben trovato“, so ist die Möglichkeit eines solchen Vorkommnisses in China keineswegs ausgeschlossen, kommt es ja doch auch vor, daß die eine oder andere Gottheit den Behörden zur Beförderung und Belohnung vorgeschlagen wird.

Aus diesem Verhalten gegen die Götter erklärt sich auch die große Vernachlässigung der Heiligtümer. Auch diese

offenbart einen merkwürdigen Indifferentismus in Sachen der Religion bei diesem Volk. Welchen Schmutz und Morast birgt so ein chinesischer Tempel! Sogar die Altäre und Götzenbilder sind über und über mit Staub und Unrat bedeckt und nicht selten die Wände mit allerhand Karikaturen und Zoten beschmiert. Da ist niemand, der Ordnung hält; Hunde, Hühner, Kinder, Aussätzige, Bettler und alles mögliche Gesindel treiben sich in diesen Hallen herum. Und was von den Tempeln gilt, findet auch Anwendung auf die Ahnenhallen und Gräber. Die ersteren dienen vielfach als Arbeitsstätte für den Zimmermann, für wandernde Korbflechter und Schuhflicker; man hängt dort die Wäsche auf und bringt darin das Stroh und die Reismühle unter. Die Gräber werden als Dreschtennen und Trockenplätze benützt; sie sind der Tummelplatz der Jugend und ein beliebter Sammelpunkt für Leute, die nichts zu tun haben (und solche gibt es in China viele) und gerne ein Plauderstündchen halten möchten.

Da nun der Chinese schon vor seinen Göttern und Heiligtümern so wenig Scheu und Ehrfurcht bekundet, kann es nicht mehr wundernehmen, wenn man sieht, welche Verachtung er auch der Priesterschaft gegenüber zur Schau trägt. So ein buddhistischer Bonze z. B. ist für ihn ein Ausgestoßener, ein einfältiger, geringer Mensch, mit dem zu verkehren oder auch nur zu reden er in gewöhnlichen Zeiten, wenn kein Sterbefall vorliegt, unter seiner Würde hält. Und von dem Einfluß und der Macht, welche die Priester anderwärts besitzen, ist bei diesen Leuten auch gar nichts zu merken.

Dies alles zusammen läßt erkennen, daß die Religion bei den Chinesen nicht gerade im Vordergrund der Interessen steht. Wenn sie nichtsdestoweniger in ihrem Leben eine große Rolle spielt, und weder im Staat noch in der Familie, weder öffentlich noch privatim, ein Vorgang von einiger Bedeutung sich vollzieht ohne religiöses Zeremoniell, so entspringt dies in den meisten Fällen nicht einem tieferen Bedürfnis, sondern ist mehr auf praktische Gründe, auf Gründe der Nützlichkeit zurückzuführen. Denn der Kultus ist beim Chinesen weniger Anbetung, Verehrung, derselbe trägt vielmehr den Charakter einer Leistung — er will sich durch seine Opfer und Gebete die höheren Mächte verpflichten, dienstbar machen. Und so stempelt er die Religion gewissermaßen zu einem „Geschäft“,

zu einer Art Tauschhandel: ich gebe dir das, nun gib du mir etwas anderes dafür. Ich opfere dir, nun mache du mein Kind gesund, oder sende Regen, oder verhilf mir zu Reichtum. Im übrigen folgt der Chinese dem Rate des Konfuzius: „Verehre die Götter, aber lasse dich sonst nicht weiter mit ihnen ein."

Es ist überhaupt das unrühmliche Verdienst dieses Weisen, die Chinesen zu dem nüchternen, kühl berechnenden Volk gemacht zu haben, als das sie heute bekannt sind, insofern er als Agnostiker den Schwerpunkt des Lebens in die diesseitige, sichtbare Welt verlegte und allem Metaphysischen gegenüber sich kalt und ablehnend verhielt. Er ist es auch gewesen, der wesentlich zur Verflachung des Gottesbegriffes unter seinen Volksgenossen beigetragen hat, indem eigentlich erst durch seinen Einfluß für Schang-ti, „höchster Gott", dem die alten Chinesen ein providentielles Eingreifen in ihre Geschicke, ja eine Leitung des Einzelnen zuschrieben, der schon bekannte, mehr allgemeine Ausdruck Tien, „Himmel", sich einbürgerte. Und während Konfuzius sonst ein treuer „Überlieferer" des Altertums war, ist er in bezug auf die Religion seinem Programm untreu geworden: er hat die Chinesen nicht zurückgeführt zu dem Gott ihrer Väter, sondern hat sie im Gegenteil vollends um das „bißchen Gotteserkenntnis, das noch vorhanden war", gebracht. Er hat überhaupt an die Stelle der Religion die Moral gesetzt. Weil er aber seine ethischen Forderungen nicht in Beziehung brachte zur Gottheit als der Richterin sittlicher Verfehlungen und der Quelle sittlicher Kraft, und weil sein eigenes Vorbild und der von ihm gezeichnete Kyun tse, „der Edle", „Idealmensch", weder Hilfe noch genügenden Ansporn zu sittlichem Streben boten, so traf seine Lehre im Grunde genommen dasselbe Geschick, wie jedes System, bei dem einseitig die Moral auf den Schild erhoben wird: als seine kraftvolle Persönlichkeit vom Schauplatz abgetreten war, artete der Konfuzianismus auch immer mehr in Formenwesen aus. Den Namen der Sache hatte man noch und brüstete sich damit, der Geist, die Seele aber fehlte. Und so paßt auch auf die Literaten Chinas, was Jesus von den Führern des Judenvolkes sagt: „Auf Moses Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Alles nun, was sie euch sagen, daß ihr halten sollet, das haltet und tut's; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht tun; sie sagen's wohl, und tun's nicht." Gewiß, auch die Schrift-

gelehrten Chinas reden vom Stuhle des Konfuzius herab hohe Worte, aber weder sie noch ihre Hörer leben darnach. Und so gibt es heute in China vereinzelte Stoiker, die Massen des Volkes dagegen huldigen dem Genuß, dem Materialismus.

Und diese materialistische Lebensauffassung bildet mit dem vorhin genannten religiösen Indifferentismus auch ein wesentliches Hindernis für die christliche Propaganda in China.

Ebenfalls ein Hemmnis für das Werk der Mission in China wird der wachsende Einfluß der Japaner werden. Diese kleinen, beweglichen Leute haben es seit einer Reihe von Jahren vortrefflich verstanden, die Chinesen auf ihre Seite zu bringen, indem sie ihnen gegenüber immer wieder das Gemeinsame ihrer beiden Nationen, als Mongolen und Asiaten, hervorzuheben wußten, anderseits keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, ohne auf die nationalen, politischen und wirtschaftlichen Gegensätze zwischen gelber und weißer Rasse hinzuweisen. Gerne ließen sich die Chinesen das Liebeswerben ihres „jüngeren Bruders" gefallen und bereitwilligst schlugen sie in die dargebotene Hand ein; es ist die Freundschaft zwischen Herodes und Pilatus dem verhaßten Dritten gegenüber. Zahlreich strömen jetzt die Japaner nach China, als politische Ratgeber für die chinesischen Satrapen, als Militärinstruktoren, Kaufleute, Lehrer 2c. Überall verdrängen sie die Europäer. Namentlich aber trachten sie darnach, den höheren Schulunterricht ausschließlich in ihre Hände zu bekommen. Geflissentlich suchen sie die studierende chinesische Jugend von dem Besuch europäischer und amerikanischer Lehranstalten zurückzuhalten. „Wollt ihr euch westliches Wissen aneignen", heißt es, „dann führt der kürzeste, leichteste, angenehmste und billigste Weg über die japanische Sprache. Dieser könnt ihr bei auch nur einigem Fleiß in wenigen Monaten mächtig werden und dann ist euch das ganze europäische Wissen erschlossen, indem aus allen Wissensgebieten bereits gute japanische Übersetzungen vorliegen." Diese Gründe verfangen natürlich bei den Chinesen. Und so bezieht der chinesische Student nicht europäische Hochschulen, sondern er läßt sich im kleinen Nachbarlande immatrikulieren. Und als ein anderer kehrt er von dort zurück, als bewußter Asiate, als Chauvinist.

Siegt nun Japan über Rußland, was nach der gegenwärtigen Lage der Dinge fast mit Bestimmtheit zu erwarten ist, dann wird natürlich sein Einfluß in China bald noch stärker sich fühlbar machen, und in demselben Maße wird der Europäer sein Prestige verlieren. Dies wird nun auch der Missionar zu spüren bekommen, namentlich in seiner Eigenschaft als Lehrer. Schon vor Ausbruch des Krieges stießen wir bei Eröffnung unserer höheren Schule in Ka-yin-tschu auf nicht geringen Widerstand. Eine starke Partei betrieb energisch die Errichtung einer Konkurrenzschule, an deren Spitze ein Japaner treten sollte. Da der Berufung eines solchen sich Schwierigkeiten entgegenstellten, so wurde wenigstens ein englischsprechender Chinese angestellt. Im Nachbarkreise Hin-nen unterrichtet ebenfalls ein des Japanischen mächtiger Chinese. In beiden Fällen trat der japanische Einfluß in Gegensatz zu den Fremden und damit auch zur Mission.

Wie hoch oder niedrig wir nun auch sonst die Kultur Japans einschätzen mögen, sicher ist: es ist eine Kultur ohne Gott! Und bereits lassen sich auch Stimmen vernehmen, die in den Taten der Japaner aufs neue wieder den Beweis erblicken wollen dafür, daß ein Volk groß und stark werden kann auch ohne den Glauben an Gott. Darum sind die japanischen Triumphe für viele zugleich auch Triumphe der modernen, atheistisch-materialistischen Weltanschauung über den „veralteten" Gottesglauben.*) Und wenn man vielfach auch in christlichen Kreisen in den Jubel über die Erfolge Japans einstimmt, so ist dies zwar sehr verständlich — das

---

*) Wie die Japaner selbst (und mit ihnen auch die Chinesen) über diesen Punkt denken, geht aus einem Vortrag des japanischen Christen Dr. Ibuka, den dieser kürzlich in Basel gehalten, hervor. Er führte in demselben folgendes aus: „Wie sich die Lage des Christentums in Japan nun durch diesen Krieg gestalten wird, kann man noch nicht bestimmt sagen. Einerseits ist eine ziemlich starke Strömung gegen das Christentum zu konstatieren, und namentlich die Gebildeten lassen sich von der Ueberzeugung leiten, Japan hätte auch ohne Christentum eine Kulturstufe erreicht, die derjenigen der westlichen Mächte mindestens (!) ebenbürtig sei. Was brauchen sie da noch das Christentum? Genügt ihnen nicht ihre alte Sittenlehre, das sogenannte Buschidoh? Dieses Buschidoh halten sie für den Schlüssel ihrer gegenwärtigen Erfolge; das soll auch in Zukunft Japan groß machen."

cäsaro-papistische Regime in Rußland fordert ganz entschieden unsere Verurteilung — trotzdem entspringen solche Freudenbezeugungen in vielen Fällen völliger Verkennung der Tatsachen. Man läßt sich durch einzelne humane Handlungen dieses Volkes irre führen, nimmt als wahre Gesinnung, was oft nur Schein und Berechnung ist, und erkennt auch dem Christentum in Japan größere Macht zu, als es in Wirklichkeit in diesem Lande besitzt. Es beeinflussen auch in bezug hierauf — wie in unserer Zeit vielfach — nicht Tatsachen, Geschichte, sondern „Geschichtlein" die öffentliche Meinung. Soviel steht, wie gesagt, fest: die christliche Religion ist im Volksleben der Japaner ein kaum nennenswerter Faktor. Das japanische Volk hängt in seinen Massen noch zäh am Shintoismus und Buddhismus, seine Gebildeten dagegen sind mehr oder weniger Atheisten; sie bekennen, kein Bedürfnis nach Religion zu haben, und huldigen den Lehren von Herbert Spencer, John Stuart Mill, Häckel und Nietzsche. Der Einfluß Japans in China wird daher ein antichristlicher sein und die Missionstätigkeit hemmen.

So haben wir die drei Hauptschwierigkeiten genannt, die sich dem Missionar bei seinem Wirken in China entgegenstellen: übergroßes Selbstbewußtsein und religiöse Gleichgültigkeit auf seiten der Chinesen und dann der zunehmende Einfluß Japans. Andere Hindernisse von mehr untergeordneter Natur, wie sie sich aus dem Klima, der unsicheren politischen Lage, der schwer zu erlernenden Sprache ꝛc. ergeben, seien nur angedeutet.

II.

Doch der Missionar stößt in China nicht bloß auf widerstrebende Mächte, sondern er findet in diesem Lande auch wieder manches, was für seine Tätigkeit günstig ist und derselben entgegenkommt.

Als erstes ist da wieder zu nennen der religiöse Indifferentismus der Chinesen. Dieser wurde bereits unter den die Missionsarbeit hemmenden Faktoren aufgeführt, indes er gereicht dieser auch zum Vorteil: der Missionar begegnet in China — sehr

im Gegensatz zu manchen andern Ländern — keinem religiösen Fanatismus. Wie die drei genannten Staatsreligionen ohne Kampf nebeneinander bestehen, so erfährt z. B. auch der Islam — man zählt in China gegen 21 Millionen Mohammedaner — keinerlei Anfeindungen. Auch die kleine Judenkolonie in Kaifeng-fu, der am Gelben Flusse gelegenen Hauptstadt der Provinz Honan, konnte all die Jahrhunderte hindurch ungehindert ihres Glaubens leben. Derselben Toleranz nun darf sich im allgemeinen auch das Christentum erfreuen. Nicht nur wird von der Priesterschaft der Ausbreitung desselben nichts in den Weg gelegt — man kann in China ruhig in und vor den Tempeln, auch in den Klöstern predigen und findet dabei unter den Taoisten- und Buddhisten-priestern oft eifrige Zuhörer — sondern, und das ist sehr wichtig, auch die Christen bleiben von seiten ihrer heidnischen Angehörigen und Dorfgenossen meist unangefochten.

Wenn trotzdem immer wieder christenfeindliche Kundgebungen aus China gemeldet werden, so tragen diese in den meisten Fällen weniger einen religiösen als vielmehr einen politischen Charakter, und sind nicht gegen die christliche, sondern gegen die fremde Religion gerichtet. Dies läßt sich besonders auch vom Boxer-Aufstand sagen. Und so bleibt z. B. der Islam hauptsächlich deswegen unbehelligt, weil er in weit geringerem Maße als das Christentum als fremde Religion in Erscheinung tritt. Ein Gleiches gilt auch von dem in früheren Jahrhunderten von den Jesuiten und anderen katholischen Orden nach China gebrachten Christentum. Dieses führte sich auch viel weniger, als es heute der Fall ist, als fremde Religion ein, und diejenigen, die es brachten, wußten sich ihrer ganzen Art nach den Chinesen auch viel besser zu akkommodieren, als dies gegenwärtig von den Missionaren zu geschehen pflegt. Wenn sie trotzdem zuletzt weichen mußten und Verfolgungsstürme ihre Anhänger hinwegfegten, so hatten sie sich dies selbst zuzuschreiben. Sie mischten sich in Angelegenheiten, die mit ihrem Beruf nichts zu tun hatten, und maßten sich Rechte an, die ihnen nicht zustanden. Heute sind Christenverfolgungen in China fast immer gleichbedeutend mit Fremdenverfolgungen. Das Christentum an sich, ohne Beimischung des Fremden, würde in China in der Hauptsache wenigstens dieselbe Toleranz erfahren wie die übrigen Religionen.

So liegt also in der religiösen Gleichgültigkeit der Chinesen neben einem hemmenden auch wieder ein günstiges Moment für die Tätigkeit des Missionars.

Doch, was noch weit mehr dazu beiträgt, diesem seine Arbeit zu erleichtern, das ist die Not und das Elend der Chinesen. „Not lehrt beten“, sagt das Sprichwort, und die Chinesen sagen: „Wenn es dir gut geht, räucherst du nicht, kommst du aber plötzlich ins Unglück, dann umklammerst du die Kniee des Buddha.“ Der Sinn beider Aussprüche ist der gleiche. Es ist hier nicht der Ort, auf die Moral dieser Art von Frömmigkeit, die erst im Unglück Gott kennt, einzutreten. Es soll hier nur die Tatsache hervorgehoben werden, daß Not für gewöhnlich die Herzen empfänglicher macht für die Religion, wie es jeder Seelsorger zur Genüge erfahren kann. Und Not gibt es auch in China, viel Not!

Um mit einem zu beginnen, nenne ich die vielen Krankheiten der Chinesen. Da es in China kein medizinisches Studium gibt, trifft man natürlich auch keine richtig ausgebildeten Ärzte. Jeder kann als Arzt auftreten. Nun ist nicht zu leugnen, daß die chinesischen Heilkünstler neben den widernatürlichsten Medizinen für gewisse Krankheiten doch auch wieder ganz ausgezeichnete Mittel haben, die zum Teil der medizinischen Wissenschaft in Europa noch unbekannt sind.*) Dagegen kennen sie die antiseptische Wundbehandlung nicht, sie wissen nichts mit Knochenbrüchen anzufangen, auch sind ihnen Operationen wie überhaupt das ganze Gebiet der Chirurgie fremd. Auch die Anatomie ist für sie ein „unentdecktes Land“.**) Sie sind ratlos bei Epidemien, desgleichen mangelt

*) In der chinesischen Pharmakopöe sind 424 Hauptmedizinen aufgezählt, die man gewöhnlich gebraucht. Von diesen stammen 314 von Pflanzen, 78 von Tieren und 30 von Mineralien ab. Unter den widernatürlichen Mitteln, welche die Ärzte verschreiben, befinden sich Asbest, Tropfstein, frische Hirschgeweihspitzen, getrocknete rotgefleckte Eidechsenhäute, Hundefleisch, Schildpatt, Knochen und Zähne von Flattereidechsen, pulverisiertes Rhinozeroshorn u. s. w. Navarra, „China und die Chinesen“. S. 291.

**) Chinesischen Physiologen zufolge läuft die Luftröhre durch die Lungen in das Herz, und drei Röhren, die aus dem Herzen kommen, verbinden es mit der Milz, den Nieren und der Leber. Diese ist mit dem Rückgrat verbunden. Die Lungen bestehen aus sechs Flügeln oder Läppchen, die vom Rückgrat herabhängen, und zwar vier auf einer und zwei auf der andern Seite. Der

ihnen das Verständnis für die Behandlung von Augenübeln. Da ist nun der Missionsarzt ein wahrer Wohltäter des Volkes, und tatsächlich hat er mit seinen chinesischen Gehilfen auch alle Hände voll zu tun. Sein Sprechzimmer wie das Spital sind ein dankbares Arbeitsfeld für den christlichen Prediger und Seelsorger.

Neben den Krankheiten sind zu erwähnen die zahlreichen Prozesse. China ist das Land der Prozesse, und man kann vielleicht sagen, es gibt hier keine Familie, die nicht ihren Prozeß hätte, der manchmal viele Jahre schwebt und Gut und Blut frißt. Und bei der Bestechlichkeit der chinesischen Beamten und der Gewissenlosigkeit der Advokaten muß oft auch der Rechtschaffenste und Unschuldigste auf die Anklagebank wandern.

Da steht ein Amthaus, tritt einmal ein, dann kannst du sehen, wie man in China zu einem Prozeß kommt. Es ist heute Gerichtstag und darum die Halle angefüllt mit Menschen. Und dort siehst du auch schon den Mandarin seines Amtes walten. In seiner Amtsrobe, mit stolzen, harten Zügen sitzt er auf dem Richterstuhl. Ihm zur Seite hantieren einige Unterbeamte — Schreiber und Dolmetscher, gemeine, schmutzige Kreaturen. Wehe dem Armen, der vor diesem Tribunal zu erscheinen hat! Sieh! dort kniet auch schon einer. Ängstlich, mit bittender, unterwürfiger Miene blickt er zu dem finsteren, kalten Richter empor, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Etwas abseits stehen zwei Schergen mit Ruten; du weißt, was das zu bedeuten hat. Doch, was hat der unglückliche Mann verbrochen? Nichts, gar nichts! Ihm wurde vor einigen Tagen von seinem Nachbar die Kuh von der Weide weggeführt. Wie er auf dem Wege ist zum Advokaten, um sich von diesem eine Klageschrift aufsetzen zu lassen, wird er plötzlich von den Häschern des Kreisbeamten überfallen und nach dem Amthaus geschleppt. Er weiß nicht warum. Heute nun kommt seine Sache zur Verhandlung. „Er habe das

Mittelpunkt des Magens ist der Sitz des Atems, auch ist er der Freudespender. Das Herz liegt unter den Lungen. All unser Sinnen und Trachten hat im Herzen und auch im Magen seinen Ursprung. Die Leber befindet sich an der rechten Seite und hat sieben Flügel; in ihr wohnt die Seele. Die Gallenblase ist der Sitz des Mutes. Die Milz liegt zwischen dem Magen und dem Zwerchfell und hilft bei der Verdauung. Die Nahrung geht aus der Milz in den Magen und von dort durch den untern Magenmund in die großen Eingeweide. Die kleinen Eingeweide sind mit dem Herzen verbunden, die großen mit den Lungen; sie liegen in den Hüften. Navarra, „China und die Chinesen". S. 923.

Haus seines Nachbars angezündet", wird ihm verlesen; „das Feuer sei zwar noch rechtzeitig entdeckt und gelöscht worden, der Schaden sei aber nichtsdestoweniger beträchtlich." Das Staunen des Angeklagten und sein Einwand: „jener habe im Gegenteil ihn in Schaden gebracht, indem er ihm die Kuh gestohlen habe", helfen ihm nichts. Rutenhiebe verschließen ihm den Mund. Der Nachbar, ein frecher Mensch, vertritt persönlich seine Beschuldigung. Er hat auch Zeugen mitgebracht, und einer der Schreiber unterbreitet dem Mandarin sogar eine Skizze, aus der der durch den Brand verursachte Gebäudeschaden genau ersichtlich ist (!). Beweiskräftiger als diese ist für den hohen Herrn jedoch die Bestechungssumme, die er in seiner Tasche fühlt. Und so fällt er das Urteil auf „schuldig"!

Verlassen wir das Gerichtshaus und wenden wir uns jetzt dem schräg gegenüberliegenden Gebäude zu. Ein stattlicher Bau; hoch ragt er gleich einer festen Burg über die Dächer der dürftigen, niedrigen Nachbarhäuser hinweg. Wohl auch ein öffentliches Gebäude? Gewiß, das siehst du schon an der Inschrift am hohen Giebel; ein einziges Zeichen: „Tong". Was heißt das? Ich will dir's sagen: „Pfandhaus". Gelt, du staunst, daß man in diesem Land so stattliche Pfandhäuser baut! Leider! Denn es ist kein gutes Zeichen. Wo die Pfandhäuser so groß und voll sind, da müssen die andern Häuser leer und arm sein. Und für China trifft dies ganz zu. Hier gibt es viele Arme. Dem behäbigen Besitzer dieses schloßartigen Gebäudes freilich merkt man nichts von Not an. Auf seinem fetten, glänzenden Gesicht lagert zufriedenes Lächeln; er hat nichts zu klagen. Der Mann ist auch angesehen, nur vielleicht der Mandarin wird von den Leuten über ihn gestellt. Auch darüber verwunderst du dich. Indes, du mußt bedenken, der Mann ist reich, deswegen steht er in so hohen Ehren! Und er ist reich, weil er den Leuten $33^1/_3$ Prozent und noch mehr abnimmt. Das Blut und der Schweiß der Armen bildet die Grundlage seines Glücks. Und dieser „Pfandleiher" hat viele Berufsgenossen in China. Jedes größere Dorf hat hier sein Pfandhaus. Und wie bei uns die Kirchen, so schauen in China die Pfandhäuser aus den Dorfgruppen hervor.

Doch, wir wollen weitergehen und unsere Aufmerksamkeit für einige Augenblicke den kleinen Nachbarhäuschen zuwenden. Zuerst jenem dort, rechts. Die Türe ist angelehnt, nicht geschlossen. Treten wir also ein. Dumpfe Luft, widerlicher, brenzlicher Geruch umfängt uns. Wir stehen in einem spärlich beleuchteten, fast dunklen Raum und können kaum etwas sehen. Erst nachdem sich unser Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, entdecken wir auf bettartigen Gestellen den Wänden entlang einige Gestalten. Und was für Gestalten! Ruinen von Menschen!

Skelette! In Lumpen gehüllt, mit ausdruckslosen, stieren Augen in den eingesunkenen Höhlen, liegen sie da, die armen Sklaven des Opiums. Die einen vor Elendigkeit kaum fähig sich aufzurichten, andere hüstelnd und stöhnend, wieder andere mit der Pfeife am Mund. Sieh, wie sie ziehen! Sie möchten die ganze Welt einsaugen! Sie wollen dem Rohr Kraft und Leben abringen und holen sich doch den Tod! — Gift! — Daheim jammert ein alter Vater. Der Mutter hat der Gram bereits das Grab geschaufelt. Die noch junge Frau, abgehärmt und lebensmüde, steckt in Lumpen und den Kindern wehrt der Hunger Wachstum und Gedeihen. Was kümmert das diese Elenden! Ihr ganzes Sein, der ganze Rest ihrer Seele ist glühende Gier nach Opium — Opium! Opium! — —

Die Hütte nebenan bietet ein anderes Bild. Da herrscht Leben! Bis auf die Straße heraus stehen die Leute und kaum ist es uns möglich, durch den Menschenknäuel hindurch nach dem Tisch vorzudringen, der hier den Brennpunkt zu bilden scheint. Dort sitzen einige Männer, denen die Umstehenden mit äußerster Spannung über die Schultern blicken. Wenn wir ein gleiches tun, dann wissen wir, wen wir vor uns haben. Spieler sind's. Sieh ihnen nur in die Gesichter! Sieh! wie der eine, kalt und ruhig, ein wirklicher Teufel, die Karten herumbietet; und schau, wie jenem die Hand zittert! Und dieser hier: — mit blauweißen Lippen, fahl wie eine Leiche, bewegungslos, sitzt er da; nur das Auge verrät die innere Glut. Und dann noch der dort in der Ecke — in wilder Leidenschaft hangen die Blicke an der Hand seines Gegenüber. Der Schweiß perlt ihm auf der Stirn, man hört das Hämmern unter dem Rock. Jetzt wendet sich jene Hand. Das Schicksal ist entschieden: er hat verloren! sein Letztes verloren! In dumpfer Verzweiflung sinkt er auf den Stuhl zurück. In seiner Brust hämmert und nagt es.

Solche Spielhöllen trifft man in China unzählige. Kein Dorf ist frei davon. Von den Opiumhöhlen gilt dasselbe. Es gibt in China wenige Familien, in denen nicht dem einen oder andern dieser beiden Laster gefrönt würde. Opium und Spiel, das sind zwei schlimme Eiterbeulen am chinesischen Volkskörper, und viel Jammer und Elend haben sie im Gefolge.

Doch Elend und Not, Krankheit und Armut, Ausbeutung und Bedrückung haben schon manchen Chinesen mürbe gemacht und ihn nach einem Retter ausschauen lassen. Und da steigt dann manchmal dem einen oder andern der Gedanke auf, ob nicht vielleicht der Missionar ihm helfen könnte. Er ist ja freilich ein Fremder

und man hört allerhand über ihn, Gutes und Böses, doch scheint er im ganzen ein rechtlicher Mann zu sein, wenigstens rühmt man allgemein an ihm, daß er in Geldsachen durchaus rein sei (was in China viel heißen will!). Auch sagt man ihm nach, er habe ein Herz für die Armen, verstehe sich auch auf Krankheiten. Und so kommen sie denn auf die Station. Der chinesische Prediger oder ein Christ führen sie zum Missionar. Der freundliche Fremde weckt ihr Zutrauen. So fassen sie sich ein Herz und erzählen ihm ihr Leid. Andere, besonders solche, die ein Prozeß hergetrieben, verschweigen die wahren Beweggründe ihres Kommens. „Sie haben gehört, daß die fremde Lehre gut sei, sie seien gekommen Christen zu werden", sagen sie. Im Herzen aber denken sie: bin ich erst getauft, dann wird er mir schon helfen.*)

So treibt viele die Not zum Missionar. Manche finden nicht, was sie gesucht; andern kann geholfen werden, und zwar nicht bloß leiblich — auch ihre Seele gesundet. Und wenn man die Reihen unserer Christen durchgehen wollte, würden sich nicht viele finden,

---

*) Wie vorsichtig man sein muß, wenn man nicht zum Spielball in den Händen der Chinesen werden will, zeigt folgender Vorfall. In der Präfekturstadt K. hatte der Besitzer einer Spielhölle aus irgend einem Grunde den Zorn des Mandarins auf sich geladen. Aus zuverlässiger Quelle erhielt er eines Tages Kunde, daß auf höheres Geheiß eine Anzahl Soldaten am nächsten Tage, nachmittags gegen 2 Uhr, sein Haus überfallen und ausplündern würden. Der Mann war in nicht geringer Not und Angst. Doch plötzlich kam ihm ein rettender Gedanke. Vielleicht konnte einer der Fremden ihm helfen. Daß er bei den deutschen Missionaren wenig Glück haben werde, das wußte er von früheren Fällen her. So schritt er an deren Kapelle vorbei nach der nur etwa 20 Minuten von dieser entfernten Niederlassung des französischen Priesters. Dort suchte er den eingeborenen Prediger auf. „Wenn du mir morgen nachmittag um 1 Uhr — unter welchem Vorwand, das sei dir überlassen — deinen Fremden in mein Haus bringst, dann gebe ich dir zwanzig Dollars", sagte er diesem. Der schlaue Chinese zwinkerte mit den Augen; er hatte begriffen, es war dies nicht der erste derartige Handel. Bald waren die beiden einig. Leichteren Herzens zog der Spielerhäuptling ab. Am andern Tag aber erschien der (chinesische) Levit bei seinem Priester, einem noch jungen, netten Franzosen, und machte diesen darauf aufmerksam, daß sie die Katholiken in der Stadt schon lange nicht mehr besucht hätten, fragte auch, ob dies nicht vielleicht heute nachmittag geschehen könnte. Der nichtsahnende Priester antwortete zustimmend, und nach der Mittagsmahlzeit brach man auf. Der Franzose zu Pferd voran, der Chinese zu Fuß folgend. Als man das Stadttor passiert hatte, fragte dieser so von ungefähr, ob sie nicht vielleicht zu einem

für die nicht äußere Not die nächste Veranlassung zum Übertritt gewesen wäre. Ja, selbst unsere besten Christen haben es schon gestanden, daß im Anfang ein Prozeß oder Krankheit oder Armut rc. sie in die Kapelle geführt habe, und daß erst später — einmal in der Predigt, oder abends beim Bibellesen — das Evangelium sie gepackt habe. Unseres Gottes Wege, die Seinen zu sich zu ziehen, sind eben gar mannigfaltig und wunderbar.

Einige wenige faßt er auch direkt an der Seele an und läßt ihnen Konfuzius zum „Zuchtmeister auf Christum" werden. Dieser sagt den Chinesen Schönes und Vortreffliches über die Tugend und kleidet dabei seine Worte in edle, knappe Form. Aber das gebieterische „Du sollst!" oder „Du sollst nicht!" klingt auch in den schwungvollsten Stellen durch. Doch auch die Chinesen müssen erfahren, daß in des Menschen Brust zwei Seelen wohnen, daß der Mensch nicht immer kann, was er will, und oft nicht tut, was er soll. Daher kommt es bei den Ernsteren und Besseren unter

---

Kaufmann gehen wollten, der in der Straße rechts sein Geschäft habe und in letzter Zeit großes Verlangen nach der katholischen Lehre bekunde. Gern war der Priester dazu bereit und so zogen beide nach der Spielhölle. Hocherfreut „über die unverdiente Ehre", und unter Abbrennen von Feuerwerk, empfing der Besitzer seine Gäste. Kaum hatten diese Platz genommen und eine Tasse Tee getrunken, als es auch schon auf der Straße laut wurde. Richtig, jetzt kamen sie! „Was fällt euch ein, seht ihr nicht, daß ich hohen Besuch habe — so zu lärmen"! Mit diesen Worten warf sich der Spieler scheinbar voller Entrüstung den eindringenden Soldaten entgegen. Diese hatten den Fremden noch nicht bemerkt und kehrten sich nicht an das Gerede des Mannes. Jetzt stürzte dieser auf den Priester zu und sagte zu dem im Tone größter Verlegenheit und höchsten Unwillens: „Nun hatte ich mich auch so gefreut auf deinen Besuch, großer Herr, und jetzt muß mir das passieren. Aber sieh, so sind eben wir Chinesen, wir haben keinen Anstand, wie du siehst. Sag du doch, bitte, den Leuten, daß sie sich anständig und ruhig verhalten und weggehen sollen; auf mich hören sie nicht". Der gute Priester erhob sich nun und wies die Soldaten hinaus. Kaum hatten diese den Fremden erkannt, als sie schleunigst sich entfernten. „Der Fremde, der Franzose, sitzt in dem Laden, wir konnten nichts machen", berichteten sie ihrem Vorgesetzten. Gewiß, einem französischen Priester gegenüber waren die Abgesandten eines chinesischen Mandarins machtlos; das war diesem klar. Und so blieb der Spielhöllenbesitzer unbehelligt. Er lachte sich natürlich ins Fäustchen, ein gleiches tat sein katholischer Landsmann und auch die ganze Stadt, woselbst die Sache bald auskam. Der arme Priester allein ahnte nichts von allem. Wo zwei schlaue Chinesen sich verbinden, da ist der Fremde der Betrogene!

ihnen — und es gibt neben den vielen Gleichgültigen auch solche, „die aus der Wahrheit sind", — auch zu der Klage: „Ach, ich bin des Treibens müde". Oder sie rufen mit Paulus aus: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!" Und da hat nun der Missionar schon manchem die Antwort bringen dürfen aus dem herrlichen achten Kapitel des Römerbriefs. Und schon mancher Chinese hat, entlastet und befreit von schwerem Druck, auch von Herzen sprechen gelernt: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind — —."

So gibt es auch im Leben der Chinesen allerhand Feinde, an denen auch sie nicht vorbeikommen, mit denen auch sie sich auseinandersetzen müssen: Leiden, Sünde und dann auch der Tod. Besonders der letztere ist einer ihrer gefürchtetsten Feinde, denn „langes Leben" steht in der Reihe ihrer Glücksgüter unter den vordersten. Doch auch sie bringen ihre Jahre nicht höher als auf die im neunzigsten Psalm angegebenen Zahlen. Und weil Konfuzius sie in bezug auf den Tod mit dem wenig tröstlichen Bescheid abgefertigt hat: „Ich kenne das Leben nicht, wie sollte ich etwas wissen über den Tod!", weil sie nicht wissen, daß „Christus dem Tode die Macht genommen hat", deswegen sind sie „das ganze Leben lang durch Furcht des Todes Knechte", auch stehen sie an den Sterbebetten und Gräbern als solche, „die keine Hoffnung" haben". Wie grausig-trostlos sieht es in einem chinesischen Trauerhaus aus! In der Ahnenhalle, die in diesen Tagen von Fernstehenden voll ängstlicher Scheu gemieden wird, ruht die Leiche auf Brettern, die über Bänke gelegt sind. Ein Zug von Hoffnungslosigkeit und Resignation spricht selbst noch aus den Zügen des Toten. In dumpfer Verzweiflung gehen die Angehörigen ab und zu, der weibliche Teil mit aufgelösten Haaren, sich zuweilen mit wildem Geschrei auf den Boden werfend, die Erde mit der wundgeschlagenen Stirn blutig färbend. Hinter Wandschirmen aufgestellte Klageweiber erfüllen weithin die Luft mit ihrem Geheul, während die Bonzen auf der Gong gleichsam den Takt dazu schlagen. Kein Lichtstrahl dringt in die Totenkammer — Nacht und Hoffnungslosigkeit ringsum!

Und da gibt es noch Leute, die sagen, man solle d[illegible] in Ruhe lassen, sie seien glücklich! Wie oberflächlic[illegible] redet, der verrät nicht nur völlige Unkenntnis heidni[illegible]

sondern dem gebricht es auch an Verständnis und Kenntnis des Menschenherzens. Als ob nicht auch in der Brust des Heiden Haß, Neid, Rachsucht, Geiz, Leidenschaft, und wie die häßlichen Gesellen alle heißen, wohnen würden, und als ob es nicht auch in seinem Leben allerhand Schweres, viel schmerzliche Enttäuschungen, viele äußere und innere Not, viel ungestilltes Sehnen, viel unerfülltes Hoffen geben würde!

Angesichts dieser Tatsache ist es auch durchaus unverständlich, wie es wieder andere gibt, die immer wieder die Frage diskutieren, sei es in positivem, sei es in negativem Sinne: „Ist es berechtigt, Mission zu treiben?" Wie kann ein Christ von der Berechtigung der Mission sprechen! Ist es z. B. jemals einem eingefallen, die Frage aufzuwerfen, ob der Samariter im Gleichnis berechtigt gewesen sei, dem unter die Mörder Gefallenen zu helfen? Es konnte sich bei dem Mann doch nur darum handeln, ob er wollte oder nicht wollte, und nicht darum, ob er durfte. Und dieses Wollen oder Nichtwollen konnte wiederum allein bestimmt werden durch Liebe oder durch Egoismus, durch keine andern Erwägungen. Und weil nun Liebe im Herzen des Samariters wohnte, deswegen mußte er dem Unglücklichen helfen. Wo Liebe Not sieht, da kann sie nicht anders, da muß sie helfend einschreiten. Liebe und Not — die sind wie positive und negative Pole, die ziehen sich an, da springen Funken über, Liebesfunken! Auch den Samariter zog es herab von seinem Maultier, hin zu dem hilflosen Mann an der Straße. Er achtete nicht der Gefahr, in der er selbst in dieser unsicheren Gegend schwebte, dachte nicht an das Aufgehaltenwerden auf der Reise, nicht an etwaige Auslagen, nicht daran, daß dies ein ganz landfremder Mensch für ihn war, nein — er half ihm. Hatte er ein Recht ihm zu helfen? Eine unnütze Frage, nicht wahr?

Nun, in der Heidenwelt liegen auch solche Verwundete am Wege, unter die Mörder Gefallene, vom Seelenmörder übel zugerichtet. Sie sind bedeckt mit tiefen, klaffenden Wunden, die zum Teil schon in Eiterung und Brand übergehen. Und die armen Leute werden verbluten und zugrunde gehen, wird ihnen nicht Hilfe gebracht. Allein in China liegen 400 Millionen dieser Unglücklichen hilflos an der Straße. Hörst du ihr Stöhnen hinter ihrer großen Mauer? Hörst du den Ruf: „Kommt herüber und helft uns"?

Doch nach Missionaren ruft nicht nur die Not der Chinesen, sondern auch das Erwachen dieses Volkes, die neue Zeit, die für China anzubrechen beginnt. Auch diese wendet sich an die Christenheit, vor allem an die Missionskreise, gleichsam mit dem Ruf: „Alle Mann an Bord!“

Hatte man früher in China mit souveräner Verachtung auf alles, was vom Ausland kam, herabgesehen, so hat sich das in den letzten Jahren wesentlich geändert. Die Stöße, die man von den Fremden bekommen hatte, waren so wuchtig gewesen, daß man anfing, aufmerksam zu werden und den Wurzeln nachzuspüren, aus denen die überlegene Macht der Fremden herausgewachsen war. Einige fanden, es sei nicht „Wun“, Wissenschaft, was jenen die Überlegenheit verschaffte, sondern bloß „Wu“, die Kriegskunst, die Technik. Und das beruhigte sie, war doch ihr Literatenstolz nicht beleidigt. Mochten die Fremden immerhin in der Herstellung von Waffen, Maschinen und Schiffen — echte Künste der Barbaren — den Chinesen voraus sein, das konnte sie nicht anfechten; in der klassischen Wissenschaft, das wußten sie, würde China für immer unerreicht dastehen! Und so gehen diese Herren nach wie vor in stolzer Erhabenheit an den Errungenschaften des Westens vorüber. Der Erzieher des Kaisers ging in seiner Antipathie gegen alles Fremde und Neue sogar so weit, daß er nie seinen Weg durch die Gesandtschaftsstraße wählte, weil die modernen Straßenrinnen dort seinen konservativen Sinn beleidigten. Die Kehrichthaufen und Regenlachen in den schmutzigen Seitengassen störten ihn weniger! Die Einsichtigen und Verständigen freilich, namentlich solche, die das Ausland aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten, merkten bald, daß die Europäer und Amerikaner den Chinesen nicht nur in den exakten, sondern auch in den klassischen Wissenschaften überlegen seien. Dies brachte sie dann zu der Überzeugung, daß das Studium westlichen Wissens, wie überhaupt die Einführung von Reformen Chinas einzige Rettung sei. Sind diese Leute der Zahl nach auch noch sehr in der Minderheit gegenüber den Millionen der breiten, unwissenden Massen und dem konservativen Element unter den Literaten, so ist ihr Einfluß doch schon ein sehr bedeutender, und er nimmt mit jedem Tag zu, auch in den Regierungskreisen. Überall zeigt sich ein Verlangen nach westlicher Bildung. Eifrig greift der gebildete Chinese nach der Zeitung, um sich zu orientieren

über den Lauf der Welt und Zeit. Er kauft Bücher, Atlanten, Globen, sogar physikalische Instrumente, und grübelt und liest bis in die späte Nacht hinein. Auch im Examen werden jetzt diese Dinge verlangt. Und während früher die Themata fast ausschließlich den Klassikern entnommen wurden, werden jetzt Fragen gestellt wie diese: „Wie viele Wissenschaften unterscheiden die Fremden, und in welcher Reihenfolge sollte ihr Studium vorgenommen werden?" „Welche Nationen haben der Erziehung die meiste Aufmerksamkeit zugewandt, und worin bestehen die Ergebnisse?" „Wie regulieren die Fremden die Presse, die Postverwaltung, den Handel, die Eisenbahnen, das Bankwesen, die Steuern; woher bekommen sie gute Beamte?" Um diese und andere Fragen aus Geographie, Geschichte, Mathematik ꝛc. beantworten zu können, genügt natürlich für die Dauer Privatstudium nicht. Deswegen macht sich überall das Bedürfnis nach Schulen für diese Wissenschaften geltend. Die kaiserliche Regierung in Peking hat auch bereits den Entwurf für das neue Schulwesen ausgearbeitet und bekannt gegeben. Nach diesem sind für das künftige Studium fünf Stufen vorgesehen: Primarschule (3 Jahre), Sekundarschule (4 Jahre), Unter-Gymnasium (4 Jahre), Ober-Gymnasium (3 Jahre), Universität. Die Errichtung dieser Schulen ist zunächst noch Privatsache; die Beamten und die Reichen werden aufgefordert, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen, auch werden ihnen dafür Belohnungen in Aussicht gestellt. Diese möchten sich die Herren schon gerne verdienen, aber zu Schulen gehören Lehrer. Wer soll in den neuen Schulen und in den neuen Fächern unterrichten? Wir! sagen die Japaner, wie wir gehört haben. Indes sollten nicht auch wir Christen, die Mission, eine Antwort haben? Wollen nicht auch wir den Chinesen sagen: **wir** wollen euch unterrichten? Gewiß, denn wir haben hier eine Pflicht, auch die schönste Gelegenheit, durch Schulen auf Jung-China zu wirken. Die Mission darf dieses den Japanern nicht allein überlassen, sie **muß** sich einen Einfluß auf die Erziehung der chinesischen Jugend sichern. Die Chinesen werden durch ihre Zahl und vermöge ihrer Eigenschaften einmal einen bedeutenden Einfluß auf die Welt gewinnen, sie werden im Rate der Völker einmal ein gewichtiges, vielleicht das erste Wort sprechen. Und da ist es von größter Bedeutung, welche Geistesmächte in diesem Lande die Herrschaft besitzen werden,

ob die christliche oder die atheistisch-heidnische Weltanschauung den Sieg davontragen wird. Beteiligen wir uns an diesem Ringen und tun wir, was in unseren Kräften steht, damit der Name und das Werk und der Wille Jesu in China bekannt werden, und sich ihm auch in diesem großen Lande Kniee beugen, und damit auch hier der Sünder den Sünder-Heiland finden kann!

Also das Erwachen Chinas, das Suchen und Tasten nach Neuem, muß auch zu den der Mission günstigen Faktoren gezählt werden. Es ist dieser in China auch „eine große Tür aufgetan". Treten wir ein durch diese Tür, bevor sie durch irgend welchen Einfluß vielleicht wieder geschlossen wird. Denn es sind auch „viel Widersacher da". Und daß solche offene Türen zuweilen wieder zugemacht werden, davon haben wir in der Geschichte des Reiches Gottes viele Beispiele. Die vielversprechende und blühende Mission des edlen russischen Grafen und Basler Missionars Zaremba in Kaukasus wurde im Jahre 1835 durch einen kaiserlichen Ukas mit einem Schlage vernichtet.

Man sage also nicht etwa: was ich über den „japanischen Einfluß" und das „Erwachen Chinas" gesagt habe, heiße viel zu sehr „menschliche Faktoren" in Rechnung ziehen. Mit diesen müssen wir nun einmal rechnen. Es geht nun einmal bei den Geschehnissen in der Welt umher zuweilen menschlich, oft recht menschlich zu. Warum gibt es z. B. heute in England eine anglikanische Kirche, und warum kam es in Frankreich nicht zur Bildung einer gallikanischen (von der Papstkirche unabhängigen) Kirche? Namen wie Heinrich VIII. von England und Heinrich IV. von Frankreich geben uns Aufschluß. Man muß oft staunen und kann es mit seinem Menschenverstand nicht begreifen, wie viel der große Gott sich von den armen Menschlein, die doch Staub und Asche sind, oft „dreinregieren" läßt. Indes er hat sie eben mit einem freien Willen begabt und den respektiert er. Und mit dem haben wir auch in der Mission zu rechnen. Der Apostel Paulus schreibt an die Korinther: „Ich werde aber zu Ephesus bleiben bis auf Pfingsten. Denn mir ist eine große Tür aufgetan, die viel Frucht wirkt, und sind viel Widersacher da." (1. Kor. 16, 8. 9.) Die rein menschliche Erwägung: ich will die günstige Gelegenheit ausnützen, oder etwas profan ausgedrückt: ich will das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, und der Gedanke: solange ich da bin, kann

ich den Widersachern entgegentreten, hat den Apostel bewogen, länger als er wohl ursprünglich beabsichtigt hatte, in Ephesus zu bleiben. Also praktische Klugheit, vernünftiges, menschliches Überlegen, Besorgnis christentumsfeindlicher Elemente wegen, Freude über das, was der Reichsgottesarbeit entgegenkommt, was förderlich und günstig für diese ist, verträgt sich durchaus mit dem Glauben. Wir Christen sind keine Fatalisten!*)

So stoßen also die Bestrebungen der Mission in China nicht nur auf Widerstand, sondern der Missionar trifft dort auch manches, was für ihn vorteilhaft und günstig ist: er begegnet in diesem Lande keinem religiösen Fanatismus, und das Elend und die Not der Chinesen, wie auch das Erwachen Chinas rufen geradezu nach Missionaren. (Schluß folgt.)

*) Oliver Cromwell sagte einmal zu seinen Truppen: „Vertrauet auf Gott, aber haltet euer Pulver trocken." In derb-markiger, aber durchaus evangelischer, biblischer Weise hat der große Lord-Protektor in diesem Wort ausgedrückt, wie Gottvertrauen und Pflichterfüllung einander nicht ausschließen, sondern ergänzen, wie göttliches Walten und menschliches Handeln zusammengehören. Dasselbe gilt vom Glauben an Gottes Leitung und Führung — sei es in der Herbeiführung des Reiches Gottes, sei es im Lebenslauf des Einzelnen — und dem eigenen Überlegen und Entschließen. Auch hier darf keines ohne das andere bleiben. Und manchen Missionskreisen wäre in dieser Hinsicht auch mehr Nüchternheit und biblische Klarheit zu wünschen. Wie viel Kraft, Zeit und Geld ist durch Einseitigkeit und ungesundes Wesen, durch Unverstand da schon vergeudet worden! So kamen vor einigen Jahren drei junge Damen, Engländerinnen, nach Hongkong und mieteten sich dort eine Wohnung. Sie sangen und beteten viel, hatten zweifellos auch große Liebe zum Herrn, und waren begeistert für das Missionswerk unter den Chinesen. Dabei lebten sie aber sehr zurückgezogen, lernten weder Chinesisch, noch taten sie sonst irgend welche positive Arbeit. Darüber zur Rede gestellt, erklärten sie, sie warteten auf einen Wink von Gott, durch den sie Gewißheit darüber erlangen würden, in welchem Teil Chinas sie ihre Arbeit beginnen sollten. Bevor sie das wüßten, könnten sie mit Erlernung der Sprache nicht beginnen, da es in China verschiedene Dialekte und Sprachen gebe. Inzwischen verging ein Jahr und sie verhielten sich noch immer untätig und still. Wie viel Arbeit um sie her! Wie dünn die Reihen der Hongkonger Missionare! Da starb plötzlich die eine von ihnen. Nach Verlauf eines weiteren Jahres gingen die beiden andern wieder zurück in ihre englische Heimat. Ihr ganzes Beginnen war nicht nur fruchtlos, sondern auch sehr kostspielig gewesen. Rechte Nüchternheit und klare Überlegung bewahren vor solchen Irrgängen, schützen vor falschen Schlußfolgerungen und geben Licht in bezug auf das, was der Mensch von Gott erwarten darf und was er selbst zu tun hat.

Mukden.

Die alte Hauptstadt der Mandschurei, Mukden, die kürzlich nach blutigen Kämpfen von den Japanern eingenommen und besetzt worden ist, gehört zu den interessantesten Städten Ostasiens. Sie und ihre nächste Umgebung ist die Wiege der Mandschu-Dynastie, die heute ganz China beherrscht; hier wurden im 17. Jahrhundert jene denkwürdigen Schlachten geschlagen, in denen das nördliche China mit Blut getränkt und das Land verheert wurde, worauf der Enkel des Nurhachu, des Gründers der Dynastie, sich 1644 auf den Thron in Peking setzte. Im Jahre 1625 hatte Nurhachu zum sechsten und letztenmal seine Residenz von Shingking nach Shenyang verlegt und den Namen dieser Stadt in den von „Mukden" (der blühenden Hauptstadt) gewandelt. Seitdem ist ihr dieser Name verblieben.

Mukden erhebt sich auf einer großen Ebene, die aus angeschwemmtem Land besteht, etwa 230 Fuß über dem Meeresspiegel. Die ganze Gegend ist äußerst fruchtbar und sorgfältig angebaut. Die Gebäude der Stadt, sowohl die nach altchinesischem Mandarinenstil wie die nach der neueren russischen Bauart sind prächtige Bauten. Fast alle Ortschaften und Flüsse in der mittleren Mandschurei führen zwei Namen, einen offiziellen in Mandschu und einen chinesischen, der jetzt unter den Mandschu und Chinesen durchweg gangbar ist. So würde ein Reisender unter Umständen kaum eine Auskunft erhalten, wenn er einen Einheimischen nach Mukden oder Kirin fragen würde.

Das Land ist erst ein einziges Mal vermessen worden, und zwar in den Jahren 1709 und 1710 durch drei Jesuitenväter auf Befehl des Kaisers Kanghi. Da damals noch der mandschurische Einfluß und die Mandschu-Bevölkerung vorherrschte, so wurden auch die Mandschu-Namen der Ortschaften, Flüsse ꝛc. auf den Karten eingetragen und haben bis auf den heutigen Tag amtliche Geltung. Von allen befestigten Städten der Mandschurei ist Mukden unstreitig die schönste und stattlichste. Ihre großartigen Befestigungen, von denen sie ringsum eingeschlossen ist, sind in einem regelmäßigen Rechteck angelegt. Die Mauern sind meist

aus großen Quadersteinen oder aus Ziegeln errichtet, unten an der Basis dick und massiv, dann nach oben hin sich allmählich verjüngend und mit einer krenelierten Brustwehr versehen. Von außen gesehen unterbrechen mächtige Strebepfeiler in regelmäßigen Abständen die Einförmigkeit der langen Mauerlinie. An jeder Ecke erhebt sich ein Turm, und in der Mitte einer jeden Mauerseite befindet sich ein hoher, befestigter Torweg, der von einem mehrere Stockwerke hohen Pavillon oder Wachtturm überragt wird. Diese alten Mauern von Mukden sind dabei so solid angelegt, daß, obschon für ihre Instandhaltung nichts getan wird, sie trotzdem in weit besserem Zustand sind als die Wallmauern indischer Städte, selbst Delhi nicht ausgenommen.

Die Vororte von Mukden erstrecken sich über eine englische Meile weit über die Umwallung hinaus und sind ebenfalls von Mauern umgeben, die jedoch nur von Erde hergestellt sind. Im Zentrum der Stadt findet sich noch eine Ummauerung, die einen kleinen Palast einschließt, dessen Dächer mit den üblichen Ziegeln von kaiserlich-gelber Farbe gedeckt sind. Das Betreten dieses Palastes ist aber „Barbaren“, d. h. Fremden, unter allen Umständen streng verboten. Hier sollen die Schuhe und das Bündel von Narhachu — denn als großer Mann begann er seine Laufbahn als Hausierer — als heilige Reliquien aufbewahrt sein.

Obschon Mukden nur eine Provinzialhauptstadt ist, zählt es doch über 300 000 Einwohner und trägt noch heute die Spuren ihrer einstigen Größe an sich. Wie bekannt, ist in der kaiserlichen Hauptstadt Peking eines der großartigsten Bauwerke der sogenannte „Tempel des Himmels“, ein prachtvolles Marmorgebäude, das sich auf drei runden Marmorterrassen erhebt und drei Dächer übereinander aufweist. In diesem Tempel bringt der Kaiser alljährlich zur Zeit der Frühlingsaussaat in eigener Person Schangti (Gott) seine Opfer dar, damit der höchste Herr des Himmels Regen und Gedeihen gebe. Der Kaiser verrichtet dabei diese Zeremonie ganz allein und sie gilt den Chinesen als die verehrungswürdigste religiöse Funktion. In Nachahmung hievon errichtete auch Nurhachus Sohn Tai Tsung, nachdem er sich selbst zum Kaiser erhoben hatte und sich den Herrschern aus der Mingdynastie gleichstellte, in Mukden einen kleinen derartigen Tempel des Himmels. Es ist wie gesagt nur ein kleines Bauwerk in einiger Entfernung von der

Stadt, umgeben von einer kreisrunden Mauer und in der Mitte mit einem Altar versehen; aber das Ganze liegt jetzt in Ruinen. Ebenso gibt es in Mukden einen Tempel der Erde, der nach dem Vorbild des in Peking befindlichen gleichnamigen Heiligtums im Viereck erbaut ist. Wie diese Tempel, so errichtete Tai Tsung auch den Palast und die Mauern von Mukden im fünften Jahr seiner Regierung, anno 1631.

Etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, erhebt sich auf einem Hügel inmitten eines düstern Fichtenhains ein mächtiger Erdhügel, vor dem eine Begräbnishalle mit einem Vorzimmer steht. Das Ganze ist von einer hohen Mauer umgeben. Das ist das „glückliche Grabmal“ von Tai Tsu, dem „großen Vorfahren“, oder wie er eigentlich heißt: von Nurhachu. Die Hauptpforte, die dazu führt, ist ein hübsches Bauwerk mit drei Einlässen und einem reichverzierten Dach. Die beiden Pförtchen zu den Seiten zeigen je ein Flachrelief in grüner Majolika, die den kaiserlichen Drachen mit fünf Klauen darstellen. Das Grabmal ist im ganzen gut erhalten und ist eine würdige Ruhestätte jenes Mannes, der seinerzeit eine so große Rolle in der Welt spielte und sich zum Herrn der mächtigsten und ältesten Monarchie Ostasiens machte. Nur ein Mandschu darf das Innere der Einfriedigung betreten; ein Chinese würde mit dem Tode bestraft werden. Nördlich von Mukden liegen die Peiling oder die „nördlichen Gräber“, ebenfalls im Düster eines Zedernhains. Sie bilden die Grabstätte von Tai Tsung, dem Sohne Nurhachus. Etwas südlich von der Stadt findet sich noch eine Spur der alten Allianz zwischen Tai Tsung und seinen Verbündeten, den Mongolen, in der Gestalt eines ungeheuren Monuments.

Der spätere Kaiser Kienlung verfaßte seinerzeit ein Gedicht zum Preise der Stadt Mukden, das von dem gelehrten Pater Amyot übersetzt wurde und die Aufmerksamkeit eines Voltaire auf sich zog. Dieser schrieb hierauf einen Brief in Versen an den kaiserlichen Autor und ersuchte ihn darin um nähere Aufklärung über die Schwierigkeiten und Erfordernisse des chinesischen Versbaues. Kienlungs Gedicht wurde im Lauf der Zeit in 64 verschiedenen Arten der chinesischen Schrift gedruckt. Der Kaiser schildert darin, daß sein Vorfahr Nurhachu im zehnten Jahr seiner Regierung die Lage von Mukden zu seiner Residenz erwählt und

ihr den Namen „Vorsehung des Himmels“ gegeben habe. Nachdem er alle gefahrdrohenden Verhältnisse, die seinen Glücksstern beeinträchtigen könnten, berücksichtigt hatte, sagte er: „Lasset uns einen Platz suchen, wo keinerlei schlimmen Einflüsse mich belästigen können. Es wird das Beste sein, mich im Mittelpunkt des Landes niederzulassen, um allem Übel zu entgehen. Die Landschaft Shenyang lockt mich an. Dort werde ich die günstigsten Einflüsse antreffen; dort will ich mein Hoflager aufschlagen.“ Sein Plan wurde sofort ausgeführt; Mukden wurde erbaut und war lange Zeit der sichere Hort gegen alle Anstürme des Westens.

Angesichts der blutigen Schlachten, die vor kurzem um Mukden her zwischen den Russen und Japanern geschlagen worden sind, ist es von einigem Interesse, einen Blick auf den Schauplatz dieser Kämpfe zu werfen. Wir folgen dabei der Schilderung eines Reisenden, der von Mukden aus das Land im Osten und Südosten bereiste und dabei die Gegenden berührte, durch die General Kuroki unter schweren Kämpfen gegen Norden vordrang.

Unser Weg, erzählt jener Reisender, führte uns zunächst längs dem Tal des Hwun, eines großen Nebenflusses des Liau. Es war ein prächtiges Gefilde, das schöne Waldungen aufwies. Am folgenden Tage passierten wir Fuschantscheng, eine ehemalige Grenzstadt, die seinerzeit von Nurhachu zuerst angegriffen wurde. Dann traten wir in das Bergland ein, das von einem Zufluß des Hwun durchströmt wird, und passierten Sarhu, wo die große und entscheidende Schlacht zwischen den Mandschu und den Chinesen stattfand. Zur Erinnerung daran ist daselbst eine schöne Marmorplatte angebracht, auf der das Ereignis in Mandschu und Chinesisch eingegraben ist. Am vierten Tag erreichten wir das Dorf Mudschi, hinter dem uns eine Allee uralter Ulmen an den Fuß eines kleinen Passes führte, von wo aus man eine prächtige Aussicht genoß. Nachdem wir den Berg hinabgestiegen waren, betraten wir das Tal von Hotuala, von wo die Mandschu-Dynastie herstammt. Etwas weiter kamen wir an einem alten Palast vorbei, der aus neun kleinen Gebäuden bestand, die innerhalb einer zerfallenen Ringmauer lagen. Hierauf betraten wir ein Dorf, das mit Soldaten angefüllt war, die einen benachbarten schönbewaldeten Hügel, auf dessen Gipfel die Grabmäler von Nurhachus Vorfahren liegen, bewachten. Der Fuß des Hügels ist mit einem zerfallenen

Zaun von Hirschhörnern eingehegt. In einiger Entfernung davon erhebt sich auf dem Plateau eines Hügels die ehemalige „Hauptstadt des Wohlergehens“, die aber jetzt zu einem armseligen Dorf mit ruinenhaften Mauern und Toren herabgesunken ist und nur noch ein unbedeutendes Amthaus aufweist. Etwas südlich davon befinden sich die Überreste von Laodscheng, der ersten Residenz des Beherrschers der Mandschurei. Jetzt haben sich eine Menge Ansiedler in diesen Tälern niedergelassen und die schönen Wälder fallen immer mehr unter den Streichen der Axt.

Die Szenerie in dieser Gegend sucht an Lieblichkeit ihresgleichen. Die Waldung wechselt ab mit Lichtungen und Gefilden voll Blumen, und für einen Naturfreund ist die Umgebung geradezu ein Paradies. Als ich mich am ersten Tage nach den Blumen umsah, fand ich nicht weniger als fünf verschiedene Arten von Lilien des Tals; ganze Bergabhänge waren mit solchen bedeckt und man war versucht, sich unwillkürlich zu bücken, eine Handvoll davon zu pflücken und ihren köstlichen Duft einzuatmen. Auch das sogenannte Frauenhaar, das in der Nähe vorkommt, ist außerordentlich schön. Weiterhin stießen wir auf Unmengen von gelben Taglilien, deren schon die Jesuitenväter vor nahezu 200 Jahren Erwähnung tun. Außerdem fanden wir hochrotes Cypripedium (Venusfuß), Anemonen, wilden Jasmin und allerlei bekannte Blumen wie Hundeveilchen und Dotterblumen. Wasservögel strichen an den Gewässern dahin und von den Berghöhen herab ertönte von allen Seiten der Hahnenruf des Fasans.

Wie im Osten, so ist auch die Gegend nördlich, südlich und westlich von Mukden außerordentlich fruchtbar und schön. Reisende, die auf der Eisenbahn die Manschurei durchfuhren, berichten, wie südlich von Kharbin sich unabsehbare Hirsefelder ausdehnen und so weit das Auge reicht, das Land bedecken. Nur hie und da tauchen einzelne Baumgruppen wie kleine grüne Punkte im Ozean der wogenden Saaten auf und die Dorfschaften sind halb begraben in den sie umgebenden Getreidefeldern. Zwei Tage und zwei Nächte lang durcheilt der Zug bis Dalny solche endlose Fruchtfelder zu beiden Seiten.

Mukden ist ein bedeutender Mittelpunkt der Missionstätigkeit. Bald nachdem Niutschwang den Ausländern als Vertragshafen geöffnet war, schickte die schottische Bibelgesellschaft einen Bibel-

kolporteur dorthin. Ihm auf dem Fuße folgten die Vereinigten Presbyterianer Schottlands mit der Besetzung der Mandschurei, die nach Überwindung großer Anfangsschwierigkeiten von Mukden aus südwärts bis Niutschwang, nordwärts bis Kirin, und ostwärts bis nach Korea hin 10 Hauptstationen gegründet und in 42 Gemeinden über 12 000 Christen gesammelt haben. An der Seite der Schotten arbeiten seit 1874 in brüderlicher Gemeinschaft die irischen Presbyterianer. In Mukden besteht auch eine bedeutende ärztliche Mission der Schotten unter Leitung des Missionsarztes Dr. Christie, die weithin großes Ansehen genießt, wie denn überhaupt die schottischen Presbyterianer auch bei der Gründung ihrer Gemeinden anerkannt gründliche Arbeit tun.

Schon vor Ausbruch des letzten Krieges waren Mukden und Antung dem auswärtigen Handel geöffnet, obwohl die Russen von Anfang an energisch dagegen protestierten. Zwar ist Mukden als Binnenstadt kein eigentlicher Handelsplatz wie das am Meer gelegene Niutschwang, aber bei seiner günstigen Lage inmitten einer fruchtbaren Gegend, wo der Ackerbau in Blüte steht und reichen Ertrag liefert, ist sie nach und nach zu einer wichtigen Handelsstadt emporgeblüht. Außer bedeutenden Bankgeschäften treibt sie hauptsächlich Handel in Pelzwerk, Eisen- und Stahlwaren und europäischen Geweben.

Mit der Besetzung der Mandschurei durch die Russen kam auch die Eisenbahn ins Land: die transmandschurische, die von Wladiwostok das Land durchquert und sich im Westen mit der sibirischen Linie vereinigt, und die zentralmandschurische, die bei Port Arthur ihren Ausgangspunkt nimmt und nördlich über Liauyang, Mukden, Tieling bis Kharbin läuft, wo sie in die transmandschurische Bahnlinie einmündet. Um die Heiligkeit Mukdens als Begräbnisstätte der alten Mandschuherrscher nicht zu verletzen und die Gefühle der Bevölkerung zu schonen, hat man die Bahnlinie in einiger Entfernung westlich von Mukden angelegt. Auf den Bau dieser Eisenbahnen, sowie auf die Hafenbauten von Dalny und Port Arthur hat Rußland ungeheure Geldsummen verwendet, natürlich mit der bestimmten Absicht, daß die Mandschurei künftighin als russisches Gebiet in seinen Händen bleiben würde. Es gab infolgedessen allerhand schwierige Verhandlungen mit China und zwar 1901 und 1902, bis der Abschluß des englisch-japanischen

Allianzbündnisses zu einem Übereinkommen führte, wonach die Räumung der Mandschurei durch die Russen zu erfolgen hatte. Aber es kam zu keiner Räumung. Im Gegenteil; ein Jahr später stellte Rußland neue Forderungen an China und im September 1903 erhob es weitere Ansprüche. Kurz, Rußland machte alle möglichen Schwierigkeiten in der Räumungsfrage und erfand alle erdenklichen Vorwände, um deren willen die Plätze, die bereits geräumt waren, von ihm wieder besetzt werden müßten. So schützte es vor, die chinesischen Behörden seien zu ohnmächtig, um die Ordnung aufrechtzuerhalten, die Eisenbahnlinien müßten militärisch geschützt und die Aufregung des Volkes im Schach gehalten werden 2c. Demzufolge wurde im Oktober 1903 Mukden wieder von russischen Truppen besetzt. Das war aber eine offenkundige Verletzung der Konvention vom März 1902; denn es bestanden keinerlei Unruhen noch irgendwelche Auflehnung der Bevölkerung gegen die Behörden. Ja der britische Konsul konnte sogar berichten, daß seit November 1902 unter dem neuernannten chinesischen General-Gouverneur in Mukden die Ordnung weit besser aufrechterhalten worden sei als während der russischen Besetzung und daß die „unzähligen Häupter von Hingerichteten, die auf den Bäumen an den Hauptstraßen“ ausgestellt seien, hinlänglich Zeugnis dafür ablegten, daß man mit allem Nachdruck das Räuberunwesen unterdrückt habe. Schließlich brach der japanisch-russische Krieg aus und General Kuropatkin machte nach der unglücklichen Schlacht bei Liauyang Mukden und dessen Umgebung zu seinem Stützpunkt, bis er auch von hier durch die siegreich vordringenden Japaner zu weiterem Rückzug nach dem Norden genötigt wurde. Somit liegt gegenwärtig das Schicksal Mukdens in den Händen Japans, des alten Rivalen Chinas, und die heiligen Stätten der Mandschudynastie haben die Flut der letzten blutigen Kriegsereignisse über sich ergehen lassen müssen, ohne daß sich China auch nur rühren durfte. Die Mission aber hat ihr Werk daselbst trotz dieses Sturmes fortsetzen dürfen und wird vielleicht durch ihre Liebestätigkeit, die sie in dieser Zeit der Not und des Schreckens unter der Bevölkerung ausüben darf, nur um so tiefere Wurzeln schlagen.

Dritte allgemeine studentische Missionskonferenz in Halle.

Von K. Buxtorf, cand. theol.

Veranstaltet durch den Studentenbund für Mission, jene Vereinigung von deutschen Studenten, die den Entschluß gefaßt haben, in den Missionsdienst zu treten, tagte vom 26. bis 30. April in Halle die dritte allgemeine studentische Missionskonferenz. Sie zählte über 200 Teilnehmer, teils Vertreter verschiedener Missionsgesellschaften, teils Studierende aller Fakultäten, darunter auch eine Anzahl studierender Damen. Die große, fast zu große Fülle des Dargebotenen läßt es nicht ratsam erscheinen, ein vollständiges Bild vom Verlauf der Konferenz zu entwerfen; so seien denn nur einzelne charakteristische Züge hervorgehoben.

Am ersten Haupttage lag das Thema vor: „Versäumnisse der akademisch Gebildeten gegenüber einer notleidenden Welt." Herr Dr. Weitbrecht, Missionar in Lahore, von der englisch-kirchlichen Mission, wies auf die durch ungestilltes Verlangen nach Gott und steigende Verschlechterung der ethischen Ideale gekennzeichnete Not der Heidenwelt hin. Das Vorhandensein furchtbarer Notstände werde auch allgemein anerkannt, wie die zahlreichen heidnischen Reformsekten in Indien beweisen; doch fehle diesen Bemühungen die innere Kraft, die nur die christliche Mission zu bringen vermöge.

Den zweiten Teil des Themas behandelte Herr stud. med. Müller aus Leipzig, indem er von der ernsten Verantwortung der Weltnot gegenüber sprach, die auf dem akademisch Gebildeten laste; denn wer durch Bildung, Wissen und Talente begünstigt sei, der habe auch eine besondere Verpflichtung, seine herrlichen Gaben und Kräfte in die Tiefen sittlichen und religiösen Elends hineinfluten zu lassen. Der Redner schloß mit einem eindrucksvollen Appell an die akademische Jugend, in unserer Zeit des Weltverkehrs die Pflicht der Weltmission in ihrer ganzen Schwere auf sich zu nehmen.

Im weitern Verlauf des Tages begrüßten die Vertreter verschiedener deutscher Missionsgesellschaften die Versammlung; auch richteten ausländische Delegierte die Grüße und Segenswünsche der sie Sendenden aus. Vertreten waren u. a. Skandinavien, England, Frankreich, Rußland, Finnland. Für die Schweiz sprach Herr stud. med. v. Benoit; es wird die Leser des „Missionsmagazin" vielleicht interessieren, aus seinem Bericht zu vernehmen, daß sich unter den

Schweizer Studenten ein Zweigverein des Studentenbundes für Mission gebildet hat, bestehend aus 7 Mitgliedern.

Trefflich orientierte die Ansprache von Herrn Prediger Mann aus Ansbach über die studentische Missionsbewegung. Den Anfang machten jene sieben englische Studenten, die nach China auszogen, die „Sieben von Cambridge." Seitdem sind aus der amerikanischen Studentenwelt 2200, aus der englischen 1000 Missionare hervorgegangen, während die deutsche Vereinigung, vor 9 Jahren gegründet, immer noch im ersten Hundert steht. Dann wurde die Bewegung in Bezug auf Subjekt und Objekt charakterisiert. Dort heißt es: „Jeder, der nicht wirklich verhindert ist, ist zum Missionswerk berufen; hier: „Evangelisation der Welt in dieser Generation", ein Motto, das die deutsche Bewegung von der englischen nicht übernommen hat, ohne jedoch die Berechtigung seines Grundgedankens — Pflicht der Maximalleistung jeder Generation — abschwächen zu wollen. Ihr Ziel sucht die Bewegung zu erreichen durch Missionskränzchen, Konferenzen, Missionsstudium und Anstellung von Sekretären; ihre Kraft findet sie im Gebet.

In der Abendversammlung machten die so ganz ungekünstelten Worte des hochverdienten Pastor v. Bodelschwingh einen herzbewegenden Eindruck. Wie er von Gott unter den Pariser „Gassenkehrerkinderchen" in Arbeit gestellt wurde und dann an den Anstalten bei Bielefeld mithelfen durfte, und wie er dann seine jugendlichen Zuhörer eindringlich vor dem Hochmut, dem größten Feinde des Christen, warnte und an alle die Aufforderung richtete: „Getreu nur Gott gedient und nicht dem eigenen Ehrgeiz", das läßt sich nicht leicht in Worten wiedergeben.

Einen Höhepunkt der Konferenz bildete sodann auch das geistvolle Referat von Herrn Professor D. Kähler über „Evangelisation der Welt — Gottes Wille." Es gliederte sich in die drei Teile: Gottes Liebeswille; Welt; Evangelisation, — diesen Begriff weiter gefaßt als den der „Mission" — und schloß mit den Worten: „Es ist der Wille Gottes für uns und auch an uns; solange es geistlich Arme gibt — ohne den Makedonier hätten wir auch nichts von Christus gehört — soll gepredigt werden, wird gepredigt, und wenn heute nicht, so zweifellos in dieser Welt Gottes, wenn alles zum Ende gekommen ist."

Ueber das Thema „Die Aufgaben unserer Generation" sprach Herr Missionsinspektor Haußleiter, wobei er zuerst einen Rückblick auf die bisherige Missionsentwicklung warf, um dann zu zeigen, wie gegenwärtig eine Missionsepoche größten Stils eintreten müsse, damit die asiatischen Volksmassen in Angriff genommen werden können.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Christus allein kann die Welt erlösen; aber die Welt kann nicht durch Christus allein erlöst werden." Er wollte damit ausdrücken, daß Christus sich in seiner Wirkung selbst beschränkte, um uns als Mitarbeiter brauchen zu können. Der tiefe Schmerz um sein ohne Christus dahinlebendes Heimatvolk, der aus seinen Worten sprach, erinnerte an den Anfang von Röm. 9, und ergreifend war, wie er seine Bitte, das Erlösungssehnen der Chinesen zu stillen, in die Worte des Mazedoniers kleidete. Endlich zeigte Herr Missionar Lieble aus Kamerun in seinem Vortrage über „Die persönliche Stellung zum praktischen Missionsdienst" die Gefahren und die Herrlichkeit des Missionsberufs und warnte vor Selbstvertrauen wie auch vor Mutlosigkeit. Für den, der sich Gott ganz ergeben, sei der Beruf deshalb so herrlich, weil man in ihm trotz vieler Enttäuschungen Siege Gottes zu sehen bekomme.

Der letzte Tag kam herbei. Herr Pastor Michaelis hielt die Missionspredigt; ein Spaziergang führte die Teilnehmer nach dem schönen Giebichenstein, und am Abend sprach noch Herr Pfarrer Würz zu uns. Gleichsam als Probe eines gesegneten Missionslebens entrollte er das Bild jenes durch Pegers Biographie in den Kreisen der Basler Mission wohl bekannt gewordenen François Coillard und bot besonders eine anschauliche Schilderung jenes kühnen Vorstoßes im Sambesi-Gebiet. In der Schlußversammlung ergriffen mehrere Mitglieder des Studentenbundes für Mission das Wort und zuletzt noch der Leiter der Konferenz, allen herzlich dankend, die öffentlich

oder im Verborgenen am Zustandekommen dieser Tage mitgewirkt hätten. Nicht ein Werben in allen Tonarten um Missionare, so hob er mit Recht hervor, habe im Mittelpunkt der Konferenz gestanden, sondern Jesus. Sein Schlußwunsch war der, daß der Wille Jesu in jedem Einzelnen Gestalt gewinne. —

Die Konferenz mußte auch auf solche Teilnehmer, die allzu hoher Wertung derartiger Veranstaltungen eher skeptisch gegenüber stehen, einen wirklich guten Eindruck machen. Mag auch mancher der angeschlagenen Töne einem Schweizer Studenten etwas fremdartig geklungen haben, — das Große an diesen Tagen war, daß das Wort „Dein Reich komme" nicht nur in leuchtenden Buchstaben an einer Wand des Versammlungssaales prangte, sondern das Leitmotiv des Ganzen bildete. Und daß die Mission keine Winkelsache sei, sondern, auch bei rein äußerlicher Betrachtung, eine der beachtenswertesten Erscheinungen der Gegenwart, das zum mindesten hat jeder Teilnehmer der Hallenser Konferenz von neuem deutlich zu spüren bekommen.

Heidentum und Christentum in der Akem-Stadt Asuom.

Ein Bild aus der Basler Mission auf der Goldküste.

Von Miss. H. Kurtz.

Akem und die Missionsverhältnisse daselbst im allgemeinen.

Unsere Erzählung führt uns in den Urwald von Akem, einer Landschaft, die einige Tagereisen weit landeinwärts hinter dem Strande der östlichen Goldküste liegt. Zwischen ihr und der Küste erhebt sich das schöne, fruchtbare Gebirgsland von Akwapem, auf dessen Rücken die alte Basler Missionsstation Akropong liegt. Von ihr aus treten wir die Reise in das Akemland an und erreichen nach drei starken Tagemärschen Begoro und die Landeshauptstadt Kyebi, beide Stationen der Basler Mission in Akem.

Letzteres ist in zwei Bezirke geteilt, in West- und in Ost-Akem. Jedem derselben dient die eine der beiden Stationen als Mittelpunkt für die ausgedehnte Missionsarbeit. Zu Kyebi gehört das Westgebiet; Begoro aber, wo das Schulwesen viel Kraft und Zeit beansprucht, hat den kleineren östlichen Teil Akems zugewiesen erhalten. Als

Schreiber dieses in Begoro war, war diese Teilung noch nicht vorgenommen, Kyebi, die aus Gesundheitsrücksichten damals verlassene Station, war noch nicht wieder besetzt, und von den zwei oder drei Missionaren in Begoro mußte die Arbeit im ganzen Gebiet bewältigt werden. Das war noch dadurch bedeutend erschwert, daß Begoro an der Peripherie des Landes liegt und zu Zeiten von jeglichem Verkehr abgeschnitten ist. Die Reisen können nur zu der Zeit unternommen werden, wenn es die Naturverhältnisse erlauben, d. h. wenn die Regenzeit noch nicht eingesetzt hat oder wenn die Wege und Flüsse noch nicht unpassierbar geworden sind.

Jetzt ist es anders, da Kyebi besetzt worden ist und von diesem einigermaßen zentralen Orte aus die verschiedenen Gemeinden leichter erreicht werden können. Außerdem ist Kyebi die Hauptstadt des Landes, der Verkehr richtet sich dorthin und der Missionar erfährt von durchreisenden Christen der verschiedenen Gemeinden, was ihm für seine Arbeit zu wissen wichtig ist.

Der König von Kyebi ist ein gewaltiger Machthaber; vor ihm beugen sich alle Bewohner Akems, und alle gewichtigen Prozesse werden in dieser Königsstadt geschlichtet. Etwas von diesem Ansehen ist auch auf die dortigen Christen übergegangen, wenigstens wollen die Kirchenältesten unter den Amtsgenossen andrer Gemeinden die erste Stelle einnehmen.

Es ist jedoch nicht meine Absicht Kyebi zu beschreiben; ich erwähne es nur, weil es eine Rolle in der nachstehenden Erzählung spielt.

Nach Asuom.

Ganz Akem ist ein großes Urwaldgebiet. Nur wo Weiler, Dörfer und Städte sich erheben, tritt man aus dem Schatten der Bäume in eine Lichtung, fast geblendet von dem grellen Licht der Sonnenstrahlen. Im Walde selbst bricht die Sonne nur hin und wieder durch, wo ein morscher Ast in seinem Fall das Gezweig durchschlagen hat, oder wo ein altersschwacher Baumriese der Wucht des Sturmes nicht hat Widerstand leisten können und nun daliegt, das Wurzelwerk haushoch in die Lüfte streckend. Im übrigen aber brütet die Sonne mit ihren sengenden Strahlen auf dem unentwirrbaren Blätterdach, ohne Durchlaß zu finden. Die Ausdünstungen des feuchten Bodens — streckenweise sind es weite Sümpfe mit ungeheuren Schlammmassen — lagern schwer und drückend auf der Erde. Es ist heiß und schwül, und mit Schweiß bedeckt verfolgt der Wanderer seinen Weg durch die Urwildnis. Ab und zu sucht er auf seinem Marsche Erholung in der Hängematte, die ihm von einigen Negern

nachgetragen wird. Da fallen ihm nicht selten die schweren Augenlider zu, jedoch nicht zu erquickendem Schlafe. Wie im Traume merkt er das leise weiche Auftreten der barfüßigen Neger, dann eine Schwenkung und rauschend gleitet das Astwerk an der Hängematte vorbei und weckt den müden Schläfer. Ein gestürzter Baum versperrt den Weg und vorbei an der Mauer, die das Wurzelwerk bildet, dringen die Träger mit ihrer Bürde durchs niedere Buschwerk. Bald sind auch diese ermüdet, man verläßt die Hängematte und geht zu Fuß weiter, dem Ziel der Reise entgegen. Man erblickt wenig zur Rechten und Linken, denn die Beschaffenheit des Weges hindert daran. Bald müssen Pfützen umgangen, Wurzeln überschritten werden, und gilt es bergauf oder bergab zu gehen, so muß man vorsichtig von Stein zu Stein klettern oder springen. Und dabei kein frisches Lüftchen!

Von Gefahren auf der Reise will ich nur das andeuten, daß, als ich eben über eine große Wurzel treten wollte, ich durch ein eigentümliches Geräusch aufmerksam gemacht, meinen Fuß noch rechtzeitig zurückziehen konnte. Eine fast beindicke schwarze Schlange bewegte sich schwerfällig über den Weg, kroch in ihre Höhle unter einem Baum, schob sich zur Hälfte ihres Körpers wieder heraus und richtete ihre gelbgeränderten Augen starr auf mich. Wie, wenn ich auf dieses Tier getreten wäre! Als ich nachher die zurückgebliebenen Träger aufforderte, das Tier zu töten, ergriffen sie beim Anblick desselben die Flucht und sagten, es sei eine der gefährlichsten Schlangen.

Oder eine andere Gefahr: die Flußübergänge. Die Ufer sind steil und über den Fluß liegt, oft in beträchtlicher Höhe, ein Baumstamm, der bei seiner natürlichen Rundung höchstens eine Gehfläche von der Breite einer Hand darbietet. Unten rauscht das gurgelnde Wasser mit seiner unbekannten Tiefe, aus der wie schwarze Fangarme die Aeste hineingefallener Bäume herausragen. Bis auf den Wasserspiegel hinab ist das Ufer von Gestrüpp bewachsen, von Bäumen bestanden, und das alles durch Schlingpflanzen miteinander verkettet und verbunden. Zagend betritt der Missionar den Balken; es gilt die Gefahr zu überwinden. Er balanciert und schreitet langsam und vorsichtig voran. Noch ein Schritt, und der Fluß ist, Gott sei Dank, überschritten. Die Wasser rauschen weiter und ihre dunkle Flut hat kein Opfer erheischt. Wie spannt doch solch ein Flußübergang die Nerven an! Nachher kommt man sich so leicht vor, so sorgenlos, und der Schritt des schon müde gewesenen Wanderers wird wieder munter. Aber bald tritt die Erschlaffung wieder ein. Die Tropenglut und das ewige Einerlei des Blättermeeres ringsum, das den schmalen Fußpfad fast nicht erkennen läßt, tut es einem an. Die

Träger müssen wieder arbeiten, denn am Endziel angekommen, können sie sich erholen; des Missionars eigentliche Arbeit fängt dann aber erst an. In der Hängematte liegend denkt man darüber nach, was man zu gewärtigen hat; aber was wird es sein?

Hin und wieder sieht man einen Baum, der von Schmarotzerpflanzen gänzlich umsponnen ist. Diese sind oft stärker als der Baum selbst. Sie haben ihn erwürgt, ihm Kraft und Lebenssaft genommen, an ihm haben sie sich emporgewunden bis in die Krone hinein, sie haben das Blätterwerk verunstaltet und sie schwingen sich von dort aus in den Gipfel eines andern Baumes, um auch da das Zerstörungswerk zu verrichten.

Bei dem Heidentum geht es ähnlich zu. Wie hat Satanas mit seinem Zerrbild der Religion die Menschen umschlungen, geknechtet, zerstört. Wird es gelingen, das Volk der Neger davon zu befreien, es höheren Zielen entgegenzuführen, es vor dem Untergang zu retten? Wie ist doch gerade solch ein Urwald ein Bild des Heidentums. Hoch oben die Sonne, aber sie dringt nur stellenweise hinein. Unten brütet dumpf die Vorstellung von einem zornigen Gott, von Menschen mordenden Geisterwesen, von der absoluten Priestermacht. Dazu kommt noch der schädliche Einfluß der Europäer, und wohin diese noch nicht gekommen sind, ist doch der Vorbote der „Zivilisation", der Branntwein, da.

Wie wird es in dieser oder jener Gemeinde aussehen? Wie weit sind die gewonnenen Christen los und ledig von den Banden heidnischer Vorstellungen? Das sind bange Fragen.

Endlich fängt das Unterholz an lichter zu werden, Pisang- und Bananenstauden schimmern durch dasselbe, und ein Träger nimmt die Gelegenheit wahr, sich eine Baummelone zu holen, die er mit großem Appetit verzehrt. Wir sind bei den Pflanzungen angelangt, und nun muß auch die Ortschaft selbst nicht mehr fern sein. Noch einmal fängt die Fußwanderung an, bald ist auch der dichte Bambushain erreicht, das Zeichen, daß wir vor Asuom sind. Wie in einem Dom wölben sich die Bambusrispen von beiden Seiten des Weges, hoch in die Lüfte ragt ihr feines Blättergefieder, der leise Wind reibt die einzelnen Stangen aneinander und verursacht ein leises Knarren. Alles ist still, fast unheimlich. Der festgetretene Boden in den verschiedenen Bambushallen deutet darauf hin, daß man hier Versammlungen abzuhalten pflegt, sei es ernster oder heiterer Art. Es gilt noch eine kleine Anhöhe emporzusteigen, und man steht vor dem ersten Hause Asuoms. Bald darauf befinden wir uns im Hause des Katechisten, können uns durch ein Bad erfrischen und dann die Arbeit aufnehmen.

Die Stadt Asuom.

Asuom, vier Tagereisen von Begoro entfernt, ist eine ziemlich große Stadt von Bedeutung. Die Achtung aber, die sie bei allen Heiden genießt, verdankt sie ihrem Götzen, mit Namen Apanim. Fast alle Häuser sind elende Stockbauten, und nur einzelne wenige besitzen Lehmmauern. Nur ein Tempel zeichnet sich besonders aus durch seine bessere Bauart, aber er ist jetzt den Blicken des besuchenden Europäers durch einen großen Zaun entzogen. In einer Halle stehen drei Stühle, auf denen die früheren Fetischpriester gesessen haben sollen. Die Gräber der Betreffenden sind ganz in der Nähe, in einem besonderen Häuschen. Auch andere Tempel gibt es in Asuom, die aber bei weitem nicht so wichtig sind wie der dem Apanim gehörige. Der Neger hat ja verschiedene Fetische oder Gottheiten in entsprechender Rangordnung und mit verschiedener Macht ausgerüstet. So gibt es Götzen, die sogar über dem Apanim stehen, aber sie sind nicht in Asuom selbst. Ein Tempel, dessen Priester gestorben ist, steht verlassen, nur gekennzeichnet durch einige in der Sonne bleichende Schädel von Schafen.

Die Einwohner von Asuom galten früher als Spione, weil sie sich als Bewohner des Urwalds von Jugend auf darin geübt haben, durch das dichteste Gebüsch geräuschlos zu schleichen, um Tieren, etwa dem pechschwarzen, weißbärtigen Affen, oder im Kriegsfall Menschen aufzulauern. Obgleich an Falschheit und Tücke gewohnt, waren sie doch nicht feige, nein im Gegenteil, sie offenbarten einen staunenswerten Mut. Sie wurden deshalb dadurch geehrt, daß sie als Vorhut benutzt wurden; sie mußten zuerst ins Treffen, und das heißt beim Neger viel. Der Feind ist in dem fast undurchdringlichen Gebüsch versteckt und schießt von seinem sichern Versteck aus gehacktes Blei und kleine eisenhaltige Steinchen auf die im Gänsemarsch Herannahenden. Es müssen todesmutige Menschen sein, die die Vorhut bilden.

Dieser Charakter ist den Asuomleuten bis heute geblieben, nur daß der Mut in Grausamkeit ausgeartet ist. Tapfer sind sie leider auch im Schnapstrinken, Schwören und Fluchen. Das hat sie entnervt und sie sinken immer tiefer herab. Wie der Neger eine fast unüberwindliche Scheu vor der Arbeit hat, so sind auch die Einwohner Asuoms faul. Der jungfräuliche Urwaldboden gewährt ohne viel Mühe die zum Lebensunterhalt nötigen Feld- und Baumfrüch[illegible] Das Fleisch holt man sich aus dem Walde, etwa Schnecke[illegible] Schildkröten, oder auf der Jagd wie: Affen, Antilopen [illegible] wenn die Geldsucht einen gepackt hat, so überwindet er [illegible] Kakao oder Kaffee an; oder wenn irgend ein Gegenstand [illegible]

Kultur ein unstillbares Verlangen im Negerherzen wachgerufen hat, etwa nach Schuhen, Kleidern, Lampen, Nähmaschinen 2c., so läßt er sich herbei, auf Gelderwerb auszugehen, Gold zu graben oder Lasten zu tragen, um mit dem Erlös das Gewünschte zu kaufen. Der Verkehr mit der Küste ist heutzutage sehr rege, und die europäischen Kaufleute schlagen Gewinn aus jenen Gelüsten der Neger. An der Küste haben die Neger auch gesehen, was die Europäer gern kaufen: Goldschmiedearbeiten, Schnitzereien, einheimische Kulturgegenstände und lebende Tiere, und sie suchen ihrerseits die Wünsche der Europäer zu befriedigen.

Asuom hat darin einen ganz besondern Vorzug, daß dort unzählige Papageien ihr Wesen treiben, die auf Leimruten gefangen oder als junge Tiere aus den Nestern gehoben werden. Doch das ist ein sehr gefährliches Unternehmen, da es oft gilt die höchsten Bäume zu erklettern. Es kommt genug Unglück dabei vor, und schrecklich ist die Behandlung, die ein Abgestürzter, der sich nicht gleich totgefallen hat, gewöhnlich erfährt. Ein junger Mann war gestürzt und hatte sich sehr stark beschädigt. Sprechen konnte er nicht, er hatte den Arm gebrochen und sich auch schwere innerliche Verletzungen zugezogen. Die zur Hilfe schnell bereiten Zeugen des Unfalls gruben eine große Grube, als gälte es jemand zu beerdigen, legten den Verunglückten hinein und schleppten Knüppel herbei, die nebeneinander über das Loch gelegt wurden. Auf diese kam dann Laub und Lauberde, und über dem Ganzen wurde ein großes Feuer angezündet. Das sollte dem Armen helfen; sein Blut war ja geronnen und die Hitze sollte es flüssig machen!! Ein anderes Mal hatte sich einer beim Fall von einem Baum, wo er junge Papageien zu bekommen hoffte, den Arm verrenkt. Ein Eisen wurde rotglühend gemacht und dieses dem Patienten durch die Schulter gestoßen. Auch in diesem Fall sollte das geronnene Blut flüssig gemacht werden.

Hat der Neger sich das nötige Geld erworben, um Schulden zu zahlen oder sich etwas anzuschaffen, so kommt er nach Hause und gibt sich dem süßen Nichtstun hin. Hier kauert er, während er mit einem Stöckchen die Zähne putzt und es dann hinters Ohr steckt, oder seinen ebenfalls faullenzenden Kameraden etwas erzählt, bis die Essenzeit herankommt. Jetzt entwickelt er den größten Fleiß. Nachher findet man auf der Hauptstraße unter den Schattenbäumen fröhliche Gruppen, die zu irgendeinem Spiel zusammenhocken, zu einer Art von Damenbrett mit unzähligen Feldern, oder zum Kauri-(Muschel)spiel, bei dem die Muscheln an die Stelle von Würfeln treten, oder zum Aware, einer Art von Puff (nur ohne Würfel). Ja, auch das Kartenspiel hat seine Vertreter gefunden. Der Tisch ist die Erde, und geschickt

werden die Karten geworfen. Die Frauen der beim Spiel beteiligten Männer aber stehen hinter denselben mit einer Rute von einem grünen Strauch und strafen ihren Ehegemahl, wenn er einen Penny (4 Pfg.) verloren hat, dafür mit einem leichten Schlage auf den Rücken.

Wenden wir uns nun dem Götzen von Asuom, dem schon erwähnten Apanim zu. Dieser ist ein ganz friedlich dahinströmender Bach, dessen krystallklares Wasser ich schon oft getrunken habe, obgleich der Neger es nicht genießen darf. Fische spielen über dem sandigen Grunde im Sonnenschein, der spärlich durch das dichte Laub bricht, und die Bäume spiegeln sich in dem zitternden Wasser, das weiterhin dunkel und melancholisch im dichten Schatten dahinfließt. Die Fische sind heilig und niemand, selbst die Christen nicht — das ist ein königliches Gesetz — darf die Fische fangen, geschweige essen. Wer das täte, würde sofort sterben. Die verblendeten Leute bedenken nicht, daß die gleichen Fische nicht immer dort bleiben, sondern weiter schwimmen, von andern Leuten aber gefangen und gegessen werden und doch nicht schaden. Ueber diesen Bach weg führt der Weg in das $2^1/_2$ Stunden entfernte Otumi, das wir noch manchmal zu nennen haben werden. Hart an diesem Wege, noch vor dem Bache befindet sich ein Tempel mit einem umfriedigten Hofe. In einer Ecke des letzteren, ganz nahe am Ufer, steht ein Messingbecken auf einer Lehmunterlage. Gefüllt ist dasselbe mit dem schmutzigsten Wasser, auf dem blutbeschmierte Federn und noch einige undefinierbare Sachen schwimmen. Es ist schwer bei der groben Dummheit und bei den so überaus vagen Ideen der Heiden herauszubekommen, was dies Messingbecken bedeutet. Vielleicht und wahrscheinlich ist es ein weiterer, aber Apanim untergeordneter Fetisch.

Nach dem Glauben der Leute stammen die Einwohner der Stadt aus diesem Flusse. Der Name schon kennzeichnet diesen Glauben. Asuom heißt nämlich: „aus dem Wasser kommend". Da der Bach eine Gottheit ist, so stammen alle Asuomleute eigentlich von ihr ab; das adelt sie und gibt ihnen ein Selbstbewußtsein, das sogar den König mißachtet und nur den Fetischpriester über sich anerkennt. Was nur vorkommen mag, welcher Entscheid auch getroffen werden soll, alles wird vor den Priester zur Begutachtung gebracht. Er muß raten, helfen, schützen, segnen; selbst der König muß ihm Gehorsam leisten. Der Häuptling oder König hat keine Gewalt; will er irgend ein Gesetz erlassen, so muß der Fetischpriester es erst approbiert haben. Ist ein Fremdling in die Stadt gekommen, so meldet man es dem Priester. Dieser hat Macht über Leib und Seele seiner Stammesgenossen, aber sie ist ihm nicht von Gott gegeben, sondern von einem andern Herrscher, dem der Finsternis. Es bedarf wahr-

lich eines zweischneidigen Schwertes, um den Kampf mit solchen Mächten der Finsternis aufzunehmen. Wir haben es in Gottes Wort. Mit Menschenwort und europäischer Weisheit möchte es wohl schwer sein, festen Fuß in dieser Stadt, diesem Bollwerk des Heidentums zu fassen.

Wenn wir uns im Basler Jahresbericht 1902 umsehen, finden wir daselbst nur ein ganz kleines Häuflein Christen. Kommunikanten zählte man 6, Gemeindemitglieder 19. Sollen wir fragen: was ist das unter so vielen? Oder sollen wir die Arbeit in Asuom aufgeben, weil dies die Frucht fast 20jähriger Arbeit ist und auf ein Jahr nur ein gewonnener Heidenchrist kommt? Die Antwort gebe ein Vers aus der Messiade:

„Gott gehet unter den Menschen
Seinen verborgenen Weg mit stillem Wandeln, doch endlich,
Wenn er dem Ziele sich naht, mit dem Donnergang der Entscheidung."

Die Geschichte der Einführung des Christentums in Asuom soll uns das Verständnis für die Schwierigkeiten geben, die uns dort entgegentreten. Sie sollen uns aber auch erkennen lassen, wie sich schon durch die wenigen, die dort gewonnen sind, eine große Umwandlung anbahnt, so daß trotz langjährigem Kampf und heißem Ringen doch das vom Feinde hartgetretene Brachfeld einigermaßen umgerissen ist und endlich der Same des Wortes Gottes Frucht zu tragen anfängt.

Die ersten Versuche, das Christentum nach Asuom zu bringen.

Die Missionsarbeit betätigt sich hauptsächlich durch Wortverkündigung. Röm. 10, 14. 15 gibt uns die ganze Missionsgeschichte an die Hand: „Wie sollen die Heiden den Namen des Herrn anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?" Verfolgen wir nach dem angeführten Worte des Apostels Paulus den Gang der Missionsarbeit, so ergibt sich die umgekehrte Reihenfolge: Sendung, Predigt, Glauben, aus dem sich dann Gemeindebildung ergibt.

Bei fortgeschrittener Missionsarbeit handelt es sich nicht mehr allein um Sendung europäischer Missionare, sondern hauptsächlich um die Sendung tüchtig vorgeschulter eingeborener Hilfskräfte, deren Leben von dem einen großen Zwecke erfüllt ist, das ihnen aufgegangene Licht des Evangeliums dorthin zu tragen, wo die Nacht des Heidentums noch herrscht, wo aber so viele arme Seelen umherirren, Gott

den allein Wahren zu suchen, ob sie ihn fühlen und finden möchten. Auf der Suche nach Gott sind sie von Fetisch zu Fetisch gekommen, haben geglaubt das Richtige gefunden zu haben, aber siehe, es ist nicht Gott. Die Seele bleibt leer; sie ahnt nur, daß Gott nicht ferne ist. Wer ist geeigneter, solchen Seelen nachzugehen, als einer, der den Ariadnefaden aus dem Labyrinth heidnischer Vorstellung gefunden hat, der überzeugt ist vom Betrug des Fetischwesens, und der die Schleichwege der Priester offenbar machen kann.

Obgleich europäische Missionare in Asuom gewesen sind, haben sie doch bei ihrer mannigfachen Arbeit nur Pionierdienste dort verrichten können. Von ihnen wurden aber Eingeborene gesandt, und die haben fleißig das Wort Gottes verkündet, haben die Einwohner gebeten, sich mit Gott versöhnen zu lassen, gebeten, nicht mehr zu den löcherichten Brunnen zu gehen, die doch kein Wasser haben. Die Mühseligen und Beladenen wurden zum Herrn geladen, um bei ihm Erquickung, Trost und Ruhe zu finden. Aber vielen war das ein Aergernis. Der Katechist oder Lehrer hatte durch den Ruf einer kleinen Glocke viele Bewohner aus ihren Häusern auf die Straße gelockt, gute Botschaft sollte ihnen zu teil werden. Als aber der Redner in die Gewissen drang, erhob sich lautes und sinnloses Geschrei, man hob Steine auf und warf sie auf diejenigen, die andächtig zuhörten und zwang sie fortzugehen. Oder man suchte durch törichte Fragen den Redner am Sprechen zu hindern, wie die: wenn ich Christ werde, (wörtlich: wenn ich mein Aeußeres erhebe, d. h. wenn ich mich aus dem Heidentum hinweghebe) — werde ich dann nicht sterben? ꝛc. So trieben sie es in Asuom; der Same des Wortes fiel auf harten Boden. Und doch mußten alle Anstrengungen gemacht werden, festen Fuß zu fassen. Man glaubte, wenn ein Lehrer in Asuom ansässig wäre, daß er größeren Einfluß haben würde, als wenn er nur hin und wieder diese Stadt besuchte. So kam es im Jahre 1883 zur Besetzung Asuoms mit einem Lehrer namens Asuming.

Um diese Zeit lebte in jener Gegend, und zwar in dem nicht sehr entfernten Otumi, ein Mann, Kofi Boadi genannt, gebürtig aus Asuom, der sich heraussehnte aus der Knechtschaft des Fetischdienstes und mit heilsverlangendem Herzen das Wort Gottes aufnahm. Ihn kennen alle Missionare, die bis jetzt dorthin gekommen sind, als aufrichtigen, kindlich gläubigen Christen. Als echter Bürger Asuoms, der auch viel Schmach und Verfolgung hat leiden müssen, kennt er die ganze Geschichte der Einführung des Christentums in dieser Stadt.

Als ich von Asuom kommend die schön gedeihende Gemeinde in Otumi besuchte und am Abend nach getaner Arbeit im kleinen engen Zimmer, beim trüben Schein einer Lampe mich mit dem Lehrer Kumi und dem

eben genannten Kofi Boadi unterhielt, bat ich den letzteren, mir etwas aus seinem Leben zu erzählen. Was dieser schlichte Mann einfach und sachlich berichtete, war für mich von großem Werte und ich ersuchte den Katechisten, mir das Wichtigste davon aufzuschreiben. Kumi sandte mir auch nachher einen Bericht ein und fügte bei: „Was Boadi erzählt, ist volle Wahrheit, denn wenn ein Okwawuer Erdnüsse röstet, so braucht man nicht erst die Schalen zu entfernen.“ Was meinte er damit?

In dem nördlich von Akem gelegenen Berglande Okwawu bauen dessen Bewohner viel Erdnüsse an, die geröstet einen fast kastanienähnlichen Geschmack haben. Sie verstehen sich also ganz besonders aufs Erdnüsserösten und es ist das eine Ehre für sie. Wenn sie jemandem Erdnüsse (mit gebackenen gelbreifen Pisangfrüchten) vorsetzen, so ist dem Gaste auch die Mühe erspart, sich selbst die Nüsse aus der Schale herauszubrechen. So, meinte der Katechist Kumi, braucht auch von den Aussagen von Boadi nichts mehr geändert zu werden, man muß sie nehmen, wie sie sind, und sie sind Wahrheit, denn sie sind von einem Bürger Asuoms selbst erlebt.

Boadi wohnte, wie gesagt, in Otumi, und seinetwegen gingen die Lehrer und Missionare immer hin. Er war der erste, der um die Taufe bat, und in der Hoffnung, daß auch andere seinem Beispiel folgen würden, stationierte man einen Lehrer in Otumi. Aber der Feind war geschäftig, eine Verfolgung brach aus und Boadi sowie der Lehrer flohen nach Asuom. Hier suchten sie sich einstweilen nützlich zu machen, indem sie dem dort stationierten Lehrer an die Hand gingen, hin und wieder das Wort Gottes verkündeten und Schüler für eine zu begründende Schule zu gewinnen suchten. Da die Leute dem Lehrer selbst sehr zugetan waren, hoffte man auch auf Erfolg; aber obgleich sie den Lehrer liebten, haßten sie doch Gottes Wort. Nach Verlauf eines Jahres hatte sich noch kein einziger zur Taufe gemeldet. Dagegen war in Otumi, aus dem der Lehrer und der erste Christ geflohen waren, inzwischen der Same des Wortes Gottes aufgegangen. Es kam auch dort die geschichtliche Tatsache zu ihrem Recht, daß geistige Strömungen sich nicht durch Gewaltmittel hemmen lassen. Elf Heiden hatten sich zur Taufe gemeldet.

In der Annahme, daß für Asuom eine frische Kraft nötig sei, nahm man einen Personenwechsel vor. Der Lehrer wurde durch Jakob Boapea ersetzt, aber durch die langwierigen beschwerlichen Umzüge beider Lehrer war Asuom einen Monat lang ohne Evangelisten gewesen, und als der neue kam, bemächtigte sich der Einwohner solch ein Grimm, daß eine Versammlung anberaumt wurde, um über Folgendes zu beraten: „Den ersten Lehrer habe man nicht verjagt, sondern ihn

geduldet; darum sei der zweite gekommen und nun werde Gottes Reich sich ausbreiten. Deswegen solle dieser lieber selbst gehen und nicht warten, bis man sich zusammenrotte, denn dann werde er gewiß auf Händen und Füßen in seine Heimat kriechen müssen, d. h. man werde ihn schlagen, bis er blind würde."

Die Feindschaft wurde noch geschürt durch ein anderes Ereignis. König Amoako Ata I., der grausame Potentat und Christenfeind, kehrte aus Lagos zurück, wohin er auf fünf Jahre deportiert worden war. Die englische Regierung hatte sich zu diesem Schritte veranlaßt gesehen, da die bittersten Klagen gegen den König geführt worden waren, Klagen über die schrecklichsten Mißhandlungen von Christen und Heiden, über die von der Regierung verbotene, aber vom König nichtsdestoweniger begünstigte Sklaverei, Klagen über grausame Ausbeutung der Untertanen, sodaß viele von Schulden fast erdrückt, sich das Leben nahmen oder als Pfand in die Sklaverei gingen. Der König kehrte aus seinem Exil zurück, aber nicht gedemütigt. Sein grausamer Sinn erfand neue, ihm entsprechende Gesetze, und Furcht und Schrecken ergriff die Gemüter. Fünf Jahre hatte man Frieden und Ruhe genossen, jetzt wurde der frühere Druck wieder ausgeübt. Eins aber hatte man sich gemerkt. Obgleich der König ein Erzfeind der Christen war, so hatte er nicht die gleiche Gewalt über diese, wie über die Heiden. Die Christen fanden in gerechter Sache einen Anwalt am Missionar, der mutig und unerschrocken dem mächtigen König in seiner Residenzstadt Kyebi entgegentrat. Um gegenüber den grausamen Gesetzen einigermaßen geschützt zu sein, meldeten sich acht junge Männer an ein- und demselben Tage zum Taufunterricht, und ihrem Beispiel wollten noch viele andere folgen. (Schluß folgt.)

Zum Bilde:

Japanische Landleute beim Mittagsmahl.

Man ist gegenwärtig gewohnt, meist nur kriegerische Bilder aus Japan vorgeführt zu sehen, denn seit das kleine Inselvolk im Kampf mit seinem russischen Gegner liegt, ist alles Interesse seinen militärischen Anstrengungen und glänzenden Waffenerfolgen zugewandt.

Unser Titelbild stellt dagegen eine sehr friedliche Szene aus dem japanischen Volksleben dar. Auf Reisstroh gemütlich hingelagert nimmt eine Bauernfamilie während der Reisernte ihr einfaches Mittagsmahl ein. Sie hat im Frieden auf heimischer Scholle ihre ländliche Arbeit

verrichten und den Ertrag ihres Reisfeldes einheimsen dürfen, während ihre Volksgenossen in der fernen Mandschurei blutige Arbeit tun müssen. Fleißig hat der Bauer mit den Seinigen den Morgen über die Sichel gehandhabt und den Reis auf der ausgebreiteten Strohmatte geworfelt. Jetzt kommt der Teekessel an die Reihe und mit Behagen nimmt man den erfrischenden Trank aus dem zierlichen Schälchen zu sich, während die Jungmannschaft zur Linken sich den Reiswein aus der tönernen Flasche zuführt. Möge recht bald allen Bewohnern des Inselreichs die Stunde des Friedens schlagen, in der die Schwerter wieder in die Scheide gesteckt werden und die Werke des Friedens blühen!

Missions-Zeitung.

Uganda. Die Ausbreitung des Christentums in diesem innerafrikanischen Gebiet schreitet rasch voran. Die ersten Taufen in Uganda fanden im März 1882 statt. Jetzt beläuft sich die Zahl der Christen im eigentlichen Ugandagebiet (nach einem Regierungszensus vom letzten Jahr) auf 212 669 römische Katholiken und 164 241 Protestanten. Zu der Gesamtbevölkerung von 717 535 Seelen gehören dann noch 40 346 Mohammedaner und 300 279 Heiden. Dieser Zensus schließt die benachbarten Distrikte, sowie die Königreiche Toro, Ankola, Bunyoro, Busoga u. a. nicht ein. Der Regierungszensus führt jedoch auch manche als Christen auf, die noch nicht getauft sind, ja nicht einmal Katechumenen sind. Von der englisch-kirchlichen Mission sind im letzten Jahr über 9000 Personen, darunter mehr als 6000 Erwachsene, in Uganda getauft worden. Dazu kommt noch ein großer Zuwachs in den umliegenden Gebieten. Kein Wunder, daß der leitende Bischof Tucker dringend um Verstärkung des Missionspersonals gebeten hat.

Südsee. Als der bekannte Missionar J. Calvert eines Tages gebeten wurde, einen Beweis für den Erfolg der Mission in kurzen Worten anzugeben, erwiderte er: „Als ich auf den Fidschi-Inseln landete, war es mein erstes Geschäft, all die Hände, Arme, Füße und Köpfe von 80 Opfern zu begraben, deren Körper an einem kannibalischen Feste geröstet und verzehrt worden waren. Ich habe es aber noch erlebt, daß dieselben Kannibalen, die an jenem unmenschlichen Feste teilgenommen hatten, sich am Tische des Herrn zusammenfanden.“ (Un. Fr. Ch. of Scotland.)

Siam. Auf die Vorstellungen der amerikanischen Missionare hin hat der König von Siam in seinem Lande alle Spielhöllen aufgehoben, obschon dieselben dem Staate bedeutende Einkünfte abwarfen. Aber da die Spielsucht große Kreise des Volkes erfaßt hatte und zur Pest für das Volksleben geworden war, hielt es die heidnische Regierung für ihre Pflicht, mit dem Uebel gründlich aufzuräumen, selbst auf Kosten des Staatssäckels.





Chinesische Teehütte.

Die Elfte Kontinentale Missionskonferenz in Bremen.

29. Mai bis 2. Juni 1905.

Unter der wachsenden Zahl der Missionskonferenzen in Deutschland steht die Kontinentale Missionskonferenz in Bremen einzig da. Sie tagt nur alle 3 bis 4 Jahre und ist wohl die kleinste von allen. Aber für das Missionsleben des europäischen Festlandes hat sie eine besondere Bedeutung. Die Bremer Konferenz ist eine Versammlung von Fachmännern, und so versammelten sich diesmal neben den selbständigen Missionsmännern, an deren Spitze Prof. Warneck steht, die Leiter und Vertreter von 26 großen und kleinen Missionsgesellschaften. Aus dem deutschen Reich waren 14 Missionsgesellschaften vertreten, aus Skandinavien, Finland, Holland, Frankreich und der Schweiz zusammen zwölf. Die Einigkeit, die die Mehrzahl der Missionswerke des Kontinents bei allen Verschiedenheiten verbindet, findet in dieser Bremer Vereinigung immer wieder einen schönen Ausdruck, und der vertraute Verkehr mit den Mitarbeitern aus den Schwestergesellschaften mag manchem Teilnehmer so viel wert gewesen sein wie die inhaltsreichen Verhandlungen.

Die Bremer Freunde haben uns so gastlich aufgenommen wie immer. Ein Abend im Hause des Vorsitzenden der Norddeutschen Mission bildete den Anfang, ein Mittagsmahl mit den Gastfreunden den Schluß der Konferenz. An zwei Abenden wurden wir je in einem Gemeindehaus freundlich bewirtet. Ihr eigentliches Heim aber fand die Konferenz auch diesmal in dem Gartensaal des Herrn Fritz Vietor. Das alte Landhaus mit seinem schönen Garten ist

längst von Straßen umgeben und bildet doch noch ein köstliches Stück Einsamkeit inmitten der Großstadt. Ganz der Ort für ernste geistige Arbeit.

Die erste geschäftliche Versammlung begann mit einer biblischen Ansprache von Missionsinspektor Haußleiter (Barmen) über Apg. 1,8: Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein. Die Ansprache selbst war ein Zeugnis, und gewiß sind alle Teilnehmer dafür dankbar gewesen. — Missionsinspektor D. Oehler übernahm den Vorsitz wie in früheren Jahren. Dann ging man an den ersten der sieben Beratungsgegenstände. Ueber diese geben wir zunächst einen Ueberblick, um dann nach freier Wahl noch bei einzelnem zu verweilen.

1. Wie treibt ein Missionar am besten die Erlernung der Sprache des Volkes, unter dem er arbeitet? Pastor Meinhof, Lehrer am Orientalischen Seminar, Berlin. — 2. Die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen Missionen. Prof. D. Warneck, Halle. — 3. Gewinnung und Ausbildung von Missionaren in der Heimat und auf dem Missionsfelde, mit Berücksichtigung der Anforderungen, welche die Gegenwart stellt. Missionsinspektor Bahnsen, Breklum. — 4. Wie soll die Verkündigung des Evangeliums durch Missionare beschaffen sein, damit sie Boden bei den Heiden finde? Missionsinspektor Dahle, Stavanger. — 5. Gewinnung, Eingliederung und Verwendung von Missionsschwestern. Missionsinspektor Schreiber, Bremen. — 6. Die Aufgabe der Mission im Blick auf die verschiedenen Motive des Uebertritts. Pfr. Miescher, Basel. — 7. Prinzipien und Praxis der Kirchenzucht in den heidenchristlichen Gemeinden. Missionsdirektor D. Buchner, Herrnhut.*)

I.

Mit großem Interesse wurde der Vortrag Pastor Meinhofs über das Sprachstudium angehört und besprochen. Das bedeutet, wie wir hoffen, einen Schritt weiter in der Richtung auf eine planmäßige Erlernung der Landessprachen mit allen Mitteln

*) Ein Protokoll mit den Vorträgen und der Diskussion erscheint im Buchhandel. Der Vortrag von Pfr. Miescher, der besondern Beifall gefunden hat, ist auch einzeln käuflich.

moderner Methode. Besondere Aufmerksamkeit widmete man der Elementarstufe des Sprachstudiums, namentlich der sprachlichen Schulung der jungen Missionare vor der Aussendung. Es gilt auf dieser Stufe, einerseits die Erlernung der Sprache des späteren Missionsgebietes vorzubereiten, andererseits die Fähigkeit zur Beobachtung und zum Verständnis fremder Sprachen im allgemeinen zu entwickeln. Da es sich um lebende Sprachen handelt, ist hier die Grundlage die Phonetik, d. h. die Lehre von der Lautbildung.*) Bei jedem uns fremdartigen Laut hat der Lernende die Aufgabe 1. den Laut mit dem Ohr genau zu erfassen, 2. sich darüber klar zu werden, durch welche Sprachwerkzeuge und durch welche Bewegungen dieser Laut hervorgebracht wird. Erst dann kann man die eigenen Sprachwerkzeuge gehörig erziehen. Auf demselben Weg genauer Beobachtung ist weiterhin auch die Grammatik und der Sprachgebrauch in Angriff zu nehmen. Das freilich in weiter Ferne liegende Ziel muß sein, die Sprache nach Lauten, Aufbau und Redewendungen so zu sprechen, wie die Landeskinder. Aller oberflächlichen Nachahmung, die so gern auf halbem Weg stehen bleibt, ist der Krieg erklärt.

So wenig wir dem jungen Missionar die nötige Selbständigkeit im Erlernen der Landessprache geraubt wissen möchten, so sehr begrüßen wir diese Forderung einer streng methodischen Arbeit und der Erziehung dazu schon im Missionshause. Hier liegen freilich große Schwierigkeiten, besonders für die Basler Mission, die in acht verschiedenen Sprachgebieten arbeitet und den Zöglingen erst kurz vor der Aussendung ihr Arbeitsfeld zuweisen kann. Eine Mission mit nur einem oder zwei Sprachgebieten kann ihre Zöglinge schon zu Hause mit der Sprache selbst beginnen lassen. Die Basler Mission kann zwar einzelne ihrer angehenden oder beurlaubten Missionare für ein Semester zu Meinhof nach Berlin schicken, und sie hat damit bereits begonnen; aber für das Missionshaus selbst kann es sich nur darum handeln, im allgemeinen die Zöglinge zu sorgfältiger, verständnisvoller Sprachbeobachtung zu erziehen. Diese Arbeit kann von zielbewußten Lehrern großen-

*) Schon J. G. Christaller hat sich mit der [illegible] beschäftigt; vgl. „Die Töne der Negersprachen und ihre Bezeichnung" [illegible] Inzwischen ist die Forschung fortgeschritten.

teils beim gewöhnlichen Unterricht in Deutsch, Englisch und alten Sprachen getan werden; dabei werden das Deutsche mit seinen Dialekten und das Englische für die Phonetik, die alten Sprachen für die Grammatik die reichste Ausbeute liefern. Um aber ganze Arbeit zu tun, müßte man am Ende des Kurses noch ein Jahr lang allgemeine Sprachwissenschaft als besonderes Fach treiben. Wir empfehlen einen Versuch in dieser Richtung, trotz des Bedenkens der Ueberlastung, das sich alsbald erheben wird. Noch besser wäre es freilich, wenn die angehenden Missionare vor der Aussendung noch ein bis zwei Semester das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin besuchen könnten. Aber hiegegen spricht entscheidend die Tatsache, daß die geistigen Kräfte der Missionszöglinge schon durch die übrige mehrjährige Ausbildung stark in Anspruch genommen sind und viele von ihnen durch eine weitere Belastung oder eine Verlängerung der Ausbildungszeit geistig überfordert würden. Der Aufenthalt in Berlin vor der Aussendung wird nur in besonders günstigen Fällen möglich sein. Dagegen werden sprachbegabte junge Missionare, die bereits im Lande die Anfangsgründe der Sprache bewältigt haben, den Kursus in Berlin während des ersten Erholungsaufenthalts mit Gewinn nachholen.

Beachtung verdienen drei Schwierigkeiten, mit denen der junge Missionar beim Sprachstudium auf dem Missionsgebiet zu kämpfen hat und die in der Besprechung erwähnt wurden: 1. Der Sprachwirrwarr auf vielsprachigen Stationen wie Mangalur oder Randschi. 2. Die von der Volkssprache mitunter stark abweichende, unter ausländischem Einfluß entstandene und daher sprachlich minderwertige Ausdrucksweise in den Christengemeinden. 3. Der Mangel an brauchbaren eingeborenen Sprachlehrern. — Auf den ersten Punkt ist bei der ersten Stationierung der Anfänger Rücksicht zu nehmen. Vor dem heidenchristlichen Jargon kann man sich nur retten durch fortgesetzten Verkehr mit der Literatur des Landes und vor allem mit der von europäischem Einfluß unberührten heidnischen Bevölkerung; die Missionare, die während einer ersten Arbeitsperiode einige Jahre Heidenpredigt treiben dürfen, haben die besten Aussichten.*) Dem dritten Uebelstand wäre nur durch

*) Die idiomatisch richtige Ausdrucksweise ist draußen fast noch wichtiger als eine gute Aussprache. Sie war z. B. die Stärke H. Bohners.

sprachwissenschaftliche Schulung eingeborener Gehilfen gründlich abzuhelfen; das setzt aber ältere Missionare voraus, die selbst diese Schulung besitzen und Zeit haben, sie andern mitzuteilen.

II.

Professor Warneck bezeichnete die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen Mission als ernst nach drei Seiten hin: 1. Die Einnahmen bleiben in bedrohlicher Weise hinter den Ausgaben zurück. 2. Es besteht die zunehmende Gefahr, daß die evangelische Mission durch die katholische in den deutschen Kolonieen überflügelt werde. 3. Unsere Missionskraft wird zersplittert durch die Gründung immer neuer kleiner Missionen, namentlich unter dem Einfluß der Gemeinschaftsbewegung.

Zur Erläuterung des zweiten Satzes sei nur bemerkt, daß die römische Mission nach Warnecks Angabe heute mehr als doppelt so viel europäische Arbeitskräfte in den deutschen Kolonieen hat, als die evangelische, und daß die römische Mission der evangelischen auch in jeder einzelnen Kolonie außer Kamerun an Arbeiterzahl überlegen ist. Rom scheint einmal wieder die Bedeutung des Augenblicks deutlicher zu erkennen als wir.

Zum dritten Satz bemerkt Warneck selbst: Die Gründung zahlreicher neuer Missionsorgane seit 15 Jahren bedeutet nicht eine Stärkung, sondern eine Schwächung der deutschen Missionskraft. Abgesehen von der Kraftzersplitterung, die sie bewirkt, trägt sie durch die Zerstörung der Arbeitsgemeinschaft eine Absonderung in die gläubigen Kreise hinein, die die gegenseitige Befruchtung aufzuheben droht... Die alten Missionen sollen tun, was sie können, um brüderliche Gemeinschaft mit den Gemeinschaften zu pflegen, und diese sollen sich als ein Salz und Licht unter uns gerade dadurch erweisen, daß sie statt durch Absonderung durch gemeinsame Arbeit das Werk des Herrn daheim und draußen gründen und fördern helfen. — Möchte diese warnende Stimme Gehör finden! Sehen wir recht, so ist der Gegensatz zwischen beiden Richtungen immer noch im Wachsen.

Der erste Satz ist bemerkenswert schon durch die allgemeine Konstatierung der Geldnöte. Zugleich sieht man, wie unm[illegible]
die Geldfrage in die prinzipiellen Missionsfragen hin[illegible]

Sind wir zu rasch gewesen in der Ausdehnung der Arbeit? Können wir sie einschränken? Können wir billiger arbeiten? Auf solche Fragen kann eine Konferenz keine runde Antwort geben; aber schon die Fragestellung ist bedeutsam. Man wird im allgemeinen alle drei Fragen verneinen müssen. Hat man je durch zu rasche Vorwärtsbewegung gefehlt, so könnte das wenigstens bei der Basler Mission nicht geschehen sein durch unbesonnene Uebernahme neuer großer Arbeitsgebiete, sondern nur durch zu schwachen Widerstand gegen das spontane Anschwellen der Arbeit, z. B. auf dem Gebiete des Schulwesens. Wir sind in der Defensive gegenüber den wachsenden Anforderungen und dürfen doch nie bloß die Geschobenen sein, sondern sollen Herren unserer Entschlüsse bleiben. Eine schwierige, versuchungsvolle Lage.

Können wir die Einnahmen in der Heimat steigern? Der Referent nennt sofort drei Dinge, die dies erschweren: 1. Eine zielbewußte Missionsgegnerschaft. 2. Die Schwächung der Missionsantriebe durch die moderne negative Theologie. 3. Die steigenden Ansprüche der inneren Mission. Er nennt auch die Mittel, womit diese Schwierigkeiten zu überwinden sind: Tüchtige literarische Arbeit, womöglich auch Beeinflussung der Tagespresse; ferner aktive Teilnahme an dem Kampf für die großen evangelischen Lebenswahrheiten, sorgfältige Pflege und bessere Organisation der heimatlichen Freundeskreise, Gewöhnung an regelmäßige Beiträge, geregelte Mitarbeit des Pfarramts und planmäßige Pflege der Mission im Kindergottesdienst. — Unseres Erachtens nimmt unter den heimatlichen Missionshindernissen noch heute die unselige religiöse Gleichgültigkeit selbst kirchlicher Kreise eine hervorragende Stellung ein. Es ist eine der wichtigsten und schwersten Aufgaben der auf landeskirchlichem Boden stehenden Missionsgesellschaften, so vollständig wie möglich die ganze Kirche mit allen Gemeinden und Gliedern für die Mission in Anspruch zu nehmen. Nicht bloß um des Geldes willen muß die Mission das tun; das Geld wird aus diesen Kreisen vorerst nur spärlich fließen. Aber so wenig ihnen das geistliche Amt das Wort Gottes vorenthalten darf, so wenig darf ihnen die Mission die Pflicht der Kirche gegen die Heidenwelt verschweigen; sie würde damit ihre eigene Pflicht an der Kirche versäumen. Es bedarf hiezu für die Mission noch einer gewaltigen Arbeit und vieler geschickter Helfer, namentlich im

Pfarramt. Dabei darf sie sich nicht verbergen, daß mit dem Hineintreten in jene weiteren Kreise immer die Gefahr geistlicher Verflachung verbunden ist. Aber die Gefahr kann abgewendet werden, vor allem dadurch, daß die Mission mit ihrer Werbetätigkeit unablässig eine energische Darbietung des Evangeliums verbindet; das erhält ihre Arbeiter geistlich frisch.

Endlich fordert Warneck nachdrücklich eine Steigerung der Einnahmen auf den Missionsgebieten, sowohl durch direkte Leistungen der Gemeinden als durch landwirtschaftliche und gewerbliche Betriebe. Gehen wir noch einen Schritt weiter, so lautet die Forderung: Beschränkung der Ausgaben für die alten Gebiete, und neben der Erhöhung der lokalen Einnahmen würde es sich dann hauptsächlich um die Vereinfachung des Missionsapparates handeln. Diese letzte Frage ist in der Basler Mission, die mit einem verhältnismäßig zahlreichen europäischen Personal arbeitet, namentlich hinsichtlich der Goldküste öfter berührt, aber jedesmal bald wieder verlassen worden. Es ist schwierig und gefährlich, eine so alte, vielfach bewährte Praxis zu ändern, und wo unsere Kollegen englischer Zunge mitunter zu rasch bei der Hand sind, sind wir Deutsche leicht allzu bedächtig. Wir werden trotzdem noch dran glauben müssen, gezwungen durch das Wachstum des Werkes nach außen.

Für den Augenblick hat die reiche Fülle von Gedanken, die Professor Warnecks Vortrag darbot, nur an einem kleinen Punkte zu einem greifbaren Ergebnis geführt. In einer Abendstunde wurde nämlich noch besonders über die Verbindung von Mission und Kindergottesdienst*) gesprochen. Pastor Zauleck (Bremen), Inspektor Schreiber (Bremen) und Pastor Paul Richter (Werleshausen, Bez. Magdeburg) traten zusammen als ständige Kommission zur Pflege dieser Verbindung. Zu ihren Aufgaben soll die Versorgung der Kindergottesdienst-Blätter mit Missionsstoff gehören; das Material ist an Pastor P. Richter zu schicken. Im übrigen wird es auch hier darauf ankommen, was die einzelnen Gesellschaften aus den empfangenen Anregungen machen. Beachtens-

*) Als Grundlage diente der Vortrag von Pastor Zauleck in der Allg. Missions-Zeitschrift (Mai 1905), dessen Studium wir unsern Lesern warm empfehlen.

wert ist, daß Berlin I ein Siebtel seiner Jahreseinnahme, d. h. mehr als Mk. 100 000, durch Kinder erhält und daß das monatliche Kinderblatt dieser Gesellschaft, das unentgeltlich verteilt wird, in 152 000 Exemplaren gedruckt wird. Auch das Kinderblatt der Leipziger Mission, für das grundsätzlich Bezahlung verlangt wird, hat jetzt eine Auflage von mehr als 100 000. Festhalten wollen wir endlich das Wort von Pastor Zauleck: Ich bedaure jedes Missionsfest, das nicht mit einem Kindergottesdienst beginnt.

III.

Die Gewinnung und Ausbildung der Missionare, worüber Inspektor Bahnsen redete, ist immer eine der wichtigsten Missionsfragen gewesen und ist es heute in hervorragendem Maß. Auf der einen Seite die gewaltig steigenden Anforderungen der Missionsgebiete, auf der andern die Scheidung der Geister innerhalb der Christenheit macht das Problem heute besonders ernst.

Wir danken Inspektor Bahnsen die Entschiedenheit, womit er die unentbehrliche Grundlage aller Missionsarbeit, das persönliche Leben aus Gott, betont hat: Gott will noch heute, wie in den Tagen der Apostel, zur Bekehrung der Menschen nur bekehrte Menschen gebrauchen. Hiemit ist zunächst der heimischen Missionspredigt ihre Richtung gegeben. Sie muß unter beständiger Schärfung des Missionsgewissens überwiegend Bekehrungspredigt, unsere Missionsfeste müssen heute wie vor 50 Jahren rechte Evangelisationsfeste sein. Geschieht das, so wird die geistlich lebendige Missionsgemeinde auch die richtigen Missionare hervorbringen. Ferner ergibt sich daraus der oberste Grundsatz für die Ausbildung der Missionare. Je verschiedener und mannigfaltiger die Aufgabe des Missionars ist, umsomehr ist das Hauptziel der Ausbildung in der Ausgestaltung der christlichen Persönlichkeit zu suchen, damit der Missionar später weder unter der Einsamkeit noch unter der Vielseitigkeit seines Berufs an seinem inwendigen Menschen Schaden leide. — Inspektor Bahnsen hat nachträglich bemerkt, ihm scheine, daß man in manchen Kreisen Skandinaviens mit dieser geistlichen Vorbereitungsarbeit tiefer gehe, als in Deutschland. Wir können uns aber auch in Deutschland und der Schweiz kein Missionshaus denken, wo man der Forderung Bahnsens nicht von Herzen zu-

stimmte. Dagegen ist man sich, wie wir fürchten, der von Bahnsen bezeichneten Aufgabe der heimischen Missionspredigt und besonders der Missionsfeste weniger allgemein bewußt.

Aus der lebhaften Besprechung, die sich an Bahnsens Vortrag anschloß, heben wir drei Punkte hervor:

1. Ist es richtig, die Zöglinge der Missionsseminare unentgeltlich auszubilden? Bisher hat dies als Regel gegolten. Die Besprechung zeigte aber deutlich das Streben, von dieser Gewohnheit loszukommen. Berlin I, Leipzig und Neudettelsau, die dänische Mission, seit einigen Jahren auch die Brüdergemeine, lassen ihre Zöglinge womöglich etwas bezahlen. Basel hat in derselben Richtung wenigstens einen kleinen Schritt getan, indem es den Zöglingen während des ersten Jahres keine Kleidung mehr gibt. Die Schwierigkeit wird immer bleiben, daß manche Zöglinge, vielleicht ganz tüchtige Leute, mittellos sind oder aus Familien stammen, die der Mission fernstehen, denen man also keine Opfer zumuten kann. Man muß also dabei stehen bleiben, nur von den besser gestellten Zöglingen ein Kostgeld zu verlangen; dies führt aber zu immer neuen Auseinandersetzungen und fast unvermeidlich zu einer schwankenden Praxis. Oder man muß die Einrichtung treffen, daß für die, die nicht selbst zahlen können, irgend ein Kreis von Missionsfreunden bezahlt; zugleich ein gutes Mittel zur Förderung des Missionsinteresses. Aber es würde dadurch der Missionsleitung erschwert, minder geeignete Zöglinge wieder zu entlassen. Auch der ideale Einwand hat sein Recht, daß die jungen Männer, die mit Verzicht auf irdischen Erwerb ihr Leben der Mission weihen, billig von der Mission ihre Ausbildung erwarten dürfen. Uns scheinen aber die erzieherischen Gründe doch gegen die Unentgeltlichkeit den Ausschlag zu geben. Und unter den Zöglingen selbst dürfte mancher sein, der es in berechtigtem Ehrgefühl vorzöge, wenigstens teilweise für die Kosten seiner Schulung aufzukommen.

2. Dürfen wir in absehbarer Zeit einen nennenswerten Zuwachs an akademischen Theologen erwarten? Inspektor Bahnsen verneinte die Frage im Blick auf den heutigen Stand der Theologie. In der Besprechung zeigte sich aber, daß man anderwärts doch hoffnungsvoller auf die Universitäten blickt. Tatsache ist, daß der Zuzug der akademischen Theologen zur Mission seit Jahren wächst; auch der befürchtete Theologenmangel wird daran

nicht viel ändern. Tatsache ist ferner, daß die Basler Mission mit ihren Theologen hinsichtlich ihrer Theologie noch keine Schwierigkeit gehabt hat, und die verwandten Missionen haben sicherlich im ganzen dieselbe Erfahrung gemacht. Es ist zwar in der Konferenz mit Recht daran erinnert worden, daß auch die positive Theologie mit schweren Fragen ringt, Fragen, die heute in der Luft liegen, und die man auch von den geistig regeren Missionszöglingen unmöglich ganz fernhalten kann. Aber das darf uns nicht irremachen. Der oft so lange, heiße Kampf mit den Zweifeln unserer Zeit ist nicht nur eine Übung für die natürlichen Geisteskräfte, sondern kann auch zur hohen Schule des Glaubens werden, worin wir lernen, auch im Dunkeln festzuhalten an unserm Gott und an dem Heiland unserer Kindheit; und die persönliche Erfahrung von Sünde und Gnade ist mitten in den Jahren der Gärung möglich. Wer in Christus seinen Retter (wirklich Retter) vom Verderben hat, besitzt die Haupteigenschaft zum Missionar. Hat er sich um diesen Besitz tüchtig wehren müssen, so wird er ihn umso fester besitzen und umso besser anzuwenden wissen. Es sind nicht die schlechtesten Streiter, die im Kampf um ihr eigenes Leben die Waffen brauchen gelernt haben.

3. Der geistige Kampf auf den Missionsgebieten wird immer vielseitiger und heftiger. Es ist bekannt, wie rasch sich viele Japaner den europäischen Unglauben zu eigen gemacht haben und wie sie nun andere damit zu beglücken suchen. Die Gehilfen der Rheinischen Mission in China haben ihren Missionaren den Vorwurf gemacht, daß man sie nicht genügend ausrüste zur Abwehr derartiger Lehren. Auch Indien steht bereits unter dem Einfluß Japans, gehen doch nach Japan schon Hunderte von indischen Studenten. Außerdem weiß sich aber Indien direkt von Europa aus zu versehen. Letztes Jahr hat bei einem Übertritt in einem gar nicht sehr fortschrittlichen Teile Indiens Delitzsch's Babel und Bibel eine Rolle gespielt. Das altindische Heidentum tritt in neuen Formen auf den Kampfplatz, während gleichzeitig und auf demselben Boden eine Auseinandersetzung mit dem Islam vor sich geht. Eine neubuddhistische Bewegung greift besonders in Ceylon um sich; ja der Buddhismus hat durch seine Missionsstation in Leipzig sogar Deutschland in Angriff genommen. Nehmen wir dazu noch den Kampf mit dem Islam und dem Äthiopismus in

Afrika — gegen wie viele Gegner hat heute die Mission Front zu machen!

Besonders dringend fand man die Abwehr des neubuddhistischen Angriffs. Die Konferenz sprach den Wunsch aus, es möchte zu diesem Zweck von einem berufenen Manne ein gutes apologetisches Buch geschrieben werden. Wir unterstützen diesen Wunsch, wollen aber über dem einzelnen Desiderium den Ernst der gesamten Lage nicht vergessen. Im engsten Kreise haben wir sie ja schon lange gekannt, aber wir haben vielleicht noch zu wenig die allseitigen Folgerungen daraus gezogen. Der weitere Kreis, selbst der Missionsfreunde, hat noch wenig Notiz davon genommen.

Was können wir tun? Vor allem müssen wir uns die Lage möglichst klar machen. Zu diesem Zweck müssen uns die Missionare, wie es einige jetzt schon tun, über die großen geistigen Zeitbewegungen beständig unterrichten. Was sie uns mitteilen, müssen wir durch die Missionsliteratur weiter bekannt machen, und die Missionsfreunde, die dazu imstande sind, müssen es als ihre Pflicht ansehen lernen, diese Bewegungen denkend und betend zu verfolgen. Weiter muß die klar erkannte Zeitlage auf die Auswahl und Vorbereitung der künftigen Missionare einwirken. Bei der Auswahl der Leute mag eine Erhöhung des Mindestmaßes nötig sein. In der Vorbereitungszeit, sei es auf der Universität oder im Missionshaus, hat sich das Studium von Geographie, Geschichte, Kirchengeschichte, Religionsgeschichte 2c. der Zeitlage anzupassen. Hauptsächlich aber müssen ihr die Missionsleitungen in der Auswahl neu zu besetzender Punkte und in ihrem ganzen Kräftehaushalt Rechnung tragen. Manches, was sonst als nötig erschiene, wird jetzt auf die Stufe des nur Wünschenswerten herabsinken, und manches bisher ferner Liegende zum kategorischen Imperativ werden.

Aus dieser Besprechung über Gewinnung und Ausbildung der Missionare und über den heutigen geistigen Kampf in der Heidenwelt ist die Erklärung der Konferenz gegen eine gewisse Richtung in der heutigen Theologie*) hervorgegangen. Psycho-

*) Die Erklärung lautet: Die vom 29. Mai bis 2. Juni 1905 in Bremen tagende Missionskonferenz spricht als Vertreterin von 26 evangelischen Missionen des europäischen Kontinents ihr schmerzliches Bedauern darüber aus,

logisch vorbereitet war sie schon durch die Ausführungen von Professor Warneck über die heutigen Schwierigkeiten der deutschen evangelischen Mission. Es ist gut, über diese ihre Entstehung im klaren zu sein. Es handelte sich für die Konferenz nicht um eine Einmischung in den Streit der Theologen, sondern um die Wahrung der eigensten Lebensinteressen der Mission. Von hier aus sollte die Erklärung auch ihren Kritikern verständlich sein. Im übrigen können wir nur bitten, sie recht genau zu lesen.

IV.

Der Vortrag Pfarrer Mieschers über **die Aufgabe der Mission im Blick auf die verschiedenen Motive des Übertritts** hat zu keiner prinzipiellen Auseinandersetzung geführt; dafür war man in der Sache zu einig. Aber er wurde besonders dankbar aufgenommen als aus der Erfahrung eines Mannes fließend, der unablässig mit praktischen Missionsfragen umgeht und zugleich in reicher seelsorgerlicher Tätigkeit steht. Es kann nicht ausbleiben, daß sich einem solchen gerade die geistlichen Fragen des Missionsbetriebs in eigentümlichem Lichte darstellen.

Wer die Berichte irgend einer Mission zur Zeit einer größeren geistigen Bewegung *) aufmerksam gelesen hat, ist mit dem Problem des Vortrags vertraut. Die Freude über die Scharen, die sich bekehren, ist ihm zwar nicht ganz geraubt worden, denn es gibt wirkliche Bekehrungen, aber er ist behutsam geworden und würde

---

daß durch die planmäßige Verbreitung einer Theologie, welche die fundamentalen Heilstatsachen entwertet oder gar leugnet, ja selbst die Einzigartigkeit der Offenbarung Gottes in Christo und damit die Absolutheit der christlichen Religion in Frage stellt, die Missionsarbeit daheim und draußen gestört und erschwert wird. Im Blick auf ihre Erfahrung bis zur Gegenwart und auf die Geschichte der christlichen Mission erklärt die Konferenz, daß allein dem unverkürzten, von der heiligen Schrift bezeugten, apostolischen Evangelium von dem für die Sünder gekreuzigten und auferstandenen Sohn Gottes die Kraft zur Rettung und Erneuerung der Menschheit innewohnt. Eine Verkündigung, die diese Grundlage preisgibt, setzt sich in Widerspruch mit der Geschichte der christlichen Kirche, beraubt sich selbst ihres göttlichen Rechtes gegenüber den Völkern der Menschheit und verschließt sich die Quelle ihrer Kraft.

*) Wir erinnern z. B. an die Geschichte der Basler Mission in Malabar während der neunziger Jahre und an die letzten 8—10 Jahre in China.

den hohen Namen nicht mehr jedem Übertritt beilegen. Wie unendlich verschieden sind die Gründe, aus denen die Leute Christen werden wollen! Die Heiden sind verhältnismäßig selten, die mit klarem Bewußtsein in Christo Vergebung ihrer Sünden und Frieden mit Gott suchen. Wir lassen aber auch die noch gerne gelten, die sich nach Befreiung von der Geisterfurcht oder von der heidnischen Lieblosigkeit gesehnt haben und nun im Christentum Ruhe und einen höheren Lebensinhalt suchen. Aber was sollen wir von denen sagen, die zunächst gar nicht Hilfe von Gott, sondern den irdischen Nutzen der Mission suchen? Ihre Zahl ist groß, zumal unter den niedern Klassen Indiens, die vom Übertritt eine gesicherte Existenz und eine höhere soziale Stellung zu erwarten haben, und unter den Chinesen, die oft so froh wären über einen einflußreichen Anwalt in ihren Prozessen. Aber es gibt auf allen Missionsgebieten solche Fälle in den verschiedensten Variationen.

Wie hat sich die Mission gegen die Kommenden zu verhalten? Als erste Forderung stellt der Referent auf, niemand zurückzustoßen, sondern in allen, die kommen, eine von Gott gestellte Aufgabe zu erkennen. Diese Aufgabe kann man aber nur lösen, wenn man die Beweggründe der Leute durchschaut; dazu zu gelangen, ist oft äußerst schwierig. Daß irdische Berechnungen (die Bibel nennt sie Heuchelei) nicht der Weg zur Jüngerschaft Jesu sein können, darüber ist kein Zweifel zu lassen; in solchen Fällen ist die Zurückweisung eine Liebespflicht sowohl gegen die Kommenden wie gegen die Gemeinde. Der rechte Seelsorger wird freilich versuchen, unlautere Taufbewerber so zurückzuweisen, daß zugleich ein höheres Verlangen in ihnen geweckt wird. Wo Geistliches und Weltliches gemischt erscheint, ist das geistliche Verlangen zu vertiefen und das weltliche in die rechten Grenzen zu weisen. Die Taufe soll nicht vorschnell gewährt werden; doch wird auch da, wo man sie gibt, der Macht des Geistes Christi, der in seiner Gemeinde wirksam ist, noch vieles überlassen werden müssen. Auch der Missionar hat an dem Neugetauften noch ganz besondere Aufgaben, und die Gemeinde nicht minder. Gerade um der Neulinge willen sind einzelne lebendige christliche Persönlichkeiten in den heidenchristlichen Gemeinden so dringend nötig.

Wir möchten gerade die Ausführungen Pfarrer Mieschers auch für die weitere Missionsgemeinde recht verwertet wissen.

Beim Basler Missionsfest ist es wieder ausgesprochen worden, man möge doch die Missionsfreunde auch an den Nöten und Sorgen der Mission teilnehmen lassen. Unsere Taufbewerber bilden nur zu oft eine dieser Nöte. Möchte der Vortrag Pfarrer Mieschers, illustriert durch Beispiele aus unseren Blättern und Jahresberichten, fleißig zu Missionsstunden verarbeitet werden. An den Verfasser richten wir auch hier die Bitte, er möchte zur Ergänzung des in Bremen Gesagten recht bald auch seinen Heinrichsbader Vortrag über die Bekehrung beim Heiden und beim Christen der Oeffentlichkeit übergeben.

Eine Aufgabe der Bremer Konferenz ist es, von dem Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen den Bericht über seine Tätigkeit zu empfangen und den Ausschuß für die Zeit bis zur nächsten Konferenz neu zu bestellen. Prof. Warneck, der verdiente Vorsitzende des Ausschusses, hat gesundheitshalber austreten müssen. Den Vorsitz führt jetzt Missionsdirektor D. Buchner in Herrnhut; die übrigen vier Mitglieder sind Inspektor Haußleiter (Barmen), Inspektor D. Merensky (Berlin I), Inspektor D. Oehler (Basel), Direktor D. v. Schwartz (Leipzig). Der Ausschuß ist das Aktionskomitee der in Bremen vertretenen deutschen Gesellschaften (Basel eingeschlossen) zur Wahrung gemeinsamer Interessen. In seine Kompetenz gehören alle Fragen, die für die gesamte deutsche Mission grundsätzliche Bedeutung haben oder erlangen können. Er verhandelt z. B. mit der deutschen Kolonialregierung über prinzipielle Fragen der kolonialen Schulpolitik. In ihren innern Angelegenheiten ist natürlich jede Gesellschaft völlig selbstständig, und auch in gemeinsamen Fragen ist und bleibt der Zusammenschluß durchaus freiwillig, wiewohl keine Gesellschaft ohne zwingende Gründe gegen den Rat des Ausschusses handeln wird. Wir haben allen Grund, uns dieses Einheitsbandes zu freuen und den Mitgliedern des Ausschusses für ihre Mühe dankbar zu sein.

Die öffentliche Missionsversammlung in der Liebfrauenkirche am Himmelfahrtsfest verdient nach zwei Seiten vorbildlich zu werden. Nach einer Einleitung Inspektor Schreibers von Bremen haben die Leiter von sechs verschiedenen Missionen je über ihr Werk berichtet. Die Versammlung dauerte zwei Stunden. Hätte sie drei gedauert, man hätte mehr gehört, aber schwerlich

mehr behalten. Wie viele unserer Missionsversammlungen leiden unter ihrer Länge, weil die Reden zu sehr ins Breite gehen! Die Missionsdirektoren in Bremen haben den Beweis geliefert, daß man kurz sein und doch viel sagen kann. Dazu gehört freilich eine Rededisziplin, die wir im allgemeinen erst lernen müssen.

Nicht weniger hat uns diese Versammlung imponiert durch ihre innere Einheit. Die meisten Missionsfeste sind zu wenig innerlich vorbereitet. Die Redner treten zu wenig als Einheit vor die Festgemeinde, die Vorträge passen zusammen oder passen auch nicht, weil keiner von den andern weiß, was sie sagen werden. Hier wurden wir wahrlich weit herumgeführt; wir kamen nach Sumatra und nach Indien, nach Madagaskar und Afrika. Aber durch die sechs Berichte zog sich ein zuvor vereinbarter gemeinsamer Grundgedanke hin. Ohne Einheit des Geistes wäre dies freilich nicht möglich gewesen.

Dieser gemeinsame Grundgedanke war: Die Vorwärtsbewegung der evangelischen Mission. Tole, d. h. Vorwärts! war das letzte Telegramm des verstorbenen Inspektors Dr. Schreiber in Barmen an die Missionare auf Sumatra. Es ist ein Zeichen der Missionszeit, daß wir trotz aller Bedrängnisse dieses kühne Wort wählen dürfen, um kurz und bündig die heutige Lage der evangelischen Mission zu bezeichnen. F. Würz.

Die Aufgaben eines Missionars in China.

Von Miss. Martin Maier.

(Fortsetzung)

III.

Aus dem in den beiden vorangehenden Abschnitten Gesagten ist ersichtlich, worin die Aufgaben eines Missionars in China bestehen: in der Überwindung der verschiedenen Schwierigkeiten, die sich dort der Aufnahme des Evangeliums entgegenstellen.

und in der Ausnützung bezw. Verwertung der für die Mission günstigen Faktoren. Wie greift er dies nun an? Wie treibt er Mission?

Eine in Ostasien bekannte Persönlichkeit gab vor einigen Jahren den Missionaren den Rat, sie sollen in China Schulen eröffnen, Spitäler errichten, Zeitungen herausgeben, überhaupt westliche Kultur verbreiten, das sei eine dankbarere und nützlichere Aufgabe als mit Bibelsprüchlein im Lande umherzuziehen; mit diesen bekehre man ein Volk, wie die Chinesen, wahrlich nicht! Dieser, wenn auch wohlgemeinte Rat ist ziemlich billig; er hat genau soviel Wert, wie wenn man einer modernen Armee sagen wollte: sie dürfe, wenn sie zu Felde ziehe ja nicht vergessen Waffen und Munition mitzunehmen. Solche Ratschläge zeigen aber auch, wie wenig Kenntnis von Mission diese Leute haben. Als ob man das den Missionaren erst sagen müßte, daß sie mit ihrer Arbeit die Errichtung von Schulen, Spitälern rc. verbinden müssen, als ob man in der Mission die Wichtigkeit und Notwendigkeit solcher Institute nicht schon längst erkannt hätte! Ganz gewiß, die Mission kann nicht ohne Schulen, Druckereien und Spitäler sein und sie hat diese auch bereits überall, wo sie tätig ist. So hat eine der Missionsdruckereien in Shanghai allein in einem Jahr 46 Millionen Seiten gedruckt. Die Mission unterhält außerdem noch Findelhäuser, Waisenhäuser, Opiumasyle, Blinden- und Irrenhäuser. Auch Verbesserungen in Agrikultur, Obstbau, Forstpflege, desgleichen industrielle Unternehmungen gehen von ihr aus. Aber auch die verachteten Bibelsprüchlein kann sie nicht entbehren, ja diese am allerwenigsten, denn sie erst sind „der Hammer, der Felsen zerschmeißt,“ ein Balsam aber auch für das „geängstete und zerschlagene Herz.“ Und diese Kraft, zu verwunden und zu heilen, offenbaren sie auch bei „einem Volk wie die Chinesen“. Und darum müssen sie, muß die Botschaft von Jesus, dem Sünderheiland, in der Mission allem andern vorangestellt werden. Wo dies der Fall ist, wo die Verkündigung des Wortes als Hauptaufgabe angesehen wird, wird die Mission dann ganz von selbst auch eine Kulturmission erfüllen. Und tatsächlich sind ja auch die Missionsstationen, ganz wie bei uns zu Beginn der christlichen Ära die Klöster, überall Pflanzstätten christlicher Gesittung und christlicher Kultur.

Und so nennen wir unter der verschiedenartigen Arbeit eines Missionars an erster Stelle die Predigttätigkeit. Man unterscheidet hier zwischen Gemeindepredigt und Heidenpredigt.

Überall da, wo an einem Ort eine kleinere oder größere Zahl von Christen gewonnen sind, schließen sich diese zu einer Gemeinde zusammen. Jede Missionsstation weist neben der Muttergemeinde noch einen mehr oder weniger großen Kranz von sogenannten Außenstationen, Filialen, auf. Diese Gemeinden nun hat der Missionar mit Unterstützung seiner eingeborenen Gehilfen als Prediger und Seelsorger zu bedienen. Jeden Sonntag findet in den verschiedenen Kapellen Gottesdienst statt, und zwar vormittags Hauptgottesdienst und nachmittags Kinderlehre. Diese Gottesdienste unterscheiden sich von denen hierzulande nur dadurch, daß fast immer auch Heiden anwesend sind, darunter Leute, die an diesem Tag zum erstenmal gekommen sind. Dadurch wird oft nicht nur die Stille und Ordnung während der Feier ganz merklich beeinträchtigt, sondern auch die Sammlung und Andacht der übrigen Zuhörer wird gestört. Diese Heiden wissen ja nicht, daß man sich hier stille zu verhalten hat, sie wissen überhaupt nicht, um was es sich hier handelt. Sie hatten auf dem Felde in der Nähe gearbeitet und plötzlich aus der „Jesuslehre-Halle" merkwürdige Töne vernommen — den Gesang. Es interessierte sie einmal zu sehen, was da drin eigentlich getrieben werde. Und so kamen sie herein. Oder sie schritten gerade mit einer Last an der Kapellentüre vorüber. Da sahen sie die Inschrift über derselben, sahen auch wie da Leute hineingehen. Schnell stellen sie ihre Bürde ab und drängen sich auch herzu. Mancher bleibt nur unter der Türe stehen, andere treten ein, einige Beherztere dringen sogar bis zur Kanzel vor. Die Leute machen auch nicht gerade einen sonntäglichen Eindruck. Was wissen sie von einem Sonntag! Und wenn hier auch das „hochzeitliche Kleid" Vorschrift wäre, dann müßte gar mancher hinausgewiesen werden. Der eine hat ein Stück Acker mit zur Kirche gebracht; seine nackten Füße, Rock und Hose ermöglichen geologische Studien. Der Rock des andern zeigt Naturfarbe — die bloße Haut. Ein dritter erscheint mit brennender Pfeife oder mit einem Stück Zuckerrohr im Mund. Seine gesunden, starken Zähne bearbeiten dieses so geräuschvoll, daß alle Köpfe sich nach ihm wenden. Oder es kommen mehrere zusammen herein un

führen die auf der Straße begonnene Unterhaltung weiter, und nicht im Flüsterton. Andere stehen ein wenig da herum, staunen und gaffen — plötzlich brechen sie in schallendes Gelächter aus. Die Sache kommt ihnen so komisch und spassig vor, daß sie nicht mehr an sich halten können. Da darf dann der Prediger auf der Kanzel sich nicht drausbringen lassen, auch darf er nicht aufgeregt werden. Er darf auch nicht abhängig sein vom Manuskript, und nicht stecken bleiben. Immer muß er Herr der Situation bleiben; vor allem aber muß er elastisch genug sein, um eventuell seiner Predigt eine andere Wendung geben zu können, mit Rücksicht auf die an der Türe und in den Gängen stehenden Heiden, damit auch diese etwas mitbekommen.

Zur Zeit des Examens stellten sich in unserer Kapelle in Ka-yin-tschu jeden Sonntag auch eine Anzahl Studenten im Gottesdienst ein. Sie kamen natürlich nicht in der Absicht das Evangelium zu hören, wenigstens gilt dies von den meisten, sondern man hatte ihnen gesagt, draußen vor dem Westtor, da wohne ein Fremder, der halte heute eine Rede, und da versammeln sich die Christen, es gehe da merkwürdig zu — —. Und so kamen sie denn in mehreren Haufen angepilgert. „Sie wollten sich den Rummel einmal ansehen," hatten sie beim Weggehen ihren Freunden gesagt. Und wie manche das Lokal der Heilsarmee einmal betreten — genau mit den gleichen Gefühlen und Absichten erschienen sie in unserer Kapelle. Man sah deutlich, wie ihnen der Schalk im Nacken saß und wie es ihnen gleichsam in allen Fingern juckte. Das mußte ein köstlicher Spaß werden!

Ich durchschaute die jungen Leute natürlich, und so war es mir ein Anliegen, daß der Spaß für sie in Ernst verkehrt werden möchte. Mit der stillen Bitte zum Herrn, er möge mir die rechten Worte in den Mund legen, schlug ich den Text auf: „Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber Einer erlanget das Kleinod? Laufet nun also, daß ihr es ergreifet." (1. Kor. 9. 24.) Ich las diese Worte langsam und laut vor, so laut als meine Lungen mir dies gestatteten. Die Wirkung war die gewünschte. Unwillkürlich reckten sich die Hälse, drehten sich die Köpfe. Ach so! — dort oben stand einer! Und sieh nur, das ist ja der Fremde! Und hatte er nicht etwas gesagt? Jawohl! Was hatte er nur gesagt? Alle hatten ihr Gesicht jetzt mir zugekehrt. Der spöttische Zug in demselben hatte in Staunen und Neugier umgeschlagen. Ich überließ heute meine Christen ein wenig sich selbst und wandte mich vorwiegend an

die Studenten. Diese konnten mir davonlaufen, was ich bei den andern nicht zu fürchten brauchte.

„Wißt ihr", unterbrach ich die Stille, „von wem das Wort ist, das ich eben gelesen habe?" Die jungen Herren stießen sich gegenseitig an und sprachen zusammen. Andere verzogen geringschätzig den Mund — wie sollten sie wissen, wer das gesagt hatte; jedenfalls kein Chinese, sonst müßte es ihnen bekannt sein. „Dieses Wort", fuhr ich fort, „stammt von einem früheren Studenten; der hat Paulus geheißen. Und dieser Paulus war ein begabter Student, ein glänzend begabter. Er studierte unter dem berühmtesten Professor seiner Zeit und er hat alle Examina mit Auszeichnung bestanden." Jetzt wurden die Hälse meiner Zuhörer noch länger. Das war ja mehr als sie erwartet hatten! Und da es doch eigentlich nichts zum Lachen war, was ich gesagt hatte, so schauten die Herren jetzt eher ein wenig beschämt drein. Meine Sicherheit hatte sie etwas weniger keck werden lassen. „Ihr seid gegenwärtig im Examen", setzte ich nach einer kleinen Pause wieder ein, „also wird es euch vielleicht interessieren zu hören, was dieser Paulus, dieser ehemalige Student, übers Examen zu sagen weiß." Und ob sie das interessierte! Die Vorderen — sie waren bis jetzt alle noch in den Gängen herumgestanden — setzten sich schon langsam in die Bänke, und auch die Hinteren und Hintersten folgten auf meine Bitte ihrem Beispiel. Nun saßen sie in den Stühlen und waren bereit zu hören; der Kontakt war jetzt hergestellt.

Und nun fing ich an: „Seht, was dieser Paulus hier vom Schrankenlaufen sagt, das geht auf die isthmischen (gymnastischen) Spiele der Griechen, eines Volkes, das weit im Westen wohnt und dessen Kultur im Altertum einen hohen Blütestand erreicht hatte. Diese Spiele fanden alle zwei Jahre bei der Stadt Korinth statt und waren auch so eine Art Examen. Ihr Chinesen habt etwas Ähnliches, ihr nennt es „khau wu"; wir Deutschen sagen dafür: Turnen, Preisturnen. Bei diesem Examen zeigt sich, wer stark und gewandt ist, und der Lohn war bei den Griechen ein Fichtenkranz. Auch bei euch in China und ebenso bei uns gibt es Prämien. Dies ist die erste Art von Examen, von der Paulus redet. Eine zweite Art, die er auch gut kannte, ist das wissenschaftliche Examen, „khau wun", wie ihr sagt. Um dieses zu machen seid auch ihr nach Ka-yin-tschu gekommen. Bei diesem Examen stellt sich heraus, wer begabt oder unbegabt ist, und der Lohn ist hier der Doktorhut, und ich hoffe und wünsche, daß auch ihr in diesen Tagen alle mit einem solchen geschmückt werden möchtet. Doch nun gibt es noch ein drittes Examen. Dieser Paulus vergleicht dasselbe mit dem Schrankenlaufen und er sagt, dieses Examen sei weit wichtiger als die beiden ersten. Wa-

ist das wohl für ein Examen?" Die Studenten sehen einander an, sie können sichs nicht denken, was ich meine. Fragend und voll Spannung wenden sie die Blicke wieder mir zu. „Ich will es euch sagen", fuhr ich fort. „Bei diesem Examen handelt es sich nicht um Gewandtheit und Begabung, sondern um etwas ganz anderes — viel Wichtigeres. Es zeigt sich diesmal, wer gut und wer bös ist. Der dies entscheidet, das ist Jesus, von dem in dieser Kapelle jeden Sonntag erzählt wird, und dessen Namen ihr auch über der Eingangstüre gelesen habt. Er ist bei dieser Prüfung der Examinator, und er läßt uns das ganze Leben hindurch Zeit zur Vorbereitung auf dieselbe. Auch teilt er Preise aus: „nicht eine vergängliche, sondern eine unvergängliche Krone", sagt hier Paulus." Nachdem ich ihnen noch näher erklärt hatte, was unter dieser unvergänglichen Krone zu verstehen sei, auch gesagt hatte, daß keiner dieses Examen bestehen könne, wenn ihm nicht Jesus gleichsam Nachhilfestunden gebe, d. h. Kraft mitteile, und daß er dabei jedesmal auch die frühere Examensarbeit — das frühere Leben — korrigieren und ausstreichen müsse, schloß ich meine Predigt.

Die Studenten hatten eine volle Stunde aufmerksam dagesessen. Jetzt kamen sie noch zu mir auf mein Studierzimmer, wo es noch allerhand zu fragen und auch zu sehen gab. Sie waren ganz Kinder. Die einfältigsten Dinge fragten sie. Ich zeigte ihnen auch meine Bücher. Und da waren sie nun ganz erstaunt, daß der Fremde auch Bücher habe, und noch dazu so viele! Ich mußte ihnen einen Abschnitt aus dem Deutschen vorlesen. Die Sache interessierte sie mächtig. Wie komisch doch diese Fan va (fremde Sprache) klang! „Ja, kannst du auch schreiben?" hieß es jetzt. „Gewiß kann ich das" — und schon steht mein Name groß auf dem Papier. Alle lachen vor Staunen, und wollen es auch einmal versuchen mit Feder und Tinte. Doch das gibt nur ein Loch ins Papier und eine kleine Explosion in der Feder, diesem merkwürdigen „Pinsel." Endlich haben sie genug gesehen. Mit christlichen Büchern bepackt und unter tiefen Verbeugungen verabschieden sie sich, nachdem ich sie noch vorher ermahnt hatte wiederzukommen und auch in ihrer Heimat, in den dortigen Kapellen, den Gottesdienst zu besuchen.

Als sie zu ihren Kommilitonen in die Stadt zurückkamen, empfingen sie diese, wie ich nachher erfuhr, mit einem Hallo. „Nun, wie ist es gewesen? Was hat der Fremde gewußt?" Die Antwort fiel weniger belustigend aus, als sie erwartet hatten. „O, es war hau thang (gut zu hören, schön), was er sagte. Er sprach übers Examen und sagte, es gebe drei Arten von Examen: erstens — —", und meine ganze Predigt wurde bis in die Details noch einmal gehalten, durch Heiden vor Heiden!

So wird manchmal die Gemeindepredigt auch zur Heidenpredigt. Man muß sich eben bestreben sich den Zuhörern anzupassen. Dies gilt natürlich auch gegenüber den Christen, deren Interesse bei der Predigt manchmal in einer Richtung liegt, in der es der Prediger nicht vermutete. So kam einmal während des Schlußgesanges so ein altes Chinesenmütterchen aus einem der hintersten Kirchenstühle bis vor unter die Kanzel, hier blieb es stehen und blickte hinauf zum Missionar. Kaum war der letzte Akkord verklungen, als es angesichts der Gemeinde an diesen die Frage richtete: „Wie haben die zwölf Apostel geheißen?“ Der Missionar hatte nämlich während der Predigt einigemal den Namen „Petrus“ erwähnt, was der guten Alten Anlaß gegeben hatte, jetzt diese Frage zu stellen. Nun kann einer ein ganz guter Bibelkenner sein und kann doch vielleicht die Namen der zwölf Apostel nicht so schnell herunterzählen. Auch unser Missionar war momentan überfragt. Um seine Verlegenheit nicht merken zu lassen, fragte er nun seinerseits das Weiblein: „Warum willst du diese Namen wissen?“ „Sieh“, sagte die Frau, „ich bin alt und werde bald sterben. Und da kam mir, während du gepredigt hast, der Gedanke: wenn ich hinüberkomme in den Himmel, dann sollte ich doch auch die Apostel begrüßen. Wie kann ich sie nun aufsuchen und grüßen, wenn ich nicht weiß, wie sie heißen?“

So sind unsere Christen oft recht naive, merkwürdige Leutlein. Auch ihre Fassungskraft ist manchmal sehr gering. Da muß man dann eben zu ihnen herabsteigen. Einmal hatte ich auch an einem Sonntag zu predigen. Es war ein heißer Sommertag — 29° R im Schatten. Ich stand auf der Kanzel, vor mir die Zuhörer; jeder mit einem Fächer in der Hand. Wie sanfter, weicher Flügelschlag hörte sich das Fächern an, so recht dazu angetan, meine Schäfchen in den Schlaf zu wiegen. Einige schlossen schon die Augen; der Fächer ruhte. Was sollte ich diesen Leuten heute predigen? Es waren meist einfache Bäuerlein, leiblich und geistig arm. Geistlich arm waren sie weniger.

„Ich will euch eine Geschichte erzählen“, hub ich an. Unwillkürlich setzten sich die Leutlein aufrechter, und auch die Augen wurden etwas frischer bei dieser Ankündigung. „Ja, eine Geschichte sollt ihr heute hören, und zwar eine Geschichte von einem Bauern. Da ist einmal ein reicher Bauer gewesen, vor vielen, vielen Jahren, weit, weit im Westen, der hat Hiob geheißen. Dieser [illegible] sehr reich: er hatte 7000 Schafe, 3000 Kamele, 50[illegible]

und 500 Esel. Denkt euch einmal, was für eine Zahl das ist, und welches Kapital in diesem Viehstand steckte. Wieviel Wolle brachten ihm die Schafe ein! Und dann die Kamele! Wohlverstanden, die hatte er nicht den ganzen Tag im Stall stehen gehabt, sondern die mußten Lasten tragen, die vermietete er an die Kaufleute. In dem Lande nämlich, in dem er wohnte, werden die Waren nicht auf den Schultern der Menschen befördert, wie bei euch in China, sondern man packt dort alles auf den Rücken der Kamele. Wieviel Geld mußten ihm nun die 3000 Kamele einbringen! Und dann die Rinder, die hat er auch nicht etwa nur auf der Weide laufen lassen. Es heißt hier: „Die Rinder pflügten". Nun, was meint ihr, wie viele und weite Reisfelder muß dieser Hiob gehabt haben! Wenn man 500 Paar Kühe braucht zum Ackern, und das jedenfalls nicht bloß einen Tag, sondern vielleicht Wochen lang — welch reicher Grundbesitzer muß da dieser Mann gewesen sein! Und dann, wie viele Stallungen brauchte es, wie viele Scheunen, wieviel Knechte und Mägde zu einem solchen Betrieb!"

Vorbei war alle Schläfrigkeit. Die Köpfe nach vorn gereckt, die Hand an der Ohrmuschel, saßen sie da. Der alte Kirchenälteste, „Onkel Numero 2" genannt, konnte sich nicht enthalten, seinem Erstaunen in Worten Ausdruck zu verleihen: an yong ts! an to hyuk sang? — „was du nicht sagst! soviel Vieh hatte er?" — sagte er laut, daß es jedermann hören konnte. „Ja", sagte ich, „soviel hatte er. Doch du sollst noch mehr hören. Der Mann hatte auch reichen Kindersegen: 7 Söhne und 3 Töchter!" Die Verwunderung über soviel Glück und solchen Reichtum war eine vollständige. Das ging weit hinaus über alles, was sie bisher gehört hatten. Kein Auge war von mir abgewandt. Staunen, Begehren, Betrübnis lag in diesen Blicken. „Ach, wie sind wir doch so arm im Vergleich zu diesem Hiob!"

Sie taten mir jetzt wieder fast leid, diese guten Leute, ich ließ sie darum nicht lange ihren Gedanken nachhängen. „Hört jetzt weiter, wie es diesem reichen Mann ergangen ist", fuhr ich fort. Und nun erzählte ich Hiobs Unglück, wie es Schlag auf Schlag über ihn gekommen sei, was die Leutchen schon wieder fast zu Tränen bewegte. Es folgte Hiobs erneutes Glück, eine kurze Deutung und Anwendung der Geschichte, dann das Schlußgebet, Gesang und Segen. Und der Gottesdienst war zu Ende.

Nicht immer gelingt es so gut. Körperliche Schwachheit, innere Gedrücktheit, Unbeholfenheit und Ungeschicklichkeit sind einem oft sehr im Weg. Ich mußte die Jahre hindurch in China oft denken: Ach, wären wir Missionare doch nicht so schwache Persönlichkeiten; es ließe sich in diesem Lande schon etwas machen. Wir sollten gesünder sein, sollten, wenn ich so sagen darf, robustere Naturen haben. Man wird so oft umgeworfen. Auch sollte man vor allem geistlich kräftiger sein, sollte auch mehr Begabung, mehr Schulung besitzen.

Diesen Mangel an Kraft, wie ich es in einem Wort ausdrücken kann, empfindet man besonders auch bei der Heidenpredigt oft sehr, denn hier erst lernt man das Heidentum in seiner ganzen Stärke so recht kennen. Namentlich bekommt man da auch die Macht der Finsternis, die hinter demselben steht, so recht zu spüren. Und in diesem Volk mit seinen 400 Millionen Menschen treiben viele finsteren, dämonischen Mächte ihr Wesen. Wie schwach und unbedeutend stehen ihnen die paar Missionare gegenüber! Wer beten kann, trete für sie ein.

Bei der Heidenpredigt nun, um hier auch noch einige Worte über diese zu sagen, trennt man zwischen Straßenpredigt und Hausbesuchen. Für erstere mietet man in irgend einer Straße der Stadt oder auf einem Markt ein Lokal, in dem regelmäßig gepredigt wird, wobei manchmal ein Musikinstrument die Vorübergehenden einladen hilft. Oft ergibt sie sich auch ungesucht. Man ist auf der Reise und steigt vor einer Teehütte ab, oder man besucht einen Tempel, oder sieht sich das Leben und Treiben auf dem Markt ein wenig an — immer wird eine kleinere oder größere Anzahl von Neugierigen sich um den Fremden scharen, zu denen man dann redet. Zu den Hausbesuchen wird man entweder eingeladen, oder man geht auch ohne spezielle Einladung. Letzteres gilt namentlich von Schulen, Amthäusern, überhaupt öffentlichen Gebäuden, dann bei Graduierten und sonstigen angesehenen Personen; hier macht man einen Anstandsbesuch. Auch trifft man in den Häusern der Christen fast immer mit Heiden zusammen.

Der Ausgangspunkt bei der Heidenpredigt ist entweder ein Schriftwort, oder ein Zitat aus den chinesischen [illegible] aber knüpft man an eine Begebenheit an. [illegible]

Beim Basler Missionsfest ist es wieder ausgesprochen worden, man möge doch die Missionsfreunde auch an den Nöten und Sorgen der Mission teilnehmen lassen. Unsere Taufbewerber bilden nur zu oft eine dieser Nöte. Möchte der Vortrag Pfarrer Mieschers, illustriert durch Beispiele aus unseren Blättern und Jahresberichten, fleißig zu Missionsstunden verarbeitet werden. An den Verfasser richten wir auch hier die Bitte, er möchte zur Ergänzung des in Bremen Gesagten recht bald auch seinen Heinrichsbader Vortrag über die Bekehrung beim Heiden und beim Christen der Oeffentlichkeit übergeben.

Eine Aufgabe der Bremer Konferenz ist es, von dem Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen den Bericht über seine Tätigkeit zu empfangen und den Ausschuß für die Zeit bis zur nächsten Konferenz neu zu bestellen. Prof. Warneck, der verdiente Vorsitzende des Ausschusses, hat gesundheitshalber austreten müssen. Den Vorsitz führt jetzt Missionsdirektor D. Buchner in Herrnhut; die übrigen vier Mitglieder sind Inspektor Haußleiter (Barmen), Inspektor D. Merensky (Berlin I), Inspektor D. Oehler (Basel), Direktor D. v. Schwartz (Leipzig). Der Ausschuß ist das Aktionskomitee der in Bremen vertretenen deutschen Gesellschaften (Basel eingeschlossen) zur Wahrung gemeinsamer Interessen. In seine Kompetenz gehören alle Fragen, die für die gesamte deutsche Mission grundsätzliche Bedeutung haben oder erlangen können. Er verhandelt z. B. mit der deutschen Kolonialregierung über prinzipielle Fragen der kolonialen Schulpolitik. In ihren innern Angelegenheiten ist natürlich jede Gesellschaft völlig selbstständig, und auch in gemeinsamen Fragen ist und bleibt der Zusammenschluß durchaus freiwillig, wiewohl keine Gesellschaft ohne zwingende Gründe gegen den Rat des Ausschusses handeln wird. Wir haben allen Grund, uns dieses Einheitsbandes zu freuen und den Mitgliedern des Ausschusses für ihre Mühe dankbar zu sein.

Die öffentliche Missionsversammlung in der Liebfrauenkirche am Himmelfahrtsfest verdient nach zwei Seiten vorbildlich zu werden. Nach einer Einleitung Inspektor Schreibers von Bremen haben die Leiter von sechs verschiedenen Missionen je über ihr Werk berichtet. Die Versammlung dauerte zwei Stunden. Hätte sie drei gedauert, man hätte mehr gehört, aber schwerlich

mehr behalten. Wie viele unserer Missionsversammlungen leiden unter ihrer Länge, weil die Reden zu sehr ins Breite gehen! Die Missionsdirektoren in Bremen haben den Beweis geliefert, daß man kurz sein und doch viel sagen kann. Dazu gehört freilich eine Rededisziplin, die wir im allgemeinen erst lernen müssen.

Nicht weniger hat uns diese Versammlung imponiert durch ihre innere Einheit. Die meisten Missionsfeste sind zu wenig innerlich vorbereitet. Die Redner treten zu wenig als Einheit vor die Festgemeinde, die Vorträge passen zusammen oder passen auch nicht, weil keiner von den andern weiß, was sie sagen werden. Hier wurden wir wahrlich weit herumgeführt; wir kamen nach Sumatra und nach Indien, nach Madagaskar und Afrika. Aber durch die sechs Berichte zog sich ein zuvor vereinbarter gemeinsamer Grundgedanke hin. Ohne Einheit des Geistes wäre dies freilich nicht möglich gewesen.

Dieser gemeinsame Grundgedanke war: Die Vorwärtsbewegung der evangelischen Mission. Tole, d. h. Vorwärts! war das letzte Telegramm des verstorbenen Inspektors Dr. Schreiber in Barmen an die Missionare auf Sumatra. Es ist ein Zeichen der Missionszeit, daß wir trotz aller Bedrängnisse dieses kühne Wort wählen dürfen, um kurz und bündig die heutige Lage der evangelischen Mission zu bezeichnen. F. Würz.

Die Aufgaben eines Missionars in China.

Von Miss. Martin Maier.

(Fortsetzung)

III.

Aus dem in den beiden vorangehenden Abschnitten Gesagten ist ersichtlich, worin die Aufgaben eines Missionars in China bestehen: in der Überwindung der verschiedenen Schwierigkeiten, die sich dort der Aufnahme des Evangeliums entgegenstellen,

neue klar. Die Philosophie ist die Religion der Glücklichen und Gesunden (auch im Sinn von Luk. 5, 31), das Evangelium ist die Religion der Elenden und Armen, der Mühseligen und Beladenen, der Kranken und Schwachen, der kleinen und geringen Leute, der Verachteten und Vergessenen, derer, „die da nichts sind vor der Welt". Diesen ist nicht gedient mit schönen Sprüchen, mit tiefsinnigen Lehren, sie brauchen für ihre Not einen Helfer, einen „Heiland". Und weil nun diese stolzen Literaten Chinas meist zu denen gehören, die Jesus die „Gesunden" nennt, deswegen ist es auch so schwer, bei ihnen ein Verlangen nach dem Arzt zu wecken — „sie bedürfen des Arztes nicht".

Schwer ist es auch, im Verlauf solcher Disputationen von der „andern Welt" zu reden, d. h. den Chinesen begreiflich zu machen, daß auf dieses Leben im Jenseits eine Fortsetzung folge. Zwar setzt die Ahnenverehrung ein Fortleben nach dem Tode voraus, auch haben die Chinesen aus den taoistischen Lehren die Begriffe und Ausdrücke für „Fegfeuer" und „Hölle" übernommen. Doch sind ihre Vorstellungen darüber verworren und unklar, und als Konfuzianer lachen sie über diese Dinge. Ein hochgestellter Beamter, zugleich ein Haupt der Reform-Chinesen, sagte uns einmal: „Ich, für meine Person, glaube natürlich, daß es nach dem Tode aus ist, aber das darf man nicht lehren, sonst würden die Menschen schlecht. Wenn die Frauen und das gemeine Volk durch die Furcht vor „Höllenstrafen" sich vom Bösen abhalten lassen, dann kann man sich darüber nur freuen. Wir indes brauchen das nicht." Ich habe mich auch diesen Leuten gegenüber, wie so oft, auf die Autorität des Konfuzius berufen. Dieser sagt an einer Stelle: „Das Gute findet guten Lohn, das Böse erntet bösen Lohn; ist die Vergeltung noch nicht erfolgt, dann ist eben der Tag noch nicht gekommen". „Ist dieser Satz eures Meisters richtig?" fragte ich die Jünger etwa. „Gewiß", war die Antwort; „wie kannst du nur so fragen?" „Und ich behaupte, er ist falsch", fuhr ich fort. Staunen über meine Dreistigkeit, verbunden mit einer gewissen Unsicherheit — denn, offen gestanden, sie hatten über den Spruch noch gar nicht nachgedacht — bemächtigte sich der stolzen Herren. „Kennt ihr den Ngan tse, den Lieblingsschüler (den „Johannes") des Konfuzius?" Sie: „Ja". Ich: „Kennt ihr auch den Thau tschak?" Sie wieder: „Ja". „Nun gut, wie ging

es den beiden?" fragte ich weiter. „Nun, der eine starb jung und arm" — „wohlgemerkt, obwohl er nach euren Schriften sehr tugendhaft lebte", unterbrach ich sie. „Und jetzt weiter, was war es mit dem andern, dem Thau tschak?" „Der starb in hohem Alter — —" berichteten sie. „Ganz recht, und doch war er kein guter Mensch, wie ihr alle wißt. Wo bleibt also die Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen?" Ganz verdutzt schauten sie mich jetzt an. Was ich von den beiden gesagt hatte, gestattete keinen Widerspruch. Und doch war ein Gegensatz zwischen dem zitierten Spruch und dem, was ich offenbar beweisen wollte; das merkten sie. Also mußte Konfuzius unrecht haben — —? Das konnte nicht sein, unmöglich! Ich befreite sie. „Euer Konfuzius hat ganz recht", sagte ich jetzt ruhig. „Das Gute wird immer belohnt und das Böse wird immer bestraft. Das ist ein Fundamentalsatz, an dem nicht zu rütteln ist. Weil jedoch sehr oft, wie in den beiden angeführten Fällen, in diesem Leben die Vergeltung ausbleibt, werden wir mit zwingender Notwendigkeit zum Glauben an ein Fortleben nach dem Tode geführt. Die vielen Widersprüche, die schreienden Ungerechtigkeiten des diesseitigen Lebens, fordern einen Ausgleich, fordern Sühne, fordern einen Gerichtstag. Konfuzius sagt ja auch: „Ist die Vergeltung noch nicht erfolgt, dann ist eben der Tag noch nicht gekommen." Seht, dieser Tag wird kommen: „Gott hat einen Tag gesetzt, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit", sagt unser heiliges Buch. An diesem Tage der großen Abrechnung werden auch Ngan tse und Thau tschak, ihr und ich, Lebendige und Tote erscheinen. Gewiß, es gibt ein Jenseits, ein Fortleben nach dem Tode, wenn anders das Dasein des Menschen nicht sinnlos und zwecklos sein soll."

So disputiert man zuweilen. Man hat nicht immer den Eindruck, daß man verstanden worden ist und daß es viel genützt hat. Auch bleibt ein solches Gespräch manchmal sehr auf der Oberfläche, die Beweisführung scheint einem oft selber mangelhaft, und man seufzt unter seiner Ungeschicklichkeit. Indes, wo so alle Voraussetzungen fehlen, wo man nichts weiß von einer Gottesoffenbarung, weder durch Wort noch durch Tat — wo will man da anknüpfen, wie es angreifen, daß die Leute es verstehen? Man sät eben und betet darüber und hofft.

Saat auf Hoffnung ist auch die Tätigkeit der ärztlichen Mission.*) Tausende von Chinesen finden Pflege und Behandlung in den Missionshospitälern und -Kliniken. Und jene Frau in Ka-yin-tschu, die auf den an ihrem Hause vorübergehenden Missionsarzt zeigend zu ihren Kindern sagte: „Seht, das ist der Mann, der die Kinder lieb hat", ist nicht die einzige, die gerade durch diesen Zweig der Mission christliche Liebe und Hingabe kennen und schätzen lernte. Und diese Liebe hat dann auch den einen und andern Chinesen die noch größere Liebe Jesu ahnen lassen, so daß er genesen ist nicht bloß von Leibesübeln, sondern auch von der Krankheit der Seele.

Einen wichtigen Platz nimmt in der Mission weiter auch die Arbeit in den Schulen ein. Die Basler Mission hat diesen von jeher die größte Aufmerksamkeit zugewandt, weshalb man auch nicht in vielen andern Missionen ein so ausgebildetes Schulwesen findet wie hier. Man unterscheidet bei den Missionsschulen auch wieder zwischen christlichen Schulen und sogenannten Heidenschulen.

Die ersteren dienen den Zwecken der Gemeinde. Sie teilen sich in Primar- und Sekundarschulen, Mittelschulen, Lehrer- und Prediger-Seminare. Von den beiden erstgenannten Arten von Schulen hat die Basler Mission in China eine ganze Reihe eröffnet, und zwar für Knaben und Mädchen. Der Schulunterricht ist für die Christenkinder obligatorisch, was er in China sonst nicht zu sein pflegt. Mittelschulen hat sie dort zwei, Seminare je eines. Der Kurs am Predigerseminar ist ein vierjähriger. Fast alle theologischen Disziplinen werden gelehrt. Der langjährige Leiter dieser Schule war Missionar Schaub, der gründliches theologisches Wissen mit umfassender chinesischer Gelehrsamkeit verband. Er hat mehrere theologische Werke in chinesischer Sprache veröffentlicht, auch einiges von Professor Beck übersetzt. Seine

*) Nach der neuesten Statistik stehen auf sämtlichen Missionsgebieten jetzt 701 männliche und 238 weibliche Ärzte im Dienste der evangelischen Mission. Die meisten sind aus England hervorgegangen, aus Deutschland nur 17. Die Zahl der Missionshospitäler beträgt 395, der Polikliniken 770, der Opiumasyle 57 und der Aussätzigenasyle 78. In den Hospitälern, den Polikliniken und in Privatpflege werden jährlich za. 2 1/2 Millionen Kranke behandelt.

Bücher sind zum Teil auch in den Seminarien anderer Missionen im Gebrauch. Welch tüchtige Ausbildung die angehenden Katechisten bei ihm erhielten, zeigte sich besonders bei Anlaß einer theologischen Preisarbeit, die vor einigen Jahren von einem der bedeutendsten amerikanischen Missionare für die eingeborenen Prediger von ganz China ausgeschrieben war. Der erste und der dritte Preis kamen in die Basler Mission. Ein späteres Mal fielen der zweite, dritte und fünfte Preis auf Schaubs Schüler. Daß manche von ihnen auch auf der Kanzel Tüchtiges leisten, habe ich des öfteren wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Und schon der erste, den ich verstehen und kennen lernte, nötigte mir eine Korrektur ab in Bezug auf das Naturell der Chinesen. Ich hatte mir sagen lassen, diese seien äußerst trockene, ruhige Leute, die Predigt müsse dementsprechend einen mehr lehrhaften, fast monotonen Charakter tragen. Wie war ich erstaunt, als ich unsern Prediger Tsen Kuk-min in Phyang-thong zum erstenmal auf der Kanzel erblickte. Dieses Mienenspiel! Diese Beweglichkeit! Und dann der Rapport auf den Gesichtern der Zuhörer! Nein, das waren keine trockenen Menschen! Und dann erst später, als ich den Mann verstand — wie lebhaft, packend, blitzend und bilderreich war seine Sprache, wie klar und präzis der Ausdruck! Auf der Heidenpredigt war er geradezu unübertroffen. Man konnte von diesem Chinesen manches lernen.

Außer den genannten Schulen hat die Basler Mission in China auch noch zwei höhere Schulen für gebildete Heiden eröffnet. Die erste derselben gründete ich selbst in Verbindung mit einigen andern in der mehrfach genannten Präfekturstadt Ka-yin-tschu. Sie trägt analog den chinesischen Schulen einen Namen: Lokyak, „Schule, in der man mit Freuden unterrichtet“. Bei der Eröffnungsfeier hatte ich Gelegenheit, vor einer großen Versammlung von Gebildeten zu reden. Auch diesmal wählte ich zum Ausgangspunkt ein Wort ihres großen Heiligen, um gleich von vornherein ihr Interesse zu wecken. Dieser, Konfuzius, sagte einmal: „Jeder Mensch kann mir als Lehrer dienen. Das Gute, das ich bei ihm sehe, eigne ich mir an, das Böse, das ich an ihm wahrnehme, suche ich bei mir selber auszuscheiden.“ „Dieses Wort“, fing ich an, „habt ihr Chinesen bisher ignoriert. Viele von euch sind bis jetzt der Meinung gewesen, man könne von den Fremden nichts

lernen. Und doch wird niemand behaupten wollen, daß diese gar nichts Gutes haben. Nach Konfuzius können auch die Fremden eure Lehrer sein. Nun, der heutige Tag ist ein Beweis dafür, daß es in Zukunft anders werden soll. Und da wollen wir das angeführte Wort eures großen Philosophen gleichsam als Motto über unsere Schule schreiben. Eure Söhne sollen im Blick auf unsere Person sowohl wie auf das, was wir vortragen werden, ganz nach diesem Spruch verfahren. Es soll volle Freiheit herrschen — —." Meine Rede wurde sehr beifällig aufgenommen, und einige Tage später brachte die chinesische Zeitung in Swatau lange Spalten über dieselbe. Nach diesem ersten Akt der Feier kamen dann die neuen Schüler in zwei Abteilungen auf uns zu und machten je drei tiefe Verbeugungen. Durch diese Zeremonie erkannten sie uns als Lehrer an.

Die Unterrichtsfächer in diesen höheren Schulen sind Religion, Deutsch, Englisch, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Naturlehre, Singen, Zeichnen und Turnen. Außerdem sind noch für die chinesische Wissenschaft eine Anzahl von Stunden reserviert. Neben der eigentlichen Religionsstunde bietet namentlich die Geschichte reichliche Gelegenheit, um an die Herzen der Schüler zu kommen. Als ich in der griechischen Geschichte an Homer kam und mit ihnen den trojanischen Krieg durchnahm, begeisterten sie sich ganz besonders für Odysseus. Das war ein Mann nach ihrem Herzen! Mit ungemeiner Spannung folgten sie seinen Irrfahrten. Alles war ihnen neu. Sein Erlebnis bei den Zyklopen ließ sie ganz ausgelassen werden. Die Begegnung mit den Sirenen wandte ich auf das ethische Gebiet an und sagte ihnen: „So wie es dieser griechische Held der Versuchung gegenüber machte, indem er sich selbst an den Mastbaum festbinden ließ und der Schiffsmannschaft Wachs in die Ohren strich, müssen auch wir der Sünde gegenüber es halten. Wir dürfen nicht jedem Trieb und jeder Leidenschaft nachgeben. Das eine Mal müssen wir uns gleichsam auch festbinden lassen, das andere Mal, wenn die Versuchung lockt, haben wir die Ohren zu verstopfen oder die Augen zu verschließen. Zu sittlichem Streben fordert euch auch Konfuzius auf. Jesus tut ein Gleiches, nur mit dem Unterschied, daß er euch nicht bloß den Pfad der Tugend *weist*, sondern er *führt* euch bei der Hand und *hilft* euch denselben zu gehen, indem er euch Kraft mitteilt

zum Vollbringen des Guten. Auch bringt er die Verirrten, die den falschen Weg gegangen sind, wieder zurecht. Er sucht sie, reinigt sie und macht sie zu neuen Menschen." Die Augen meiner Schüler leuchteten in edler Begeisterung; sie waren warm geworden. So hatte noch nie ein Lehrer zu ihnen gesprochen. Mich selbst entschädigten solche Stunden reichlich für die Mühe der Vorbereitung und des Unterrichtens. Da letzteres natürlich in chinesischer Sprache geschehen muß, so geht es nicht ohne Schwierigkeiten und Schweiß. Die Termini technici müssen vielfach erst gefunden und auch die Orts- und Personennamen meist umgeprägt werden. Das war nun oft keine leichte Arbeit; die späten Nachtstunden mußten zu Hilfe genommen, auch mancher Sonntagnachmittag, meine einzige freie Zeit, geopfert werden. Doch, „das ist der Dienst".

An die Schularbeit reiht sich als Drittes die literarische Tätigkeit des Missionars.

Es ist in China nicht nur bereits eine ziemlich reichhaltige christliche Literatur geschaffen worden, sondern es gibt kaum ein Gebiet des Wissens, aus dem nicht schon Übersetzungen ins Chinesische vorliegen würden. Der neueste Bücherkatalog der Diffussion Society („Gesellschaft zur Verbreitung chinesischer und allgemeiner Bildung unter den Chinesen") in Shanghai weist über 1000 Nummern auf. Sogar Werke über Akustik sind darin aufgeführt. Die Übertragung der Bibel machte insofern einige Schwierigkeiten, als Grundtext und chinesischer Stil oft mit einander in Konflikt kommen. Ersterer läßt sich nur mit Mühe in die knappe Form des klassischen Chinesisch bringen. Wollte man letzterem ganz gerecht werden — und dazu wird man durch den Geschmack des gebildeten Chinesen fast gezwungen, da dieser ein Buch, das nicht in ganz gutem Stil geschrieben ist, gar nicht liest — dann müßte dem ursprünglichen Sinn ziemlich Gewalt angetan werden. Es gibt daher verschiedene Versionen: solche, die mehr die chinesische Sprache berücksichtigen, und andere, die sich mehr an den Grundtext anlehnen. Auch sind gute Übersetzungen in den verschiedenen Dialekten vorhanden. Diese sind besonders wertvoll für den chinesischen Prediger, der neben der Erlernung der eigenen Sprache keine Zeit erübrigt für Hebräisch und Griechisch.

Neben einigen englischen und amerikanischen Missionaren hat sich auf literarischem Gebiete besonders der vor einigen Jahren verstorbene deutsche Missionar D. Ernst Faber einen Namen gemacht. Er wird unter den bedeutendsten Sinologen aller Zeiten genannt werden. Sein Hauptwerk ist betitelt: „Zivilisation, östlich und westlich". In 74 Kapiteln wird darin den Chinesen die spezifisch christliche Kultur vor Augen geführt und mit den chinesischen Zuständen verglichen. Dieses fünfbändige, ausgezeichnete Werk hat in China weiteste Verbreitung gefunden. Sogar der Kaiser von China hat sich dasselbe vor seinen berühmten Reformedikten im Jahre 1898 kommen lassen. Unter Fabers weiteren Arbeiten sind zu nennen: „Kritik der chinesischen Klassiker", „Kommentar und 77 Predigten über das Markus-Evangelium", „Homiletischer Lukaskommentar mit 1821 Predigtdispositionen". Außerdem veröffentlichte er eine Menge größerer und kleinerer Schriften und Aufsätze; auch vieles in deutscher und englischer Sprache. Die Universität Jena ehrte seinen Fleiß und seine Gelehrsamkeit durch Verleihung der theologischen Doktorwürde. Der Name Fabers hat in China einen guten Klang. Tschang-tschi-tung, der bedeutendste aller Vizekönige, hat wiederholt versucht, ihn als Übersetzer für seine Dienste zu gewinnen. Ein chinesischer Gelehrter in der Provinz Szetschuen hat sogar vorgeschlagen, man solle Faber auf den chinesischen Kaiserthron erheben, er würde gewiß bald alle Mißstände im Lande beseitigen. Unter den chinesischen Christen steht er in besonderem Ansehen; „viele derselben berufen sich auf ihn und seine Werke, wie wir Protestanten auf Luther".

Neben Faber verdienen auf deutscher Seite noch Erwähnung die Missionare Dr. Gützlaff, Dr. Eitel, Piton, Kranz u. a., besonders auch der schon genannte Basler Missionar Schaub, ein Schweizer, der sich als Bibelübersetzer und durch mehrere theologische Arbeiten verdient gemacht hat. Leider ist auch er, wie Faber, zu früh durch den Tod seiner Arbeit entrissen worden. Beide Männer haben Lücken hinterlassen, die bis jetzt nicht ausgefüllt sind.

So bietet sich dem Missionar in China ein weites Feld der Betätigung als Prediger, Schulmann und Literat, und seine Arbeit stellt die höchsten Anforderungen an seine christliche

Persönlichkeit nicht nur, sondern auch an sein europäisches und chinesisches Wissen. Es ist namentlich nicht leicht für ihn, sich in der heimischen, besonders theologischen Literatur auf dem laufenden zu erhalten und zugleich so tief in die chinesische Sprache und Wissenschaft einzudringen, daß er nicht nur das Geistesleben der Chinesen kennen und verstehen lernt,*) sondern bei diesen auch für „gebildet“ gilt. Denn das sollte er, wenn er als Religionslehrer, als „Lehrer des Volkes“, wie die Chinesen es auffassen, als „Meister“, „Rabbi“ auftreten will. Ein katholischer Bischof, der z. B. einmal in einem Amthaus vier chinesische Schriftzeichen über der Tür nicht lesen konnte, verlor infolge dessen alles Ansehen und jeglichen Einfluß in der betreffenden Gegend. Nun setzt aber schon das (chinesische) Wissen eines chinesischen Dorfschulmeisters ein vieljähriges Studium voraus. Wie soll sich der Missionar nun gar die höhere chinesische Bildung aneignen und nebenbei auch noch sein europäisches Wissen festhalten und erweitern! Nur ein „Übermensch“ in bezug auf den Intellekt vermöchte das Unmögliche zu leisten. Menschen mit „gewöhnlichem“ Verstand müssen sich mit Relativem begnügen. Wie weit diese auch bei größtem Fleiß es im Chinesischen bringen, möge aus der Tatsache erhellen, daß es kaum einen Europäer gibt, der imstande wäre, einen guten chinesischen Brief allein aufzusetzen und zu schreiben.**)

Das soeben Gesagte dürfte nun auch Fingerzeige geben hinsichtlich der Vorbildung der Missionare, die in China arbeiten sollen. In gewissen Kreisen wird fortwährend eifrig um Missionare für dieses Land geworben. Nach wissenschaftlicher Befähigung wird dabei weniger gefragt, dagegen wird mit Nachdruck betont:

---

* Dies ist sehr richtig. Faber sagt: „Es ist meine aufrichtige Überzeugung, daß der chinesische Geist durch Ausländer nur [illegible] beeinflußt werden kann, [illegible] die Chinesen [illegible], daß der Geist in seiner [illegible] und heiligen Gestalt [illegible]“

**) E. J. [illegible] sagt in der Vorrede zu seinem [illegible] „General [illegible] Dictionary“: [illegible] it is scarcely to the credit of European students that at the end of the nineteenth century so very few can even read a Chinese letter without a pandit, much less write one.“

Der Missionar müsse vor allem Glauben und den „Geist" haben.*) Das letztere ist jedenfalls richtig. Glauben und Geist gehören zum „eisernen Bestand" in der Ausrüstung eines Missionars, ganz gewiß. Doch auch Begabung und Bildung dürfen nicht fehlen. Für den Soldaten, der ins Feld zieht, ist es gewiß wichtig, daß er gut schießen kann, aber ist es nicht auch von höchstem Wert für ihn, wenn er daneben auch noch ein gutes Gewehr hat? Ein guter Schütze mit einem guten Gewehr leistet mehr als ein guter Schütze mit einem schlechten Gewehr! Was vermöchte z. B. Napoleon heute auszurichten mit seinen alten, wenn auch tapferen Garden gegenüber unseren modern bewehrten Truppen? Darum sagen wir: messe man der Bildung keinen zu großen Wert bei, wie es vielleicht von anderer Seite geschieht, aber unterschätze man sie auch nicht. Im Dienste Jesu sollte man nicht nur ein guter Kämpfer sein, sondern auch mit den besten Waffen sich versehen, besonders wenn es gilt, ein so großes und intelligentes Volk zu überwinden wie die Chinesen. Nicht umsonst hat Gott für die griechisch-römische Welt einen Paulus zum Missionar erwählt, einen Mann, der auf dem Areopag mit den Weisesten des Griechenvolkes disputieren konnte, den aber Gelehrsamkeit und Bildung nicht hinderten, auch die Unweisen, Unedlen und Schwachen zu Jesu zu führen. Bildung und Frömmigkeit schließen einander nicht aus. Und der tut dem Herrn und seiner Sache einen schlechten Dienst, der glaubt, der Missionar

---

*) Im System dieser Leute zeigt sich ein gewisser Widerspruch. Denn in Sacharja 4, 6 lesen wir: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen". Während sie nun einerseits sehr auf dem Schluß des Verses abstellen und immer wieder den Geist betonen, lassen sie anderseits die Anfangsworte ganz außer acht. „Nicht durch Heer oder Kraft," heißt es dort; sie dagegen legen viel Gewicht auf die große Zahl der Missionare. Die Aussendung möglichst vieler Missionare nach China wird von ihnen mit allen Mitteln betrieben. Daß dann unter dem so angeworbenen „Heer" von Missionaren vielleicht auch mancher ist, dem nicht nur die wissenschaftliche Bildung, sondern auch Geist und Glauben mangeln, kann kaum wundernehmen. Und so sehr man sich einerseits über Zuwachs in den Reihen der China-Missionare freuen muß, darf man doch auch nicht vergessen, daß es auch hier nicht so sehr auf die Quantität, als vielmehr auf die Qualität ankommt. Ein Manko in bezug auf letztere hat wohl noch jeder empfunden, der als Missionar in China tätig war.

könne der ersteren entraten, und der sich deshalb bestrebt, möglichst viele, wenig geschulte Leute auf den Kampfplatz nach China zu senden. Nein, sondern für die höchste Aufgabe — im Dienste des Königs der Könige — ist auch die beste und vollkommenste Ausrüstung nötig: tiefe, aufrichtige Herzensfrömmigkeit, verbunden mit höchster Begabung und Bildung. „Stephanus aber, voll Glaubens und Kräfte, tat Wunder und große Zeichen unter dem Volk . . . Und sie vermochten nicht zu widerstehen der Weisheit und dem Geiste, aus welchem er redete.“ (Apg. 6, 8. 10.) Gebe der Herr solche Männer auch für China.*) (Schluß folgt.)

*) Mit dem Wort „Glauben“ wird in gewissen Missionskreisen auch sonst viel Mißbrauch getrieben. So erklärte vor einiger Zeit ein Herr F. im Vereinshaus in H. (anderwärts hat er und haben andere ein Gleiches getan): „Unsere Mission ist eine Glaubensmission. Wir haben nicht eine feste Besoldung wie die Missionare anderer Gesellschaften, sondern wir sind ganz auf den Glauben gestellt. Ist etwas in der Kasse, dann bekommen wir etwas, ist nichts darin, dann heißt es für uns eben glauben.“ Die vorwiegend ländlichen Zuhörer waren tief ergriffen ob solchem Glaubensmut und lohnten denselben mit einer reichen Steuer! Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über die Naivität der Zuhörer oder über die Dreistigkeit und Skrupellosigkeit solcher Redner, daß sie es wagen, mit dem Schlagwort „Glaubensmission“ zu bemänteln, was im Grunde genommen nichts anderes ist als eine wenig noble Art von Propaganda auf Kosten anderer. Wehtuend und schmerzlich aber wird dieser unlautere Wettbewerb empfunden, wenn mit den Gaben auch die Herzen (und Gebete) abwendig gemacht werden. Kommt da der Missionar nach einer Reihe von Jahren krank oder abgearbeitet und liebehungrig von dem Kampfplatz zurück in die Heimat, dann findet er zu seiner Verwunderung da und dort verschlossene Türen (die früher für ihn offen waren), oder er begegnet verlegenen oder abweisenden, manchmal auch kalten Gesichtern. Warum das? Er gehört nicht einer Glaubensmission an! Armer Bruder! während du unter der sengenden Sonne Indiens, oder in der Fieberluft Afrikas, oder auf dem revolutionsschwangeren Boden Chinas in schwerer, entbehrungsreicher Arbeit treu der Freunde in der Heimat gedacht und von ihrer Liebe gezehrt hast, dich auch von ihren Gebeten getragen glaubtest, haben christliche Brüder, geschickte Agitatoren, dich schon längst um diese Liebe und Gebete gebracht! Und nicht nur das — auch dein Glaubensbekenntnis wird angefochten, wenn schon man dasselbe gar nicht kennt, dich auch nicht einmal darnach gefragt hat; es wird dein inneres Leben angezweifelt. — — Nicht wahr, du stellst in deinem Herzen Vergleiche an zwischen den Heiden, von denen du manchmal noch hast Liebe erfahren dürfen, und diesen Jüngern Jesu?

Was die Sache selbst betrifft, so kann meines Erachtens von keiner Mission gesagt werden, daß sie in besonderem Sinne eine Glaubensmission sei.

Jede Mission, die auf freiwillige Beiträge angewiesen ist, ist eine Glaubensmission. In den betreffenden Bestimmungen der Basler Mission z. B. heißt es: „Die Verpflichtungen der Gesellschaft gehen nur soweit, als ihre Mittel reichen, und es ist das Verhältnis, in welchem die Arbeiter der Basler Mission zu ihrer Gesellschaft stehen, ein Verhältnis reinen persönlichen Vertrauens, in letzter Beziehung rein auf Glauben gegründet". Wer also in diese Mission eintritt, erwartet im Glauben, daß Gott die Herzen willig machen werde, die nötigen Mittel darzureichen zum Betrieb des Werkes, wie auch für seine eigenen Bedürfnisse. Er zieht dabei die Möglichkeit in Betracht, daß diese Mittel zuweilen spärlicher fließen, eventuell auch einmal ganz ausbleiben könnten. Doch auch für diesen Fall traut er auf Gottes Fürsorge. Eine andere Auffassung läßt nun auch der von Herrn F. oben dargelegte Standpunkt nicht zu. Auch er und seine Freunde können von Gott nicht mehr erwarten. Ja, die Art ihrer Propaganda, daß sie sich selbst als Glieder einer Glaubensmission vorstellen und andere herabsetzen und verdächtigen, läßt sogar die Vermutung aufkommen, daß ihr Gottvertrauen nicht gerade weit reichen müsse.

Die Behauptung, die Missionare der andern Missions-Gesellschaften beziehen eine „feste Besoldung", ist also nicht richtig. Denn einmal handelt es sich nicht um eine Besoldung, sondern bloß um eine Verwilligung, die sich nach dem Stand der Kasse und den jeweiligen Umständen richtet. Und dann ist es nicht eine „feste" Verwilligung im Sinne einer „sicher zu erwartenden" Summe, sondern indem die Missionsleitung die Höhe des Betrages, den der einzelne Missionar beziehen kann, genau festsetzt, gibt sie nur die Summe an, die in keinem Fall überschritten werden darf. Praktische Gründe, auch Gründe der Sparsamkeit waren hierfür bestimmend. Denn wo in Geldsachen keine feste Ordnung herrscht, da ist der Verschwendung und Vergeudung Tor und Tür geöffnet. Daß in den sogenannten Glaubensmissionen in dieser Beziehung andere Gesichtspunkte geltend wären und eine andere Praxis gehandhabt würde, ist kaum möglich und auch tatsächlich nicht der Fall. Es ist auch hier, wie so oft, nur ein neuer Name für die gleiche Sache.

Im übrigen kommt es bei einer Mission nicht so sehr auf die im Grunde genommen doch mehr „geschäftliche" Organisation in der Heimat an, als vielmehr auf den eigentlichen Missionsbetrieb in der Heidenwelt. Was dort geleistet und gearbeitet wird, ist von Bedeutung, nicht das, was hier in der Heimat als Parole ausgegeben wird. Dort, vor den Heiden, im heißen Kampfgewühl, verlassen von Menschen, der Körper vielleicht vom Fieber durchschauert, hält das Pathos nicht stand, mit bloßer Begeisterung kommt man dort nicht weit. Und auch nicht bloß „ora" heißt es dort, sondern „ora et labora". Ob der Missionar dort etwas leistet, ob er tüchtig ist in seiner Arbeit, ob er diese in der rechten Liebe zu Jesus und zu den Heiden tut, ob er dort im harten Ringen Glauben behält — darauf kommt es an. Also weniger um Glaubensmission, als vielmehr um Glaubensmissionare handelt es sich. Und daß es solche nur in seiner Mission gebe, in den andern Missionen mit ihren Hunderten verschiedenartigst veranlagter Arbeiter dagegen nicht, wird wohl auch Herr F. nicht im Ernst zu behaupten wagen.

Möchten darum die Freunde und Glieder der Mission sich nicht trennen und einander nicht verdächtigen kleiner Differenzen in der Beschaffung der Mittel wegen, möchten sie vielmehr eins werden in der Bitte zum Herrn der Ernte um glaubensstarke und berufsfreudige Arbeiter für das weite Erntefeld.

Heidentum und Christentum in der Akem-Stadt Asuom.

Ein Bild aus der Basler Mission auf der Goldküste.

Von Miss. H. Kurtz.

(Schluß.)

Der Fetisch Apanim kämpft für seine Ehre.

Der plötzliche Umschwung in der Gesinnung vieler Einwohner Asuoms konnte dem Priester des Götzen Apanim nicht verborgen bleiben. Er mußte den Uebertritt verhindern und den Gedanken an einen solchen schon im Keime ersticken. Auf einem großen freien Platze wurde eine Volksversammlung abgehalten und der Priester verkündete allen vernehmbar seine Gebote: „In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch, der dem Kudopa geheiligt ist, darf kein Mann in seinem Hause bleiben; alle Männer müssen auf dem großen freien Platz in der Nähe des Flusses schlafen. Sobald es zu tagen anfängt, sollen sie sich waschen und mit weißer Erde bestreichen, dann aber nach Hause gehen.“ Dem Machtgebot des Priesters fügten sich alle; die Männer taten wie ihnen befohlen war, und an jenem Morgen gesellten sich auch die Frauen zu ihnen. Die Weiber gingen schreiend und singend voran, die Männer folgten dem Priester mit Trommeln und Gesang. In der Stadt versammelte sich alles, um die Botschaft des Götzen anzuhören. Sie lautete folgendermaßen: „Er, der Fetisch, und die Königin Dokua hätten die Stadt gegründet; er und König Ata der Aeltere hätten die Wohlfahrt der Stadt gefördert bis auf die jetzige Zeit des Königs Amoako Ata I. Von der Wahrheit dieser Aussage seien bis jetzt alle fest überzeugt gewesen und der Beweis dafür sei, daß alle verschiedene Dankeszeichen gegeben hätten: Sklaven, Schwerter, kostbare Sachen u. a. Nun aber heiße es, daß die „Schule“ eine Stadt fördern könne. (Die Heiden nennen das Christentum kurzweg Schule). Glaubt ihr das, so teilt es dem Fetisch mit, er kann dann gehen, und ihr nehmt selbst die Stadt.“

Wie aus dem oben Gesagten ersichtlich ist, herrscht der Fetisch allmächtig über die Stadt; ohne ihn wäre die Stadt undenkbar. Darum antworteten die meisten: „Wenn du uns verlassen willst, wohin sollen wir gehen? Nein, du allein mußt über unsre Stadt herrschen." Auf diese Antwort hin, die man dem Priester gegeben, soll er „mit großer Kraft" aufgestanden sein und gewaltig ausgerufen haben: „Jede Familie forsche nach, ob nicht eines ihrer Glieder Christ werden wolle, und solle dann dem Betreffenden anraten, davon abzustehen. Wenn nicht, so werde der Fetisch eine große Kanone abfeuern, die nach rechts und links, nach oben und unten treffe und somit alles verderbe." Mit dieser Drohung schloß die Versammlung.

Nun fing eine schwere Zeit an für die, die sich als Taufbewerber gemeldet hatten. Ihre Angehörigen drängten sie, den Gottesdienst aufzugeben; denn aus abergläubischer Furcht vor der großen Fetischkanone war Zittern und Zagen über sie gekommen. Das Resultat blieb nicht aus; alle fielen ab, mit Ausnahme von Boadi und einem Freunde, der aus Otumi zu ihm gezogen war. Auch Boadi wurde von seinen Verwandten hart bedrängt. Sie waren überzeugt, „daß er unter Gottes Schutz stehe und der Fetisch ihn nicht töten könne; aber sie fürchteten, daß sie selbst seinetwegen umgebracht werden würden." „Wenn du uns liebst, wie wir es glauben, so laß den Gottesdienst", so flehten sie, und als Boadi fest blieb, versuchten sie es mit Drohungen. Man wollte ihn verstoßen, ihn nicht mehr als Verwandten anerkennen. Boadi erwiderte darauf kurz, dann wolle er sich Gott zum Verwandten machen und mit ihm allein umgehen; aber sie sollten doch bedenken, daß selbst Angehörige von königlichen Familien Christen geworden seien und die seien doch viel höher gestellt als er. Das ärgerte seine Bedränger dermaßen, daß sie große Mörser, in denen man den Jamsbrei stampft, und Knüppel herbeischleppten, um ihn auf der Stelle zu töten. Boadi aber entkam.

Der Lehrer Boakye wird nach Asuom versetzt.

Aus triftigen Gründen waren die Missionare übereingekommen, in Asuom einen Lehrerwechsel vorzunehmen, und beauftragten mit dessen Einführung den eingeborenen Pfarrer in Kyebi, E. Ofori. In seiner Begleitung erschien darum der neue Lehrer J. Boakye vor dem Häuptling, dem in feierlicher Rede in Anwesenheit seiner Räte der Beschluß des Missionskomitees in Basel kundgetan wurde, daß an die Stelle des Lehrers Boapea nun Boakye eintreten werde; letzterer sei somit des Häuptlings Schutzbefohlener. Mit schwer verhehltem In-

grimm hatte man diese Rede vernommen, und da der Befehl eines Großen feierlich vollstreckt wurde und es dem Häuptling doch auch schmeichelte, daß er einen „Büchermann“ als Schützling hatte, widersetzte sich keiner. Der eingeborne Pfarrer konnte ruhig seines weiteren Amtes warten, indem er Boadi und dessen Freund taufte. Ersterer erhielt den Namen Johannes und letzterer wurde Abraham genannt. Von Asuom aber wandte sich Pfarrer Ofori nach Otumi, wo er fünf Heiden durch die hl. Taufe in die christliche Gemeinde aufnehmen konnte. So viele waren von den elf Taufbewerbern übrig geblieben. Die Uebrigen hatten den Bekennermut nicht gehabt, um im Feuer der Anfechtung zu bestehen.

Da der neue Lehrer ohne Frau und Kind und irgendwelche Sachen nach Asuom gekommen war, machte er sich ungefähr vier Tage, nachdem er eingeführt worden war, auf, um seine Familie und den Hausrat zu holen. Die Einwohner Asuoms atmeten frei auf, der auf ihnen lastende Bann war gebrochen und es galt die Abwesenheit des Lehrers gut auszunutzen. Die große Kriegstrommel, mit der man das ganze Volk zum Kriege aufzufordern pflegt, wurde gerührt und alles strömte zusammen. Leidenschaftlich war jung und alt erregt, die Augen sprühten, und nichts an den Gestalten erinnerte an die sonst gewohnte Stumpfheit. Johannes Boadi wurde gerufen. Er erschien vor dem Forum des Häuptlings, und dieser beauftragte seinen „Sprecher“ dem Boadi zu sagen, daß keiner mehr mit ihm zusammen leben wolle. Boadi fragte: „was habe ich denn getan, bin ich ein Giftmischer, oder Dieb, oder Lästerer?“ Antwort: „Du hast dich in dem allem nicht verschuldet, aber weil du getauft bist, wollen wir dich nicht mehr hier haben.“ Das war aber nicht Grund genug, um einen auszuweisen, und da Boadi sonst nichts nachgewiesen werden konnte, bestand er darauf zu bleiben und wandte sich, um nach Hause zu gehen. Die ganze Versammlung war von dem freimütigen und offnen Auftreten Boadis, und dadurch, daß man ihm wirklich nichts nachsagen konnte, wie gelähmt. Große Enttäuschung hatte sich der Gemüter bemächtigt, und im Bewußtsein der Machtlosigkeit entrang sich einem der Ausruf: „So habt ihr ihn also freigelassen!“ Es war ein befreiendes Wort, und nun hatte auch schon einer eine Anklage bereit, und dieser Grund, Boadi auszuweisen, mußte stichhaltig sein. Mit flammenden, blutunterlaufenen Augen, mit den Händen wild gestikulierend, trat einer auf Boadi zu und sagte: „nicht wahr, du hast deinen Sohn Immanuel taufen lassen, ihm eben den Namen gegeben, den der Lehrer Boakye trägt, und dieser Name bedeutet: „Wehe dir, o Stadt!“ (Immanuel schnell ausgesprochen klingt wie „oman nnue“, und dieses Wort hat tatsächlich

obige Bedeutung). Schon dieses Namens wegen kann ganz Akem nicht zur Ruhe kommen." — Wie falsch hatte der Mann den Namen Immanuel, Gott mit uns, gedeutet, und doch wie richtig gesprochen, denn „es kann nicht Ruhe werden, bis Christi Liebe siegt."

Boadi antwortete darauf nichts, sondern ging nach Hause. Von nun an gönnte ihm niemand mehr ein gutes Wort; man hatte nur Schimpf und Spott für ihn. Ja, man hielt kaum an sich, um nicht gleich mit einer Christenverfolgung loszubrechen. Wie eine schwere dunkle Wolke hing der Gedanke an die kommenden Tage über den Gemütern; was eigentlich kommen sollte, war noch nicht klar.

Zehn Tage nach diesem Ereignis befand sich Boakye mit Weib und Kind und den Lastenträgern, die seine Sachen auf dem Kopf trugen, auf dem Wege nach Asuom. Er war bis Bomso gekommen, das mit einigen andern Dörfern dem Häuptling von Asuom unterstellt ist. Hier hörte er eine Trommel, die in Asuom geschlagen wurde und vermittelst der die Neger auf große Entfernungen hin durch die sogenannte Trommelsprache „sprechen". Er verstand auch, was dadurch bekannt gemacht wurde: „Boakye kommt; niemand darf ihm Speise verkaufen; wer ihm irgend etwas gibt, übertritt das Gesetz." — Boakye machte sich sofort auf den Weg und ging, in Asuom angekommen, von einigen Christen begleitet zum Häuptling und bat ihn, das Gesetz zurückzunehmen; er könne bei Aufrechterhaltung des Gesetzes ohne Nahrung doch nicht leben, und außerdem sei es gegen das englische Gesetz. Das ärgerte den Häuptling, und zornig erklärte er, daß das englische Gesetz ihn nichts angehe. Boakye mußte mit den Seinigen hungrig zu Bett gehen.

Am andern Morgen um 7 Uhr gingen alle Männer von Asuom in den Bambushain, um sich zu beraten. So düster der Platz ist, so düster sind auch die Gedanken, die dort Ausdruck finden; denn nur schwere Fälle werden dort erledigt, und wenn die Männer zurückkommen, so weiß man, daß jemand aus der Welt geschafft werden soll, oder daß man den Häuptling absetzen will, oder daß jemand aus der Stadt verwiesen werden soll. Das Ergebnis war, daß man Boakye auf den freien Platz vor die versammelte Menge beschied. Dieser nahm seine Bibel mit und erschien, begleitet von einigen Christen aus Kyebi, die seine Sachen getragen hatten, vor der Volksversammlung. Sie fanden ganz Asuom versammelt. Kurz und bündig erklärte der Sprecher des Häuptlings in dessen Auftrag, daß man ihn, den Lehrer, nicht wolle. Boakye erwiderte: „Meinetwegen seid ihr zusammengekommen, und da ich dachte, ihr würdet mich fragen, warum man mich hierher gesandt habe, nahm ich meine Bibel mit, um euch aus ihr meine Sendung zu beweisen. Ihr fragt mich aber garnicht da-

nach, und auf das was ihr sagt, habe ich nur die eine Antwort, daß ich bei euch bleiben werde. Meine Gründe sind:

1. Als man mich euch vorstellte, sagtet ihr nicht, daß ihr mich nicht wollt. Hättet ihr das nur angedeutet, so hätte ich nicht erst noch Frau und Kinder hergebracht; die Missionsgesellschaft hätte auch nicht Lastenträger dingen lassen, um meine Sachen herzuschaffen.

2. Seht mein Haus an: es ist das schönste und größte in der Stadt. Ihr selbst habt es mir als Wohnung überwiesen.

3. Der Häuptling hat mir ein Geschenk gemacht wie jedem Fremden, als Zeichen, daß ich euch angenehm sei. Ihr müßt mir also jetzt sagen, was ich Böses getan habe, auf Grund dessen ich eure Stadt verlassen soll." — Niemand konnte ihm darauf antworten, und als er und die Christen gingen, sahen ihm alle stumm nach.

Ein Verfolgungssturm.

Die Beweise des Lehrers hatten verblüffend gewirkt. In der Wahrheit liegt eben eine Macht, die sich alles unterwirft, selbst einen Heiden. Vielleicht hätte auch alles einen guten Ausgang genommen, wenn nicht das Interesse an der Ausweisung des Lehrers so allgemein gewesen wäre, so daß selbst die Weiber, die nicht recht verstanden hatten, was der Lehrer sagte, regen Anteil daran nahmen. Gegen die fühlbare Macht des Christentums bäumte sich der tief heidnische Sinn auf. Das Schweigen der Männer hatte die Frauen gereizt, und zornig schrieen sie mit beißendem Spott: „da seht, wie die Männer ihrem Hinterkopf (d. h. den weggehenden Christen) nachstieren; könnt ihr sie nicht verjagen, so wollen wir es heute tun."

Der Mut der Frauen beschämte die Männer. Unwillig machte man sich auf, die Christen in ihren eignen Häusern anzugreifen. Die Verfolgung fing an. Die Christen wurden geschlagen bis Blut floß. Der Lehrer wurde am Gürtel gefaßt und aus seinem Schlafzimmer gezerrt. Als man ihn auf die Straße geschleift hatte, warfen sich alle jungen Männer auf ihn und bearbeiteten ihn mit ihren Fäusten. Ebenso verfuhr man mit den andern Christen. Nach vollbrachter Tat versammelte sich die junge Mannschaft und pries ihren Fetisch mit dem Gesang: „O Feuer, o Feuer! du am Freitag geborner Apanim! Feuer, oh oh!" Und aus dem Hintergrund ertönte der eintönige Gesang der Frauen herüber: „Eh, du bist wahrlich ein Feuer, eh! du bist wahrlich Feuer, eh!" Dabei wiegten sie ihren Körper im Takte auf und nieder; nur hin und wieder sah man einen Freudensprung darüber, daß Apanim seine Kraft bewiesen habe. Doch damit wars noch nicht genug. Die grausamen Menschen ergriffen die Frau des

Lehrers, schnürten sie in das Hängemattetuch ihres Mannes und schleuderten sie wie einen leblosen Ballen ins nahe Gebüsch mit dem Ausruf: „Du hast dich blamiert, denn du bist aus königlichem Stamme; wärest du es nicht, so würden wir nicht so mit dir verfahren." — Es war eine tapfere Frau, die, wenn auch mißhandelt und geschmäht, doch noch Zeugnis gegen die Nichtigkeit des Götzen ablegen wollte. Sie, die aus königlichem Geschlechte war, hatte seiner Zeit ihrem Fetisch aufrichtig gedient und doch keinen Frieden von ihm erlangen können. Deswegen rief sie: „wie töricht handelt ihr doch und bedenkt nichts! Ich habe dem Fetisch mit Geld gedient und nichts dafür erhalten; ihr opfert ihm nur Eier; glaubt ihr denn wirklich, daß er euch dafür segnen wird?"

Unterdessen hatte man Boadi gemeldet, daß ihm seine Frau Essen von Otumi gebracht habe, aber schrecklich mißhandelt worden sei. Selbst zerschlagen eilte er mit schmerzerfülltem Herzen, seine Frau zu suchen. Wie würde er die, die ihn bald mit einem Kindlein beschenken sollte, finden? Sie war so übel zugerichtet, daß Boadi seine Frau nach Otumi zurückbegleiten mußte.

Boakye hatte sich etwas erholt und ging wieder in seine Wohnung zurück. Hier wurde er wie ein Schlachttier über die Schulter eines Mannes geworfen und hinausgetragen. Ein andrer nahm ein zerrissenes Kleidungsstück, tauchte es in dicken Schlamm und schlug damit in des Lehrers Augen. So wurde der Arme mißhandelt und wieder auf die Hauptstraße geworfen. Kaum losgelassen, ging er wieder in sein Haus, um den Leuten damit zu beweisen, daß er doch bei ihnen bleiben wolle. Doch kaum war er nach Hause gekommen, so schleppte, ja schleifte man ihn wieder fort. So trieben es die Leute bis 5 Uhr abends. Dann erst sah der Lehrer ein, daß seines Bleibens nicht länger sei. Sein Abschiedswort war: „Bewohner Asuoms, was ich von euch erwartet habe, das habt ihr mir getan, darum gehe ich jetzt!"

Noch am Abend spät begab sich Boakye mit allen Christen nach Bomso, um dort zu schlafen und sich etwas zu erholen. Drei Tage darauf erreichten sie die Hauptstadt Kyebi. Hier berichteten sie alles dem eingeborenen Pfarrer. Die Kirchenglocken wurden geläutet, die Gemeinde versammelte sich im Gotteshause, und im Gebete suchte man Trost und Kraft, aber auch Gewißheit über das, was zu tun sei.

Der Baum des Todes.

Aus Asuom waren die Christen mit ihrem Lehrer vertrieben. Der Fetisch hatte gesiegt und dieses Siegesbewußtsein hätte die Leute

aufatmen lassen sollen. Aber was geschah in Asuom? Kaum waren der Lehrer und die Christen fort, da überkam eine unheimliche Furcht die Heiden; keiner konnte sich ihr entziehen und doch wollte niemand sie zugeben. Den Willen des Priesters hatten sie vollzogen, aber die Gedanken, die sich anklagen und entschuldigen, ließen ihnen keine Ruhe. Eine verzweifelte Stimmung hatte sich der Leute bemächtigt und die mußte auf jeden Fall beseitigt werden. Jeder kämpfte mit sich selbst, ein andrer durfte aber nichts davon erfahren, jedes Gespräch über dieses Thema mußte vermieden werden. Um das bewerkstelligen zu können, verfiel man auf einen eigentümlichen Gedanken. Man ging in den Wald und holte sich von dort den „Baum (das Holz) des Todes". Was bedeutet das?

Für uns Europäer ist es schwer, den fast wahnwitzigen Gedanken der Heiden nachzugehen. Wir wissen nur, was das Ding an sich ist, und kennen den Zweck desselben. Wenn sich jemand erschossen oder überhaupt durch Selbstmord geendet hat, holt man ein Stück Holz oder einen kleinen Baum, bestreicht ihn mit weißer Erde, und umgibt ihn mit einem Stück Leinwand. Das oberste Ende, „der Kopf", wird mit rotem Flanell umbunden und mit einem Kranz roter Blumen (Canna) umgeben. Zwei Männer müssen diese Holzpuppe tragen, begleitet von Gewehrträgern, die von Zeit zu Zeit aus ihren stark geladenen Steinschloßbüchsen Salven abgeben, die dröhnend bis zum Waldessaum rollen. Hat die Prozession das Grab des Selbstmörders erreicht, das fast immer am Wege und nie auf dem gemeinschaftlichen Begräbnisplatz liegt, so wird dieses bekleidete Stück Holz auf das Grab gepflanzt, zum Zeichen, daß hier ein Selbstmörder begraben liegt.

Es hat aber dieser Baum des Todes nach und nach auch eine andere Bedeutung erhalten. Wenn sich zwei verfeindet haben und einer des andern Tod wünscht, so kann etwa einer von ihnen sagen: „heute pflanze ich mit dir zusammen den Baum des Todes"; d. h. wir fechten so lange, bis einer von uns fällt. Das war auch die Bedeutung des Todesbaumes, den die Asuomleute pflanzten, nämlich „sie seien aufgebracht, und wer sie etwas über die Lehrer- und Christenverfolgung frage, den würden sie zu vernichten suchen, und wenn sie selbst dabei zu Grunde gingen." Sie gedachten dadurch die Furcht von sich zu weisen und durch die grausame Drohung alle Fragen zu beseitigen. Aber Gott der Herr spottet ihrer und gerade mit ihrer Furcht strafte sie Gott schrecklich.

Ein Tshisprichwort sagt: „Nennst du dein Kind berewu (Pein kommt über dich dein Lebenlang), so stirbt es"; d. h. legst du solch einen Namen deinem Kinde bei, so wünschest du ihm ja das Schlechteste.

Ebenso ging es in Asuom mit dem Baum des Todes. Gott strafte die Einwohner damit. Kaum war er aufgepflanzt, da erschossen sich eine Menge Menschen. Ging jemand in den Wald auf die Jagd, so konnte man sicher sein, daß ein Unglück passierte. Voller Schreck riß man deshalb den Baum aus, denn — so meinte man — er sei ein schrecklicher Zauber, den man über sich selbst gebracht habe.

Der Fetisch Dente soll helfen.

Der Todesbaum war abgetan, aber die Furcht damit nicht verbannt; im Gegenteil, sie vergrößerte sich noch, und in der nicht zu ertragenden Angst wandte man sich an den Fetisch Apanim um Rat. Man hielt ihm vor: „die Arbeit, die du uns befohlen hast, ist getan; aber es ist in ganz Akem keine Stadt, in der nicht Gottes Wort gepredigt wird. Als es aber hierher kam, hast du uns gesagt es wezutun. Darum fürchten wir uns sehr; sag, was sollen wir tun?" Der Priester antwortete im Namen der Gottheit: „der große Fetisch Dente in Kratschi (im deutschen Togogebiet) und der Fetisch von Dampong, Gyembibi, sagen, sie lieben mich, und wenn irgend ein schwieriger Fall vorliege, solle ich sie es wissen lassen; sie würden dann helfen. Darum schickt hin und sie werden euch raten." Wie gesagt, so getan. Alle großen und kleinen Fetische baten um Hilfe.

Der große Fetisch Dente bot seine Hilfe auf folgende Weise an: „Macht einen eisernen Ladestock rotglühend, stoßt ihn dann in jenen Fetischkörper (Lehmklumpen) in Asuom und begießt alles, unter Nennung von Boakyes und der Christen Namen, mit Palmöl. Seid sicher, daß alle sterben werden und daß ihr von jeglicher Sorge und Angst befreit sein werdet." Die Heiden glaubten alles und taten wie ihnen befohlen war. Aber Gott ist eben der allein Allgewaltige, der die Menschen sterben heißt, seinen Ruhm gibt er nicht den Götzen. Keiner der Christen wurde nicht einmal krank. Gott schenkte sogar Boadi zu dessen großer Freude ein gesundes Kindchen. Obgleich so schwer mißhandelt, hatte es der Frau doch nicht weiter geschadet. Nun aber wollten die Eltern das Kindlein nach Kyebi bringen, um es da taufen zu lassen. Auf der Reise dorthin kamen sie durch einen Ort Nkwantanang und waren erstaunt, daß sich das Volk vor ihrer Herberge zusammen scharte; der Hof war bald dicht gedrängt von Menschen, die alle auf Boadi sahen und ihn kopfschüttelnd anstarrten, als wäre er etwas ganz Besonderes. Boadi konnte sich dieses auffallende Benehmen garnicht erklären, da die Leute ihn doch schon lange kannten. Er fragte einen, was es denn sei, bekam aber die nichtssagende Antwort: es sei nichts. Ein andrer aber widersprach dem und er-

zählte nun, warum sie alle so erstaunt seien Boadi hier zu sehen. Sie seien alle nach Asuom zum großen Fetischfest gegangen. Dort seien sie zugegen gewesen, wie man den Zauberspruch über alle Christen gesprochen, damit sie stürben. Ganz besonders aber habe man über Salome, die Frau von Boadi, einen schrecklichen Fluch gesprochen. Sie hätten alle geglaubt, der Fetisch werde die Frau in Stücke reißen, und nun müßten sie dieselbe Frau sogar mit einem gesunden Kinde hier sehen. „Irgendwo ist wahrhaftig ein Gott", riefen sie aus. Boadi erzählte ihnen, daß der Götzendienst nur ein irrer Gedanke des Menschen sei, daß sie aber, wenn sie Gott dienen wollten, noch größere Dinge sehen würden. Wie gerne glaubten die Menschen das alles; sie bezeugten: „alles was du sagst, ist wahrhaftig wahr", aber die Ketten, mit denen der Fürst der Lüge sie gekettet hatte, waren zu stark. Voller Furcht lebten die Leute in Asuom dahin, wußten sie doch nicht, was ihre Handlung für Folgen haben würde.

Apanim oder Christus?

Das rohe Betragen der Asuom-Leute war auch zu den Ohren des englischen Statthalters gedrungen und dieser hatte den König von Kyebi mit der näheren Untersuchung der Angelegenheit betraut.

König Amoako Ata lud die Anstifter der Verfolgung drei Mal vor sich, aber seinem Befehl wurde keine Folge geleistet. Erst als ungefähr acht Monate später durch andre schwerwiegende Streitigkeiten die Asuomleute gezwungen waren, in ihrem eigenen Interesse vor dem König in Kyebi zu erscheinen, kam auch die Anklage über die Christenverfolgung zur Sprache. Aber sie konnte vom König nicht entschieden werden; war er doch selbst ein Christenfeind, und die Angelegenheit mußte vors europäische Gericht in Akra gebracht werden. Auf zweimaliges Vorladen vom Statthalter erschien niemand, und der Urteilsspruch lautete deswegen dahin: die Asuomleute seien schuldig befunden worden und hätten 50 Pfund (M. 1000) Strafe zu zahlen, das als Sühnegeld den Christen zu übergeben wäre.

Inzwischen war auch König Amoako Ata selbst wegen einer von ihm angezettelten Christenverfolgung nach Akra zitiert worden, um sich vor dem englischen Gericht zu verantworten. Er erschien daselbst, wurde aber plötzlich krank und starb. Die Vollstreckung des Urteils erlitt dadurch eine so unliebsame Verzögernng, daß man sich schließlich mit der geringen Summe von 240 Mark zufrieden geben mußte. Wer war über diesen unerwartet günstigen Ausgang der Dinge froher als die Leute von Asuom? In ausgelassener Freude

erhob man eine Steuer von 50 Pfennig pro Person, und zwar nicht nur in Asuom, sondern auch in den umliegenden Dörfern. Auf diese Weise hatte man eine so große Summe in Händen, daß man nicht nur die 240 Mark zahlen konnte, sondern auch noch viel Geld übrig behielt. Für dieses kaufte man: ein goldenes Schwert, einen goldenen Schild, einen Sammet-Schirm von riesigen Dimensionen, zwei goldene Elefantenschweife und Trommeln, lauter königliche Geschenke, die dem Fetisch dargebracht wurden mit der Anzeige, er hätte gesiegt.

Ueberall herrschte große Freude, und der Fetisch wurde hochgepriesen. Die Heiden sahen die Sache an als Kampf wider Gott den Allmächtigen, in dem ihr Fetisch und sie die Sieger gewesen seien. Etwas kam noch hinzu. Als die Christen mit ihrer Klage an die Küste gelangt waren, überfiel sie alle das Klimafieber. Sie, die Urwaldbewohner, waren die Sonnenglut der baum- und schattenlosen Küstenebene, durch die sie marschieren mußten, nicht gewohnt. Nur der Lehrer war verschont geblieben, und dieser ging alle Tage zu den Kranken, um mit ihnen zu beten. Das hatten einige Leute aus Asuom gesehen und sprengten nun das Gerücht aus: Johannes Boadi sei gestorben und alle übrigen Christen lägen hoffnungslos darnieder. Der Lehrer gehe wohl immer hin, um sich (wie die Mohammedaner) im Gebet gegen Osten zu verneigen, ja den Kopf auf die Erde zu schlagen, aber es sei alles vergeblich. Diese Nachricht erzeugte einen Jubelrausch und das Siegeslied erscholl: „Apanim, mach dich auf, der Lehrer ist nur noch übrig geblieben, und du hast gesiegt!" Als diese Nachricht auch die alte Mutter von Boadi hörte, weinte sie tiefbekümmert und rief zu Gott: „O Gott, Allmächtiger! deinetwegen leiden deine Kinder Verfolgung; laß sie nicht sterben, auf daß dein Name nicht gelästert werde!" Diese alte Frau war eine Heidin. Es ist, als ob Gott dieses Gebet der Heidin erhört habe. Die Christen waren wohl schwer krank gewesen, aber Gott ließ sie alle genesen, und als sie heimkamen, ging ihnen ein heidnisches Weib entgegen, das voll Freude Gott verherrlichte und ihn pries: „Ja, wahrlich, ein Gott muß irgendwo sein!"

Die Freude über den vermeintlichen Sieg des Fetisches war verfrüht gewesen. Aber obschon die Ohnmacht desselben offenkundig war, brach sich die Ueberzeugung von seiner Nichtigkeit doch nur sehr allmählich Bahn. Im Jahre 1886, also eine geraume Zeit nach den Verfolgungen, war es, als die Erinnerung an jene Tage wieder mächtig unter den Leuten erwachte. Sie besannen sich auf das, was und wie es geschehen war. Es entstanden zwei Parteien in der Stadt. Die eine sagte: „der Fetisch Apanim sicherte uns zu, daß er die

Christen töten werde und konnte es doch nicht. Im Gegenteil, unter uns, die wir ihm so gut gedient haben, sterben auffallend viele und seine besten Diener sind schon dahin. Auch hat er gesagt, wir würden keine Ausgaben haben; handelt es sich denn bei 240 Mark um kein Geld?" Andre fragten den Priester, warum denn der Fetisch die Christen nicht habe töten können? Der Priester antwortete darauf: was in Gottes Hand ist, kann ich nicht zu Grunde richten." Ueber diesen Ausspruch schämte er sich nachher sehr, denn ohne sein Wollen hatte er Gott die Ehre gegeben.

Während die einen ihren Fetisch so ganz seines Ruhmes entkleideten, stand die andre Partei für ihn ein und sagte: „eine große Tat hat unser Fetisch getan, wie in ganz Akem noch keine gesehen worden ist. Hätten wir den Fetisch nicht, so wäre gewiß die Schuld von 240 Mk. nicht die einzige Strafe gewesen, die uns getroffen." Auf jede Weise suchten die Anhänger dieser Partei den Ruhm des Apanim zu erhöhen.

Der Bann wird gebrochen.

Was wir soeben gesagt haben, hat uns gezeigt, daß vielen die Erkenntnis aufging, daß der Fetisch doch nicht allmächtig sei. Ja, jener Ausruf der Mutter Boadis und des heidnischen Weibes beim Einzug der Christen hat uns in manches fromme Gemüt, das Gottes Nähe fühlt und seine Herrlichkeit ahnt, blicken lassen. Das waren Lichtstrahlen im tiefen Dunkel des Heidentums von Asuom. Ach die Finsternis war noch zu groß, um von ihnen durchdrungen zu werden.

Nach den gemachten schmerzlichen Erfahrungen wurde kein Lehrer mehr nach Asuom gesetzt; es sollte von Otumi aus, wie es anfangs gewesen war, bedient werden. Wenn der Lehrer aber hinkam, um Gottes Wort zu verkündigen, fanden sich wohl immer noch Störefriede ein, die es machen wollten, wie ehedem, aber es war doch anders geworden. Mutig wies man die Unruhestifter zurück, indem man ihnen zurief: „Laßt eure Torheiten von früher; wer nicht hören will, soll gehen, uns aber, die wir hören wollen, in Frieden lassen." Die Wißbegierigen brachten ihre Stühle herzu und setzten sich auf die Straße, voll Verlangen die Friedensbotschaft zu hören. Ja, nach Frieden seufzte manches arme, von Unruhe und Zweifel geplagte Herz. Fünf Taufbewerber hatten sich gemeldet und wurden auch unterrichtet; aber gegen Ende des Jahres fielen sie alle ab. Der Priester war geschäftig gewesen, sie mit Furcht vor den Folgen dieses Schrittes zu erfüllen. Das war im Jahre 1888. Nach weiteren 5 Jahren waren es zwei Taufbewerber, von denen einer getauft wurde.

Das war ein geringer Erfolg nach so langer Zeit, aber der Herr belebte die Hoffnung seiner Knechte. Im Jahre 1895 ging es einen Schritt vorwärts; der Häuptling ließ sich sogar herbei, Gottes Wort zu hören. Das hatte er noch nie getan, aus Furcht, sein Beispiel könnte Nachahmer finden, wofür ihn der Fetisch strafen würde. Jetzt schien er diesen Gedanken von sich gewiesen zu haben. Früher wurden Trommeln geschlagen und häßliche Lieder gesungen, um die Predigt zu stören; jetzt war alles still. Der Katechist Kumi ging oft nach Asuom, entweder mit den Schülern, oder mit seinen Gemeindegliedern, Männern und Frauen, und dann legten die alten Männer von Otumi, namentlich Johannes Boadi, ein beredtes Zeugnis ab von der Macht der Liebe Christi und Gottes, die alle Menschen zu sich ziehen will. Neun Taufbewerber, von denen vier die hl. Taufe empfingen, galten als Anzeichen, daß das Feld zu grünen, die Tränensaat aufzugehen begann.

Eine große Freude sollte den Otumichristen und der kleinen Gemeinde in Asuom noch bevorstehen. Der Häuptling schenkte ein großes Stück Land zur Christenansiedlung. Mit vereinten Kräften hieb man die Grenzen. Johannes Boadi schwang mächtig sein Buschmesser, und jeder Hieb legte Strauch um Strauch nieder. Freude hatte seinen Arm stark gemacht, denn das, was er nie geglaubt hatte, war eingetroffen; dasselbe Stück Land, auf das man ihn zerschlagen und zerschunden geworfen, gehörte nun der Mission, und dort, wo er gelegen, sollte das Haus für den neuen Lehrer, der nun wieder ständig in Asuom leben sollte, erbaut werden. Boadi ließ es sich nicht nehmen, den Platz vom Gebüsch selbst zu säubern. Nachher drückte er vor großer öffentlicher Versammlung seine Freude darüber aus, daß Gott ihn diesen Tag habe erleben lassen. Lehrer Kumi aber sagte: es ist als ob auf einer großen Trommel, allen hörbar, die Worte geschlagen würden: „Nun will ich mich aufmachen, spricht der Herr, nun will ich mich erheben, nun will ich hochkommen.“ Es ist Gott der Allmächtige und der Erhabene, der ausruft: „Ich der Herr, das ist mein Name, und will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den Götzen“.

Wie steht es heute in Asuom?

Wir könnten hier schließen. Wir stehen unter dem lebhaften Eindruck, daß in die Hochburg des Teufels und des Fetischdienstes Bresche geschlagen worden ist und es durch geduldige Arbeit doch so weit kommen wird, daß sich auch in Asuom alle Kniee beugen werden vor unserm Herrn und Erlöser.

Aber mancher wird sich doch die Frage vorgelegt haben, ob denn der Heide, nachdem er von der Ohnmacht des Fetisches überzeugt ist, nicht Willenskraft genug besitzt, seinen Glauben an ihn über Bord zu werfen. Der Fetisch hat ja selbst Gott die Ehre geben und sagen müssen: „Was in Gottes Hand ist, kann ich nicht vernichten". Außerdem hat er augenfällig seine Ohnmacht bewiesen, und diese ist auch als solche von den meisten anerkannt worden.

Zweierlei kann darauf geantwortet werden. Was Jahrhunderte hindurch fest geworden ist, kann nicht so leichthin durch ein Jahrzehnt treuer Missionsarbeit gelöst werden. Die Anschauungen vom Fetisch, der Geisterglaube, der tiefe Argwohn, überall um sich herum Feinde zu haben, das Hexenwesen 2c. sind von Geschlecht auf Geschlecht vererbt worden. Wenn durch den Einfluß des Christentums auch viele von ihren heidnischen Vorstellungen abkommen, so sind sie damit noch nicht Christen. Man kann solche vielleicht mit unsern Reformjuden vergleichen und sie Reformheiden nennen. Ich möchte aber die „Aufklärung" solcher Heiden nur auf die Anschauungen über den Fetisch- und Priesterdienst beschränken. Der Geisterglaube, die Gespensterfurcht, die Angst vor den ihn umringenden feindlichen Gewalten bleibt und spielt selbst bei Heidenchristen noch lange eine große Rolle. Wer will es ihnen verdenken, wenn man die aberwitzigen Vorstellungen vieler Christen des Abendlandes etwas kennt.

Der zweite Grund aber ist die vernichtende, geradezu unheimliche Gewalt des Priesters, der viele zum Opfer fallen. Und wer will sterben? Wenn jemand im Umkreise Asuoms krank wurde, so schickte man zum Priester, um nach dem Grund der Krankheit zu fragen. Die Antwort war oft: „mein Fetisch tötet ihn". Der so Beschiedene eilte dann voller Schrecken nach Hause, kaufte ein Schaf, brachte es dem Priester und sagte, er solle ihn mit dem Fetisch versöhnen und den Kranken gesund machen. Wenn er das tue, so gelobe er ihm noch 20 bis 30 Mk. zu geben. Was tut aber der Priester? Wird der Kranke gesund, so nimmt jener das versprochene Geld; stirbt er aber, so nimmt der Priester alle seine Habseligkeiten, Geld, Kleider u. s. w. In seiner Hand ist das furchtbare Schreckmittel, das Gift. Wer dem Priester unbequem war, bekam auf irgend eine Weise Gift. Hatte einer im Zorn über den andern den Namen des Fetisches angerufen, d. h. geflucht, so stand die Ehre des Fetisches auf dem Spiel und der Fluch, von dem der Priester durch seine Helfershelfer bald gehört hatte, mußte in Erfüllung gehen. Hat der Fetisch jemand vergiftet, so müssen die Verwandten des Verstorbenen für 40 Mk. Medizinen beim Priester kaufen, mit denen sie sich ba[illegible] um nicht auch vom Fetisch getötet zu werden.

Durch solch eine Schreckensherrschaft nahm der Priester viel Geld ein, und bis 1896 waren Vergiftungen an der Tagesordnung. Erst von da an hat die englische Regierung von den Morden Notiz genommen und beim König von Kyebi Erkundigungen einziehen lassen, sich selbst aber nicht bemüht, die Sache näher zu untersuchen. Der König ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, schickte nach Asuom und wurde durch Geld still gemacht. Seither haben die Morde etwas abgenommen, da der Priester vorsichtig geworden ist und mit großer Schlauheit zu Werke gehen muß. Es droht ihm auch Gefahr von den „aufgeklärten“ Heiden. Da er das Vergiften nicht aufgeben kann, muß er durch Geldsummen seine Feinde abfinden, oder einen andern Ausweg suchen. Einige Beispiele mögen das erläutern.

Im November 1896 wurde eine junge Frau, namens Ata, vergiftet. Ihr Onkel wollte bei der Regierung Anzeige davon machen, wurde aber mit 60 bis 80 Mk. abgefunden. — 1897 erlag eine Frau dem Gifttrunk. Der Mann erhielt 120 Mk. Ein anderes Weib, mit Namen Adoma, starb im Hause des Priesters. Sie hatte den Namen des Fetisches unnütz gebraucht und deswegen den Giftbecher getrunken. Aus Angst vor den Folgen, die der Tod des Weibes haben würde, nahm der Priester die Frau in sein Haus, um sie kostenlos zu kurieren. Sie starb aber. — Ein weiterer Fall war der von dem Mädchen Ya Benadwo. Es hatte von der Plantage seiner Großmutter etwas gestohlen, und diese hatte ihr geflucht. Sie mußte den Diebstahl mit dem Leben bezahlen, obgleich der Priester aus Furcht alles Mögliche versuchte sie zu retten. Das war im Jahre 1899. — Ich hatte mir alle Data und die Namen der vergifteten Personen genau notiert, und konnte dem Priester, einem noch jungen Menschen mit satanischem Gesicht, mit den Einzelheiten eines jeden Falles aufwarten. Vielleicht gelang es mir, denselben einzuschüchtern, während mir ein Versuch, alle Data dem Statthalter zu übergeben, mißlang, obgleich es sich hier nicht um eine vielleicht fragliche Missionsmethode, sondern nur um Vermeidung von Menschenmorden handelte.

Was früher dem Priester große Einnahmen sicherte, bringt ihn heute nur in Schulden. Der Häuptling aber, der an des Priesters Einkommen seinen Teil hat, aber ebenso auch an dessen Verlusten, ist sehr ungehalten darüber, daß er so oft die Schulden des Priesters zahlen muß. Als einmal Katechist Kumi nach Asuom kam und den König besuchte, fand er diesen in ganz besonders gedrückter Stimmung. Auf die Frage, ob ihm etwas zugestoßen sei, antwortete er nur: „der Priester ist ein Tor geworden, er bringt nur Schulden über mich“. Kumi ließ die gute Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen und erzählte dem König von den vielen Fetischen Asantes, die ihren

König Perempe nicht vor der Gefangenschaft haben retten können, er erzählte von Katawere und Odente. Wenn die Fetischpriester auch noch so kluge Leute wären, Gott der allein Wahre würde doch zu seiner Zeit ihre Weisheit zu schanden machen.

Wie in des Königs Augen, so sinkt das Ansehen des Priesters auch in den Augen des Volkes. Jeder ist sogar bereit, die Schändlichkeiten des Priesters aufzudecken, läßt sich aber entweder durch Geld zum Schweigen bringen, oder durch die unausrottbare aber begreifliche Furcht, daß der Priester sich am Leben des Betreffenden rächen könnte. Einmal aber werden die Zungen gelöst werden, und dann wird der Erzfeind abgetan und die Fesseln werden gesprengt werden. Das Reich wird Gottes sein und des Herrn Jesu Christi. Er hat das gute Werk in Asuom angefangen, er wird es auch vollenden.

„Frühling, der die Welt verklärt, wann erscheint dein Zeichen?
Winter, der so lang gewährt, wann wirst du entweichen?
Längst bedeckte starrer Frost ein beschneit Gefilde,
Frühling, komm mit deinem Trost, komm mit deiner Milde.

Ach, wir harren mit Begier, Herr, bis durch dein Walten
Ganze Völker bald vor dir ihre Hände falten,
Bis auf weitem Erdenrund alle Götzen brechen,
Amen zu dem Gnadenbund alle Zungen sprechen."

Missions-Zeitung.

Indien. Ueber die schrecklichen Verheerungen des Erdbebens im nördlichen Indien am 4. April, infolge deren auch die Missionsstationen Dharmsala und Kangra verwüstet wurden, berichtet der Gleaner u. a.: In Kangra ist nicht ein einziges Haus stehen geblieben. Missionar Rowlands, Frau Däuble und Frl. Lorbeer wurden unter den Trümmern des Missionshauses begraben. Ihre Körper waren bis zur Unkenntlichkeit zermalmt und der Tod muß sofort eingetreten sein. Der blinde eingeborene Pastor von Kangra wurde noch rechtzeitig durch einen Freund aus dem zusammenfallenden Hause gerettet. In Dharmsala wurde Dr. Sutton unter einer Masse von Mauerwerk vollständig begraben, aber ein Spalt gewährte ihm noch einige Luft, so daß er noch lebend hervorgeholt werden konnte. Frl. Michaelis lag drei Stunden lang unter den Trümmern begraben, bis sie von ihren Leuten entdeckt und befreit wurde. Aber alle ihre 14 Schulmädchen waren erschlagen. Eine besondere Bewahrung erfuhr Miss. Haslam in Tarn Taran. Er war eben im Begriff, den dortigen Sikh-Tempel zu betreten, als er sich erinnerte, daß er ja Schuhe trage und damit nicht wohl das Heiligtum betreten dürfe. Er sah deshalb davon ab; im nächsten Augenblick stürzte der Tempel ein und erschlug elf Personen darin.

Ueber die Katastrophe in Tarn Taran berichtet Frau Miss. Guilford: Wie soll ich das schreckliche Erdbeben jenes 4. April beschreiben? Mein Gatte und ich frühstückten eben, als das unterirdische Getöse begann und das ganze Haus wie ein Schiff auf hoher See hin und her schwankte. Lampen fielen zu Boden und zerbrachen; jeden Augenblick glaubten wir, die Zimmerdecke auf uns herabstürzen zu sehen. Wir waren im ersten Augenblick wie gelähmt und vermochten uns nicht vom Fleck zu bewegen. Als wir einigermaßen zu uns selbst gekommen waren, begaben wir uns schleunigst ins Freie und sahen hier, wie die ganze Landschaft in Bewegung war und die größten Gebäude hin und her schwankten. Das unheimliche Durcheinander von allerlei Geräuschen in der stillen Morgenfrühe verstärkte noch das schreckliche Gefühl der gänzlichen Hilflosigkeit. Das schauerliche Getöse der bebenden Erde, das Aufschlagen und Krachen der fallenden Mauerwerke und zusammenstürzender Gebäude, das Jammern und Geheul der angsterfüllten Leute, die tags zuvor zu Tausenden zu einem Fest zusammengeströmt waren, läßt sich nicht beschreiben. Da, auf einmal gabs ein gewaltiges Krachen, und siehe, die große goldene Kuppel des Tempels, der schon seit 300 Jahren hier steht, wankte, sank in sich zusammen und stürzte nach innen. In demselben Augenblick stürzte eine ganze Reihe anderer Gebäude, darunter einige der Pilgerherbergen, die wegen des Festes voller Leute waren, mit lautem Getöse zusammen und begruben alles unter sich. Mein Mann eilte sofort an Ort und Stelle, um den Ueberlebenden und Verwundeten so weit als möglich Hilfe zu leisten. Es bot sich ihm dabei ein Anblick, wie er ihn sich nie mehr im Leben wünscht. Die Erschlagenen waren buchstäblich zu Stücken zermalmt und die Ueberlebenden fürchterlich verstümmelt, sodaß einige derselben bald darauf starben. Alles, was zu unserer medizinischen Mission gehört, wurde sofort aufgeboten und eilte zu Hilfe. Die Verwundeten wurden im Hospital der Regierung untergebracht und es geschah alles, was zu ihrer Linderung getan werden konnte ... Wir ahnten damals noch nicht, was sich währenddem in Dharmsala und Kangra Schreckliches zutrug, und daß so manche unserer Bekannten durch das Feuer der Trübsal eingingen in das ewige Vaterhaus. —

Von den Stationen der **Brüdergemeine** ist Kyelang beschädigt, aber nicht zerstört, und die dortigen Missionsgeschwister sind von großer Gefahr gnädig behütet worden. In Leh und Chini haben die Erderschütterungen keinen Schaden angerichtet. Auch das Missionshaus in Simla soll ebenfalls unversehrt geblieben sein, während Nachbargebäude, wie die Residenz des Gouverneurs vom Pandschab und das katholische Nonnenkloster beschädigt wurden.

Tibet. Nach einem Telegramm von Ta-tschien-lu soll der chinesische Resident in Lhasa und sein ganzes Gefolge von Eingeborenen aus Batung ermordet worden sein. Er war auf kaiserlichen Befehl nach Batung gegangen, um einen Mordanfall zu untersuchen. Ein späteres Telgramm meldet die Ermordung von vier französischen Missionaren und einer Anzahl eingeborener Christen an demselben Orte. Die Verbindung zwischen Tscheng-tu und Batung ist unterbrochen. Der Generalgouverneur von Szetschuen schickt reguläre Truppen nach dem Ort der Unruhen. Ob diese Vorkommnisse in irgend einem Zusammenhange mit den schon früher gemeldeten Unruhen in der Provinz Szetschuen stehen, läßt sich von hier aus nicht übersehen. „L'Echo de Chine" meint, daß man sie als die Folgen der englischen Invasion in Tibet und des japanischen Einflusses in China anzusehen hat.



Missionsstation Bombe (Kamerun).

Das religiöse Chaos in Japan.*)

Wenn europäische Blätter die Mitteilung verbreiteten, daß man in Tokyo beschlossen habe, eine staatliche christliche Kirche zu gründen, die christliche Dogmen mit buddhistischen Motiven verbinden solle, so ist eine solche Mitteilung natürlich in das Reich der Fabel zu verweisen. Eine staatliche Kirchengründung ist im modernen Japan nicht wohl tunlich, nachdem durch Artikel achtundzwanzig der Konstitution vom 11. Februar 1889 in Japan ausdrücklich Religionsfreiheit garantiert worden ist, wie denn auch die japanische Staatsregierung sich in der Neuzeit mit lobenswerter Korrektheit auf der Linie gehalten hat, sich von jeder Verbindung mit irgend einer Religion möglichst fernzuhalten. Das Wort „möglichst" bezieht sich auf das etwas eigenartige Verhältnis des japanischen Staates zur Shinto-Religion, die nicht nur die Religion des Kaiserhauses darstellt, sondern auch die Verehrung der kaiserlichen Ahnen von Götterzeiten an bis auf diesen Tag als wichtigstes Stück ihres Kultus enthält und darum gleichsam einen halboffiziellen Charakter hat; aber gerade diese Religion wird immermehr aus dem Range einer Religion zu dem eines Kultus staatlicher Institutionen herabgedrückt, wenigstens was die Verehrung der kaiserlichen Ahnen anbetrifft. Richtig ist, daß im Buddhismus eine Strömung vorhanden ist, die darauf abzielt, die Buddhalehre zu einer Art Staatsreligion zu erheben. So rief schon vor Jahren der gelehrte Priester Inouye Enryo in seinem Buche Shukyo kaikakuan, d. i. Plan zur Reform der Religion, die Hilfe des Staates an, der verordnen solle, daß niemand die Priesterweihe erlange, der nicht in einer höheren Staatsschule studiert und dann

*) Nach dem Ostasiatischen Lloyd.

ein theologisches Seminar absolviert habe, und der einen Feiertagszwang, eine Gemeindeorganisation mit regelmäßigen Gottesdiensten und die Predigtverpflichtung für die Priester einführen solle. Auch im Parlamente tauchten verschiedentlich Anträge auf, dem Buddhismus eine besondere staatliche Anerkennung und Unterstützung zu verleihen. Aber diese ganze Bewegung hat bei der eigenartigen Stellung des Shintoismus keine Aussicht auf Gelingen, auch jetzt nicht, wo durch die Not und Sorge des Krieges das religiöse Bedürfnis mächtig verstärkt ist.

Ist so eine neue Staatsreligion im jetzigen Japan nicht möglich, so steht doch Japan augenblicklich im Zeichen einer Religionsmischung, die jeden Tag neue Religionsgebilde hervorbringen könnte. Aehnlich wie die Chinesen gehören auch die nicht-christlichen Japaner in der Regel drei Religionen zu gleicher Zeit an; hier sind es Shintoismus, Buddhismus und Konfuzianismus, von denen der letztere allerdings in Japan nur den Charakter eines Moralsystems hat. Hinzu kommt eine starke und erfolgreiche christliche Propaganda, die bei manchem japanischen Gelehrten, wie zum Beispiel bei Inouye Tatsujiro und Motora Yujiro, das Bestreben wachgerufen hat, auch diese neu ins Land kommende Religion mit den vorhandenen in der Weise zu verbinden, daß man durch Zusammenfassung der Wahrheitselemente aller vier Religionen eine neue reinere Religionsform herausdestilliert, — ein vergebliches Bemühen, das die ganze Religionsgeschichte gegen sich hat, denn Religionen lassen sich nicht durch den Intelekt ausklügeln, sondern sie werden durch starke religiöse Persönlichkeiten, durch prophetische Geister wirksam ins Leben gerufen. Doch es ist klar, daß bei der Neigung des japanischen Volkscharakters zum religiösen Eklektizismus und Synkretismus auch das Christentum in Japan von den alteingesessenen Religionen Einflüsse empfangen wird, wie es solche auf diese ausübt.

Bisher ist das letztere freilich mehr der Fall gewesen, als das erstere. Denn bei der straffen Organisation der Christengemeinden ist es bisher gelungen, das Eindringen nichtchristlicher Einflüsse ziemlich abzuwehren. Doch das wird nicht immer so bleiben. Es gibt schon jetzt außerhalb der organisierten Christengemeinden zahlreich Leute, die etwa auf dem Standpunkte stehen, wie jener biedre Landmann hoch oben im Gebirge, der mir sagte:

„Ich bin ein eifriger Shinto, aber ich bin auch ein Christ; denn ich glaube an Jesus Christus.“ Und je mehr als Folge des Krieges die Welle stärkeren religiösen Bedürfens, die durchs Land geht, auch dem Christentum zu gute kommt und es aus einer Religion eines kleinen, gebildeten und fortgeschrittenen Bruchteils der Bevölkerung immer mehr zur Religion breiterer Volksschichten macht, und je mehr als politische Folge des siegreichen Krieges durch das Erstarken nationalen Selbstgefühls der Einfluß der ausländischen Missionare zu Gunsten der eingeborenen Geistlichen sich mindert, umsomehr wird naturgemäß das altgewohnte japanische Denken sich auch im japanischen Christentum selbst bemerkbar machen. Schon jetzt ist bei den japanischen Christen ein Mangel an Interesse und Verständnis für die alttestamentliche Vorstufe des Christentums ersichtlich. Hier wird die Entwickelung vermutlich einsetzen und an Stelle der alttestamentlichen Basis dem Christentum einen konfuzianisch-buddhistischen Unterbau geben, wie es einzelne japanische Christen, auch Prediger schon hin und wieder versucht haben. Auch shintoistische Ahnenverehrung und Kaiserkult, oder richtiger Kult der kaiserlichen Ahnen, würde auf diesem Wege mit dem Christentum verbunden werden. Das alles liegt gleichsam in der Luft und wird zur Wirklichkeit werden, je mehr das japanische Christentum gegenüber den missionarischen Einflüssen an Selbständigkeit gewinnt, je mehr es in die Breite wächst und von den Gebildeten zu den unteren Volksklassen herniedersteigt.

Andererseits aber können auch die übrigen Religionen in Japan sich dem mächtigen Einflusse des Christentums nicht entziehen. Vor allem nicht der Buddhismus. Er gewöhnt sich immermehr eine christliche Physiognomie an, redet von „Liebe“ statt von Mitleid, bedient sich christlicher Arbeitsmethoden, betont stärker die regelmäßige Predigt, treibt Militär- und Gefangenenseelsorge (die einzelnen Truppenkörper im Kriege sind außer von offiziell beigegebenen Shintopriestern auch von Bonzen begleitet), verbreitet Traktatliteratur, hält Jugendgottesdienste, organisiert Jünglings-, Jungfrauen- und andere Vereine, läßt in manchen Priesterseminarien die Bibel erklären, und zeigt in manchen seiner weiten Verzweigungen sogar eine Neigung vom Pantheismus weg zum Monotheismus hin, insofern Amida (Amithaba), die Personifikation unendlichen Lichtes und grenzenloser Güte, fast wie ein persönlicher Gott ver-

ehrt wird, natürlich mit Abzug des Schöpfergedankens; denn bis zu einem weltschaffenden und erhaltenden Gott vermag der buddhistische Gedanke sich nicht zu erheben. In dieser Richtung arbeitet vor allem auch die Bewegung des Neubuddhismus (Shinbukkyo), der die hervorragendsten buddhistischen Gelehrten zu seinen Anhängern zählt, fast alles Leute, die in Europa, vielfach in Deutschland studiert haben. Übrigens orientieren sie den Buddhismus nicht direkt am Christentum, sondern sie bemühen sich, die buddhistische Lehre mit dem modernen Denken in Philosophie und Naturwissenschaft in Einklang zu bringen. Dabei gehen sie oft so weit, daß sie den Boden des Buddhismus, die Lehre des Stifters verlassen, wie denn auch einige keinen Anstand nehmen, zuzugeben, daß die Lehren des Shaka, des historischen Buddha, unvollkommen seien. „Wir halten sehr wenig von Shaka in unserer Sekte", klingt seltsam aus dem Munde eines buddhistischen Priesters. Der Neubuddhismus ist ein eklektisches religiöses System, das je nach dem Träger verschiedenartige Formen annehmen kann — der eine nimmt als leitendes Prinzip atheistische Evolution, der andere Pantheismus, der dritte einen verdünnten Theismus. Vorläufig ist das alles natürlich in erster Linie eine Gelehrtenbewegung, der es schwer werden wird, Einfluß auf die Massen zu gewinnen; aber unter der buddhistischen Jugend, soweit sie in Jünglingsvereinen organisiert ist, findet sie doch schon jetzt großen Beifall.

So ist also der Zustand der religiösen Welt in Japan aufs Ganze gesehen eine Art Chaos, darinnen es wallet und gärt, um ein Neues hervorzubringen, dessen wahre Gestalt noch nicht zu erkennen ist. Das ist aber unzweifelhaft, daß ein mächtig wirksames Ferment in diesem Gärungsprozeß das Christentum bildet, das aber, ehe es den Charakter einer Volksreligion in Japan gewinnen kann, erst seinen Tribut an das national-japanische Denken wird entrichten müssen, genau so, wie es seiner Zeit in analoger Weise auf europäischem Boden geschehen ist. Wer die Ueberzeugung hat, daß das Christentum die absolute Religion ist, wird diesem interessanten Entwicklungsprozeß auf japanischem Boden mit Ruhe entgegensehen können. Auch das japanische Christentum wird ein Christentum bleiben. Das liegt begründet in der siegreichen Macht des christlichen Gedankens, der schon jetzt seine Ueberlegenheit gegenüber den andern Religionssystemen in Japan beweist.

Denn der Einfluß des christlichen Geistes auf den gesamten Volksorganismus in Japan reicht heute schon hundertmal weiter, als die verhältnismäßig geringe Bekennerzahl (es sind etwa 140 000) erwarten läßt; schon heute ist er ein Faktor, der nicht wieder, auf keinen Fall durch eine politische Manipulation, aus der Entwickelung Japans sich ausschalten läßt.

Die Aufgaben eines Missionars in China.

Von Miss. Martin Maier.

(Schluß)

IV.

Wenn nun der Missionar in der vorhin gezeigten Weise als Prediger, Lehrer, Literat oder Arzt in China tätig ist — was kommt bei seiner Arbeit heraus? Welches ist das Resultat seiner Wirksamkeit?

Ich will es unterlassen, hier Zahlen anzugeben. Religiöse Wirkungen lassen sich nicht gut statistisch feststellen. Die Eintragungen im „Buche des Lebens“ stimmen auch kaum überein mit den Angaben in den Jahresberichten der Missions-Gesellschaften. In diesen finden sich manche Namen, die dort fehlen und umgekehrt.

Statistische Angaben führen auch leicht zu Mißverständnissen und Mißbräuchen. So wurde schon des öftern auf Grund jener Berichte von findigen, müßigen Köpfen herausgerechnet, wie teuer ein getaufter Heide zu stehen komme. Nach dem letzten Rechenexempel dieser Art beträgt die Summe genau Fr. 731.02. Viel Geld, denkt mancher, und der es ausgerechnet, erst recht. Doch seine Rechnung ist falsch, er hat eine viel zu niedrige Summe herausgebracht. Ein anderer nennt eine weit höhere Summe:

„Was hülfe es den Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Nach dieser Rechnung wiegt der Wert der ganzen Welt den Wert einer Seele nicht auf. Willst du wissen, was eine Seele wert ist, dann tritt hin unter das Kreuz des Erlösers und laß es dir dort sagen. „Das tat ich für dich“, sagt dir das brechende Auge des edlen, stillen Dulders, die Martergestalt des eingeborenen Gottessohnes. In diesen Worten ist der Preis der Menschenseele genannt. Wer sie nie vernommen, besser: wer sie nie erlebt hat, dem wird jede, auch die kleinste Ausgabe für die Mission zu hoch und unnütz erscheinen.

Während nun die einen die Erfolge der Mission zu gering werten, sehen andere die Sache viel zu rosig an: „die Evangelisation der Welt in der gegenwärtigen Generation“ ist ihre Parole. Man merkt, wir leben im Zeitalter der Elektrizität, und fast tönt uns bei solcher Ankündigung das Rasseln und Schnauben eines Motorwagens ins Ohr. Ja, wenn es so schnell ginge! Wilhelm von Kügelgen sagt in seiner trefflichen Selbstbiographie „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“: „Niemand läßt sich von etwas überzeugen, das nicht in seinen Kram paßt“. Wer Lebenserfahrung und Selbsterkenntnis besitzt, wird gestehen müssen, daß der „alte Mann“ nicht so unrecht hat, wenigstens wird jeder das zugeben müssen, daß es nicht leicht ist, einen Menschen von etwas zu überzeugen, das nicht in seinen Kram paßt. Paßt nun das Christentum mit seinen Forderungen in den Kram des Menschen, paßt es etwa den Heiden, den Chinesen? Auch ganz und gar nicht! Somit ist auch das mit der blitzesschnellen Evangelisation der Welt nichts. „Ja, aber der heilige Geist“, sagte mir im vorigen Jahr ein enthusiastischer junger Mann, „der kann doch, wenn er will, plötzlich, in einer Viertelstunde, einen Heiden bekehren!“ Gewiß, er kann es, aber er tut es nicht. Gott ist ein Gott der Ordnung; „denn die Erde bringet von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Ähren, darnach den vollen Weizen in den Ähren.“ Auch der Gang des Reiches Gottes, wie die innere Entwicklung des einzelnen ist ein Wachsen. Und, Hand aufs Herz, ist es bei dir selber anders gewesen? Und auch angenommen, du oder der und jener habe eine plötzliche Bekehrung erfahren — es gibt auch solche, ganz gewiß —, weißt du denn,

welchen Anteil die Ermahnungen und Gebete deiner Eltern oder Lehrer, oder dein Seelsorger, oder ein Buch ꝛc. daran haben? Jeder Bekehrung ist eine Vorbereitung vorausgegangen. Sollte das bei den Heiden anders sein?

Ich will ein Beispiel gebrauchen. Da ist so ein schwäbischer Bauer, oder auch ein Schweizer-Bauer, auf seinem Acker neben der Landstraße mit pflügen beschäftigt. Er hat ausgerechnet, wenn er sich ein wenig beeile, dann könne es reichen, daß er so gegen Mittag fertig werde. Wie er wieder vorn an die Straße kommt und gerade den Pflug wenden will, da sieht er einen daherkommen in einem etwas merkwürdigen Aufzug. Er wartet, er will den Mann vorbeilassen, um ihn ein wenig ansehen zu können. Doch dieser schreitet direkt auf ihn zu und kommt herüber auf den Acker. Fast erschrickt das Bäuerlein; es sieht sich um, ob nicht Leute in der Nähe seien, damit es im Notfalle um Hilfe rufen könne. Denn der Mann vor ihm sieht etwas gar zu sonderbar aus, wie niemand hierzulande. Er trägt einen langen, grünseidenen Rock, eine rotseidene Weste über diesem. Die Hosen hat er unten zusammengebunden, und seine Füße stecken in merkwürdigen Schuhen. Und dann erst sein Gesicht! Das ist gelb, mit breiter Stumpfnase und schwarzen, schiefliegenden Augen. Auch hat der Mann einen Zopf, wahrhaftig! Jetzt geht dem biederen Schwaben ein Licht auf: am Ende ist das gar ein Chinese; er erinnert sich, einmal gehört zu haben, diese tragen Zöpfe. Während er so staunt und sprachlos ist, ist jener eifrig am reden. Der Bauer hört nichts; er glaubt überhaupt, der Mann spreche eine fremde Sprache. Doch dieser redet und redet; er erzählt ihm von Konfuzius, erklärt ihm dessen Sprüche, sagt dem Bauern, das Christentum sei eine falsche Religion, mit Gott und Jesus sei es nichts, er müsse an Konfuzius glauben ꝛc. ꝛc. Das Schweigen und Staunen des deutschen Ackermannes nimmt er für Aufmerksamkeit, und so wird er immer eifriger. Wie sehr würde der gute Chinese sich täuschen, wenn er sich einreden wollte, er habe den Mann überzeugt! Welcher innere Gedankenprozeß, welche Umwälzungen im Geistes- und Gemütsleben des Bauern müßten vor sich gehen, bis er dahin gebracht wäre, daß er sich sagen würde: all das, was meine Eltern mich gelehrt von Kindesbeinen an, was ich in der Schule, im Konfirmationsunterricht und in der Kirche gehört, woran mein

Weib und meine Kinder, meine Nachbarn glauben, woran das ganze Dorf, das ganze Land glaubt — alles das ist falsch, dieser Chinese allein hat recht und ich werde allem Spott und allen Anfeindungen zum Trotz ihm folgen! Bis der Mann so weit gebracht wäre, das dürfte, meine ich, kaum so leicht und so plötzlich geschehen! Bei der Bekehrung eines Menschen zum Christentum ist nun allerdings insofern ein Unterschied, als hier der Geist Gottes mitwirkt, indes bevor dieser wirklich einsetzen kann, muß, wie gesagt, vorbereitende Arbeit vorausgegangen sein.

Unter ganz ähnlichen Verhältnissen nun, wie es eben geschildert wurde, arbeiten wir Missionare an den Chinesen. Man überrascht einen Bauern bei der Feldarbeit, tritt zu einem Krämer in den Laden, setzt sich unter die Gäste in einer Teehütte, besucht einen Gelehrten in seiner Schule, einen Beamten auf der Schreibstube — und redet mit ihnen, zur Zeit und zur Unzeit. Man spricht von Jesus, von Schuld und Strafe, Glauben und Vergebung, Tod und Ewigkeit, Himmel und Hölle, Gott und dem Teufel — alles ist ihnen fremd, neu, unverständlich, scheint ihnen auch unglaublich; manchen ist es auch verhaßt und zuwider, gleichgültig —·—. Es ist nicht ein Wunder, daß verhältnismäßig so wenig Heiden zum Christentum übertreten, das Wunder ist, daß es solche gibt, die Christen werden. Und daß die Missionsarbeit in der Tat nicht vergeblich ist, auch in China nicht, soll jetzt noch an zwei Beispielen aus dem engeren Rahmen der Basler Mission kurz gezeigt werden.

Im Jahre 1846 wurden auf Dr. Gützlaffs Veranlassung hin die zwei ersten Basler Missionare nach dem Reiche der Mitte gesandt. Am 19. März des folgenden Jahres stiegen sie nach einer langen, beschwerlichen Reise in Hongkong ans Land. Einer der beiden war der bekannte Missionar Lechler. Als dieser damals in chinesischem Kostüm, mit Zopf und dunkler Brille ins Innere zog, wurde er entdeckt und ausgewiesen. Die Mandarine hatten sogar einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Fünfzig Jahre später, im Jahre 1897, stand Lechler noch in der Arbeit in China, in Silberlocken zwar, aber noch in voller Kraft und Rüstigkeit. Und als er in jenem Jahr in Hin-nen sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, gestaltete sich diese Feier zu einer wahren Volkskundgebung. Aus vielen Teilen des chinesischen Reiches, auch vom

Ausland, trafen Geschenke und Glückwunschschreiben chinesischer Christen ein. Aber auch die Heiden blieben nicht zurück in Bezeugung ihrer Sympathie und Liebe. Die reiche Kaufmannsstadt Hin-nen entbot dem Jubilar durch ihre gelehrtesten und würdigsten Männer ihre Glückwünsche. Unter den Geschenken der letzteren war eine große, rote Ehrentafel mit vier chinesischen Schriftzeichen: yi schen khip nyin, „du hast mit Gutem die Menschen beeinflußt". Welch schönes Zeugnis für einen Fremden in einem so fremdenfeindlichen Lande wie China! Und das von seiten der Heiden!

Zeigt dieses Beispiel mehr die Frucht und den Einfluß der Wirksamkeit der Missionare nach außen, so soll folgende Geschichte dartun, wie das Evangelium auch nach innen wirkt, als neuschaffende Macht an den Herzen.

Einer unserer ersten Christen im Inland war ein Mann vom Stamme Tshi. Er lebte in dem Dörfchen Tscham-hang, etwa 80 Stunden nördlich von Kanton. Der Mann war ein eifriger Christ und warb auch für das Christentum. Einmal führte ihn sein Weg hinauf in die nahen Berge. Wie er so nichts ahnend an einer kleinen Hütte vorbeischreitet, geht die Tür auf. Ein zerlumpter, verwegen aussehender Mensch tritt heraus; auf ihn folgt ein zweiter und dann noch einer. Drei übelberüchtigten Vagabunden ist er in die Hände gelaufen. Er grüßt freundlich und will vorübergehen. „Halt!" donnert ihm der erste entgegen. „Komm herein und erzähle uns etwas von deiner fremden Religion. Du hältst es ja mit den Fremden. Wie?" Nicht ohne einiges Bangen folgt der Christ den drei Männern in das Häuschen. Hier berichtet er in aller Einfalt, was er vom Christentum weiß. Es ist dies nicht gerade viel, aber er spricht mit Überzeugung und Wärme. Wärme aber erwärmt. Die drei hören aufmerksam zu. Sie bitten den Mann wiederzukommen. Er leistet der Einladung Folge und steigt wieder und wieder hinauf zur Hütte. Das Gehörte macht jenen zu schaffen. Eines Tages erscheinen sie ganz unerwartet in der Kapelle in Nyen-hang-li. Sie lassen sich unter die Taufbewerber aufnehmen und werden — Christen! Dies ging natürlich nicht so schnell, wie ich es hier erzähle. Zwischen jenem ersten Zusammentreffen mit dem Christen Tshi und ihrem Tauftag lagen viele Kämpfe, viel Zweifel, viel Schwanken und Wanken, und ei[illegible] Zeit von mehreren Jahren. Aber endlich sind sie fest gew[illegible]

und alle drei zählten später zu unsern besten Christen. Der eine diente jahrelang den Missionaren als Frachtbote, und mancher Matrose und mancher Passagier auf den Schiffen des Ostflusses hat von ihm den Anstoß zu einem neuen Leben bekommen. Der andere wurde Kirchenältester; eine stille, innige Seele. Der dritte, den ich selbst noch kennen lernte, bekleidete ebenfalls dieses Amt. Er starb in hohem Alter, als einer der reichsten Männer der Gegend, geliebt und geehrt von den Christen, geachtet und geschätzt von den Heiden — er, der frühere Vagabund und Bettler!

So ist das Missionswerk auch in China von schönem Erfolg gekrönt. Das Evangelium beweist sich auch an den Herzen der Chinesen als Gotteskraft. Es macht auch in China Tote lebendig! Diese Tatsache ist die beste Verteidigung der Mission, sie ist aber auch die beste Apologie des Christentums, wie auch der Person Jesu selbst. Denn auch heute noch gilt das Wort: „Die Werke, die mir der Vater gegeben hat, dieselbigen Werke zeugen von mir". Und mehr als seine Krankenheilungen und Totenerweckungen zeugt von ihm und für ihn der Sünder, der sich bekehrt hat, der Götzendiener, der ein Kind Gottes geworden. Und während andere große Meister, Konfuzius, Lao tse, Buddha u. a., Tod und Verwesung verbreiten, wirkt er Leben.*)

Und so ist es der Mühe und des Schweißes wert für den Herrn zu arbeiten in dem großen, weiten China. Noch befindet sich zwar das Missionswerk dort in den Anfangsstadien und der

---

*) Diejenigen Kreise in Europa, die gegenwärtig so sehr für den Buddhismus schwärmen, sollten sich doch auch die Früchte dieser Religion auf ihrem Heimatboden — Indien, China, Tibet zc. — einmal ansehen, denn: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", heißt es auch hier. Nicht auf schöne Sprüche, sondern auf positive, lebensvolle Wirkungen kommt es an. In den genannten Ländern nun finden wir überall Zerfall, Degeneration, Greisentum. Sobald aber dort auch nur ein wenig christliche Luft, christliche Kultur, irgendwo einzieht, wie z. B. jetzt in Japan, zeigt sich sofort Kraft und Leben. „... Unser Christentum ist eine Religion der Hoffnung, der Buddhismus ist eine Philosophie der Verzweiflung. Ueber zwei Jahrtausende hat der Buddhismus Bestand, Hunderte von Millionen wiegt er in lethargischen Schlaf. Aber einmal werden die armen Opfer des Verzweiflungsrausches doch erwachen, und dann, dann braucht der Buddhismus wohl kaum so viele Jahrtausende zu seinem Vergehen, wie zu seinem Entstehen." Navarra, „China und die Chinesen", S. 425.

neue Bau, der dort soll aufgeführt werden, ist noch nicht einmal in den Fundamenten fertig. Indes auch diese Grab- und Planierarbeiten müssen getan werden, und sie sind wichtig, wenn anders das Bauwerk solide und fest werden soll. Dieses aufzuführen und zu vollenden bleibt vielleicht den Chinesen selbst vorbehalten. Und vielleicht gefällt es dem himmlischen Bauherrn, aus der Mitte der chinesischen Christen einen „Luther" zu erwecken, der den Herzschlag seines Volkes besser fühlt und versteht als die fremden Missionare, und der den Chinesen das Christentum in mehr chinesischer Form übermitteln kann. Inzwischen wollen wir gewissenhaft und treu unserer Aufgabe in China nachkommen, und wenn es auch noch lange nicht an dem ist, daß „der Teufel ob unserm Wirken den Mut verliert," wie einmal einer unserer Christen meinte, so bleibt die Arbeit der Mission in China doch nicht ohne Frucht. Tausende sind dort schon hingewiesen worden auf den Felsen, von dem wir zu Anfang geredet haben. Manche sind noch auf dem Weg nach ihm, Stürme umtosen noch ihr Schifflein, Wellen treiben über sie hinweg, aber sie bleiben ruhig und ohne Furcht, denn sie sind auf dem rechten Weg und haben ein festes Ziel. Andere haben dieses Ziel bereits erreicht, ihr Schifflein liegt im Hafen, fest verankert an jenem Felsen. Wohl ihnen!

Lieber Freund und Bruder! So kennst du das große Land dort im hinteren Asien, mit seinen ungezählten Millionen. Du hast gehört von den Aufgaben, die dem Missionar dort gestellt sind, von der Finsternis, die dort noch herrscht, von der Not und dem Elend seiner Bewohner, von den Schwierigkeiten, die sich dem Missionswerk entgegenstellen, aber auch von dem, was treue Liebesarbeit bereits hat dort ausrichten dürfen. „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter!" muß man auch im Blick auf China ausrufen. Willst nicht auch du nach der Sichel greifen und Hand anlegen an dem wichtigen, großen Werk der Mission in diesem Lande? Wer Liebe zum Herrn hat, wer einer idealen Lebensauffassung huldigt, wer weiß, daß es die schönste Aufgabe eines Menschen ist, in den Dienst der Nächstenliebe zu treten, wem die Erkenntnis aufgegangen ist, daß unser Wert sich nach dem bemißt, inwieweit wir den Wert der ganzen Menschheit steigern — dem winkt in China ein Arbeitsfeld wie es schöner nicht gefunden

werden kann. Wie oft mußte ich in China, wenn ich so allein stand und mir die Arbeit über den Kopf wachsen wollte, denken und sagen: Ach, wie viele junge Leute, namentlich auch aus den gebildeten Ständen, auch akademisch Gebildete, könnte man in Deutschland und in der Schweiz entbehren*), während man sie hier so nötig brauchen könnte, sei es als Prediger, als Ärzte, Lehrer (Philologen), Literaten ꝛc. Möchten darum Freiwillige vortreten, auch aus diesen Kreisen, und hinausziehen in den heiligen Krieg nach China, um den Befehl Jesu auszurichten, den er auch im Blick auf die Chinesen gegeben hat: „Machet sie zu meinen Jüngern", und um die Chinesen hinzuweisen auf den Felsen mit der Inschrift: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich".

Doch, wer andern ein Führer sein will, der muß selbst auch auf dem rechten Wege sein und ein klares, bestimmtes Ziel haben. Auf der Meerreise zwischen China und Europa hatte ich oft Gelegenheit die Ruhe und Sicherheit unseres Kapitäns zu bewundern. Auch wenn die Wellen zu Bergen sich türmten und die Tiefe uns zu verschlingen drohte, sein Auge blickte fest und kühn. Der Kompaß und die Seekarte überzeugten ihn, daß er den rechten Weg einhalte und auf das richtige Ziel lossteuere, und daß hier für sein Schiff nichts zu fürchten sei. Ein klarer Weg und ein festes Ziel macht ruhig, sicher und furchtlos, macht zum Mann. Schauen wir

---

*) Leider kommt es immer wieder vor, namentlich im deutschredenden Teil der Schweiz, daß junge Leute aus den gebildeten Ständen, die sich etwa entschließen in den Missionsdienst zu treten, sich einer englischen oder auch französischen Mission zur Verfügung stellen, anstatt sich von einer der alten deutschen Missions-Gesellschaften (zu denen ich auch die Basler Mission zähle) aussenden zu lassen. Ohne auf die Gründe dieser merkwürdigen und beklagenswerten Erscheinung einzutreten, und ohne gegen irgend jemand einen Tadel auszusprechen, sei hier soviel gesagt: Wer in der Mission wirklich arbeiten und dem Herrn dienen will, findet nirgends bessere Gelegenheit als in den deutschen Missionen. Man hört auch die englischen und amerikanischen Missionare selber nur mit Hochachtung von der Arbeit der deutschen Missionare sprechen, sonst nennen sie diese etwa einmal „the poor German missionaries", weil sie nicht über so reiche Mittel verfügen, wie sie. Doch enthält diese Bezeichnung im Grunde genommen nicht einen Tadel, sondern eher ein Lob für diese. Der Tadel könnte höchstens die deutschen Christen treffen, daß diese ihre Missionare nicht besser unterstützen.

darum unentwegt auf den „Felsen in den Wellen", Jesus Christus; geben wir unserm Lebensschifflein den festen Kurs auf ihn zu, dann werden auch wir „Männer" werden, tüchtig für die Arbeit in der Heimat, tüchtig aber auch, wenn der Herr uns ruft, für den Dienst unter den Heiden!

Ein gemeinsames Missionsleben.

In Tschangscha, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Hunan, entschlief am 3. Juni d. J. der bekannte Missionsmann Hudson Taylor, der Begründer der China Inland Mission. Es ist damit ein Großer im Reiche Gottes vom Schauplatz seines Wirkens abgetreten. Hat derselbe (geb. 1832) doch nicht weniger als über 50 Jahre lang in unermüdlicher Treue der Mission in China gedient und unter dem Segen Gottes Großes für seinen göttlichen Meister wirken dürfen. Während dieser Zeit hat er es erleben dürfen, daß das von ihm im Glauben begonnene Werk der China Inland Mission aus den kleinsten Anfängen sich zu einem ausgedehnten Organismus entwickelt hat, sodaß diese Mission heute fast alle Provinzen Chinas mit ihren Arbeitern besetzt hat und nicht weniger als 200 Stationen (mit 520 Außenstationen) unterhält. In den letzten Jahren freilich schien die leibliche Kraft Taylors für immer gebrochen zu sein und er sah sich genötigt, an den lieblichen Ufern des Genfer Sees Erholung zu suchen. Hier war es auch, wo ihm im Juli v. J. seine Frau, die Gefährtin seines langen Missionslebens, durch den Tod entrissen wurde. So schwer dieser Schlag für ihn war, der ihn zugleich seiner Gehilfin in seinem Lebenswerk beraubte, erholte er sich anfang dieses Jahres doch so weit, daß er es wagen konnte, noch einmal auf sein altes Arbeitsfeld in China zu reisen. In Begleitung seines Sohnes, des Missionsarztes Dr. Howard Taylor und dessen Frau, trat er die weite Reise an und traf am 17. April in Schanghai ein. Von da begab er sich nach kurzem Aufenthalt nach Yangtschau und später nach Tschangscha, der Hauptstadt derjenigen Provinz, wo erst neuerdings der Mission die Türen aufgetan worden sind. Hier ist nun der Heimruf an ihn ergangen und sein Gebein ruht in dem Lande, dem seine Liebe, sein Lebenswerk galt.

Taylor hat, wie gesagt, Bedeutendes für China und dessen Missionierung tun dürfen; einen großen Anteil daran hat aber auch seine zweite Frau, geborene Faulding, die ihm im Tode kurz vorangegangen ist. Und wenn wir hier unsern Lesern eine kurze Lebensskizze von derselben bieten, so läßt uns dieselbe zugleich einen Blick tun in den Lebensgang und in das Lebenswerk von Hudson Taylor selbst.

Schon lange vor ihrer Verheiratung mit dem Begründer der China Inland Mission gehörte das Herz von Johanna Faulding der chinesischen Mission, denn in ihrem Elternhause wehte ein frischer Missionsgeist. In ihm verkehrte auch der junge Taylor, als er noch in London Medizin studierte. Schon damals aufs ernstlichste darauf bedacht, seinem Herrn zu dienen und ihm Seelen zuzuführen, suchte er auf die vier Kinder der ihm befreundeten Familie einzuwirken. Johanna war damals erst neun Jahre alt, als Taylor am 19. September 1853 zum erstenmal nach China segelte, um als Missionsarzt im Dienst der „chinesischen Evangelisations-Gesellschaft“ seine Arbeit zu beginnen. Als er dann sieben Jahre später wieder nach England zurückkehrte, wurde die alte Freundschaft mit der Familie Faulding erneuert und Johanna, damals ein blühendes Mädchen von 16 Jahren, nahm den wärmsten Anteil an seinem bisherigen Wirkungskreis, ohne zu ahnen, daß es ihr dereinst beschieden sein werde, ihm gleichfalls ihre Kräfte zu weihen.

Gegen sechs Jahre wurde Taylor und seine Frau in der englischen Heimat zurückgehalten, bis er im Jahr 1865 die sogenannte China Inland Mission gründete mit dem bestimmten Ziel im Auge, die Missionstätigkeit auf die inneren Provinzen Chinas auszudehnen, wo mit wenigen Ausnahmen noch keine Missionsstationen bestanden. Es war dies ein Wagnis des Glaubens, wie Petri Gang auf dem Meer; denn ohne ein Komitee als Rückhalt und von wenigen ermutigt und verstanden, ohne Vorläufer auf der zu betretenen Bahn wollte es Taylor versuchen, das Evangelium in die bisher verschlossenen Regionen des chinesischen Reiches hineinzutragen. Ein Haus im Ostende Londons wurde der Mittelpunkt ernster und wirksamer Gebete für die kleine Streiterschar, mit der Taylor im Mai 1866 nach China auszog.

Mittlerweile war Johanna Faulding zur Jungfrau herangewachsen und schon länger von dem Wunsch beseelt, ihr Leben der Mission zu weihen. Aber wie sollte und konnte dies geschehen? War doch damals wenig Aussicht für eine unverheiratete Dame, als solche in die Missionsarbeit einzutreten, zumal in China. Da bahnte ihr der Herr durch die neugegründete China Inland Mission einen

Weg dahin. Sie war eine der ersten, die sich der kleinen Schar anschloß und sich mit der Familie Taylor am 26. Mai 1866 in London nach China einschiffte. Im Lichte nachfolgender Begebenheiten ist es zugleich bemerkenswert, daß sich in dieser ersten Reisegesellschaft der Inland Mission mehr unverheiratete Missionsarbeiterinnen befanden, als zu der Zeit im ganzen übrigen China tätig waren. Die jüngste unter ihnen war Taylors Freundin von ehemals, Johanna Faulding.

Es war kein ebener Pfad, der in jenen Tagen vor den Pionieren der China Inland Mission lag; denn es galt Ungemach aller Art auf sich zu nehmen und mancherlei Gefahren ins Auge zu sehen. Fast sechs Monate nach ihrer Abreise von London fanden sie ihr erstes Unterkommen in der großen chinesischen Stadt Hangtschau, der Hauptstadt der Provinz Tschekiang, wo man eine Operationsbasis für weitere Unternehmungen gewinnen wollte. Hier lebten sie in der denkbar einfachsten Weise, trugen chinesische Kleidung und mischten sich unter das Volk, um dessen Sprache zu erlernen und sich für den praktischen Missionsdienst auszubilden. Voll Liebe für ihren Beruf machte Frl. Faulding rasche Fortschritte in der Erlernung der Landessprache und war bald imstande, Besuche von Haus zu Haus zu machen, um das Vertrauen und die Freundschaft der Leute zu gewinnen. In bezeichnender Weise legten ihr diese den chinesischen Namen „Foo", d. h. Glückseligkeit bei, und sie war in der Tat in der ganzen Gegend als die Ueberbringerin der glückseligen Botschaft bekannt und geliebt.

Als dann bei dem Versuch, in die inneren Provinzen vorzudringen, weitere Stationen eröffnet wurden und die Anwesenheit Taylors bald da, bald dort nötig ward, verblieb Frl. Faulding in Hangtschau und widmete sich hier den Schulen und der weiblichen Bevölkerung. Fünf Jahre lang war sie in dieser Weise tätig und wirkte dabei in solchem Segen, daß die Bekehrung vieler Gemeindeglieder auf ihren Einfluß zurückzuführen war.

Inzwischen brachen dunkle Tage über die junge Mission herein. Prüfungen und Verluste aller Art drohten im Jahr 1870 das aufblühende Werk zu vernichten. Dieses war mittlerweile so weit gewachsen, daß es dreizehn Stationen und acht Außenplätze in vier verschiedenen Provinzen zählte und 33 europäische Missionsarbeiter aufwies. Allein es war eine schwere Zeit. Fast alle Stationen waren damals von Aufruhr und Unruhen bedroht, die Einnahmen drohten zu versiegen und Krankheiten lichteten die Reihen der Arbeiter. Der schwerste Schlag traf aber den Leiter des Werks, Hudso[illegible] selbst. Zu Anfang des Jahres war ihm ein kleiner [illegible]

Jahren gestorben, während drei andere Kinder zu ihrer Erziehung nach England gesandt werden mußten, so daß nur das kleinste bei den Eltern in China verblieb. Es läßt sich denken, wie schwer den Eltern die Trennung von ihren Kindern wurde, aber noch hatten die beiden Gatten einander und konnten sich gegenseitig Trost zusprechen. Da erkrankte in der heißen Sommerzeit Frau Taylor an der Cholera. Sie gebar ein Söhnlein, das aber schon nach vierzehn Tagen starb, und drei Tage später folgte die Mutter ihrem Kindlein nach. Ihr Heimgang war für Hudson Taylor wie für seine ganze Mission ein schwerer Schlag, und besonders Frl. Faulding, die in Frau Taylor eine mütterliche Freundin verloren hatte, betrauerte ihren Verlust tief. Zugleich war ihre Gesundheit derart, daß dieselbe eine längere Ausspannung erforderte. Noch blieb sie ein Jahr lang auf ihrem Posten, dann aber schloß sie sich dem nach Europa zurückkehrenden Hudson Taylor und einigen älteren Missionaren an. Hier in der Heimat führte die gemeinsame Liebe zu der Entschlafenen beider Herzen zusammen, und in dem darauf folgenden Winter 1871 verbanden sich Hudson Taylor und Johanna Faulding zum gemeinsamen Leben und Wirken.

Nachdem sie ein Jahr in England geweilt hatten, kehrten beide auf ihr chinesisches Arbeitsfeld zurück, wo dann Frau Taylor ihren Mann auf seinen ausgedehnten Reisen von Provinz zu Provinz, von Station zu Station begleitete, je nachdem das Werk es erforderte. Hiebei zeigte es sich, welche Stütze der vielbeschäftigte Mann an ihr hatte, wie sie seine Bemühungen nach jeder Richtung hin zu fördern wußte und jede Lücke auszufüllen verstand. Fehlte auf irgendeiner Station eine Arbeitskraft oder war durch einen Krankheitsfall Ersatz nötig, so griff sie helfend ein. Schien die Arbeit auf einem besonders harten Boden allzuschwierig und entmutigend, so trat sie für eine Zeitlang oder auch für länger an die Seite der Arbeiter, während Taylor vielleicht anderwärts nötig war. Und wenn sie dann wieder in vereinter Arbeit standen, so war ihm ihre Gemeinschaft im Gebet und ihr Rat von unschätzbarem Wert. So war sie auch auf den vielen Reisen ihrem Mann eine unentbehrliche Hilfe, indem sie ihm die Korrespondenz und die Rechnungen führen half.

Etwa zwei arbeitsreiche Jahre hatten sie miteinander in China zugebracht, als sie durch die Verhältnisse genötigt wurden, nach England zurückzukehren. Die Freundin, die in der Heimat die Kinder in Pflege hatte und das Sekretariat besorgte, war erkrankt und mußte abgelöst werden. Dazu kam noch, daß Taylor durch einen Fall auf einem Flußdampfer eine innere Verletzung erlitten hatte, infolge deren er immer hilfloser, ja zuletzt teilweise gelähmt wurde, sodaß er sein

Lager nicht mehr verlassen konnte. Die kranke Freundin, die den Londoner Haushalt versehen hatte, starb noch ehe Taylors England erreichen konnten, und nun mußte die eben von China zurückgekehrte Frau neben der Pflege ihres kranken Mannes, bis eine Hilfe gefunden war, auch noch den Haushalt samt den Kindern, die Abfassung des Missionsblattes und die umfangreiche Korrespondenz übernehmen. Soweit als möglich hielt sie alles Beunruhigende von ihrem leidenden Manne fern, ermunterte seinen Glauben, wenn die Einnahmen knapp waren und es den Anschein hatte, als habe man sie und das Werk in China vergessen; ja sie verzagte auch dann nicht, als zu fürchten stand, daß Taylor sein Gehvermögen nie mehr würde wiedererlangen. Auch da fühlte sie sich eins mit ihm im Glauben, als er trotz dieser dunkeln Führung fortfuhr, um neue Arbeiter und Mittel zu bitten, die zur Weiterführung des Werks der China Inland Mission erforderlich waren.

Ihr gemeinsames Gebet wurde, wie so oft schon, wunderbar erhört. Nicht nur wurden ihnen die Arbeiter und Mittel geschenkt, auch die Gesundheit Taylors besserte sich gegen alles menschliche Erwarten. Und nicht nur das. Durch einen Vertrag zwischen Großbritannien und China (in Tschifu 1876) wurde das ganze Innere des ungeheuren Reiches zugänglicher als bisher, und es war dadurch der Mission ermöglicht, unbehindert in die inneren Provinzen des Landes vorzudringen. Erst jetzt konnte das Programm der China Inland Mission in seinem vollen Umfange ausgeführt werden. Hiezu standen auch neue Evangelisten bereit. Die neue Unternehmung erforderte aber auch Taylors Anwesenheit in China, und da war denn seine Frau zu dem Opfer bereit, ihren immer noch nicht ganz hergestellten Mann allein reisen zu lassen, während sie notgedrungen bei ihren Kindern in der Heimat zurückbleiben mußte. Die Trennung war eine um so schwerere, als sie voraussichtlich von längerer Dauer sein würde. Aber die beiden Gatten brachten dies Opfer gern um des Herrn willen. Taylor war denn auch über Jahr und Tag von den Seinen entfernt, bis er zur Freude seiner Familie an Weihnachten 1877 in London wieder eintraf.

Wunderbare Dinge konnte er bei seiner Rückkehr von der Ausdehnung des Missionswerkes im fernen Osten berichten. Die entlegensten Provinzen Chinas waren seinen Boten erschlossen, und Tausende von Meilen waren die Pioniere des Evangeliums vorgedrungen. Weitere Gebiete sollten noch besetzt werden, und es galt, eine geeignete Persönlichkeit an die Spitze der weiblichen Arbeiterinnen zu stellen, mit denen man in verstärkter Anzahl vorgehen wollte. Eine solche Persönlichkeit, die das Unternehmen in die Wege leiten sollte, fand

sich schwer, und so entschloß sich Frau Taylor auf den Vorschlag ihres Mannes hin, selbst die Sache in die Hand zu nehmen und nach China zu reisen, während ihr Mann in England zurückblieb, um hier den Pflichten nachzukommen, um deretwillen er in die Heimat zurückgekehrt war. Es war freilich nichts Leichtes, sich von Mann und Kindern, von denen die kleinsten erst zwei und drei Jahre alt waren, loszureißen und die lange, mühsame Reise allein anzutreten, aber die Missionsaufgaben in China, wo noch dazu eine in der Provinz Schansi herrschende Hungersnot die Kräfte der Missionsarbeiter aufs äußerste anspannte, ließen Frau Taylor gern alles darangeben. Und als sie dann ein Jahr später mit ihrem Manne wieder an der Küste zusammentraf, begleitete sie denselben in die noch unbesetzten Provinzen und half ihm neue Stationen gründen. Zu dem Zweck opferte sie auch mit seiner freudigen Zustimmung ein Kapital von einigen Tausend Pfund Sterling, das ihr aus einer Erbschaft zugefallen war.

Es würde zu weit führen, wollten wir all die Erlebnisse der folgenden Jahre erzählen und das Wachstum und die rasche Ausbreitung des Werks schildern. Zu einem ungeahnten Umfang hatte sich dasselbe in verhältnismäßig kurzer Zeit entwickelt und sein Arbeitskreis umspannte fast alle Provinzen des Reichs. Für das Ehepaar Taylor waren es aber Jahre angestrengtester Tätigkeit und sehr häufiger, oft recht langer Trennung. So verweilte z. B. Frau Taylor während der Jahre 1881 bis 1890 allein in der Heimat, arbeitete aber hier dessenungeachtet für die Mission; denn außer der Sorge für Haushalt und Kinder, deren es damals einschließlich einer Pflegetochter sieben waren, redigierte sie das Monatsblatt „Chinas Millionen", schrieb Briefe nach allen möglichen Teilen des Missionsfeldes, benachrichtigte Taylor von allen Vorgängen in der Heimat und trat häufig in Missionsversammlungen redend auf. Doch vernachlässigte sie dabei keineswegs die Erziehung ihrer Kinder, leitete ihre Lektüre und widmete sich der sorgfältigen Ausbildung ihres inneren Menschen. Dabei war ihr Herz fortwährend mit dem Missionswerk in China beschäftigt und kein Tag verging ohne ein Wort liebender Teilnahme an den fernen Gatten. An ihrem 22. Hochzeitstage wurde ausgerechnet, daß sie mit Rücksicht auf das Missionswerk reichlich die Hälfte der Zeit ihrer Ehe, also elf Jahre, von einander getrennt gewesen waren.

Diese Zeiten der Trennung gingen indes vorüber und es wurde ihnen möglich, in anderer Weise für die noch zu Hause weilenden Söhne und Töchter zu sorgen. Drei ihrer älteren Kinder standen überdies bereits im Missionsdienst. Nun konnte sich Frau Taylor

möglichst ihrem Manne widmen und ihm seine Last mit tragen helfen. Sie hat ihn auch von da an auf den meisten seiner Reisen begleitet und mit ihm die entlegensten Stationen besucht, sei es in des Sommers Hitze oder in des Winters Kälte. Freudig ertrug sie alle Gefahren, Beschwerden und Entbehrungen, die diese monatelang währenden Reisen ins Innere Chinas in federlosen Karren und auf holperigen Wegen mit sich brachten. Und wenn der Stand der Dinge es dem Leiter der Mission erlaubte, für eine Zeitlang das Arbeitsfeld zu verlassen, so daß er die heimatlichen Mittelpunkte der Mission aufsuchen und die Hände der Freunde stärken durfte, da war sie auch an seiner Seite und nahm an seinen Bemühungen teil, sei es bei anstrengenden Konferenzen und Versammlungen oder in stundenlangen Beratungen, wo alle Phasen des Werks durchgesprochen wurden. So hat sie Europa, Amerika und Australien mit ihm bereist und das Missionsinteresse in weiten Kreisen zu fördern gesucht.

Alter und Ueberarbeitung hatten aber schließlich Taylors Kräfte vollständig erschöpft. Besonders die schrecklichen Ereignisse während der Boxerunruhen im Jahr 1900, wodurch die Stationen und das Arbeiterpersonal der China Inland Mission vor allen andern Missionen schwer heimgesucht wurden, hatten sich ihm schwer aufs Herz gelegt. Er sah sich infolge dessen genötigt, die bisherige Leitung der Mission auf andere Schultern zu legen und sich in die Ruhe zurückzuziehen. Er fand dieselbe in der Nähe von Lausanne, wo er von seiner Gattin aufs hingebendste gepflegt wurde. Menschlich gesprochen war kaum eine Wiederherstellung seiner gebrochenen Kraft zu hoffen und auch seine Gattin erwartete wohl nichts anderes, als daß sie ihn überleben werde. Aber der Ruf in die obere Heimat kam zuerst an sie.

Im Sommer 1903 stellte es sich heraus, daß sie an einem inneren Uebel litt, zu dessen Hebung eine Operation zu spät war. Im Verlauf der Wintermonate sanken ihre Kräfte rasch und es war vorauszusehen, daß ihre Ende nicht mehr ferne sein könne. Aber trotz ihrer großen Schwäche und Atmungsnot schrieb sie immer noch Briefe an ferne Freunde und trug die Interessen der Mission auf ihrem Herzen. Noch wenige Tage vor ihrem Ende hatte sie die Freude, ihre letzte Gabe von 100 Pfund Sterling, die ihr aus dem Nachlaß ihres Vaters zugekommen waren, dem Schatzmeister der Mission zu senden.

An ihrem letzten Tag, Freitag den 29. Juli, war sie zu schwach, um noch viel zu sagen. Still lag sie da mit leuchtenden Augen, als ob sie schon einen Blick in die himmlische Herrlichkeit tue. Bis zuletzt mit ihren Lieben beschäftigt, die sie vereinsamt zurücklassen muß

flüsterte sie: „Laß dir an meiner Gnade genügen“, und später: „Mir wird nichts mangeln“. — Dann folgte eine lange bange Nacht mit großer Atemnot, sodaß selbst ihr Gatte den Herrn um ihre baldige Erlösung anflehte. Am folgenden Morgen hatte das liebevolle Herz aufgehört zu schlagen. Sie hatte überwunden und war beim Herrn.

Inzwischen ist auch der Heimruf an ihren Gatten Hudson Taylor ergangen. Aber er ruht nicht an ihrer Seite am Gestade des Genfer Sees, sondern im Herzen Chinas, in dem Lande und unter dem Volke, dem sein ganzes Herz, seine Liebe gehörte. Das Lebenswerk der beiden Gatten aber wird im Segen bleiben.

Eine Begegnung mit Buren in Deutsch-Ostafrika.

Seit die Engländer die ehemaligen Burenstaaten unterjocht und dem freiheitsliebenden Volke seine Unabhängigkeit entrissen haben, ist manchem Buren sein altes Heim entleidet. Zudem haben die meisten derselben nach dem Kriege ihre Anwesen in Ruinen vorgefunden und es galt, die Wohnstätten von neuem aufzubauen und das Verwüstete herzustellen. Da schweifte denn manches Auge nach Norden und der eine und andere Bur dachte daran, weiter zu trecken und eine neue Heimat zu suchen. Diese Umstände haben verschiedene Burenfamilien veranlaßt, ins deutsche Gebiet von Ostafrika, wo ihnen die deutsche Regierung in freundlichster Weise entgegenkam, zu ziehen und sich dort am Kilimandscharo anzusiedeln. Einem solchen Zuge von Einwanderern begegnete vor einiger Zeit der Leipziger Missionar Gutmann auf einem Marsche von Madschame im Dschaggaland nach der Küste, worüber er im Leipziger Missionsblatt berichtet.

Anstrengende Marschtage, schreibt derselbe, lagen hinter mir, als ich in Korogwe, der Endstation der Usambara-Eisenbahn eintraf. Nachdem ich Madschame verlassen, war ich am Kilimandscharo zwei Tage in strömendem Regen bergauf und bergab gegangen. Im Sonnenbrande wanderte ich dann durch die Steppe nach dem Nordpare-Gebirge, wo ich in Schigatini übernachtete. So vermied ich das Nachtlager am fieberreichen Dschipe-See. Am andern Tage mußte ich aber wieder zur Steppe hinuntersteigen, mich durch einen großen Sumpf hindurcharbeiten und kam dann auf verwahrlostem Wege an das Nordende von Südpare. Wir klommen die steilen Hänge empor,

um wieder das Nachtlager in dem sumpfumgürteten Kisuani zu vermeiden, und ich schlug mein Zelt an einem sprudelnden Bergquell auf. Als wir am andern Morgen auf der einsamen Höhe des Gebirges nach Gonja weitergingen, wurden mir die Hände vor Kälte steif. Zum letzten Male sah ich hier den Kilimandscharo. Die unendliche Steppe war mit einem weißen Nebelmeere erfüllt. Der Kibo aber ragte wie ein gewaltiger Altar Gottes in den jungen Morgen empor, und zu seinen Füßen lagen wie eine hingesunkene Beterschar die dunkeln Pareberge und ihre Brüder, die Einsiedler der Steppe. Vor uns tauchte nun das Usambara-Gebirge auf, das gegen Gonja fast amphitheatralisch abfällt.

Wir waren jetzt in einem völlig fremden Volkstume. In Nordpare hatten sich meine Wadschagga-Begleiter noch wohl gefühlt, denn da war keiner, der ihre Sprache nicht wenigstens verstanden hätte, und ein großer Teil des Volks ist ihres Stammes. Aber in Südpare machte man sich lustig über den ungefügen, barbarischen Klang ihrer Sprache, die niemand verstand und nicht einmal nachsprechen konnte, und unter diesem beweglichen Völklein mochten sie sich ebenso unbehaglich fühlen, wie ein oberbayrischer Holzknecht unter der geschliffenen Jugend einer Großstadt. Die Bewohner Südpares sind fast durchweg schwächliche und in der Entwicklung verkümmerte Gestalten. Meinen Leuten war es deshalb umso lächerlicher, die schwächlich aussehenden Männer und schlaffarmigen Knaben fast ausnahmslos in Waffen einherstolzieren zu sehen. Wohl jeder trug Bogen und Schwert. Dazu kam bei vielen noch der breitklingige Speer, und einige liefen gar mit einem Vorderlader in der Hand spazieren. Eine der Hauptursachen der Verkümmerung dieses Volkes fällt unmittelbar in die Augen: das ist die Tabakspfeife. Neben dem Schwerte steckt unfehlbar dieses der türkischen „Tschibuk“ sehr ähnliche Rauchinstrument. An vielen Kreuzwegen traf ich Männer oder Frauen, die sich von einem daherkommenden Wanderer Feuer und auch wohl Tabak geben ließen und dann lustig schmauchend nach verschiedenen Seiten wieder auseinandergingen.

Die in der Steppe auf Veranlassung der Regierung angelegten Kafferkorn- und Maisschamben und Baumwollenfelder machten einen äußerst wohltuenden Eindruck. Ganz heimatlich mutete es mich an, als wir uns Korogwe (einer Station der Universitäten-Mission) näherten und hinter einer bewaldeten Hügelkette ein schlanker Kirchturm sichtbar wurde und bald darauf die ganze Niederlassung mit ihren vielen Ziegel- und Wellblechdächern auftauchte. Wir bestiegen die Usambarabahn, und hier im Waggon erfuhren wir, daß wir einem Extrazuge mit dem ersten Burentrupp begegnen würden. Als sich der

Zug der Station Muhesa näherte, sahen wir schon von weitem den ganzen Bahnsteig bedeckt mit Männern in dunklen Tuchkleidern; trotz der tropischen Sonne trugen sie nur einen einfachen dunklen Filzhut. Es waren meist untersetzte Gestalten mit dunklen Vollbärten und schwarzen, blitzenden Augen. Ich muß gestehen, daß ich von diesem Anblicke ein wenig enttäuscht war; denn in meiner Phantasie lebten diese Helden in ganz andrer Gestalt, und doch sind es die Tapfersten des Volkes, die bis zuletzt gegen ihre Bedränger stritten und nun lieber den Pflug wieder in Neuland stoßen wollen, als daß sie unter den Vernichtern ihrer Freiheit weiter auf den alten Sitzen hausen möchten. Die ganze Größe dieses stillen Zuges kam uns zum Bewußtsein, als wir an den Waggons entlang gingen. Aus allen Wagenfenstern schauten die blonden, braunen und schwarzen Kinderköpfchen heraus, auch ein Rotköpfchen befand sich darunter. Ein kleiner Bursche hatte sich auch schon heruntergewagt und schaute nun, das Filzhütchen keck auf dem linken Ohre, mit seinem sonnverbrannten Gesicht so sicher in die Welt ringsum, wie ein deutscher Bauernbub auf dem heimischen Anger. Neben den Kindern aber standen die Mütter mit blassen, verhärmten Gesichtern. Gar manche von ihnen mögen in den Konzentrationslagern geschmachtet haben. Auf dem Extrazuge befanden sich auch noch ihre großen Treckwagen, Ackergeräte u. a., Esel und Pferde, die ihnen die deutsche Regierung zur Verfügung gestellt hatte. Die zur Bespannung der Wagen nötigen Ochsen wollten sie sich erst in Korogwe kaufen. Wie sich die Regierung der Buren annahm, konnten wir auf dem Rückwege deutlich sehen. Wir waren geradezu erstaunt über die wunderbare Schnelligkeit, mit welcher sich die kurz zuvor noch so schlechten Wege zu einer sauberen, glatten Straße verwandelt hatten. An manchen Stellen kannten wir den vorher zerrissenen und unfahrbaren Weg gar nicht wieder. Der Adventsruf kam uns in den Sinn, und daß es diesmal für ein armes, gehetztes Volk geschah, ist gewiß nicht der geringste Ruhm dieser bezirksamtlichen Tätigkeit. In einem Steppengehölz hinter Korogwe überholten wir einen Burenwagen. Zwischen den mannshohen Hinterrädern erhob sich das Planenhaus der Wandernden, und auf der weit vorspringenden breiten Tafel des Vorderteils saßen kleine rotbäckige Mädchen, die uns gar fröhlich anlachten. Die Männer zogen die störrischen Ochsen aus dem Pferche, und neben dem Wagen standen einige hohe Frauengestalten, die schwarze Friesenhaube auf dem blonden Scheitel, und so stolz und ruhig blickten sie uns entgegen, daß ich mich unwillkürlich zusammenriß, denn ich mußte mit heftigem Fieber marschieren. Sie erwiderten mit ernstem Neigen des Kopfes unsern Gruß.

Wie eine Szene aus der Völkerwanderung glitt dieses Bild an uns vorüber. Genau so mag mancher deutsche Siedlerzug unter knorrigen Olivenbäumen nächtliche Rast gehalten haben. Auf unserm weiteren Wege sahen wir immer die Geleisspuren eines Burenwagens, der vorausgefahren war. In Kihuiro, einer größeren Steppenansiedlung vor dem Paregebirge, trafen wir mit diesem Rekognoszierungstrupp und ihrem Wagen zusammen, die hier schon sieben Tage warteten, weil sie nicht weiter vordringen konnten. Es waren sechs Männer. Mit ihrem Führer, der geläufig englisch sprach, kam ich bald ins Gespräch und ich war recht erfreut, in diesen Leuten bescheidene, anspruchslose, aber ihrer Kraft deutlich bewußte Männer kennen zu lernen. Sie sprachen mit der größten Anerkennung von der deutschen Regierung, die ihnen in all ihren Gliedern das größte Entgegenkommen bewiesen habe. Fast rührend war ihre Bemerkung, wie wohltuend sie die freundliche Art der Deutschen empfänden. Bei dem Engländer in Südafrika gelte der arme Bur geringer als der Schwarze. Auch diese Männer litten sehr unter dem Fieber. Ich gab ihnen soviel Chinin, wie ich vermochte. Sie mußten überhaupt zugeben, daß auch sie die Kraft der Sonne hier viel stärker als im Süden empfänden und wohl der Tropenhüte bedürften. Zwei Schwerkranke schliefen im Rasthause, die andern aber hatten ihre Betten unter breiten Akazienbäumen aufgeschlagen. Prächtige Windhunde hielten die Wacht und knurrten bei jedem nahenden Schritte. Die Männer saßen aber noch lange beieinander in der milden Mondscheinnacht. Während die vielen hier rastenden Wanyamwesi-Träger ihre zweistimmigen Lieder sangen und Trommelschlag und Gelächter von den Hütten der Eingeborenen her erscholl, sangen die Buren dreistimmig ihre Psalmen und Kirchenlieder, die sie so oft wohl am Lagerfeuer im Felde gesungen haben.

Am andern Morgen weckten uns wieder die Lieder der Buren. Die Melodie des einen war uns auch bekannt: „Nun laßt uns Gott dem Herrn ꝛc.“ Als wir dann Abschied von einander nahmen, hätte ich freilich nicht geglaubt, daß der eine von ihnen so bald sein Grab in Moschi finden würde. Sie hatten auf ihrem weiteren Wege nach Moschi noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Am Dschipe-See mußten sie ihren Wagen schließlich im Stiche lassen. Ein kleines Kind ist auf dieser Reise ebenfalls am Malariafieber gestorben. Seit dem September sitzen sie nun alle in der Steppe hinter dem Meru-Berg und haben sich dort vorerst Grashütten errichtet. Jene Männer erzählten mir, daß viele Buren nur auf günstige Nachrichten warteten, um dann nachzukommen. Mancher von ihnen hatte Frau und Kinder zurückgelassen, die er später nachkommen lassen will. So steht zu

hoffen, daß sich noch recht viele diesen mutigen Bahnbrechern zugesellen werden. Alle Nachrichten aus dem Westen erzählen von der zuversichtlichen Stimmung der Buren dort.

In dieser Woche (14. Jan.) sind wieder zwei Burenwagen in der Steppe vorübergefahren, die Vorläufer eines neuen Zuges. 500 Buren sollen ihnen im Mai folgen. Wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß sie starke Wurzeln nicht nur in unserer deutschen Kolonie, sondern auch in unserm Volkstume schlagen und ihre kolonisatorische Kraft recht erfolgreich betätigen. Wenn erst die bunten Burenwagen regelmäßig zur Küste fahren, dürfte auch unserem Teile der Kolonie ein Aufschwung bevorstehen. — Diese hoffnungsvollen Erwartungen teilt indes der Herausgeber des Leipziger Missionsblattes auf Grund neuerer Erfahrungen nicht ganz. Immerhin wäre den armen Buren zu wünschen, daß sie auf deutschafrikanischem Boden ein ungestörtes, friedliches Heim finden möchten.

Ein neues Buch über Kamerun.

Unsere deutsche Kolonialliteratur verdanken wir bis jetzt, abgesehen von den Missionaren, größtenteils den Beamten und Offizieren. Heute liegt vor uns das Werk eines Geschäftsmannes. Der Verfasser ist Konsul Karl René, der Direktor des Kameruner Eisenbahnsyndikats. Sein Buch heißt: Kamerun und die deutsche Tschadsee-Eisenbahn. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)

Das Buch ist, wie schon der Titel zeigt, eine Propagandaschrift zu Gunsten der geplanten Kameruner Eisenbahn und als solche eine ganz respektable Leistung. Schöner Druck, reichliche Illustration, lehrreiche Karten, kurz eine Ausstattung, die manchem andern Unternehmen zum Vorbild dienen kann. Der Reklamezweck erklärt die starken Superlative, in denen der Verfasser redet, die reichlich ausgeteilten captationes benevolentiæ und den Optimismus, der die ganze Darstellung beherrscht. Auf selbständig denkende Leser würde freilich eine ruhige, maßvolle Sachlichkeit tiefern Eindruck machen.

Eine Menge interessanter Tatsachen finden wir in dem Buch zusammengestellt. Die Auswahl ist selbstverständlich nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten geschehen. Aber auch für den Freund der Mission ist es von Wert, einmal einen Einblick zu gewinnen in die gewaltige Arbeit, die der deutsche Unternehmungsgeist, unterstützt von der Regierung, in diesem reichen Schutzgebiete begonnen hat. Wir

müssen darüber schon deswegen unterrichtet sein, weil die wirtschaftlichen Interessen sehr oft auf die Behandlung der Eingeborenen und auf die Beurteilung der Mission einen entscheidenden Einfluß üben.

Ueber die eingeborene Bevölkerung hätten wir uns gern gründlicher unterrichten lassen. Immerhin sieht man, daß sie zu großen Hoffnungen berechtigt. René schätzt ihre Zahl auf 10—12 Millionen oder noch höher. Er spricht anerkennend von der Geschicklichkeit, womit sich die Neger des Küstengebiets in die Erzeugung von Ausfuhrprodukten eingearbeitet haben, sodaß je und je schon die großen Pflanzungen ihre Konkurrenz spüren. Dies interessiert uns besonders, weil wir für die Bevölkerung Kameruns nur dann eine gedeihliche Entwicklung erwarten, wenn sich ein selbständiger Bauernstand heraufarbeiten kann. Zugleich wird durch Renés Angaben klar, welches Unrecht man an den Eingeborenen und an der Kolonie begeht, wenn man, wie am Kamerungebirge, den Eingeborenen zu Gunsten europäischer Unternehmer fast alles Land wegnimmt, sodaß sie kaum noch ihre Lebensmittel anbauen können. Man raubt damit einer kräftigen, entwicklungsfähigen Bevölkerung die Möglichkeit des wirtschaftlichen Vorwärtskommens.

René zieht diese letzte Folgerung nicht, aber erfreulich ist an seiner Darstellung doch ein gewisses Wohlwollen gegen die Eingeborenen. Zu ihren Gunsten übt er die einzige schüchterne Kritik an dem herrschenden System, die wir in dem Buch gefunden haben, indem er die Neigung junger Offiziere und Unteroffiziere, sich in den Kolonieen kriegerische Lorbeeren zu erwerben, als Gefahr für den Frieden in dem Schutzgebiete bezeichnet. Entschieden wendet er sich gegen die „Vertreter der scharfen Tonart", nach deren Meinung der beste Neger der tote Neger sei. Wie sollen wir Kamerun rationell ausbeuten ohne die starke Faust des Negers? Drücken wir diesen herab und behandeln ihn als Sklaven, so arbeiten wir lediglich gegen uns selbst. Unser Vorteil ist es, wenn die Schwarzen ein menschenwürdiges Dasein führen. Diese Rechnung ist nun zwar noch lange nicht „menschenwürdig"; der heimische Bauer pflegt sie passender auf seinen Viehstand anzuwenden. Aber sicherlich ist sie kolonialpolitisch richtiger, als die rücksichtslose Niedertretung der Eingeborenen, wonach es die Uebermenschen so unwiderstehlich gelüstet. Auch die Mission kann mit Männern von der Ueberzeugung Renés, so fern sie ihr jetzt noch im Grunde stehen, am ehesten auf Verständigung hinsichtlich unserer Pflichten gegen die Eingeborenen hoffen.

Mit der Mission hat René verhältnismäßig selten zu tun. Die große Kulturarbeit der Mission in der Schule wird flüchtig gestreift mit dem Hinweis auf die Neigung der Duala, als Lehrer an Missions-

schulen u. s. w. zu wirken. Die Missionsschule, besonders die evangelische mit ihrer biblischen Grundlage und ihrem Dringen auf gründliche Arbeit in der Landessprache, bringt ihre Frucht den Kolonialwirtschaftern nicht schnell genug und erntet daher meist ein sehr kühles Lob. Viel höher im Preise steht die Erziehung der Neger zum Handwerk, besonders im Baugewerbe, und hier hat Herr René auch für die evangelische Mission, wiewohl er sie nicht als solche erkennen läßt, ein Wort der Anerkennung.

Verwundert sind wir über die Stelle, die René in seinem Zukunftsbilde Kameruns dem Islam zuweist, zumal da er als Kenner der mohammedanischen Welt besondere Autorität in Anspruch nimmt. Daß er das Erscheinen der Hausa-Händler an der Küste mit Freuden begrüßt, kann weiter nicht auffallen, da die Regierung selbst ein großes Interesse daran gezeigt hat; ob das Vordringen dieser weltgewandten aber unreellen schwarzen Geschäftsleute wirlich ein wirtschaftlicher Segen für die Kolonie ist, bleibe dahingestellt. Bedenklicher ist das Vertrauen, das René, wenn auch gestützt auf den Gouverneur v. Puttkammer, den mohammedanischen Staaten im nördlichen Kamerun entgegenbringt. Die Fula-Sultane mögen ja ihre Befreiung von der Oberherrschaft Yolas recht gern angenommen haben; aber daß diese gewesenen Sklavenhändler so schnell zu ergebenen Vasallen des deutschen Reiches und zu Stützen von Recht und Ordnung geworden sein sollen, ist uns allzu unglaublich. Die ganze Geschichte, die die Fulbe hinter sich haben, muß sie uns noch für mindestens ein Menschenalter verdächtig machen, und je weniger man sich auf sie verläßt, um so besser.

Herr René freilich glaubt an nichts Arges. Weiß doch der mohammedanische Klerus, voran die um den Tschadsee so einflußreiche Bruderschaft des Senusi, sehr wohl, daß Kaiser Wilhelm II. der Freund der Mohammedaner und des Padischah Abdul Hamid ist. (Das Wort mögen wir nicht hören; es tut uns weh für den edlen Hohenzollern und überzeugten Christen!) Grund genug für die Sultane Nordkameruns, stets gute Beziehungen mit Deutschland zu unterhalten! Hier überschreitet der Optimismus die Grenze des Erlaubten. „Moralische Unterstützung“ Deutschlands in Kamerun von Konstantinopel her, durch den Panislamismus und vollends durch den Orden des Senusi, diesen geschworenen Gegner jeder politischen Freundschaft mit Christen! Man frage doch die Franzosen in Nordafrika nach ihren Erfahrungen. Wenn Herr René bei seiner Eisenbahn ebenso kühn kalkuliert hat, möge man doch in Berlin recht sorgfältig nachprüfen.

Bei der mohammedanischen Bevölkerung Nordkameruns kommt René wieder auf die Mission zu sprechen. Er verlangt mit Putt-

kammer, daß man deutscherseits auch in Zukunft die religiöse Ueberzeugung der Mohammedaner respektiere. Niemand denkt an etwas anderes. Die Neutralität einer Kolonialregierung in Religionssachen versteht sich bei uns von selbst. Wenn aber Herr René seine Forderung so auslegt, daß die „christliche Propaganda" von den mohammedanischen Elementen Kameruns fern zu halten sei, so ist das nicht mehr Neutralität, sondern einseitige Begünstigung des Islams, der natürlich überall Propaganda machen darf, auf Kosten des Christentums, zu dem man sich doch selbst noch zu bekennen meint. Praktisch wäre das jedenfalls, bemerkt René. Oder sehr unpraktisch. Wir wüßten kein besseres Mittel, die Mohammedaner in ihrer souveränen Verachtung aller Nichtmohammedaner, mit Einschluß ihrer deutschen Beherrscher, zu bestärken, als solch törichte Verhätschelung, die doch nichts anderes ist, als ein Bekenntnis der Angst vor dem mohammedanischen Fanatismus. Doppelt unnütz wäre diese Politik in Gebieten wie Nordkamerun, wo zwar die herrschende Klasse und das fahrende Händlervolk mohammedanisch, aber die Masse der Bevölkerung teils noch heidnisch, teils nur oberflächlich zum Islam bekehrt ist und diesem innerlich noch verhältnismäßig fremd gegenüber steht. — Wir müssen der Forderung Renés die andere gegenüberstellen: Man mache der christlichen Mission, wenn sie einmal in dieses Gebiet kommt, zur Pflicht, jede unnötige Herausforderung der Mohammedaner zu vermeiden; oder noch besser, man traue ihr zu, daß sie von selbst so klug sein werde. Andererseits unterdrücke man aufs strengste jede Ausschreitung der Mohammedaner gegen Christen und Konvertiten. Im übrigen unbedingt freie Religionsübung und freie Propaganda! Hiebei werden Mission und Regierung am besten fahren.

Die Eisenbahn von Duala nach den Manengubabergen und sobald wie möglich nach dem Tschadsee kann man auch im Interesse der Mission nur wünschen. Für den Augenblick halten wir es freilich für ein Glück, daß die Verwirklichung des Planes aufgeschoben worden ist, da noch nicht die nötige Gewähr für den Schutz der Eingeborenen des Konzessionsgebiets geboten ist. F. W.

Zum Bilde:
Missionsstation Bombe in Kamerun.

Jedem, der eine Kamerun-Karte zur Hand nimmt, fällt das große, seeartige Wasserbecken an der Küste auf, in das eine ganze Reihe von Gewässern zusammenströmt, um sich dann als gemeinsame Flut in das Meer zu ergießen.

Den einen dieser Flüsse wollen wir einmal hinauffahren. Es ist der Mongo, der an der Mündung ziemlich breit ist, während er an seinem oberen Lauf nur ein verhältnismäßig schmales Flußbett aufweist. Wie bei allen westafrikanischen Strömen, sinkt und steigt der Wasserstand des Mongo je nach der Jahreszeit, und so kommt es, daß man in der Regenzeit, wenn er große Wassermassen mit sich führt, recht wohl mit einem tiefergehenden, europäischen Dampfboot die Reise wagen kann. In der Trockenzeit dagegen, also in den Monaten ums Neujahr herum, ist der Wasserstand des Mongo so niedrig, daß er oft nur mit einem Baumboot, dem Fahrzeug der Eingeborenen, befahren werden kann. Eine solche Fahrt ist nun ganz angenehm in der Morgenkühle und etwa in der letzten Abendstunde vor Einbruch der Dunkelheit. Sie sind auch ganz interessant für den, der nicht zu ängstlicher Natur ist, denn hie und da erlebt man das Schauspiel, einige badende Elefanten oder auf einer Sandbank sich sonnende Krokodile anzutreffen. Ist aber die glühende Tropensonne am Firmament heraufgestiegen, so wird die Fahrt flußaufwärts oft zur Qual, indem man sich zwischen den mit dichtem Baumwuchs besetzten Ufern, wo kein erfrischendes Lüftchen weht, langsam vorwärts rudern lassen muß. Da ist man denn angenehm überrascht und atmet erleichtert auf, wenn am dritten Tag, nach unzähligen Windungen des Flusses, endlich ein freundliches, europäisches Heim sichtbar wird. Es ist dies die auf dem Titelbild vorgeführte Basler Missionsstation Bombe, die gar freundlich und einladend vom hohen Uferrand herabwinkt.

In dieser Gegend am oberen Mongo ist schon vor vielen Jahren von der Mission gearbeitet worden. Hatten doch die englischen Baptisten bereits im Jahre 1879 eine provisorische Missionsstation unter dem Volke der Bakundu, wo besonders der amerikanische Farbige Richardson eine Zeitlang unter großen Mühsalen und Entbehrungen im Segen wirkte. Nach seinem Abzug (1887) ging die Arbeit jedoch wieder zurück, bis sie dann später von den Baslern von neuem aufge-

nommen wurde. Man machte da zeitweise recht schöne Erfahrungen; ja es wurden einmal sogar die Götzen aus verschiedenen Dorfschaften ausgeliefert und verbrannt. Aber daneben mußte man auch beobachten, wie viel stumpfer diese Leute waren als die Duala-Bevölkerung an der Küste, und wie wenig Sinn sie für die sittlichen Forderungen des Christentums hatten. Es stehen eben die Stämme jenes Gebiets auf einer besonders tiefen Stufe. Aber man wollte die Arbeit dort doch nicht liegen lassen; die stattlichen volkreichen Bakundu- und Balong-Dörfer zogen die Missionare an. So kam es in den 90er Jahren zur Gründung und zum Bau einer größeren Missionsstation in Bombe, während die Arbeit früher von dem im Mündungsgebiet gelegenen Bonaberi aus betrieben worden war.

Nun wurden nicht bloß die nächstliegendsten Städte und Dorfschaften ins Auge gefaßt, sondern man spannte die Netze weiter aus, und es wurden Erkundigungs- und Predigtreisen auch nach ferner liegenden Gegenden gemacht. Daselbst fand man nicht bloß manch romantisches, landschaftlich wunderschönes Plätzchen, wie z. B. den Elefanten-, Richard- und Sodensee, man lernte auch viele Stämme kennen, denen man gerne das Evangelium bringen wollte; und heute sind unter den Bakundu, Balong, Baso, Barombi u. a. schon viele Außenstationen mit Schulen und Kapellen errichtet. So oft als möglich werden auch regelmäßige Predigtreisen zu den betreffenden Volksstämmen unternommen. Auf diese Weise ist das Arbeitsgebiet der Station Bombe ein recht ausgedehntes geworden. Ja es hat der zündende Funke des Wortes Gottes einen großen Sprung ins schöne Bali-Land hinein gemacht, wozu gewiß auch die Missionstätigkeit in Bombe manches mit beigetragen hat. B. Gantenbein.

Missions-Zeitung.

Mandschurei. In Mukden, schreibt der presbyterianische Missionsarzt Dr. Christie vom 12. April, ist seit der Besetzung der Stadt durch die Japaner wieder Ruhe und Sicherheit eingetreten und wir sehen nun wieder einer friedlicheren Zeit entgegen. Bevor uns die Russen verließen, standen dagegen die Dinge sehr schlimm. Trunkene russische Soldaten fanden sich in unseren Hospitälern und Zufluchtshäusern ein und konnten nur mit großer Schwierigkeit, ja oft nur mit Gefahr wieder entfernt werden. Während ihres Rückzugs drangen sie z. B. in eines der Zufluchtshäuser ein und erschossen mehrere der wehrlosen Insassen, darunter Frauen und Kinder. Wir waren deshalb dankbar, als diese Zeit vorüber war. Die japanischen Behörden unterstützen

uns dagegen auf jede mögliche Weise in unserer Arbeit unter den Verwundeten und Flüchtlingen. Von ersteren befinden sich noch jetzt ziemlich viele in unserer Pflege. Während der zehntägigen Schlacht bei Mukden hatten wir alle Hände voll zu tun. Am Morgen des 10. März näherte sich uns der Kampf bis auf eine Entfernung von zehn Minuten und wir konnten Leute mit Tragbahren dahin schicken, um die Verwundeten in die Hospitäler zu verbringen. Unter ihnen befanden sich auch neun Russen, die dann von uns verpflegt wurden, bis die Japaner sie weiter beförderten. Das bewundernswerte japanische Sanitätswesen und ihre freundliche Art und Weise, mit der sie die russischen Verwundeten behandelten, zeigte uns, wie sie selbst ihren Feinden, die in ihre Hände fielen, mit der größten Menschenfreundlichkeit begegnen. Während der ersten 14 Tage nach der Einnahme der Stadt konnten wir auch eine Anzahl kranker und verwundeter Japaner bei uns aufnehmen, bis sie in ihre eigenen Feldlazarette verbracht wurden. Dadurch wurden die japanischen Behörden auf unser Werk aufmerksam und bezeugten uns ihre höchste Teilnahme. So ließ mich Se. Excellenz der Marschall Oyama zu sich rufen und händigte mir ca. 2000 Mk. als Gabe für unser Missionsspital ein. — An Flüchtlingen stehen noch 9500 Personen unter unserer Pflege. Das schwierigste Problem, das jetzt vor allem zu lösen ist, besteht darin, die Leute wieder zu ihren Dörfern und Feldern zurückzubringen. Die Wichtigkeit davon erkennen auch die japanischen Behörden, denn nun müssen die Felder bestellt werden, wenn dieses Jahr von einer Ernte die Rede sein soll. Die Japaner tun deshalb auch ihr möglichstes, den Flüchtlingen den Weg zu ihren Heimstätten zu bahnen und den Bauern die Bestellung ihrer Aecker zu ermöglichen.

China. Im chinesischen Reich waren im letzten Jahre 67 Missionsgesellschaften tätig und zwar: 25 amerikanische, 19 englische, 22 vom übrigen europäischen Festland und 1 internationale (die China Inland-Mission); außerdem 32 Freimissionare. Die Zahl der Arbeiter belief sich auf 1233 Missionare und 849 Missionsschwestern. Die Zahl der evangelischen Christen schätzt man auf eine halbe Million.

Todesfälle. Am Osterson ntag, den 23. April d. J., entschlief in Schanghai einer der ältesten und bedeutendsten Missionare Chinas, der Sinologe Dr. Edkins im Alter von 81 Jahren.

Joseph Edkins, geb. den 19. Dez. 1823, war der Sohn eines englischen Geistlichen und studierte ebenfalls Theologie. Nachdem er 1847 die Ordination erhalten und kurze Zeit im heimatlichen Kirchendienst gestanden hatte, stellte er sich 1848 der Londoner Missionsgesellschaft als Missionar für China zur Verfügung und wurde im März 1848 von derselben dahin ausgesandt. Er erhielt seinen Wirkungskreis in Schanghai, wo er zunächst im Schulfach tätig war, bald aber auch als Sprachgelehrter und Schriftsteller hervortrat. Schon im Jahr 1853 veröffentlichte er eine Grammatik des Schanghai-Dialekts und dann 1857 eine solche des Mandarinen-Dialekts. Diesen sprachlichen Arbeiten folgte 1859 ein Werk über die „religiöse Stellung der Chinesen." Daneben suchte er, was damals bei der Verschlossenheit des Landes sehr schwierig war, gelegentlich ins Hinterland von Schanghai vorzudringen und dessen bedeutendste Städte zu besuchen.

Nach einer Abwesenheit von zehn Jahren kehrte Edkins für ein Jahr in seine englische Heimat zurück und verheiratete sich hier. Mit seiner Gattin kehrte er 1859 wieder nach China zurück, wo er in Schanghai seine frühere Arbeit aufnahm. Währenddem war die Taiping-Rebellion ausgebrochen, die

anfangs als eine Bewegung zu Gunsten des Christentums angesehen wurde. Edkins begab sich deshalb im Juli 1860 zu einem der Rebellenkönige, der die Stadt Sutschau eingenommen hatte, und erstattete ihm Bericht über die christliche Lehre. Dieser Besuch hatte zur Folge, daß er auch vom Taipingkönig in Nanking eine Einladung erhielt. Auch nach Sutschau begab er sich noch einmal ins Rebellenlager. Bald darauf, im September 1860, wurde Schanghai selbst von den Rebellen angegriffen. Als dann im gleichen Jahr durch den Vertrag von Peking neue Häfen und das Inland den Europäern erschlossen wurden, ließ sich Edkins in Tschifu nieder, das damals von den Franzosen besetzt war. Er kehrte jedoch schon nach wenigen Monaten (anfang 1861) mit seiner Frau nach Schanghai zurück, da er von hier aus mit seinem Kollegen Griffith John und einigen andern den Taiping-Kaiser in Nanking besuchen wollte. Die Missionare wurden von demselben freundlich aufgenommen und erhielten volle Freiheit, sich in Nanking niederzulassen, aber sie lernten auch hier die ganze Taiping-Bewegung richtig beurteilen und zwar als eine Erhebung, die durch die größten Greuel und Scheußlichkeiten gebrandmarkt war.

Da nach dem letzten Vertrag von 1860 das Land den Fremden offen stand, ließ sich nun Edkins in Tientsin nieder, während sein Freund Griffith John Hankau besetzte. Hier in Tientsin arbeitete er zwei Jahre, bis es ihm möglich war, mit seinem Kollegen Blodget nach Peking überzusiedeln, wohin sein Sinn schon längst stand. Ehe jedoch dieser Plan zur Ausführung kam, wurde ihm seine junge Frau nach kaum zweijähriger Ehe durch den Tod entrissen. In Peking, wo er sich 1863 wieder verheiratete, hat Edkins nahezu 30 Jahre, davon 18 Jahre im Dienst der Londoner Mission, gearbeitet, dazwischen hinein auch 1866 eine Reise nach der Mongolei unternommen. Um diese Zeit erschien das Neue Testament im Mandarin-Dialekt, an dessen Uebersetzung er besonders beteiligt war, im Druck, und 1871 ließ er „Chinas Stellung in der Philologie“ erscheinen. Als er dann 1873 England zum zweiten Mal besuchte, ehrte ihn die Edinburger Universität mit der Erteilung der theologischen Doktorwürde. Im Lauf der späteren Jahre hat er dann noch eine lange Reihe von gelehrten Werken über China u. a. veröffentlicht. Sein bedeutendstes Werk, das im Jahr 1880 erschien, ist ohne Zweifel die Darstellung des „Chinesischen Buddhismus“.

Im Jahr 1880 trennte sich Edkins von der Londoner Missionsgesellschaft, da er in Bezug auf die Methode des Missionsbetriebs mit seinen Mitarbeitern nicht einig war, und trat als Dolmetscher in den Dienst des kaiserlich-chinesischen Zollamts, blieb aber nichtsdestoweniger der Mission nach wie vor zugetan und beteiligte sich an ihr, so viel er konnte. Die letzten 15 Jahre verlebte er in Schanghai und blieb bis zuletzt literarisch tätig. Noch an seinem 80. Geburtstag ging er an die Ausarbeitung eines größeren Werks, das er in fünf bis sechs Jahren zu vollenden hoffte. Edkins besaß ein sehr bedeutendes Wissen und ganz ungewöhnliche Sprachkenntnisse. Der „Chinese Recorder“, dem wir die Mitteilungen über sein Leben entnehmen, führt außer den fünf alten Sprachen Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Sanskrit und Assyrisch noch auf: Englisch, Deutsch, Französisch, Persisch, Tamil, Chinesisch (in verschiedenen Mundarten), Japanisch, Mandschu, Koreanisch, Tibetisch, Mongolisch u. a. — Noch bis zuletzt hielt er trotz seines hohen Alters jeden Sonntag den Nachmittagsgottesdienst in der Londoner Missionskapelle in Schanghai, bis er am Ostersonntag, den 23. April, nach kurzer Krankheit seine Heimfahrt antrat.

— In Futschau starb am 30. Januar der amerikanische Missionar Charles Hartwell, der mit zu den ersten Missionaren gehörte, die nach der Eröff-

nung Chinas ins Land kamen. Hartwell war geboren am 25. Dezember 1825 und betrat im Jahr 1852 den Boden Chinas, wo er über 52 Jahre lang in der Stadt Futschau seine Arbeit getan hat. In dieser langen Zeit ist er nur dreimal auf Urlaub in der Heimat gewesen. An seinem Leichenbegängnis nahmen die Vertreter aller Kirchenrichtungen teil, und die chinesische Beamtenwelt war durch zwei Mandarinen von Rang vertreten.

Bücheranzeigen.

Geschichte eines Mohammedaners, der Christ wurde. Von ihm selbst erzählt. Mit 6 Illustrationen. 1905. 136 S. Deutsche Orient-Mission E. V. Großlichterfelder West. geb. Mk. 2.25.

Der ehemalige türkische Priester Mohammed Schukri, mit dessen Bild auch das Buch geschmückt ist, gibt in dem Buch eine sehr interessante Darstellung seiner Kindheits- und Jugendjahre, seines Ringens nach Wahrheit und seiner Bekehrung zum Christentum. Er trat dann als Christ, als welcher er den Namen Johannes Awetaranian erhielt, als Missionar in die Dienste des schwedischen Missionsbundes und wirkte eine Zeitlang in Kaschgar, wo er eine anerkannt gute Uebersetzung des Neuen Testaments ins Kaschgarische lieferte, die aber bis heute noch nicht gedruckt worden ist. Nachdem er vorübergehend mit Pastor Faber in Verbindung getreten, schloß er sich der Deutschen Orient-Mission an und wirkt nun in Schumla. Das Buch läßt instruktive Blicke in die Verhältnisse des Orients und in die dortige Missionsarbeit tun. Besonders interessant ist auch, was Awetaranian über den schwedischen Weltreisenden Swen Hedin, den er eine Strecke weit begleitete, erzählt. Wir haben das Buch mit dem höchsten Interesse gelesen und können es aufs wärmste empfehlen.

Nestle, U. Armenien. Land und Leute, Greueltaten der Mohammedaner und Liebeswerk der Christen. Mit einer Karte. Stuttgart. Deutscher Philadelphiaverein. 47 S. 30 Pf.

Ein gut orientierender Vortrag über die Lage der Armenier und das unter ihnen vom deutschen Hilfsbund getriebene Liebeswerk.

Witteborg, P. Ein frühvollendetes Missionsleben. Zweites Bändchen von: Auf Missionspfaden. Schilderungen aus der rheinischen Mission. — Mit 19 Bildern und einer Karte. 96 S. Gütersloh. Verlag v. C. Bertelsmann. geb. Mk. 1.

Das sehr hübsch ausgestattete Bändchen zeichnet in anschaulicher Darstellung das Leben und Wirken des rheinischen Missionars Krumm unter den wilden Kopfschnellern auf der Westküste der Insel Nias. Dem Leser wird damit zugleich eins der gesegnetsten und interessantesten Arbeitsfelder der rheinischen Mission vor Augen geführt.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.



Schutzhütte in den Kratern des Kamerunberges.

Die Geschichte der evangel. Mission in China im Überblick.

Von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

„In vorhistorischer Zeit drang ein Nomadenvolk mongolischer Abstammung aus den Steppen Zentralasiens in die nördlichen Provinzen des jetzigen China, entwickelte sich da staatlich, wissenschaftlich und künstlerisch zu hoher Kultur, und trat als Kulturstaat im Jahr 2357 vor Christus über die Anfangsgrenze der uns bekannten Geschichte: als wohlgegliedertes Reich mit 12 Provinzen, mit Ministerien der Astronomie, der Musik und des öffentlichen Unterrichts". So dachte man früher. Neuerdings begnügt sich die Geschichtsforschung mit bescheideneren Zahlen, indem sie die Entstehung des chinesischen Einheitsstaates um das Jahr 220 v. Chr. datiert. Dabei bleibt China immerhin das älteste Reich der Erde. Die Dynastien zwar wechselten im Laufe der Zeiten, auch Fremdherrschaft erlebte das Reich in zweifacher Auflage (Mongolen, 1280—1368; Mandschu, 1644 bis heute). Aber das Ziel der Geschichte war ihr Anfang; die Jahrtausende zurückzulenken zum goldenen Zeitalter der ersten geschichtlichen Herrscher, das Reich emporzuführen zur idealen Höhe seiner vollkommenen, uranfänglichen Kultur, hielt man für ihre Bestimmung.

Mit diesem irdischen Rückwärtsstreben verträgt sich schwer das Christentum, die Religion der zukünftigen Vollendung; seine Geschichte mußte sich in China ganz besonders zu einer Kampfes- und Leidensgeschichte gestalten, um der heterogenen Ziele willen. Diese Geschichte hat ihr hohes Alter erreicht, indem sie sich nachweisbar bereits über 1268 Jahre erstreckt, und dennoch kann man

erst in der Gegenwart davon reden, daß das Evangelium das chinesische Volk zu bewegen, das Reich mit seiner Kraft zu durchdringen beginne; ungeheuer groß war aber der zu überwindende Widerstand, und dem nach China importierten Christentum gebrach es 1160 Jahre lang an der Kraft des Evangeliums.

Wir unterscheiden 3 Perioden katholischer Mission in China: 1. Die nestorianische Mission, in Stein dokumentiert durch das 781 in Singanfu gesetzte, 1625 von Jesuiten wiederentdeckte, bekannte Monumentum Syro-Sinicum, welches Olopun als ersten Missionar nennt, der 635 ankam, von wechselnder Gunst der Kaiser erzählt, und 70 Sendboten des Christentums für China zu nennen weiß. 2. Die Franziskaner-Mission, unter Feindseligkeiten der Nestorianer begründet durch den Missionsheros Johannes v. Montecorvino, 1294—1330 in Kambalu (Peking) tätig — mit Erzbischöfen von Peking, 7 Franziskanerklöstern und Tausenden von Getauften, aber von kurzer Lebensdauer und mit dem Sturz der protegierenden Mongolendynastie (1368) verschwindend. Und was blieb als Überrest dieser beiden Missionen des Mittelalters? Von der ersten, der nestorianischen: das Steindenkmal von Singanfu; von der zweiten: eine lateinische Pergamentbibel, als alter Schatz in einer Literatenfamilie aufbewahrt und von Jesuiten entdeckt.

Zum dritten Mal setzte nach diesen beiden erfolglosen Versuchen die Mission durch die Jesuiten ein zu Ende des 16. Jahrhunderts, als die portugiesische Macht den Weg dahin gebahnt und sich in Malakka und Makao festgesetzt hatte. Der edle Franz Xavier zwar betrat China nur, um da am Fieber zu sterben (2. Dez. 1552), und der Ordensobere Valignan blickte 30 Jahre lang umsonst von Makao nach dem unnahbaren und doch so nahen Festland hinüber und klagte: „Fels, Fels, wann wirst du dich öffnen"!

Aber jesuitische Klugheit wußte sich doch die Wege zu öffnen ins Reich der Mitte und dessen Hauptstadt sogar, ja bis zur höchsten Gunst des Sohnes des Himmels: Uhren, künstliche Handarbeiten, medizinische, mathematische, astronomische und Kriegswissenschaft, jedes Produkt und Können abendländischer Kultur half dazu mit, glänzende Erfolge der Mission zu erzielen, daß in der Hauptstadt, wie in den Provinzen Kirchen in Pracht und Menge entstanden. Der erfolgreiche Pionier war Matthäus Ricci (1582 in China, 1600

in Peking, 1610 gestorben); unter seinen Nachfolgern seien genannt: Adam Schall aus Köln und Verbiest, der Niederländer (?).

Aber ihre Errungenschaften verdankte diese Mission nicht der Wahrheit, sondern der Klugheit, und als durch die gebrochene Bahn auch die Franziskaner und Dominikaner nach China drangen, deckten namentlich die letzteren den Jesuiten böse Praktiken auf: nicht bloß wollten sie keine Missionare anderer Orden neben sich dulden, es wurde ihnen auch aufgedeckt, daß sie die Verehrung des Konfuzius und der Ahnen ihren Christen erlaubten. Nun erlebte die Welt das Schauspiel des 100jährigen Akkommodationsstreites: wie die Jesuiten in China um päpstliche Weisung und Bullen, welche ihnen christlichere Praxis befahlen, sich nicht bekümmerten und Legaten des heiligen Vaters der Schande und dem Kerker auslieferten, bis endlich 1742 der Papst mehr oder weniger siegte, indem sämtliche Jesuitenmissionare in China sich eidlich zur Ausscheidung aller heidnischen Sitten verpflichten mußten. Damit aber war dieser Mission gerade das genommen, wodurch sie sich dem Reich der Mitte empfohlen hatte; ihre falschen Stützen sanken, und aus blutigen Verfolgungen ging diese katholische Missionskirche in Trümmern hervor, wenngleich für das Jahr 1807 als ihr Bestand genannt werden: 6 Bischöfe, 2 Koadjutoren, 23 Missionare, 80 Nationalgehilfen, 215000 Christen.

England hat die Ehre, die protestantische Mission in China eröffnet zu haben. Indem England durch den Handel der Ostindischen Kompagnie in Kanton in China interessiert war, lag auch die Missionspflicht zunächst auf Englands Christen, und dem englischen Pfarrer Moseley gebührt der Ruhm, rastlos an diese Pflicht erinnert zu haben, bis Taten geschahen. Er erhob seine Stimme für China schon im Jahre 1798. Von der Voraussetzung ausgehend, daß eigentliche Missionsarbeit in China auf absehbare Zeit nicht möglich sei, entwarf er in einer Denkschrift den Plan einer denominationslosen Gesellschaft zu dem Zweck, die Bibel ins Chinesische zu übersetzen und durch ihre Verbreitung in China künftiger Mission vorzuarbeiten. Man widersprach; einer der Direktoren der Ostindischen Kompagnie z. B. sprach aus, was mals viele dachten: die chinesische Sprache sei so Übersetzungen in dieselbe überhaupt unmöglich spruch trieb Moseley vorwärts und stählte

In einem zweiten Memorandum teilte er mit, daß das Manuskript der chinesischen Bibel zum Teil schon vorliege und nur des Drucks und der Verbreitung harre — er hatte nämlich im Britischen Museum eine Handschrift mit dem Titel „Quatuor Evangelia Sinice", fast das ganze Neue Testament enthaltend, gefunden, und sich durch Kenner zu seiner unsäglichen Freude die Brauchbarkeit des Textes bezeugen lassen. Nun schien die Drucklegung des Manuskripts — es stammte von Jesuiten — der gegebene erste Schritt für die Mission in China zu sein. Moseley mußte freilich im Hoffen Beharrlichkeit üben. Sein Projekt ging von einer Hand in die andere; die eben erst (1799) gegründete Kirchenmission nahm es auf, um es fallen zu lassen. Nun erweckte der Erzbischof von Canterbury im Namen der S P.C.K. grundlose Hoffnungen auf Hilfe; auch die Beratungen der Bibelgesellschaft, zu deren ersten Traktanden der ihre Entstehung mitbewirkende Plan Moseley's war, verliefen ergebnislos, und inzwischen waren kostbare Jahre anscheinend unnütz verstrichen. Da erschien die Hilfe unerwartet und plötzlich. Am 13. November 1804 wurde Moseley durch die Mitteilung überrascht und beglückt, die Londoner Missionsgesellschaft (1795 gegründet) habe beschlossen, Missionare nach Makao oder Kanton zu senden und eine chinesische Bibel herzustellen und zu verbreiten.

Nun war die Sache in die rechten Wege geleitet und das Weitere fand sich wie von selbst: der erste chinesische Missionar Robert Morrison und sein erster Sprachlehrer Sam Tak aus Kanton. In vereinter Arbeit schrieben die beiden das Manuskript im Britischen Museum ab, die Kopie wanderte mit Morrison nach China und wurde durch ihn der ersten chinesischen Bibel im wesentlichen einverleibt; so hatten Jesuiten ihm vorarbeiten müssen.

Am 4. September 1807 traf der Pionier der evangelischen Mission, der Engländer Robert Morrison, in Makao, am 8. September in Kanton ein. Seine Instruktion klingt unseren Ohren sonderbar, sie entsprach aber den äußerst schwierigen Verhältnissen: „Wir hoffen, daß man Ihnen den Aufenthalt in Kanton so lange gestatten werde, bis Sie Ihr großes Ziel, die Sprache zu erlernen, erreicht haben; sind Sie einmal so weit, so werden Sie wohl bald diesen Gewinn in einer Richtung verwerten können, wodurch es zu einem ausgedehnten Nutzen für die Welt ausschlagen wird; wir

hoffen nämlich, es werde Ihnen die Ehre zu teil werden, ein chinesisches Wörterbuch auszuarbeiten, oder die noch größere Ehre, die heilige Schrift zu übersetzen in eine Sprache, welche vom dritten Teil der Menschheit gesprochen wird". Morrison begann die Arbeit unter allseitigen Schwierigkeiten. In Makao, wo er einen Teil des Jahres wohnte, drohte der Argwohn der portugiesischen Katholiken; in Kanton war den Fremden der Aufenthalt nur zu Handelszwecken erlaubt, weshalb Morrison in tiefster Verborgenheit leben mußte, und die Ostindische Handelskompagnie duldete keine Schädigung ihrer Unternehmungen durch verbotene missionarische Tätigkeit. Ununterbrochene Vorsicht nach allen Seiten und beständige Selbstverleugnung war geboten, und Morrison hatte und übte sie. Und dennoch schien sein Verweilen auf die Dauer unmöglich. Da wurde der 20. Februar 1809 — sein Hochzeitstag! — zum Schicksalstag seiner Mission, indem er die Berufung als Übersetzer und Sekretär der Ostindischen Kompagnie mit 10 000 Mark (später 20 000) Gehalt berufen wurde. Diese offizielle Stellung ermöglichte ihm sein Lebenswerk, die Grundlegung der Mission in China. Wohl gebot der Beamte dem Missionar äußerste Zurückhaltung, zugleich aber deckte jener diesem den Rücken, und die schöne Einnahme bot wertvolle Hilfe. In dieser Stellung und als großer Sprachkenner unentbehrlich, hat Morrison für die Mission die geringen Möglichkeiten meisterhaft ausgenützt: er schuf ein großes englisch-chinesisches Lexikon, eine vollständige chinesische Bibel, deren Druck er erlebte, und den Grundstock einer christlich-chinesischen Literatur. Was in der Richtung direkter Missionsarbeit möglich war, tat er; in verborgenen Hausgottesdiensten versammelte er des Sonntags bei verschlossenen Türen 2, 3, 5, 10 Chinesen um das göttliche Wort, als deren Erstling 1814 ein Mann namens Tsai-a-ko in klarem Quell beim Meeresstrand getauft werden konnte, durch seine Hand, und deren bekanntester und für die Mission bedeutendster der erste chinesische Prediger Leang-a-fa wurde.

Morrison erlebte Zuzug aus Europa. Als erster Helfer erschien bei ihm in Makao am 4. Juli 1813 der Schotte **William Milne**, der neben Morrison der Mitbegründer der evangelischen Mission in China zu heißen verdient. Für ihn gab es, da keine offizielle Stellung ihn deckte, in Makao oder Kanton kein Bleiben. Deshalb bewirkte sein Eintreffen die Ausführung eines Planes,

welchen Morrison längst im Sinne hatte, der chinesischen Mission abseits vom eigentlichen China, aber im Bereich der chinesischen Ansiedlungen, an der Straße des Weltverkehrs nach China, einen Stützpunkt zu schaffen, wo man, frei unter europäischem Schutz, Nationalgehilfen für kommende Zeiten rüsten, christliche Literatur ungehemmt drucken und verbreiten, und durch Reisen künftiger Missionsarbeit in China die Wege bahnen könnte. Malakka, damals unter holländischem, bald hernach unter englischem Protektorat stehend, wurde hiefür auserſehen und William Milne mit der Leitung des hier entstehenden Anglo-Chinese College beauftragt. Und zudem dachte sich Morrison als weite, große Aufgabe dieses Instituts die Vermittlung allseitigen Verständnisses zwischen China und dem Abendlande. Milne stand der Anstalt bis zu seinem Tode (1822) vor — allezeit von Morrison hochgeschätzt. Sie erlebte eine gewisse Blüte, brachte im Lauf der Jahre die Zahl ihrer Schüler auf eine ansehnliche Höhe, und rüstete wertvolle Waffen für den späteren Kampf in China selbst; nach einigen Jahrzehnten siedelte sie nach Hongkong über.

Bemerkenswert ist, daß schon der Gründer der chinesischen Mission den Hilfswert der ärztlichen Praxis erkannte und in Anwendung brachte, indem er in Makao eine Art dispensary errichtete. Daraus entwickelte sich später ein Spital, dessen segensreiche Wirksamkeit es offenbar machte, daß in einem von brauchbaren Ärzten entblößten Lande die Heilkunst die mächtigste Bundesgenossin des Evangeliums sein müsse.

Was war erreicht, als Morrison 1834 abgerufen wurde? Viel und wenig: ein Gemeindlein war gesammelt, die Bibel geschaffen, das christliche Interesse auf China gelenkt, neben der durch Morrison vertretenen Londoner Mission auch der American Board in die Arbeit in Kanton eingetreten — und doch sehr wenig; denn nach wie vor waren Kanton und Makao die einzigen Punkte China's, wo mit äußerster Vorsicht gearbeitet werden konnte; das ungeheure Land war durchaus unzugänglich.

So blieben die Verhältnisse bis zum Jahre 1842. Dasselbe brachte der Mission die beschränkte Möglichkeit der Ausdehnung infolge des Opiumkrieges. Dieser hatte eine doppelte Veranlassung. Der grenzenlose Hochmut, mit welchem die Engländer von der chinesischen Regierung in Kanton behandelt wurden, konnte un-

möglich mehr geduldet werden, seitdem die britische Regierung mit dem Erlöschen des Monopols der Ostindischen Kompagnie in Kanton (1834) selbst an deren Stelle getreten war; sie wurde genötigt, sich mit Waffengewalt etwelchen Respekt zu verschaffen. Dazu kam die verhängnisvolle Tatsache, daß der englische Handel am Opiumschmuggel stark interessiert war; als nun die chinesische Regierung Gewalt anwandte, um der Opiumverschiffung ein Ende zu machen, war der casus belli gegeben. Den Abschluß des Krieges bildete der Friede von Nanking, 29. August 1842. Durch denselben wurden 5 Häfen dem Handelsverkehr mit dem Ausland erschlossen: Kanton, Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai, und die Insel Hongkong förmlich den Engländern abgetreten; die Opiumfrage war leider mit keinem Worte geregelt.

Mit der durch den Frieden von Nanking geschlossenen Sachlage trat die chinesische Mission in ihre zweite Periode ein, welche sich bis zum Jahre 1860 erstreckt, und durch den Frieden von Peking ihren Abschluß erreicht. Es ist die Zeit der Festsetzung der Mission in den 5 Hafenstädten, von wo sie ihre Fühlhörner ins umliegende Gebiet ausstreckt, und wo sie sich die Operationsbahn schafft für künftiges Vordringen ins Innere. Denn mit Ausnahme der 5 Städte blieb den Fremden das Betreten des Landes nach wie vor untersagt, und wenn sie sich gleich wohl weiter als die erlaubte Tagereise über den Bereich der Freihäfen hinaus wagten, taten sie das auf eigene Gefahr.

Sehen wir zu Ende der ersten Periode nur die Londoner Mission und den American Board in China an der Arbeit, so traten nun nach dem Frieden von Nanking in rascher Folge weitere Gesellschaften auf den Plan. Nach 8 Jahren schon waren es ihrer 14 (Anfang 1851): 8 amerikanische mit 44 Missionaren, 4 englische mit 25, 2 deutsche mit 5 Missionaren, und nach 13 Jahren (1855) finden wir schon 20 verschiedene Missionen an der Arbeit mit 89 Missionaren (Amerika: 51; England: 32; Deutschl.: 6). Bemerkenswert ist die große Mehrzahl englisch redender und unter diesen der amerikanischen Missionare. Wir erwähnen aus dieser zweiten Periode zwei interessante Erscheinungen: die Gützlaff'sche Bewegung mit ihren Folgen, und die Taiping-Rebellion.

Gützlaff war der erste deutsche Missionar in China; ihm kommt das Verdienst zu, die deutsche Christenheit zur Er-

füllung ihrer Missionspflicht in China angespornt zu haben. Schon in den letzten Jahren Morrisons hatte er als Freimissionar Aufsehen erregende Reisen an der chinesischen Küste bis hinauf nach Tientsin unternommen und anscheinend rasch und glänzend Erfolge erzielt; dann war er als chinesischer Sekretär an der englischen Gesandtschaft in Makao angestellt worden. Seinem stürmischen Temperament nun war die übliche Missionsmethode zu langsam; er kam darauf, die Evangelisierung Chinas durch Chinesen auf sein Programm zu schreiben, und gründete um 1844 in Hongkong den „Christlichen Verein zur Ausbreitung des Evangeliums" zu diesem Zweck. Dr. Barth in Calw nahm seine Berichte in sein Missionsblatt auf. Sie weckten glänzende Hoffnungen, indem sie unerhörte Erfolge meldeten: in den ersten 2 Jahren seien 40 Prediger gewonnen, in 15 Städten Gemeindlein gesammelt, 179 getauft, von allen Seiten verlange man die Dienste des Vereins. Von der Kantonprovinz dehnten die Evangelisten Gützlaffs ihre Streifzüge bis nach Peking und über alle 18 Provinzen des Reiches aus. Gützlaffs bedeutender Gehalt deckte die wachsenden Auslagen des Vereins nicht auf die Dauer; durch einen „Aufruf an die Christen von Deutschland" (25. Januar 1846) warb er um deutsche Hilfe. Sein Appell zündete. Zwar zerschlug sich der Plan des hessischen Oberappellationsrates Elvers, eine großartige, einheitliche Missionsarbeit der deutschredenden Christenheit in China anzubahnen; wohl aber folgten die Rheinische und die Basler Missionsgesellschaft dem Rufe Gützlaffs, indem sie 1846 ihre ersten Missionare (je 2: Genähr und Köster, Hamberg und Lechler) nach China aussandten, die unter Gützlaffs Leitung zu arbeiten angewiesen waren.

Dessen Sonne stand im Zenith im Jahre 1850, als er seine Reise durch Europa machte, in dessen verschiedenen Regionen Vereine für China bildete, die Provinzen des Reiches an diese verteilte, und massenhaft Angebote jugendlicher Begeisterung für den Missionsdienst in China entgegennahm. Aber während er Europa mit Enthusiasmus für China erfüllte, und selbst als dessen Apostel und als Heros des Glaubens bewundert wurde, mußte der Basler Missionar Hamberg die traurige Aufgabe erfüllen, seinem Werk den Untergang zu bereiten. Als Vertreter des abwesenden Gützlaffs hatte er nämlich Gelegenheit, zu konstatieren, daß Gützlaff von seinen angeblichen Bekehrten in China gründlich betrogen war; ein durch

chinesische Hinterlist angerichteter, einzigartiger Missionsskandal kam an den Tag. Es war Gützlaff zu gönnen, daß er die Enthüllungen nicht lange überlebte; am 9. August 1851 durfte er sterben. Sein Werk, auf chinesischen Betrug gegründet, zerfiel, nur wenige seiner eingeborenen Evangelistenschar wurden brauchbare Helfer in andern Missionen, und es zeigte sich, daß auch die Mission in China der Regel nicht entnommen werden könne, nach welcher Gott in der Mission die beharrliche Treue im kleinen durch langsam fortschreitenden Erfolg segnet.

Neue Nahrung entnahm der Missionsenthusiasmus der Taiping-Rebellion. Ihr Haupt war der Bauernsohn Hung Siu-tseuen aus der Gegend von Kanton. Angeregt durch die evangelische Mission, der er zu Zeiten recht nahe stand, machte er die Abschaffung der Abgötterei zusammen mit dem Sturz der fremden Mandschudynastie zu seiner Losung und trat als „König des großen Friedens" (Tai-ping-wang) an die Spitze eines Reichs, welches das Erbe der Mandschukaiser anzutreten schien. Der Baptistenmissionar Roberts wurde als sein Minister nach der Hauptstadt Nanking berufen, von der man rühmte, daß in ihr strenge Sittlichkeit herrsche, und die monotheistische Haltung des mächtigen Rebellenkaisers versprach, das chinesische Heidentum erschüttern zu helfen und ein Vorkämpfer der Mission zu werden. Man hat es der englischen Politik zur Last gelegt, daß Gordon der Mandschudynastie half und dem Rebellenreich ein Ende bereitete. Aber das Urteil über den missionsgeschichtlichen Wert der Taipingsache schwankt doch sehr, und es fragt sich, ob nicht der Basler Missionar Schaub im Recht war, als er davon redete, daß in einer Zeit anhebender Blüte der Missionsarbeit der böse Feind seine Geister auf den Plan gebracht habe. Auch die Taiping-Rebellion gehörte zum Trug, welcher offenbar werden mußte. Warneck nennt ihren Verlauf „eine ernste Warnung für die Mission aller Orten und Zeiten, sich zu hüten vor der Allianz mit Schwärmereien, welche Christentum und Heidentum, Religion und Politik durcheinander mengen."

Wirkliche, äußerst wichtige Förderung dagegen hat das Jahr 1860 durch den Frieden von Peking der Mission gebracht. Denselben gingen langwierige kriegerische Verwicklungen voraus. Im Jahre 1850 hatte der 20jährige Hien-fong den Drachenthron bestiegen. Er war ein entschlossener Götzendiener, Christen- und

Fremdenfeind. Bald genug wurde das für Mission und Handel spürbar. An den Vertrag von Nanking band man sich chinesischerseits nicht, indem Kanton den Ausländern beharrlich verschlossen gehalten wurde, und die Engländer ihrerseits machten sich beinahe unerträglich, weil sie in schamloser Weise fortfuhren, den Chinesen das ihnen verhaßte Opium aufzunötigen. Die Spannung mußte zum Kriege führen. Man nennt ihn den zweiten Opiumkrieg. Er endete mit einer unerhörten Demütigung der stolzen Mandschu-Regierung, indem ein englisch-französisches Heer den kaiserlichen Sommerpalast bei Peking zerstörte. Das Ergebnis war die vertragliche Verpflichtung Chinas gegen die beteiligten Mächte (England, Frankreich, Rußland, Vereinigte Staaten), jeder derselben die Aufstellung eines Gesandten in Peking zu direktem Verkehr mit der Kaiserlichen Regierung zu erlauben, den mit Paß ihrer Konsule versehenen Ausländern das Reisen, die Niederlassung und den Erwerb von Grundbesitz im ganzen Lande zu gestatten, die christlichen Eingeborenen gesetzlich zu schützen und jedem das Recht, nach Belieben Christ zu werden, zu gewährleisten — also: Anerkennung des Christentums als einer berechtigten Religion und Freizügigkeit der Missionare im ganzen Reich. Dem ging allerdings die Bestimmung zur Seite, daß der Opiumhandel fortan unter hohem Eingangszoll gesetzlich erlaubt sein sollte.

Damit beginnt die **dritte** Periode der chinesischen Missionsgeschichte: die Zeit der Ausdehnung der Mission über alle 18 Provinzen. Abgeschlossen ist sie durch die große Krisis vom Jahre 1900.

Die evangelische Mission trat in diese ihre dritte Periode ein mit einem Bestand von etwa 1200 erwachsenen eingeborenen Christen und erhöhte denselben bis zu ihrem Ende auf zirka 200 000 Getaufte und 100 000 Kommunikanten (mit 1099 männlichen und 713 weiblichen Missionsarbeitern aus über 40 verschiedenen Gesellschaften).

Wir nennen als Charakteristikum dieser dritten Periode an erster Stelle die Entstehung und das Aufblühen der **China-Inland-Mission**. Ihre Geschichte ist von größtem Interesse. Ihr Gründer, Hudson Taylor, am 31. Mai 1832 geboren,*) war vom

*) Gestorben am 3. Juni 1905 in Tschangscha (China).

Vater schon vor seiner Geburt der Mission in China geweiht worden und kam, im Zusammenhang mit seiner Bekehrung, im 16. Jahr zur unerschütterlichen, feierlichen Gewißheit, daß Gott ihn für China brauchen werde. Darum studierte er Medizin, darum übte er seinen Glauben im Sinn der absoluten Abhängigkeit von Gott. Seine erste Missionstätigkeit in China geschah 1854—57 im Dienst der auf Gützlaff'sche Anregungen zurückgehenden „chinesischen Evangelisationsgesellschaft“ in London. Weil aber diese mit Schulden arbeitete und Taylor über das Wort: „Seid niemand nichts schuldig“ nicht hinwegkam, verließ er sie und arbeitete bis 1860 als Freimissionar.

Als kranker Mann nach England zurückgekehrt, hatte er Gelegenheit, die Lage in China zu überdenken. Es fiel ihm zentnerschwer aufs Herz, daß die 90 Missionare, welche 1865 in China standen, nur in 12 Städten anzutreffen waren, daß im Innern einzig Hankau am Yangtse besetzt war, und daß 11 Binnenprovinzen jedes Missionars entbehrten. Die Not des Innenlandes machte ihn schwerkrank, bis der 25. Juni 1865, ein Sonntag, ihm die Erlösung brachte, indem es ihm an diesem Tage zur Gewißheit wurde, daß er eine neue Mission zum Zweck der Evangelisation von ganz China zu beginnen von Gott bevollmächtigt sei. Dieselbe stellte er auf neue Grundlagen. Er gab ihr ein interdenominationelles Gepräge, um keiner bestehenden Mission Konkurrenz zu machen und zugleich die Einheit der Kirche Christi in ihr darzustellen; als ausschlaggebendes Requisit ihrer Arbeiter bestimmte er den persönlichen Glauben mit solcher Entschlossenheit, daß sozialer und Bildungsstand nicht in Betracht kommen sollten; das Geld sollte nicht von Menschen erbeten und nur in dem Maße ausgegeben werden, als es einlief, sodaß niemals Schulden entstanden. So war also die Grundlage der neuen Mission der Glaube, welcher „unser Nichts mit der Allmacht Gottes in Verbindung bringt, zum Gebet treibt und jeder Schwierigkeit mit der festen Ueberzeugung entgegentritt, daß wir für Gottes Werk an Gott allein genug haben.“ Der Arbeitsplan war sehr präzis: in jede der unbesetzten Provinzen des Innern zwei Missionare zu senden, war die Losung.

Nun war zwar seit dem Vertrag von Peking das Reisen mit Paß im Innern erlaubt; aber die betreffende vertragliche Be-

stimmung wurde entweder nicht bekannt gegeben oder nicht innegehalten, und noch Ende 1874 waren 9 Provinzen durchaus unberührt vom Werk der Mission. Die geistliche Notlage dieser 9 Provinzen drückte Taylor schwerer, als das Rückgratleiden, welches ihn Monate lang in London ans Lager fesselte, und um Weihnachten 1874 erging aus seinem Krankenzimmer die Bitte an die engliche Christenheit, 18 Männer im folgenden Jahre zu stellen, je zwei für jede dieser 9 Provinzen. Die Männer stellten sich ein, und Taylor, wieder hergestellt, traf mit ihnen in China ein, fand aber keine Möglichkeit vor, sie an ihre Bestimmungsorte zu entsenden, und war mit ihnen aufs Warten angewiesen. Da öffnete wieder die Politik den Harrenden den Weg. Am 13. Sept. 1876 nämlich kam durch Li Hung Tschang der Vertrag von Tschifu zu stande, welcher die für die Mission äußerst wichtige Bestimmung enthielt, daß in jeder Stadt der 18 Provinzen durch Proklamation bekannt gemacht werden sollte: Ausländer dürfen im gesamten kaiserlichen Gebiet unter kaiserlichem Schutz reisen und sind überall ohne Hindernis mit Achtung aufzunehmen.

Die China-Inland-Mission hatte die rasche, weite Ausbreitung des Evangeliums über ganz China als ihre spezielle Aufgabe erkannt; darum trat sie vor allem in die durch den Vertrag von Tschifu eröffneten Wege. Die Jahre 1876 bis 1878 sind in ihrer Geschichte gekennzeichnet durch große, über sämtliche 18 Provinzen sich erstreckende Rekognoszierungsreisen von China-Inland-Missionaren; erwähnt seien James Cameron's Marsch bis an die Westgrenze, bis nach Tibet, und Mc Carthy's Durchquerung Chinas mit ihrem Endziel Bhamo in Barma. Langsam erfolgten die bleibenden Niederlassungen. Schansi, die an die Mongolei grenzende Nordprovinz, erschloß sich der christlichen Liebe in furchtbaren Hungersjahren; in Kansu, Setschuen, Jünnan erfolgten Stationsgründungen. Provinz um Provinz sah Boten des Evangeliums einziehen und zum Bleiben sich einrichten, und als letzte ergab sich um die Wende des Jahrhunderts Hunan, das Hauptbollwerk des Christenhasses. Die China-Inland-Mission blieb nicht die einzige auf dem Plan; andere Missionen englischer und amerikanischer Provenienz, welche dazu die Kraft hatten, drangen ebenfalls in die Weite des chinesischen Reiches. Aber jene ist als die Pioniermission im Vordertreffen geblieben, und ihr auch ist es gelungen, in der gesamten Christen-

heit der Welt die Losung: „Evangelisation von ganz China" populär zu machen und eine Weltorganisation für diesen Zweck zu schaffen; denn auf dem europäischen Kontinent, wie in Amerika und Australien entstanden Missionen nach ihrer Art und zu ihrem Dienst.

Das Jahr 1900 beschließt die dritte Periode der evangelischen Mission in China. Die bisher überschaute Geschichte hat gezeigt, wie jeder Fortschritt der Mission bezeichnet war durch einen weitern Sieg der in China Einlaß begehrenden Westmächte. Darum bedeutete jeder Fortschritt der Mission zugleich einen Fortschritt im Eindringen abendländischer Kultur. In den 70er und 80er Jahren sah man vereinzelte Anzeichen derselben: junge Chinesen studierten in Amerika, das Zollwesen wurde in die Hand von Europäern gelegt, die erste Bahn (von Taku nach Tientsin) eröffnet (1888) rc., und die Lektion, welche der japanische Krieg 1894 China erteilte, ließ die Notwendigkeit einer ernsten Reform an leitender Stelle erkennen, und China schien glücklich einzulenken in die Bahn, welche Japan zur Größe geführt hatte, als der junge Kaiser Kwang Hsü im Frühjahr und Sommer 1898 seine 27 einschneidenden Reformedikte erließ.

Da erkannte die Reaktion, daß für sie die letzte Stunde zum Handeln gekommen sei, und sie handelte: der Reformkaiser wurde durch Staatsstreich gefangen gesetzt, alles, was er in letzter Zeit angeordnet hatte, widerrufen, der Reformpartei der Untergang zugedacht. Aber Reform und westländische Kultur waren im Grunde eines und dasselbe. Darum mußte die Reaktion zur Ausschließung alles Fremden und auch der Mission — denn jeder Missionar war ein Träger der verhaßten, fremden Kultur — werden. Und als nun der Reaktion nicht bloß die Macht des Thrones, verkörpert in der Kaiserin-Witwe, sondern auch die überirdischen Gewalten in Gestalt der unbefragbaren Boxerscharen zur Verfügung standen, meinte sie, das Äußerste wagen zu können, kündigte allen Fremden und ihren Parteigängern, den Christen, den Untergang an und versuchte, China abermals auszuschalten aus dem Verband der Weltgeschichte und seiner glorreichen Isolierung und Selbstgenügsamkeit zurückzugeben.

Der Versuch entfesselte einen furchtbaren Sturm, welcher etwa 5000 protestantischen und 23 800 katholischen Christen chinesischer

Abkunft das Leben kostete und 135 protestantische und etwa 40 katholische Missionare wegraffte, alle überlebenden Missionare aus dem Innern an die Küste jagte und so ziemlich die gesamte Missionsarbeit stille stellte.

Aber obwohl der Sturm furchtbare Verheerungen anrichtete, schlug der Versuch dennoch gänzlich fehl. Es durfte nach Gottes Rat nicht sein, daß ein Reich mit 400 Millionen Menschen sich abschnitt von der Geschichte seines Reiches. Die in die Schranken geforderte Kulturwelt zeigte ihre Überlegenheit, und die chinesische Heidenchristenkirche ging geläutert aus dem Kampf hervor; indem ihr Kern treu war in Todesgefahr, überwand ihr Glaube die gegnerischen Gewalten. Mit dem Jahre 1901 begann der Rückzug der Missionen auf ihre alten Arbeitsgebiete zu neuer, unerhört großer Arbeit, begann die Zeit der Massenwirksamkeit der Mission. Denn das Fehlschlagen der Reaktion hatte die Reformation stärken müssen. Das Verlangen nach abendländischem Wissen und Können drang durch, und mehr in der Tiefe entstand eine Unterströmung des Verlangens nach der Kraft und dem Licht des abendländischen Christentums. Der Mission erwuchsen Riesenaufgaben. Denn zur Pflicht der in allen Provinzen ermöglichten und begehrten Ausbreitung des Evangeliums gesellte sich die Mitarbeit am nationalen Unterricht. Ein kaiserliches Edikt vom August 1901 ordnete die Errichtung je einer Universität für jede der 18 Provinzen des Reiches an. Dies konnte nicht ohne starke Beiziehung missionarischer Lehrkräfte geschehen — woher hätte man solche sonst nehmen sollen? Und wenn auch offenbar wurde, daß man an höchster Stelle den christlichen Einfluß von der Schulreform fernzuhalten begehrte, so erwuchs doch aus dem ungeheuer anwachsenden Bildungsbedürfnis der Mission die Riesenaufgabe, ihrerseits dafür zu sorgen, daß der Zusammenhang zwischen der vielbegehrten westlichen Bildung und ihrem Ursprung, dem Christentum, nicht aufgelöst würde.

So ist denn die Entwicklung, welche die Mission seit der Krisis vom Sommer 1900 erlebt hat, charakterisiert durch riesengroße Aufgaben, bedingt durch massenhafte Nachfrage nach allen Diensten, welche die Mission durch Predigt, Unterricht, Literatur und ärztliche Praxis zu leisten vermag. Daraus ist ihre hoffnungsfrohe Stimmung, zugleich aber auch das niederdrückende Gefühl übermäßiger Belastung bei unzureichenden Kräften entstanden. Dieses

Gefühl brach sich Bahn z. B. in einem Aufruf der S. D. K. („Society for the diffusion of christian and general knowledge among the Chinese"), welcher auf allen Universitäten der Welt um die Hilfe solcher warb, welche Lust hätten zu großer Arbeit für Christentum und Wissenschaft, und Pastor Kranz in Schanghai hat seinerzeit in einem Privatbriefe geklagt: „Wir sind hier alle mit Arbeit überbürdet. Barmen schickt nach Sumatra 45 Missionare für ½ Million Bataks, 18 nach Nias für 200000 Insulaner. Dasselbe Zahlenverhältnis würde für China 36000 männliche Missionare fordern. Parität! Man versteht in Europa die Größe und Bedeutung Chinas noch nicht. Wir brauchen mehr Arbeiter hier. Hier liegt die Hauptaufgabe der Kirche." So schrieb Pastor Kranz. Es ist ja freilich so geworden, daß der große Hauptanteil an der chinesischen Missionsarbeit der Christenheit englischer Zunge zugefallen ist, und wir werden nicht die Ansicht wagen, daß deshalb die Arbeit nicht recht getan sei. Immerhin ist die Missionspflicht auch für China eine Gesamtangelegenheit der Kirche Christi im umfassendsten Sinn des Wortes, und der Wunsch läßt sich nicht unterdrücken: daß doch die Christenheit deutscher Zunge auch ihrerseits die ihr verliehenen Geistesgaben kräftiger geltend machte in der chinesischen Gesamtmission!

Auf einsamen Pfaden.

Ein Lebensbild aus der Basler Mission.

1. Im Vaterhaus.

Es war am Anfang des vorigen Jahrhunderts, da schnürte ein junger Webergesell, namens Friedrich Süß, das Reisebündel und verließ seinen Geburtsort Graben bei Karlsruhe im badischen Unterland. Mit dem Felleisen auf dem Rücken und dem Stabe in der Hand wanderte er hinaus in die Fremde, um sich da sein Brot zu verdienen und sich in seinem Handwerk zu vervollkommnen. Sein Weg führte ihn durch die bayrische Pfalz, durch das Elsaß und Lothringen, auch in die nördliche Schweiz und endlich in den wonnigen Breisgau.

Aber nachdem er jahrelang das Brot der Fremde genossen, zog es ihn mächtig zur Heimat zurück. Er folgte dem Sehnen seines Herzens und wandte die Schritte der trauten Stätte seiner Kindheit zu. Nun gründete er auch seinen Hausstand und nahm eine Tochter des Landes zum Weibe. Der Mann besaß weder Gold noch Silber, denn mit spärlich gefülltem Ranzen war er aus der Fremde zurückgekehrt. Auch sein Weib brachte ihm keinerlei Schätze mit. Aber einen Schatz besaßen beide: das hohe Gut der Gottesfurcht. Das machte das junge Ehepaar freudig und getrost, und es fehlte ihm nicht am Segen Gottes. In einigen Jahren wurde aus dem kleinen Heimwesen ein stattliches Bauernhaus, und zu den anfangs wenigen Aeckern kamen weitere hinzu. Auch die Familie mehrte sich allmählich, denn einem Töchterchen folgte nach acht Jahren ein Söhnlein.

Und wieder vergingen vier Jahre. Da geschah es, daß am Fest der Erscheinung Christi, den 6. Januar 1822, den Leutchen ein zweiter Knabe geboren wurde, der in der heiligen Taufe den Namen Simon erhielt. Seine Lebensschicksale sollen uns in den nachfolgenden Blättern beschäftigen.

* * *

Der Knabe wollte sich nicht recht strecken, und als ihn seine Mutter an der Hand zur Schule führte, da war er unter seinesgleichen der kleinste. Dabei war er schüchtern und verhielt sich seinen Kameraden gegenüber wie ehemals Israel zu Goliath, dem Riesen. Was ihm aber besonders als Makel erschien, das war der Umstand, daß er des größeren Bruders Kleider tragen mußte, deren Länge zwar nach Bedürfnis gekürzt wurde, deren Weite aber gleichwohl blieb. Das gab den muntern Schulkameraden genugsam Stoff zu allerlei Spott und Neckerei. Stillschweigend ließ er sichs gefallen, zumal er die Gesellschaft der wilden Buben nicht sonderlich liebte und seine Ehre nicht mit der Faust zu wahren wagte. Auch der Vater sah strenge darauf, daß seine Kinder sich vom Getriebe der losen Gassenjugend ferne hielten. Und wenn auch bisweilen diese Abschließung dem Knaben zu viel werden wollte, so hatte doch der Vater kein Gehör dafür.

Mit der Erziehung seiner beiden älteren Kinder hatte der wackere Webermeister wenig Mühe und Sorge. Anders war's mit seinem Jüngsten, unserm Simon. Schon von klein auf tat sich bei diesem ein unbezwinglicher Starrsinn kund, der seinem Vater manchen Seufzer auspreßte, und wenn er ihn ermahnte und ihn einen eigensinnigen Trotzkopf nannte, tat er es oft mit den Worten: „Bub, ich will nur sehen, was aus dir noch werden wird!" Dann ließ der Knabe

nachdenklich den Kopf hängen und dachte bei sich selbst: „Gott wird mich nicht in meinem Starrsinn sterben lassen; aber wäre ich nur erst frei davon". Es kam auch eine Zeit, da es schien, als wollten sich die Riegel des Gefängnisses auftun. Es wurde ihm bange vor dem zukünftigen Gericht. Er betete und es schien, als wäre mehr Freudigkeit in die zagende Seele gekommen. Aber damit war der Sieg noch nicht errungen und es gab noch manchen Rückfall ins alte Wesen.

Rasch war die Schulzeit durchlebt und sie war nicht ohne Gewinn für den ernsten, nachdenklichen Knaben. In Schule und Kirche war alles aufs beste bestellt, und der Pfarrherr übte einen tiefen Einfluß auf seine Gemeinde aus. In seinen Predigten war der Knabe Auge und Ohr, und das verkündigte Wort wurde ihm ein Richter der Sinne und Gedanken des Herzens. Ins Heiligtum zog es ihn auch mehr als zu den bösen Kameraden in Flur und Wald. Gern las er in den Freistunden des Sommers in einer Ecke der Stube einen kräftigen Traktat, den ihm der Pfarrherr geliehen; die langen Winterabende aber wurden mit dem Lesen der historischen Bücher des Alten Testaments zugebracht. Da fand er in den Führungen des Volkes Israels so viel Hohes und Tiefes, daß er dadurch eine heilige Scheu vor Gott und seinem Worte empfing. Unter diesem Eindruck feierte er auch seine Konfirmation, zu deren Vorbereitung viel guter Samen ausgestreut worden war. Aber freilich zu einem fröhlichen Wachstum der Saat wollte es nicht kommen.

Nach der Konfirmation gedachte der Knabe ein Handwerk zu erlernen. Am liebsten wäre er ein Dreher geworden, doch damit stimmte des Vaters Wille nicht überein. Dann war er drauf und dran, bei einem ehrsamen Schuster in die Lehre zu treten, aber die Sache zerschlug sich. So blieb er bei seiner Beschäftigung am heimischen Webstuhl und auf dem Acker. Da kam das Weihnachtsfest heran, und an ihm trat eine bedeutsame Wendung im Leben des jungen Menschen ein. Er fühlte plötzlich einen unwiderstehlichen Zug, sich der pietistischen Gemeinschaft seines Heimatsortes anzuschließen und ihren Erbauungsstunden anzuwohnen. In ihrer Mitte fühlte er sich glücklich und befriedigt. Auch sein äußeres Verhalten wurde dadurch beeinflußt, und die törichte Welt verlor ihren Reiz für ihn. Aber die evangelische Kraft des Glaubens hatte ihn damit noch nicht durchdrungen. Noch befand er sich bei allem äußeren Frommsein und Wohlverhalten in dichtem Nebel, daher ihm auch der rechte, innere Friede fehlte. Besonders *ein* Gedanke quälte und trieb ihn um. Er meinte, die Sünde könne durch Reue und Leid überwunden und aus dem Herzen verbannt werden. Statt mit seinem bekümmerten Herzen zu Christo zu gehen, gab er sich einer trübseligen Gesinnung

und allerlei Bußübungen hin. Aber durch diesen Werkdienst konnte die Seele keinen Frieden erlangen.

Matt und kraftlos lebte er über Jahr und Tag dahin. Wohl fehlte es während dieser Zeit nicht an Wirkungen des hl. Geistes und an Zurechtweisungen der sogenannten „Stundenbrüder"; aber es half nichts. Der Feind suchte seine alte Behausung wieder auf und es wurde mit ihm ärger denn zuvor. Zwar mahnte ihn sein Gewissen, und seine unentschiedene Haltung lastete schwer auf seiner Seele. Das Laster ekelte ihn an, und doch blendete ihn wieder die Lust der Welt. „Ach, wäre ich doch frei"! rang sich der Schmerzensruf aus der Tiefe seiner Seele empor. „Ja, wäre ich los von alle dem, was mich ängstet und quält!"

Drei Jahre waren in diesem inneren Kampf dahingebracht. Da schlug die Stunde der Freiheit. Endlich kam Hilfe von oben, und die Kraft Gottes verlieh dem redlich Kämpfenden den Sieg. Dem Wankenden wurde der sieghafte Glaube zuteil, der ihn stärkte und aufrecht erhielt in seiner Bahn. Ein einfaches Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben führte den Jüngling ans Ziel, das uns vorhält die himmlische Berufung. In einem Gleichnis, das ihm eines Tages vor die Augen gestellt wurde, ward der aufgerüttelte Sünder verglichen mit einem Kinde, das auf der Straße im Schmutz spielt. In diesem Augenblick zieht ein Fürst mit seinem Gefolge daher und erblickt das Kind bei seinem Tun. Er macht es auf sein schmutziges Treiben aufmerksam, und beschämt schaut es an sich herunter. Es wird sich erst jetzt seines Zustandes recht bewußt und blickt hilfesuchend um sich. Der gute Fürst fängt den beschämten, flehenden Blick auf und kommt ihm zu Hilfe. Er nimmt das Kind mit sich nach Haus. Am fürstlichen Hofe wird es gereinigt und erhält neue, saubere Kleider. Zugleich gibt man ihm einen Erzieher und lehrt es gute Sitte und Anstand. Von da an lebt es standesgemäß und scheut jede Verunreinigung seiner Person.

Dieses Gleichnis führte den Jüngling zu zwei Schlüssen. Erstlich: die Gnade wird erlangt ohne alles Verdienst und Würdigkeit. Sodann: das Leben des neuen Menschen vollzieht sich im Glauben und geschieht mit Lust und Freude, ohne Zwang. Ferner: der Baum bringt die Früchte hervor, und nicht umgekehrt. — Kraft dieses Glaubens verlebte der Jüngling fortan fröhliche Tage. Die Sünde trieb ihn nicht mehr in das Gesetz, sondern nach Golgatha unter das Kreuz Christi. Die Liebe seines Meisters aber erfüllte sein Herz so, daß es warm und mitfühlend schlug für jeden Menschen, der sich auf verkehrter Bahn befand. Mit Gottes Hilfe kam auch sein Bruder auf den rechten Weg, und jetzt wurde wahr, was geschrieben steht:

Siehe, wie fein und lieblich ists, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen! Es ging freilich nicht alles glatt und eben, und man rieb und schliff sich gegenseitig; aber es wurde immer besser, so daß einer dem andern bekannte, es diene ihnen zum Guten.

Nicht lange nach dieser Zeit, nachdem der Jüngling zur Umkehr gekommen, warf eine schwere Lungenentzündung den Vater aufs Krankenlager. Acht Tage später lag der rüstige Mann auf der Totenbahre. Es war für den Vater etwas Tröstliches, in dem Bewußtsein zu sterben, daß sein Sohn einen andern Weg eingeschlagen habe. Für den Sohn aber war es eine Beruhigung, zu wissen: der Vater zieht seine Straße im Frieden. Am Bette des sterbenden Vaters empfing der Sohn bleibende Eindrücke.

Noch war bis jetzt für diesen kein Handwerk bestimmt, und obwohl er schon manche Elle Leinwand gewoben hatte, so verstand er dieses Gewerbe doch keineswegs vollkommen. Allein das war ihm jetzt klar, daß ihm nun nach des Vaters Tode keine andere Wahl übrig bleibe, als an des Vaters Webstuhl zu sitzen und das zu tun, was dieser bisher getrieben hatte. Der Sohn ließ es sich gern gefallen, und tat es umso lieber, als er täglich von oben die Kraft erhielt, seine Leidenschaften zu besiegen. Auch gereichte es ihm zu großem Nutzen, daß er bei seiner Beschäftigung ungestört von Zeit zu Zeit einen Vers aus der Bibel lesen und ihn während des Webens und Knüpfens sinnend betrachten konnte. So saßen die beiden Brüder einmütig beieinander und klopften ihre Leinwand. Wenn aber der Frühling gebot, die Felder zu bestellen, da ging der Jüngling mit der arbeitssamen Mutter hinaus auf die Gemarkung und arbeitete auf dem Acker. Auf diese Weise ging es in der Witwe Haus fein ordentlich zu, und weil sie miteinander sparsam und nüchtern lebten, so schalt sie hie und da eines Neiders Mund „Geizhälse“, oder des Spötters loses Maul „Pietisten“.

Mit der Zeit fiel aber doch ein Schatten ins friedliche Dasein der Weberfamilie. War der jüngste Sohn schon vor seiner Bekehrung ein sonderlicher Kauz gewesen, so hielt man ihn jetzt für einen überspannten Schwärmer, denn er ging mit dem abenteuerlichen Gedanken um, ein Missionar zu werden. Dieser Gedanke war ihm nicht plötzlich gekommen. Schon während seiner Schulzeit war derselbe in ihm aufgetaucht, und als er dann in späteren Jahren von der Mission hörte und las, hatte ihn der Gedanke nur noch mehr gepackt. Er konnte ihn nicht losbekommen, wennschon er ihn gegen niemand geäußert hatte. Jetzt war des Herzens Wunsch laut geworden, und er rief einen Sturm hervor. Man denke sich: der kraftvolle Jüngling, eine Stütze der Mutter! Er will Heimat und Freundschaft verlassen und ins

ferne Land zu den Wilden ziehen! Heißt es nicht in der Bibel: Bleibe im Lande und nähre dich redlich? So urteilte wohl damals auch mancher Fromme. Und wer anders zog in jenen Jahren übers Weltmeer nach Amerika hinüber, als etwa der eine und andere, dem der Boden in der Heimat zu heiß geworden, den die Gemeinde dahin als Tunichtgut abschob, oder dem die politischen Verhältnisse zu eng und unerträglich wurden. Wer sich aber eines freundlichen Heims erfreute, der blieb dem Vaterland und seinem Gemeinwesen treu.

So dachte wohl auch die redliche Mutter unseres Simons. Kaum hatte sie Kunde erhalten von der Absicht ihres Sohnes, da eilte sie zu ihrer verheirateten Tochter und klagte dieser das Leid ihres Herzens. „O", meinte diese, „das habe ich dem Simon schon lange zugetraut; das wundert mich gar nicht. Er ist von jeher ein wunderlicher Mensch gewesen". — Ihr Mann aber erwiderte: „Ja, es ist freilich recht schlimm, daß der Schwager durchaus zu den Wilden gehen will, aber wenn es einmal Gottes Wille ist, so können wir nichts davon und nichts dazu tun." — „Wenn ich es aber nun einmal nicht will, fuhr die Mutter erregt dazwischen, so geschieht es nicht, und dabei bleibts!" — Aber der Jüngling hatte den Stärkeren auf seiner Seite, und diesen flehte er an um Weisung des rechten Wegs.

Es kam die Zeit, da der kräftige junge Mann sich in der Hauptstadt der Militärkommission stellen mußte. Er zog nach damaliger Sitte das Los. Aber dieses zeigte eine so hohe Nummer, daß er dadurch vom Militärdienst befreit war. Die Freude der Mutter war groß, und nicht minder die des Sohnes. Er erblickte darin die Hand Gottes, die ihm dadurch den Weg in den Missionsdienst bahnen wollte. Umsomehr hielt er jetzt daran fest, daß ihn Gott dazu berufen habe. Aufs neue machte er der Mutter Vorstellungen, ihm ihren Segen zu seinem Vorhaben zu geben; aber vergeblich. Die Mutter versagte ihre Zustimmung.

Da tat sich ganz unerwartet ein Weg für ihn auf, der ihn schließlich zum Ziele führen sollte. Es wurde ihm eine Stellung im Waisenhaus Neuhof bei Straßburg angeboten. Hier sollte er die Landwirtschaft besorgen und die Kinder beaufsichtigen. Dabei sollte ihm Gelegenheit geboten sein, seine Schulkenntnisse zu ergänzen und noch mancherlei zu lernen. Diesem Schritte wagte die sorgliche Mutter nicht entgegen zu sein, denn sie tröstete sich mit dem Gedanken: „Das ist jetzt nur eine neue Idee des Buben, der nun einmal durchaus in die Fremde will. Das steckt ihm vom Vater her im Blut; wenn er aber ein Jahr lang Knecht auf dem Neuhof gewesen sein wird, dann wirds ihn wohl wieder in die Heimat ziehen. Da soll er sich nur zuvor ein wenig die Hörner ablaufen." Zudem war es der Mutter

ein Trost, daß ja nur der Rhein und nicht das Weltmeer zwischen ihr und dem Sohne lag. So gab sie denn ihre Zustimmung, und frohgemut schaute der Jüngling in die Zukunft.

---

2. In die Fremde.

Am 27. Juli 1843 saß unser Simon in der Eisenbahn und fuhr vergnügt dem alten Straßburg zu, dessen hohes Münster über den Rhein herüber grüßte. Heimat und Vaterhaus lagen hinter ihm, und eine neue Welt tat sich ihm auf. Im Neuhof, dessen Räume er betrat, ward ihm eine sehr verschiedenartige Aufgabe zu teil. Halb war er Knecht und Landwirt, halb Aufseher und Erzieher. Aber er erkannte bald, daß in dem großen Anstaltsgebäude nicht bloß verwahrloste Kinder zu schulen und zu erziehen waren, sondern daß auch die großen Leute — er mit eingeschlossen — mancherlei Proben innerer und äußerer Zucht zu bestehen hatten. Aber er sah auch ein, daß solche dem Christen verordnet sind und ihm nur zum Besten dienen müssen. Was jedoch die Mutter erhofft hatte, daß dem Sohne seine Stellung bald verleidet sein werde, traf nicht ein. Die Jahre vergingen, und noch immer nicht führte ihn das Heimweh zurück. Im Gegenteil. Nur mächtiger wurde in ihm der Trieb, hinauszuziehen ins ferne Heidenland und dort das gottfremde Geschlecht auf den Weg des Heils zu weisen. Es wurde ihm der Rat erteilt, sich hiezu ins Basler Missionshaus zu melden und zugleich der Mutter Zustimmung einzuholen. Er tat es und schrieb an seine alte Mutter. Und merkwürdig! Diese legte jetzt dem Sohne nichts in den Weg, sondern ließ, da sie des Schreibens unkundig war, durch ihren Schwiegersohn die Worte unter das Bittgesuch ihres Jüngsten schreiben: „Ich willige von Herzen gern in dein Unternehmen und wünsche dir Gottes Gnade und Segen. Gehe in des Herren Namen!“ Und das bezeugte sie durch drei Kreuze, die sie darunter mit zitternder Hand setzte.

Der Meldung in Basel folgte die Aufnahme ins Missionshaus. Im Oktober 1846 trat der fast 25jährige junge Mann als Zögling ein. Ein etwas alter Schüler, wird mancher denken, und das merkten auch seine Lehrer in seinem Studium. Wohl fehlte es ihm nicht an Gaben und noch viel weniger an festem Willen und eisernem Fleiß, aber die lateinischen Vokabeln und griechischen Wortformen gingen ihm schwer in den Kopf. Auch die übrige Wissenschaft, soweit sie im Basler Missionshaus geboten ward, erwarb sich der alte Schüler nur mit der Aufbietung aller Kräfte. Umso ausgeprägter war sein Charakter. Still und unverdrossen ging er seinen Weg, fest und be-

stimmt hatte er sein Ziel vor Augen. Darum, wenn auch sein Schulsack nicht allzuschwer wog, seine praktische Veranlagung, sein unermüdlicher Fleiß, sein ernstgerichtetes Wesen und mannhafte Art ließen in ihm einen tüchtigen Arbeiter auf dem Missionsfelde erwarten.

Früher als er erwartet, kam der Ruf an ihn, hinauszuziehen ins Heidenland. Schon nach vierjähriger Vorbereitung erhielt er die Bestimmung, in die Arbeit auf der Goldküste einzutreten. Hiezu wurde er am Jahresfest der Missionsgesellschaft Anfang Juli 1850 feierlich abgeordnet. Seine Abreise verzog sich indes noch einige Monate, bis er am 30. November 1850 in London auf einem Segelschiff seine Fahrt antreten konnte. Nach einer günstigen und kurzen Seereise landete er den 31. Januar 1851 am Goldstrand. Wenige Tage darauf machte er sich auf den Weg durch die schattenlose Küstenebene nach seiner auf dem Gebirge liegenden Station Akropong, auf der er am 5. Februar voller Freude eintraf.

Das Basler Missionswerk auf der Goldküste stand damals noch in seinen allerersten Anfängen und hatte mit mancherlei Schwierigkeiten, wie sie ein solcher Anfang mit sich bringt, zu ringen. Nachdem sechs Brüder nach einander an der Küste dem Klima erlegen waren, hatte sich der einzig überlebende Andreas Riis entschlossen, der Küste den Rücken zu kehren und sich dem Innern des Landes zuzuwenden. Auf den Höhen des Akwapemgebirges, etwa 12 Wegstunden landeinwärts, hatte er sich im Jahr 1835 in der Hauptstadt des Berglandes, in Akropong, niedergelassen. Zwar erwies sich das Klima auf dem Gebirge dem Europäer zuträglicher als an der Küste, aber das Leben unter der rohen, unbändigen Bergbevölkerung, deren Sprache er nicht kannte, die in ein tausendjähriges Heidentum verstrickt war und unter der die grausamsten Sitten und blutige Fehden herrschten — das Leben unter dieser Bevölkerung, fern von allem Verkehr mit der Außenwelt, bot dem einsamen Missionar unsagbare Schwierigkeiten. Wohl erhielt er von Basel zwei Mitarbeiter zugesandt, allein beide sanken ins Grab, und er sah sich schließlich im Jahr 1840 genötigt, ohne irgendwelche Frucht seiner Arbeit zu sehen, nach Europa zurückzukehren. Er ließ indes sein Werk nicht liegen. Im Jahre 1843 traf er aufs neue mit seiner Frau und zwei Mitarbeitern in Akropong ein und nahm auf den Ruinen seiner ehemaligen Niederlassung die Arbeit wieder auf. Ihm folgten noch mehrere Arbeiter, so daß auch der Küstenplatz Christiansborg besetzt werden konnte. Zwar mußte A. Riis im Jahr 1845 gesundheitshalber sein Arbeitsfeld für immer verlassen, aber er durfte nun hoffen, daß das Werk Bestand haben werde.

Als Süß im Februar 1851 in Akropong anlangte, traf er hier die verheirateten Missionare Widmann und Dieterle, sowie den Bauhand-

werker Mohr an. Bald nach ihm traf noch als weiterer Mitarbeiter A. Mader ein, und später (Jan. 1853) der Spracharbeiter Christaller. An der Küste standen in Christiansborg die Missionare Stanger, Locher und Zimmermann. Das war das kleine Häuflein, das an zwei Hauptpunkten des Landes der großen Heidenmacht Trutz bot. In Akropong waren die ersten Bauten kaum vollendet, noch mühte man sich ab mit der Erforschung der Landessprache und suchte aus den Erstlingen der Christen sich einige Gehilfen für die Mitarbeit heranzuziehen. Noch war man daran, die Religions- und Volksverhältnisse zu erkunden, durch Reisen das Land zu erforschen und da und dort mit den Bewohnern der umliegenden Ortschaften Beziehungen anzuknüpfen. Dazwischen hinein ertönte Kriegsgeschrei von Westen her, und der Ruf, die gefürchteten Asanteer seien im Anzug, oder es drohe von Osten her durch das feindliche Krobovolk Gefahr, ließ je und je die Missionare auf dem Gebirge für ihre Sicherheit fürchten. Dazu trat bald bei dem einen, bald bei dem andern das Klimafieber auf, und legte sie in ihrer Arbeit brach. Doch der gnädige Gott schonte in jenen Jahren des schweren Anfangs ihres Lebens, und Schritt für Schritt gewann man immer mehr Boden in dieser heidnischen Wildnis. Mit Freuden begrüßte man den neuankommenden Mitarbeiter Süß und den bald darauf eintreffenden A. Mader. Jener sollte neben seiner Schul- und Predigttätigkeit nebenher der Oekonomie seine Aufmerksamkeit schenken, dieser den Missionar Dieterle in seiner Tätigkeit am Katechisteninstitut unterstützen.

---

3. Im Heidenland.

Unserem Simon Süß schien es ein seltsames **Land** zu sein, in das er sich nun plötzlich aus der heimatlichen Rheinebene versetzt sah. Da erblickte er rund um sich her majestätischen Hochwald, der das Bergland von Akwapem bedeckte. Nur da und dort hatten die schwarzen Bewohner desselben eine Lichtung geschlagen und darin eine Pflanzung angelegt. Aber nur wenig wurde das Gewächs des Landes durch die lässige Hand von Sklaven gebaut, nur gerade so viel, als der Lebensbedarf erforderte. Auf dem schmalen Gebirgsrücken erhoben sich zwischen Felsblöcken und Steinplatten die niedrigen Hütten der Eingeborenen und reihten sich da und dort zu einem größeren Gemeinwesen zusammen. Den Mittelpunkt der Stadt **Akropong**, in der der Landesfürst residierte, bildete ein gewaltiger Banianenbaum, unter dessen breitem Laubdach das Volk seine Ratsversammlungen zu halten pflegte, wie einst Israel unter seinen Tor-

wegen. Kühl und erfrischend strich der abendliche Wind nach des Tages Sonnenglut über Berg und Tal und ließ die Bergbewohner empfinden, daß sie auf diesen Höhen der schwülen, tropischen Hitze entrückt seien. Tief unten in den Talgründen aber, wo rieselnde Bäche und der Tau des Himmels die üppigste Pflanzenfülle erzeugten, befanden sich die Pflanzungen der Neger. Gar lauschig lagen hier zwischen Limonengesträuch und Orangenbäumen versteckt die kleinen Weiler, umstanden von breitblättrigen Bananen und eingerahmt vom dunklen Grün der Oelpalmen. Gewaltige Nebelheere lagerten sich zeitenweise auf der dichten Waldung, und ihre Schwaden wälzten sich wie gigantische Ungetüme durch die tiefeingeschnittenen Täler an den Bergabhängen entlang. Zerstreute jedoch die siegreiche Sonne die dichten Dunstmassen, so erschaute der Blick von der Bergeshöhe herab die zu Füßen liegende sandige Tiefebene, bestrahlt vom Glanz der Tropensonne. Und weithin über dem Gefilde der Savanne blinkte im Süden der helle Streif des Ozeans aus der Ferne. Dort zogen die Segler ihre Bahnen, und emsige Fischer gingen ihrem Berufe nach. Dort am Gestade, von Palmen umsäumt, war das dünne Ende des Fadens, der durch den Schiffsverkehr die Küste mit der europäischen Welt, mit der fernen Heimat verband.

Seltsam war auch die Menschenwelt ringsum. Das bischen Kultur, das heute den Küstenbewohner Westafrikas beleckt, war noch nicht auf jenes Bergland hinauf gedrungen. Noch nicht hielt Englands Arm die einzelnen Volksstämme im Schach. Noch herrschten nach alter Willkür die Stammeshäuptlinge über ihre Untertanen und drückten sie als rechtlose Sklaven. Den harten Druck vermehrte noch die Sippe der Teufelspriester und Zauberer, die durch Anwendung von Gift und Zaubersprüchen das Volk ausbeuteten und zu Knechten der Furcht machten. Harte Gesetze und sinnlose Verordnungen, vorgeblich vom Fetisch geheiligt, hielten jeden Fortschritt, jede Wohlfahrt des Volkes darnieder. Sklaverei und Vielweiberei, Trunksucht und blutige Händel, Roheit und Grausamkeit kennzeichneten das heidnische Volksleben.

Inmitten dieser heidnischen Welt erhob sich auf der Berghöhe von Akropong die kleine Missionskolonie. Dicht am Weichbild der Stadt gelegen, war sie auch allem Heidenspektakel ausgesetzt, wenn unter krachenden Flintensalven und brüllendem Johlen die schauerlichen Totenfeierlichkeiten Tag und Nacht vor sich gingen, wenn politische Händel die Parteien entzweiten und zu blutigen Straßenkämpfen führten, wenn wahnwitzige Fetischpriester auf den öffentlichen Plätzen ihr Gaukelspiel trieben, oder wenn Freudenfeste durch wilde Tänze gefeiert wurden. Da bebte wohl manchmal das Herz der kleinen Zeugen-

schar und sie fragten beim Blick in dieses heidnische Dunkel: „Hüter, ist die Nacht schier hin?"

Der neue Ankömmling fand sich bald daheim. Er erkannte, daß sein Wirken unter dem Negervolk ein zweifaches Ziel zu verfolgen habe: die Verkündigung der guten Botschaft und die Hebung der sozialen Verhältnisse. Zum ersten sollte ihn die gründliche Erlernung der Landessprache, des sogenannten Tschi, führen. Literarische Mittel waren damals noch nicht vorhanden; die Sprache mußte zunächst noch dem Munde der Eingeborenen abgelauscht werden. Süß nahm deshalb einige heidnische Negerknaben ins Haus und trieb mit ihnen Sprachstudien. Mit ihrer Hilfe sammelte er Hunderte von Sprichwörtern, die ihn in die Gedankenwelt der Neger einführten, und ließ sich von ihnen Geschichten und Märchen erzählen. Zugleich achtete er sorgfältig auf die Mundstellung der Erzähler und auf den Tonfall der Sprachlaute. Und merkwürdig: so gering seine Leistungen vormals im Missionshaus auf dem Gebiet der alten Sprachen gewesen waren, in der sonst so schwierigen Landessprache, die sich in einem dem Europäer ganz verschiedenen Anschauungskreise bewegt, hatte er es bald zu einer bewundernswerten Fertigkeit gebracht. Hiezu trug freilich auch der Umstand bei, daß er mit eiserner Willenskraft seine Zwecke verfolgte und den Umgang mit den Schwarzen mehr pflegte, als den Verkehr mit seinen europäischen Mitarbeitern.

Er ging von Anfang an seinen eigenen Weg, hatte aber dabei sein bestimmtes Ziel im Auge. Als solches erschien ihm seine eigenartige Methode der Erziehung der Negerjugend. Diese hatten sich auch seine Mitbrüder bis jetzt angelegen sein lassen. Aber es geschah dies auf dem Wege der Schule und Anstalt. Geeigneter als diesen hielt Süß die Erziehung, die sich in den Haushaltungen erreichen lasse. Das sei, meinte er, der von Gott geordnete Weg. Nur hier, im beständigem Umgang und durch ein fortwährendes Beispiel, das der Missionar dem Neger gebe, lasse sich auf diesen erzieherisch einwirken. An seiner Seite sollten die Knaben die Mahlzeit einnehmen, arbeiten, wachen und schlafen, und so von ihm beeinflußt werden. Auf diese Weise hoffte er auch, sie am besten mit der christlichen Wahrheit bekannt zu machen, so daß sie nicht nur eine oberflächliche Kenntnis von derselben besäßen. Im stündlichen Umgang mit dem Missionar, an seinem Tun und Treiben sollten sie eine Anschauung von der lebendigmachenden Kraft des Evangeliums erhalten. Auch hoffte er dadurch selbst am ehesten einen Einblick ins Heidentum zu gewinnen und die Fähigkeiten seiner Zöglinge zu erforschen, denn es lag ihm daran, sie nicht nur zu tüchtigen Handwerkern und Oekonomen zu erziehen, sondern sie auch zu Lehrern

ihres Volkes heranzubilden. Zugleich sollte ihm der ständige Verkehr mit seinen Lehrjüngern zur Förderung in den Sprachstudien dienen. Der gemeinsame Tisch aber, den er mit seinen Knaben zu führen gedachte, sollte dieselben an sein Haus fesseln und zugleich alle europäischen Produkte von seinem Küchenzettel fernhalten; denn die einheimische Lebensweise hielt er für die zuträglichste und wohlfeilste.

Sein Plan fand natürlich Widerspruch, denn seine Mitbrüder fürchteten für seine Gesundheit. Aber Süß war nicht der Mann, der sich dreinreden ließ. Er erklärte kurz und bündig: „die ganze Sache soll nur eine Probe sein; stellt sie sich nach einem Monat als unausführbar heraus, nun gut — so laufen wir eben auf dem alten, leichteren Pfade weiter!“ Und nun handelte er. Er richtete als Junggesell eine eigene Haushaltung und Küchenwirtschaft ein, und gemeinsam mit seinen schwarzen Pfleglingen saß er des Mittags und Abends am schwarzirdenen Topf und verzehrte mit ihnen nach Landessitte sein frugales Mahl. Mit ihnen hielt er morgens und abends seine Andacht, erteilte ihnen einigen Unterricht, und beschäftigte sie in der übrigen Zeit auf der Pflanzung oder sonstwie bei seinen mannigfachen Arbeiten; denn den Neger zu einer anhaltenden, geordneten Arbeit zu erziehen, hielt er mit Recht für einen wichtigen Teil seiner Aufgabe. Faulheit und Christentum, meinte er, reimen sich wie Tag und Nacht, und daß der heidnische Neger ein geborener Faulenzer ist, das trat ihm genugsam vor Augen.

Die Bedürfnisse der Missionsstation und das Bestreben, die Lebensverhältnisse der Missionsarbeiter erträglicher zu gestalten, führte ihn auch bald zu allerlei kulturellen Versuchen. Bald nach seiner Ankunft fand er irgendwo auf der Station eine eiserne Handmühle, die vor Jahren dahin geraten war und nutzlos dalag. Er zerlegte sie, ließ sie putzen und setzte sie wieder zusammen. Dann probierte er, darauf Mais zu mahlen. Bald klapperte sie lustig drauf los und lieferte jeden Tag ein gehöriges Quantum Mehl. Aus diesem versuchte er Brot zu backen, aber lange wollte es ihm nicht gelingen. Endlich kam er darauf, durch eine Zusammensetzung von Kassava und Maismehl ein schmackhaftes Gebäck herzustellen. Um aber dieses Brot backen zu können, mußte er einen Backofen nach europäischer Art bauen, und hiezu bedurfte er einer größeren Anzahl von Backsteinen. Er suchte zuerst solche nach europäischer Weise zu brennen, aber das geriet nicht, bis er sich damit begnügte, sie in der heißen Tropensonne zu trocknen. Aus ihnen erbaute er dann einen ziemlich großen Ofen, der seine Dienste tat. Bei seinem Versuch aber, die für die Mission und die Eingeborenen so wichtige Herstellung von Backsteinen in größerem Maßstab zu betreiben, kam ihm der Mangel

an Wasser zum Bewußtsein. Wohl war in einiger Entfernung von der Station eine Quelle vorhanden, aber diese bot zeitweise nur ein spärliches Quantum und das Wasser mußte in Töpfen auf dem Kopfe der Neger herbeigetragen werden. Um aber genügend damit versehen zu sein, hatte man oft lange auf Regen zu warten. Süß entschloß sich daher, einen Brunnen zu graben. Mit einigen seiner Knaben ging er ungesäumt an die harte Arbeit. Zugleich fällte er Holz und konstruierte eine Holzwinde, um damit den Schutt heraufzuschaffen. Unverdrossen grub und pickelte er in der Tiefe, denn sobald das Brunnenloch sich immer mehr senkte, war kein Eingeborener mehr zu bewegen, sich dem dunklen Schlund der Erde anzuvertrauen. Als er glücklich 24 Fuß tief gegraben hatte, sprang zu aller Freude das klare Wasser hervor, wie wenn man einem zur Ader schlägt. Das war ein Ereignis für Schwarze und Weiße, und des Brunnenmeisters Lob war in jedermanns Munde.

Süß war ein Praktikus. Mit demselben Eifer warf er sich auch auf die Hebung der Oekonomie. Zwar war ein Laienmissionar auf der Station tätig, aber als gelernter Zimmermann war derselbe hauptsächlich mit Bauarbeit beschäftigt und er trieb nur nebenher mit Hilfe von gemieteten Arbeitern etwas Landwirtschaft. Die Lohnarbeiter ließen ihn aber oft im Stich, da der Neger bei dem Reichtum der tropischen Natur und der Bedürfnislosigkeit seines Daseins nicht dem Zwange einer geregelten Arbeit unterworfen ist. Süß hoffte mit seinen jungen Leuten, die er zur Erziehung ins Haus genommen hatte, das Problem einer rationellen Landwirtschaft besser lösen zu können. An der Spitze seiner Pfleglinge zog er täglich in aller Frühe hinaus in die Waldung, schlug mit ihnen das Gehölz nieder, rodete und grub, legte Pflanzungen an und pflegte sie. Sodann suchte er die Viehzucht zu heben. Er mehrte die auf der Station befindliche Herde von Ziegen und führte eine geeignetere Fütterung ein, um die Station mit genügender Milch zu versehen. Mehrmals begab er sich durch die heiße Tiefebene an die Küste, um von dort Kühe zu holen und sie aufs Gebirge zu verpflanzen. Doch manches Rind erlag hier der feuchten, unzuträglichen Witterung. Das einemal erreichte ein neu angekaufter Viehtransport gar nicht einmal das Bergland. Die Treiber brachten dem enttäuschten Missionar nur die Schwänze des Hornviehs, zum Zeichen, daß es unterwegs auf der wasserarmen Ebene den Strapazen erlegen sei.

Indes der tatkräftige Mann ließ sich durch solche Mißerfolge nicht entmutigen. Es gelang ihm einige Stück Rindvieh heimisch und für seine Zwecke nutzbar zu machen. Er baute einen Karren, wobei ihm die Herstellung der Räder die größte Schwierigkeit bereitete, und

spannte seine Rinder an das Gefährt. Auf diesem seinem Fuhrwerk, so primitiv es auch war, führte er Bretter und Balken herbei, die er mit seinen Leuten draußen im Walde gesägt hatte. Die Herbeischaffung des Bauholzes durch ein Fuhrwerk nötigte ihn natürlich auch zur Herstellung von fahrbaren Wegen in der Wildnis des Hochwaldes. Voller Staunen blickten die Eingeborenen auf das Tun und Treiben des weißen Mannes. Am besten aber erhalten wir einen Einblick in seine Tätigkeit, wenn wir ihn selbst aus der Anfangszeit einen Tageslauf schildern lassen.

Heutigentags, so berichtet er am 6. Oktober 1851, gehe ich vor Sonnenaufgang zuerst durch den Kuhstall und darnach zwischen dem Kaffeeland hindurch in den Wald. Ich schreite voran mit einem Pfahlmesser in der Rechten, und mir folgen fünf Knaben. Ein jeder trägt eine Schaufel auf seiner Schulter und ein Pfahlmesser in seiner Rechten. Der aber, der zuletzt geht, ist kein Knabe mehr, sondern ein Jüngling von 25 Jahren mit einem Beil in der Hand. Nachdem wir ungefähr fünf Minuten im Wald gegangen sind, kommen wir an einen Ort, wo kein Wald mehr ist, sondern es sieht da aus wie daheim etwa ein Welschkornfeld, und darnach wie ein Hopfenacker. Denn hier ist Jams angepflanzt, dessen Kraut sich an einer Stange emporwindet wie Hopfen. Sind wir nun an diesem Ort angekommen, so geht jeder männiglich an seine Arbeit. Jeder Knabe läuft eilig, bis er in einem Graben steht, der anderthalb Fuß tief, zwei Fuß breit und zwölf bis fünfzehn Fuß lang ist. Dort fängt er an zu pickeln, zu hauen und zu schaufeln, gräbt Bäume und Steine aus, und beeilt sich sehr, damit er morgens um die achte Stunde, wenn der Tag anfängt heiß zu werden, fertig wird mit seinem Graben. Ich aber haue mit meinem Pfahlmesser den Busch nieder und unterweise meine Knaben täglich in der Arbeit, zeige ihnen alle Vorteile und halte sie allen Ernstes zum Geschäft an. Ist die Arbeit vollendet, so rufen mir meine Knaben zu: „Meister, unser Werk ist getan; komm und siehe es!“ Ist die Arbeit gut getan, so machen wir uns eilig auf und gehen heim, nehmen unser Frühstück mit gutem Appetit und Danksagung, und darnach gehen die Knaben nach einer kurzen Pause in die Schule. Der Jüngling von 25 Jahren aber geht abermals aufs Feld an die Arbeit, die er gegen 12 Uhr vollendet und somit sein Tagewerk beschließt. Ich aber gehe nach dem Frühstück auch an meine Arbeit, das heißt, ich sitze an ein Buch ohne Titel, das ich vor einiger Zeit aus zwölf Oktavbogen zusammengenäht habe, und das mit einem heidnischen Glaubensbekenntnis, mit Fabeln jeder Art, mit drei langen Kriegsgeschichten, mit etlichen Geboten und 320 Sprichwörtern in der Sprache der Tschi-Neger bis zur

Hälfte beschrieben ist. Und nachdem ich drei Stunden in diesem Buche gelernt habe, kommt einer meiner Knaben und ruft mich zum Mittagessen.

Hierauf gehe ich ein wenig vor meinem Hause unter den Orangenbäumen auf und nieder, oder ich sehe nach der Arbeit, die der Jüngling von 25 Jahren eben vollendet hat. Um 1 Uhr nachmittags gehen die Knaben in die Schule, ich aber sitze wieder an das Buch ohne Titel, nehme aber noch ein anderes Buch mit dem Titel: „Organismus der deutschen Sprache" zur Hand, und studiere in beiden aufs eifrigste bis um die fünfte Stunde am Abend, oder auch eine halbe Stunde später. Darnach gehe ich zum Nachtessen. Nach diesem gehe ich wieder ein wenig an die Luft, oder ich lasse mir von dem Jüngling von 25 Jahren in seiner Sprache erzählen, was der Fetisch und seine Kinder, was Gott, was der Himmel, was dieses oder jenes ist; oder aber er erzählt mir, wie man in Asante, in Akem und anderen Gegenden, die er kennt, lebt und treibt. Ist mirs dann noch darum zu tun, so sitze ich wieder an meinen Tisch und nehme das Buch ohne Titel vor mich, oder lasse mir daraus vorlesen, um die Töne der Aussprache zu erlauschen. Sodann nehme ich ein anderes Buch zur Hand, das meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege ist. In diesem sinne und denke ich noch eine Weile, und dann muß ich sagen: Wo ist ein solcher Gott wie du, der du alle Abend und Morgen deine Güte groß sein lässest an einem sündigen Menschen, der unter Millionen so unscheinbar wie der Sand am Meeresufer, doch geachtet ist wie ein Siegelring an eines Mannes Hand! So die Augen schließend am Abend, muß ich mit jenem Sänger sagen: „Am Morgen bin ich noch bei dir."

Man denke aber nicht, Süß sei nur in äußeren Aufgaben aufgegangen, und seine Oekonomie habe ihn ausschließlich in Anspruch genommen. Nein, das war nicht der Fall. Er blieb sich bei alledem wohl bewußt, daß er als Missionar dem Volke der Heiden noch Höheres zu bieten habe. Sobald er der Landessprache genügend Meister war, ersah er sich sein besonderes Arbeitsfeld für sein geistliches Wirken; denn auch hierin gedachte er seinen eigenen Weg zu gehen und nicht auf den Acker zu säen, auf dem seine Mitbrüder schon gepflügt hatten. Etwa anderthalb Stunden südlich von Akropong zieht sich ein steiler Bergrücken hin, auf dem in einer Einsattelung die große Heidenstadt Late oder Date liegt. Zwei tiefeingeschnittene Talschluchten liegen zwischen ihr und der Königsstadt Akropong. Dahin unternahm Süß so oft als möglich die Bergwanderung und predigte den Bewohnern das Heil Gottes, fing eine Schule an, und suchte das Christentum unter den Heiden zu pflanzen.

Es geschah dies zugleich in dem Drange, der Missionsarbeit, die sich bisher nur auf die Station und die nächste Umgebung beschränkt hatte, größere Kreise zu gewinnen und sie aus ihren engen Schranken ins Weite zu weisen; denn nicht nur einem einzelnen Gemeindewesen sollte sie dienen, sondern allem Volk der Goldküste.

Wie stellten sich nun aber seine Mitarbeiter zu seinen Missionsproblemen? Sie wurden von den einzelnen verschieden beurteilt. Manchem ging der rastlose Mann zu rücksichtslos ins Zeug, und man fürchtete für Gesundheit und Leben. Andern schien es bedenklich, daß er zuviel auf einmal unternahm, und man prophezeite ihm schließlich Fehlschlagen seiner Unternehmungen. Auch konnte mancher sich nicht in seine Eigenart finden, und vermißte an ihm das gemeinsame Handeln und Arbeiten. Den Präses der Station aber bedrückte das allzu selbständige Auftreten des wortkargen Mitarbeiters, der ohne viel Fragens und Sichberatens unverdrossen seinen eigenen Weg ging und durch sein vielseitiges Tun zu verstehen gab, daß er mit dem herkömmlichen Betrieb der Mission nicht recht einverstanden sei. Doch war er weit davon entfernt, andern seine Ideen als maßgebend aufdrängen zu wollen; nur sollte man ihm ohne Scheelsucht und Mißtrauen das Recht zugestehen, tun zu dürfen, was er für das Beste unter den gegebenen Verhältnissen hielt. Als Notwendigkeit erschien ihm aber eine in jenen Tagen des Anfangs größere Regsamkeit im Missionsbetrieb, mehr Unternehmungslust und allseitigere Wirksamkeit nach außen hin, Benützung aller Verhältnisse zur Hebung des Einflusses, und Ausdehnung der Arbeit auch auf das wirtschaftliche Gebiet des Volkslebens.

Wie stand aber die heimatliche Leitung zur Sache? Soviel aus den Akten ersichtlich ist, freute man sich anfangs des Eifers, mit dem unser Süß die Hände rührte, und es fehlte ihm nicht an Anerkennung, aber freilich nur solange, als er sich in den Bahnen der strikten Unterordnung bewegte. Aber eben diese wurden ihm mit der Zeit zu enge, und es kam in ihm nach und nach ein Plan zur Reife, der ihn schließlich in ein Geleis drängte, wo er seine eigene, einsame Straße zog.

---

4. Im Urwald von Akem.

Es war in den ersten Septembertagen des Jahres 1853, daß eine kleine Reisegesellschaft sich ihren Weg durch den Urwald von Akem bahnte. Sie bestand nur aus wenigen Personen, einem Europäer und zwei Negern, die dessen Habseligkeiten in einer Kiste auf dem Kopfe trugen. Bereits lag das Bergland von Akwapem hinter ihnen,

die steilen Abhänge waren überwunden und um sie her dehnte sich eine ungeheure Urwildnis aus.

Rüstig schritten sie ihres Weges dahin. Die Sonne belästigte sie wenig, denn durch das dichte Laubwerk der Waldung drang kaum ein Sonnenstrahl. Allein die Wegfahrt kostete doch manchen Schweißtropfen. Abgestorbene Bäume, die aus Altersschwäche oder durch des Sturmes Gewalt lang hingestreckt auf dem Boden lagen, versperrten jeden Augenblick den schmalen Pfad und mußten mühsam überklettert oder umgangen werden. Unzählige Wurzeln und das wirre Gewebe von Schlingpflanzen boten mancherlei Hindernis. Da und dort mußte man sich mit dem Buschmesser den Weg bahnen. Bald gab es Bäche und Flüsse zu kreuzen, bald Sümpfe und Moräste zu durchwaten.

Ringsum herrschte tiefes Schweigen; nur das Knacken der Aeste, über die der wandernde Fuß schritt, und ab und zu der schrille Laut eines aufgescheuchten Vogels oder das Grunzen eines Affen durchbrach die lautlose Waldeinsamkeit. In großen Windungen schlängelte sich der Pfad durch die endlose Wildnis, an die seit Jahrhunderten keine menschliche Hand die Axt gelegt hatte. Baumriesen von gewaltigem Umfang und bedeutender Höhe ragen zu beiden Seiten auf und sind durch ein dichtes Gewirr von Schlingpflanzen miteinander verbunden. In ihrem grünen Gehege tummeln sich Scharen von grauen Papageien, und langgeschwänzte Affen schwingen sich von Ast zu Ast. Geschützt vor den Glutstrahlen der Tropensonne, aber bedrückt von der ermattenden Schwüle der dumpfen Atmosphäre, schleicht der Wanderer auf dem unebenen Fußpfad dahin. Nur ab und zu stößt er auf eine einsame Pflanzung, die auf einer kleinen Waldblöße liegt und auf der der Neger zwischen üppigen Bananen einige armselige Hütten aufgeschlagen hat. Hier hat auch der Reisende Gelegenheit, einen Blick nach oben zu werfen, da ihm die Lichtung ein Stück des sonnigen Himmelszeltes zeigt. Dann aber geht es wieder hinein in das geheimnisvolle Düster des unermeßlichen Urwalds, in dessen Nachtdunkel die Waldgeister spuken und wie der Blitz auf- und niederfahren. Mit leiser Stimme und geheimem Grauen erzählt sich der Neger beim flackernden Schein des Herdfeuers, daß es der Teufel selber sei, der im Gewittersturm die Waldregion durchbraust und allerlei Unheil anrichtet.

Unsere Reisenden befinden sich schon seit vier Tagen auf ihrer Wanderung und schauen deshalb sehnsüchtig nach dem Ziel derselben aus. Endlich lichtet sich der Wald und vor ihnen erheben sich, vom Grün der Waldung eingerahmt, die spitzgiebligen Hütten einer großen Negerstadt, die sich unfern dem Flusse Berem hinlagert. Es ist Gyadam, das Gemeinwesen eines Volksstammes, der vor Zeiten aus

Asante hier eingewandert ist und seine Hütten im Urwald von Akem aufgeschlagen hat.

Der europäische Wanderer stand still und schaute hinaus auf die vor ihm liegende Niederlassung, aus der das Stimmengewirr ihrer Bewohner an sein Ohr schlug. Dann bog er in die Hauptstraße ein und machte vor einem größeren Hüttenkomplex Halt, der die Residenz des Königs Agyemang bildete. Nach kurzer Begrüßung — der offizielle Empfang sollte erst am folgenden Tage stattfinden — wurde den Ankömmlingen eine leerstehende Hütte zum Nachtquartier angewiesen.

Der Ankömmling ist unser Simon Süß. Schon lange war sein Blick von den Höhen Akropongs aus auf das große Waldgebiet von Akem gerichtet, das sich gegen Nordwesten ausbreitete und mit seinen Urwäldern an das mächtige Asante-Land grenzte. An Gyadam vorbei führte der Handelsweg von der Küste nach Asante. In Akropong war ihm die Welt zu enge geworden und es überkam ihn mit zwingender Gewalt, weiter landeinwärts zu ziehen, hinein in die Urwälder von Akem, um dem dortigen Jägervolk das Evangelium zu bringen. Und was er lange geplant und erwogen, das führte er aus. Ohne seinen Mitbrüdern ein Wort zu sagen, machte er sich eines Tages marschfertig und zog von dannen. Er wußte, daß er damit einen eigenmächtigen Schritt tat, der ihm die Entlassung zuziehen mußte. Aber darnach fragte er nicht; denn ohne von der Missionsgesellschaft irgendwelche Unterstützung zu erwarten, wollte er fortan von seiner Hände Arbeit leben und sich vornehmlich durch Landbau seinen Lebensunterhalt erwerben. Dabei gedachte er unter dem Negervolk zu missionieren und durch die Errichtung eine Niederlassung in Akem ein neues Missionsgebiet in Angriff zu nehmen.

In Akropong war man nicht wenig betroffen, als man eines Morgens die Wahrnehmung machte, Süß habe ohne weiteres die Station verlassen und sei ins Weite gezogen. Bald erfuhr man von Eingeborenen, daß sie ihn auf dem Wege nach Akem getroffen hätten. Man schickte einen Boten hinter ihm drein und bat ihn, wieder zurückzukehren. Süß aber, der inzwischen Gyadam erreicht hatte, schrieb an seine Brüder zurück: „Am 4. d. M. (September 1853) kam ich unter unsäglichen Mühsalen hier an. Aus euren Briefen ersehe ich aber, daß ihr mich kaum verstehet. Ich bin hierher gegangen, nicht getrieben von einem momentanen Anstoß, sondern nach jahrelangem Nachdenken und Gebet. Bin ich ungehorsam, so zeige mans mir, daß es gegen das Wort Gottes ist. Werde ich viele Trübsale haben, so habe ich sie zu meinem Besten. Meine Seele empfehle ich stündlich dem Herrn, meinem ewigen König, und sage: sterbend

und lebend bin ich dein." Dem Komitee der Basler Mission in Basel aber erklärte er, er betrachte diesen Schritt nicht als eine Trennung von der Gesellschaft, sondern nur von ihren Geldmitteln.

So finden wir denn Süß in Gyadam, der Residenz des alten Königs Agyemang. In einer offenen Halle, die von Säulen getragen und von einem geräumigen Hofraum eingeschlossen war, wurde er am folgenden Morgen vom König feierlich empfangen. Dieser, in ein kostbares Gewand gehüllt und eine lange Tabakspfeife rauchend, saß auf einem kunstvoll geschnitzten Holzsessel und bewillkommte den Missionar im Beisein der Stadtältesten nach dem herkömmlichen Zeremoniell der afrikanischen Fürsten. Dann ließ er ihn in seine Hütte geleiten und sandte ihm ein Huhn und allerlei Feldfrüchte zum Geschenk. Am Nachmittag aber stattete ihm der König nach der üblichen Landessitte unter großem Gepränge den Gegenbesuch ab. Erst am Abend wurde dann im traulichen Zusammensein, während die Stadtältesten und Trabanten im Kreise herumsaßen, bei Fackelschein der Zweck seines Kommens besprochen. Nachdem lang und breit darüber verhandelt war, erklärte ihn Agyemang mit seinen Räten für seinen Freund, den sie bei sich aufnehmen, ihn schützen und unterstützen wollten. Dafür dankte Süß mit kräftigem Handschlag. Erst spät am Abend löste sich die Ratsversammlung auf und ihre Teilnehmer zogen sich in ihre Hütten zurück.

Gleich beim ersten Morgengrauen erhob sich der Missionar von seiner harten Lagerstatt und hielt Umschau im Weichbilde der Stadt, die ihm gastliche Aufnahme gewährt hatte. Er fand, daß sie ein zahlreiches Volksanwesen in sich schloß, groß genug, um sie zum Ausgangspunkt der Missionstätigkeit im Akemlande zu machen. Die Stadt selbst lag inmitten des Urwaldes am Fuß einer kleinen Anhöhe, etwa eine Viertelstunde westlich vom Flusse Berem, der hier in einem großen Bogen eine Gebirgskette umfließt und zahlreiche Gewässer aufnimmt.

Das war also die Stätte, die sich Süß im Drange nach freier Ausübung seines Missionsberufs erwählt hatte. Daß er hiezu nicht die Landeshauptstadt Kyebi ersehen und Gyadam vorgezogen hatte, lag in der Erwägung, daß letzteres besser gebaut, gesünder gelegen und weit volkreicher als jenes war und zudem am Wege nach Asante lag.

---

5. Der Einsiedler von Gyadam.

An der Hügellehne zwischen der Stadt und dem Beremfluß erhob sich inmitten einer kleinen Pflanzung eine einfache Negerhütte

mit zwei Zimmerchen, an die sich eine Küche aus Palmzweigen lehnte. Das war das Heim, das sich unser Missionar mit seinen drei Dienstmannen, zwei Erwachsenen und einem Knaben, bald nach seiner Ankunft in Gyadam mit eigener Hand erbaut hatte; denn er wollte nicht allzulange von der Laune des Fürsten abhängig sein. Zugleich ging er daran, den dichten Wald um sich her auszuroden und den urbar gemachten Boden zu bepflanzen und ihn mit einem Zaun von Palmzweigen einzuhegen. Wohl hieß es auch bei ihm: „von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß", aber unermüdlich schwang er das Buschmesser und suchte die Wildnis in einen Garten umzugestalten. Denn eben dieser sollte ihm ja den Lebensunterhalt gewähren. Zugleich aber sollte das Jägervolk von Akem es mit eigenen Augen sehen, welch reichen Ertrag das verwilderte Land der rührigen Hand liefere.

Und wirklich, es währte nicht lange, da grünten und blühten die Orangen- und Mangobäume um ihn her wie die Weiden an den Wasserbächen. Der Garten lieferte ihm allerlei Küchengewächse, und die Pflanzung Pisang, Bananen, Mais und die schmackhafte Jamswurzel. Selbst mit europäischen Getreidearten stellte er Versuche an und hoffte, daß sie die Aussaat lohnen würden. Für den Tauschhandel aber kultivierte er Tabak und Zuckerrohr.

So hantierte er neben seinen häuslichen Arbeiten auf dem Felde, rodete Bäume aus, grub den Boden um und setzte Tabak hinein, spaltete Stämme und machte Zäune, erntete Jams und strich Backsteine, um sich mit der Zeit ein solideres Wohnhaus zu bauen, trieb Viehzucht und mancherlei andere Geschäfte. Aber bei all diesen Arbeiten vernachlässigte er nicht die Hauptsache: die Predigt des Evangeliums. Er wußte wohl, daß die Betreibung des Landbaues und die Einführung der Kultur zwar allerlei neue Ideen und Gedanken bei den umwohnenden Heiden erweckt und daß dies schon kräftige Anläufe gegen das alte Fetischwesen und den Volksaberglauben sind, aber die gewaltigsten Stöße gegen das Bollwerk des Heidentums ist und bleibt doch die Predigt des Evangeliums, als dessen Bote er sich wußte. Dieses bezeugte er denn auch unermüdlich auf den Straßen und Häusern der volkreichen Stadt. Täglich hielt er in seinem Gehöft des Abends eine Singstunde und knüpfte eine Andacht daran. Er wollte durch die Uebung des Gesanges dem sonntäglichen Gottesdienst eine bessere Haltung geben und durch Lieder das Wort Gottes soviel als möglich in die Jugend und durch sie in die Häuser bringen. Und da der Neger Sang und Musik über alles liebt, so drängte sich in kurzer Zeit jung und alt zu seinen Versammlungen herbei. Auch wanderte er viel und weit herum in den endlosen

Urwäldern Akems und dehnte seine Evangelistenfahrten aus bis an die Grenzen von Asante, wo der Mann mit dem langen Bart bald überall eine bekannte Persönlichkeit war.

Allein der einsame Missionar hatte ein schweres Dasein unter dem ungeschlachten Negervolk. Rings um sich her sah er eine geschlossene Heidenmacht mit ihren unnennbaren Greueln. Die Gunst des heidnischen Königs, der dem Trunk ergeben war, erwies sich als unzuverlässig, und es zeigte sich bald, daß der an Gewalttätigkeiten gewöhnte Häuptling ihn lieber ausplünderte und betrog, als ihm ein Beschützer und aufrichtiger Freund zu sein. Fern von seinen Brüdern war er schutzlos den Launen und der Willkür der Heiden preisgegeben, die sich zwar anfangs zahlreich zur Predigt einfanden, aber nur zu bald der Sache müde wurden und ihm mit Gleichgültigkeit begegneten. Auch sein äußeres Durchkommen gestaltete sich immer schwieriger. Die wenigen Geldmittel, die ihm sein Schwager aus der Heimat hatte zukommen lassen, waren bald aufgebracht, und nicht selten war er auf die Barmherzigkeit der meist gefühllosen Heiden angewiesen, die sich einen Weißen nicht als völlig Unbemittelten denken konnten. Für seine Freimission aber in den heimatlichen Kreisen Propaganda zu machen, wie anfangs das Basler Komitee vermutet hatte, dazu war Süß zu edel. Er dachte nicht daran, der Missionsgesellschaft in der Heimat das Wasser abzugraben. Und doch hätte es ihm an reichlicher Unterstützung von da nicht gefehlt, insofern manche Missionskreise gerade für ein derartiges persönliches Unternehmen mit der Devise einer „Glaubensmission“ leicht zu haben sind. Süß wollte aber nach wie vor ein „Basler Missionar“ sein, wenn er auch äußerlich aus dem Verband geschieden war, und er betrachtete auch sein Arbeitsfeld als einen Basler Missionsposten. Nur auf freien Füßen wollte er stehen.

Die schwerste Not bereitete ihm aber das ungesunde Klima mit seinen verzehrenden Fiebern, denn ganz Akem ist fast durchweg ein großes Sumpfgebiet, das in seinen ungeheuren Urwäldern die schädlichsten Krankheitsstoffe erzeugt. Die großen Regenmassen, die hier vom April bis in den November hinein mit wenig Unterbrechung fallen, setzen große Strecken Landes unter Wasser und verwandeln alles in Sumpf und Morast. Die im Urwald herrschende tropische Hitze und dumpfe Schwüle aber gestaltet den durchsumpften Boden zu einer Brutstätte für Fieber und andere Krankheitserscheinungen, die nach kurzem die Kraft des Europäers aufreiben.

Darunter hatte denn auch unser Süß unsäglich zu leiden. In Ermangelung von fieberstillendem Chinin bereitete er sich eine Abkochung von Tabak und suchte damit das Fieber zu bekämpfen, oder

er wandte die Heilmittel der Neger dagegen an. Aber oft verließ ihn Kraft und Wille, sein eigener Arzt und Pfleger zu sein. So lag er einst im ersten Jahr seines dortigen Aufenthalts neun Wochen lang fieberkrank auf seinem Lager. Von den diebischen Negern betrogen, ohne Pflege und Zuspruch, bei Tag und Nacht vom Hunger gequält, zu dessen Stillung der hartherzige, habgierige König ihm nur so viel gab, daß er nicht vollends verhungerte — so lag er einsam und verlassen in seiner armseligen Hütte. Eines Tages schickte man ihm statt Fleisch eine geröstete Schafhaut, die voller Maden und Würmer war. Wollte er den brennenden Durst lindern, so mußte er sich mühsam an seinem Stock zu einem Wasserloch schleppen. Währenddem drang keine Kunde über sein Ergehen in die Außenwelt. Erst später erzählte er gelegentlich, was er damals zu leiden hatte.

Doch die Tage des schweren Anfangs gingen vorüber. Mit eiserner Willenskraft trug und überwand er alles Ungemach. Auch hielt er daran fest, daß ihm sein Arbeitsposten von Gottes Hand zugewiesen sei. Immerhin kam er nach und nach zu der Erkenntnis, daß es für ihn und das Werk doch besser sei, wenn er sich wieder mit den Brüdern und dem Komitee in Verbindung setze. Demzufolge erschien er am 14. Juni 1854 an der in Christiansborg tagenden Generalkonferenz der Missionare und gab hier dem Komitee in Basel gegenüber die Erklärung ab: „Ich gelobe Ihnen hiemit vor dem Herrn Gehorsam, und zwar einen wesentlichen, der sich mehr nach dem Geist als nach dem Buchstaben richtet, aber — fügte er hinzu — halte es meinesteils auch für nötig, über Verordnungen, die ich nicht unbedingt annehmen kann, mit Ihnen zu verhandeln.“ Diese Erklärung genügte zwar dem Komitee nicht und Inspektor Josenhans schrieb darauf zurück: „Das Komitee wird von Br. Süß nicht bloß einen Gehorsam verlangen müssen, der sich mehr nach dem Geist als nach dem Buchstaben richtet, sondern einen Gehorsam, der sich sowohl nach dem einen wie nach dem andern richtet.“ Aber in der Voraussetzung, daß dies geschehen werde, wurde die Verbindung mit ihm wieder eingeleitet und damit auch seine Arbeit und sein Verbleiben in Gyadam anerkannt. Zugleich sollte dem einsamen Missionar ein eingeborener Gehilfe als Mitarbeiter zur Seite gestellt werden. Auch nahm Süß einige finanzielle Unterstützung an, weil, wie er sagte, mit dem Gelde wieder die äußere Gemeinschaft hergestellt werde und dem Gelde auch das Gebet des Gebers folge. Ebenso versprach er wieder regelmäßige Berichterstattung, die er seit neun Monaten vollständig eingestellt hatte.

Mit neuen Hoffnungen und Plänen kehrte Süß von der Kü
in den Urwald zurück und nahm die Arbeit unter dem Volke

Gyadam wieder auf. Aber sein einsiedlerisches Leben mußte er vorderhand weiterführen, denn der zu seiner Hilfe bestimmte Lehrer Alexander Clerk war zwar bereit, mit ihm die Entbehrungen des Waldlebens zu teilen, aber seine Frau weigerte sich entschieden, die Reise in das verrufene Sumpfgebiet anzutreten. Und doch kam gerade sie besonders dabei in Betracht, indem sie dem Missionar die Nöte des täglichen Haushalts abnehmen sollte. Es blieb schließlich nichts anderes übrig, als von dieser Bestimmung abzusehen und dafür den jungen Lehrer David Asante nach Gyadam zu senden, der dem Missionar wenigstens die äußeren Geschäfte einigermaßen abnehmen und ihn in seiner Predigt- und Schultätigkeit unterstützen konnte. Nach mancherlei Zwischenfällen traf dieser endlich in Gyadam ein.

---

6. Ein Mitarbeiter.

Inzwischen war das Jahr 1856 herangekommen. In aller Stille hatte Süß seine Arbeit in Gyadam fortgesetzt. Seine Lage hatte sich insofern etwas gebessert, als es ihm gelungen war, statt der armseligen Negerhütte ein solides Backsteinhäuschen zu beziehen, das er sich mit eigenen Händen erbaut hatte. Auch hatte er mehrere Taufbewerber in seinem Unterricht, und hoffnungsvoll schaute er in die Zukunft. Selbst das äußere Fortkommen schien gesichert zu sein, denn die Pflanzung lieferte ihm die nötigsten Lebensmittel, und was er sonst für den Betrieb seiner Station brauchte, das gewann er aus dem Ertrag eines kleinen Tauschhandels mit Zeugen, sodaß er auf jeglichen Zuschuß aus der Missionskasse verzichten konnte. War er doch gewohnt, die denkbar anspruchsloseste Lebensweise zu führen und gleich einem Neger sich den Landesverhältnissen anzupassen. Immerhin lag es dem Komitee in Basel am Herzen, den einsamen Arbeiter nicht allein auf seinem Posten zu belassen. Da man ihn aber nicht von Gyadam abberufen wollte, worauf derselbe bei seiner unabhängigen Stellung auch gar nicht eingegangen wäre, so beschloß man, ihm von Basel aus einen Mitarbeiter an die Seite zu stellen, der ohne finanzielle Unterstützung mit ihm das Werk in Gyadam fortführen sollte. Man übernahm damit Gyadam als eigentliche Missionsstation und wollte hier den Versuch machen, eine in finanzieller Beziehung von der [illegible] abhängige Missionsniederlassung zu weiterer Entwick[illegible] sich die Missionsleitung in Basel zu diesen [illegible] wirkte [illegible] der Umstand mit, daß [illegible]

Krise befand und auf allen Seiten die äußerste Einschränkung in den Ausgaben auferlegte.

Es galt nun, unter den Zöglingen des Missionshauses einen Freiwilligen zu finden, der bereit war, unter den gleichen Bedingungen wie Süß Hand ans Werk zu legen, „in der Gewißheit, daß es der Herr seinen Knechten am Nötigen nicht fehlen lassen werde.“ Wirklich fand sich ein solcher in der Person von David Baum aus Mahlberg in Baden. Auch er gehörte wie Süß vormals dem Bauernstande an und besaß ein großes Maß von Energie. Baum erfaßte die ungewöhnliche Art seiner Aufgabe mit allem Feuereifer. Wo er in den Kreisen der Missionsfreunde in der Heimat auftrat, da wußte er sie in den brennendsten Farben zu schildern. Das Neue und Eigenartige der Sache rief überall die lebhafteste Teilnahme hervor, und es waren besonders die bäuerlichen Kreise der Schweiz und seines Heimatlandes Baden, die sich dafür begeistern ließen. Man rüstete ihn mit allen möglichen landwirtschaftlichen Geräten aus, und es fehlte auch nicht an reichlichen Geldmitteln, die ihm von da und dort zuflossen. Aber wie es so geht: während Süß, sein Vorgänger auf diesem Gebiet, in aller Stille seinen eigenen Weg ging und durch jegliche Unterstützung von außen her nicht nur für seine Bewegungsfreiheit fürchtete, sondern auch prinzipiell nur auf sich selbst angewiesen sein wollte, wurde jetzt viel Aufhebens wegen des neuen Unternehmens gemacht, und sein Vertreter, David Baum, kam dadurch zu einem Glorienschein, der ihm nicht gut tat. Man machte in der Heimat zu viel aus ihm und es konnte nicht wundernehmen, daß seine spätere Laufbahn einen tragischen Abschluß fand.

Inzwischen trat noch ein tüchtiger Handwerker aus dem badischen Oberlande, namens Herzog, mit der Erklärung hervor, daß er willens sei, sich an seinen Freund Baum anzuschließen, wenn man ihm die nötigen Mittel zur Ueberfahrt nach Afrika darbiete. Dieses Anerbieten wurde angenommen, und im November 1855 schifften sich Baum und Herzog nach der Goldküste ein. Um ihnen den schweren Anfang zu erleichtern, wurde ihnen zunächst ein halbjähriger Aufenthalt auf einer der Stationen zur Vorbereitung gestattet, sowie ein Beitrag zu ihrer ersten Einrichtung in Aussicht gestellt. Auch sollte ihnen für den Notfall der Rückzug auf die andern Stationen offen stehen.

In den letzten Dezembertagen des Jahres 1855 landeten die beiden Brüder glücklich an der Goldküste. Herzog bezog zunächst die neugegründete Station Abokobi und half hier an deren Ausbau, erlag aber schon am 22. Mai, also fünf Monate nach seiner Ankunft, der Dysenterie. Baum begab sich auf die Bergstation Akropong, trieb Sprachstudien und suchte sich in die afrikanischen Verhältnisse

einzuleben. Aber er wartete die ihm gewährte halbjährige Frist nicht ab, sondern brach schon am 15. April nach seinem Bestimmungsort Gyadam auf. Er gedachte den mehrtägigen Marsch zu Fuß zurückzulegen und es darin seinem Vorbild Süß gleichzutun. Aber er hatte sich in seinen Kräften getäuscht und nicht mit den Landesverhältnissen gerechnet. Unterwegs befiel ihn das Fieber, die Kräfte versagten, und erschöpft blieb er im Urwald liegen. Die Träger, die er mietete, ließen ihn mehrmals im Stich und unter den unsäglichsten Beschwerden erreichte er Gyadam. Als er Süß seine Reiseerlebnisse erzählte, tröstete ihn dieser in seiner trockenen Redeweise mit den Worten: „Das ist nur ein kleiner Anfang von dem, was kommen wird und was du hier wirst durchzumachen haben."

Durch die Ankunft Baums in Gyadam hatte Süß zwar Verstärkung erhalten, aber es waren damit auch zugleich Gegensätze geschaffen, die sich bald bemerklich machten. Vorderhand verhielt sich wohl der neue Ankömmling nur beobachtend, da er der Sprache und der Volksverhältnisse noch nicht kundig war. Aber es zeigte sich bald, daß der eine dem andern an Eigenwillen nichts nachgab. Zudem war Baum mit mancherlei Vorurteilen gegen den als Sonderling geltenden Süß erfüllt, und da er wohl auch manche Instruktionen von Haus aus in der Tasche hatte, die ihn unabhängiger stellten, als für den Anfang gut war, so war an ein gemeinsames Zusammenarbeiten nicht zu denken. Das zeigte sich schon bei der Erweiterung der Station, bei der man zu bauen hatte. Der eine wollte auf diese Art, der andere auf eine andere Weise bauen. Süß ließ sich bei seiner wortkargen Art auf keine Erörterungen ein, sondern handelte nach seinem Ermessen und stieß dadurch den jüngeren Stationsgenossen vor den Kopf. Jeder ging infolgedessen seinen eigenen Weg. Zwar herrschte keine offene Zwietracht zwischen ihnen, aber es bestand auch keine Gemeinschaft des Geistes.

Dieses Verhältnis erschaute gar bald der arglistige König Agyemang, und darauf baute der habgierige Mensch seinen Plan. Es war ihm darum zu tun, möglichst Nutzen aus der Anwesenheit der Weißen zu ziehen, sie auszubeuteln und zu plündern. Aber er wußte, daß er mit Süß, der der Landessprache vollständig mächtig war und alle Ränke und Schliche der Eingeborenen kannte, nicht fertig werden würde. Darum legte er es darauf an, diesen unbequemen Gegner loszuwerden und ihn aus seinem Weichbilde zu vertreiben. Mit dem unerfahrenen Baum wollte er dann schon zum Ziele kommen. Auch lag es ihm an dessen Anwesenheit, da sich derselbe mit ärztlicher Praxis befaßte und dem Volk ein Helfer in den äußeren Nöten sein konnte.

Eben war man daran, den Taufbewerbern den letzten Unterricht zu erteilen, und schon war der Tauftag bestimmt; auch sollte die Oekonomie der Station durch Anschaffung von Kühen erweitert und das ganze Anwesen vergrößert werden, als im Juni 1856 der Sturm losbrach. Der König lockte dem geplagten Süß ein großes Stück Seidenzeug ab und verweigerte hinterher die Zahlung. Süß forderte wiederholt sein Recht, aber der tückische Negerfürst antwortete mit Brutalität. Schließlich wollte er dem Missionar auch noch seinen wohlerworbenen Landbesitz streitig machen und ihm Pflanzung und Wohnhaus widerrechtlich entziehen. Es kam zum Volksauflauf und groben Diebereien, ja fast zu Tätlichkeiten, um den aufgebrachten Süß zur Notwehr zu reizen. Ein eingeborener Kommissar der englischen Regierung wurde vom König mit Geld bestochen, sodaß dieser dem Missionar nicht zu seinem Rechte verhalf.

Der Sturm legte sich wieder, aber die Plackereien nahmen kein Ende und Süß sah, daß er sein Werk im Frieden nicht wohl weiterführen konnte, zumal sein Vorgehen je länger je weniger die Zustimmung seines Mitarbeiters fand. Somit war sein Plan bald gefaßt. Eines Tages trat er zu Baum und sprach zu ihm wie einst Abraham zu Lot: „Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken." — Baum erklärte, in Gyadam bleiben zu wollen, da ihm das Komitee hier seinen Posten angewiesen habe. — Nun gut, meinte Süß, so suche ich mir ein anderes Arbeitsfeld; Gott sei mit dir und mir. Tränenden Auges nahm Süß Abschied von ihm und seiner Station, auf der er drei volle Jahre die schwersten Mühsale des afrikanischen Missionslebens erduldet hatte, und schlug den Weg nach der Küste ein. Baum blieb allein in Gyadam zurück. Das war im August des Jahres 1856.

(Schluß folgt.)

Götzenfabriken in der Christenheit.

New-York ist die Hauptstadt für alle Götzenfabrikation; hier werden die meisten der Kultbilder verfertigt, die dann in Indien, Japan und China die andächtigen Beter auf die Kniee zwingen. Die bedeutendste Götzenfabrik hat, wie im „Herald" zu lesen ist, ihre Hauptniederlage in der 96. Straße des Yorker Ostens; doch gibt es auch noch viele Filialen, die sich auf Verfertigung von Statuen aus einem bestimmten Material beschränken. So verfertigen

sie nur Götter aus Gips, aus Aluminium, aus Papiermaché. Jedes dieser Götterbilder ist selbstverständlich genau nach Vorbildern verfertigt, wie sie die einheimische Kunst des betreffenden Landes geschaffen hat. Und diese Kopien gelingen vorzüglich. Wenn man eine solche Aluminiumfigur neben das Original eines bronzenen, mit Juwelen besetzten Buddha stellt, so wird nur ein genauer Kenner des Metalls und der Steine den Unterschied zwischen Original und Kopie erkennen. Auch in Glasgow, in Schottland, gibt es einige Fabriken für Götzen, doch können sie gegen die amerikanische Konkurrenz nicht ankämpfen, da diese viel besser und billiger arbeiten.

Es werden jetzt mehr Götzenbilder nach Indien verschickt als nach irgend einem andern Land; denn hier will jede Familie auch in bescheidenen Verhältnissen ihren Hausgott haben, und wenn der Gott aus Gips ist, so zerbricht er leicht und der Handel blüht. Buddhistische und taoistische Götter und Lama gehen aus solchen Fabriken hervor, aber nie wagt man sich an die Darstellung der heiligen Dreieinigkeit. Diese Gestalten dürfen nie anders als in Bronze dargestellt werden, und ihre Verehrung ist so groß, daß fremde Kopien verachtet und verabscheut werden. Doch sonst nicken einem in einem solchen Magazin oder in einer derartigen Werkstatt groteske Figuren von allen Seiten zu, glatzköpfige Dickwänste und sonderbar grinsende Fratzen, ehrwürdige Mienen und merkwürdige Stellungen sind da zu sehen, man glaubt eher in einem Wachsfigurenkabinett zu sein, als in einer Götzenfabrik. Man sollte es gar nicht für möglich halten, daß solche riesige Vorräte an Göttern wirklich verkauft werden, doch beträgt die Zahl der in einer Fabrik verkauften Figuren in den verschiedenen Ländern monatlich drei- bis neunhundert Stück.

Zunächst ist für die Herstellung einer Kopie die vollständige Form eines Originalmodells vonnöten. Solche Modelle sind in der Fabrik vorhanden, von ihnen wird ein Abguß genommen und dann die Gipsfigur hergestellt. Da die Originale meistens aus Bronze oder sogar aus Kupfer hergestellt sind, so gibt man dem Gips eine dunkelrote Tönung durch Bestreichen mit Oel, läßt ihn trocknen und bestreut dann die Figur noch mit einem grünlichen Puder, der dem ganzen eine täuschend ähnliche Bronzefärbung gibt. So ist in ein paar Stunden und Tagen das Werk vollendet, auf das die fleißigen Hände der Eingeborenen viele Monate der Mühe und Arbeit verwandt haben, und ist zum Versand fertig. Unter diesen Gipsfiguren steht auch eine ganze Reihe grotesker Figuren, die den phantastischen Tieren an gothischen Dachrinnen, den hockenden Hunden und zum

Sprung bereiten Wölfen der Notre-Dame-Kirche zu Paris nachgebildet sind. Diese bizarren Gestaltungen mittelalterlicher Steinmetze werden jetzt in Afrika als göttliche Wesen verehrt. Bronzestatuen werden in Amerika nicht hergestellt. Sie sind zu schwer und zu kostspielig. Man verwendet statt dessen Aluminium, das eine höchst zierliche und feine Ausführung gestattet. Diese Figuren, die mit prächtigen Hals- und Armbändern verziert sind, erstrahlen heller in der Sonne und glänzen stärker auf den heiligen Plätzen, als die alten Bronzebilder ehrwürdiger Vergangenheit. Die Herstellung einer Bronzestatue würde in den Vereinigten Staaten drei- bis sechstausend Mark betragen; für diese Summe aber kann die Götterfabrik etwa achthundert Statuen von verschiedener Größe herstellen, denn ein acht Fuß hohes Bildwerk mit feinster Filigranarbeit und emaillierter Verzierung kostet höchstens zweihundert Mark. Alle diese Idole sind hohl, denn der buddhistische Priester muß die Möglichkeit haben, sich manchmal in seinem Gott zu verstecken, um an seine Gemeinde Ansprachen zu halten und sie in Furcht und Gehorsam des Gottes zu erhalten.

Ein besonders großes Verlangen nach Weisheit scheint in Indien zu herrschen, denn die größte Nachfrage ist nach Ganesha, dem Gott der Weisheit. Ganesha, eine Mischgestalt, halb Mann, halb Elefant, wird in Gips, Aluminium und in Papiermaché hergestellt. Alle diese Figuren, die bunt gefärbten Papiermaché-Figuren wie die dunkler getönten Aluminium- und Gipsgestalten, stehen nun in indischen Tempeln als Merkmale amerikanischen Geschäftssinnes. Die tollsten Ausgeburten der Phantasie, die allerschrecklichsten Gestalten werden in den amerikanischen Fabriken für die afrikanischen Völker reserviert, und besonders die Kaffern können gar nicht grotesk genug gestaltete Götter bekommen. Gegenwärtig sind mehr als fünfzig Leute in der New-Yorker Götzenfabrik beschäftigt. Wenn man berücksichtigt, daß Statuen nach Polynesien, Neu-Guinea, China, Indien, Barma, Siam, Tibet, Korea, Japan und Afrika versandt werden, so ist der große Absatz erklärlich.

Nach vielen Ländern gehen die verschiedenartigsten Götter, je nach den Religionen, die da herrschen. Am wenigsten werden die Figuren nach Japan geschickt, weil hier der Kunstgeschmack zu sehr entwickelt ist, um nicht sogleich die schlechte Fabrikware von den Erzeugnissen des eigenen Landes zu scheiden. Der Japaner wendet sich von diesen schnell gefertigten schlechten Werken ab, die nicht nur sein Auge beleidigen, sondern auch seinen frommen Sinn, sein Pietätsgefühl verletzen. Die schönen kupfernen Statuen, die aus Indien kommen, werden häufig jetzt mit der Maschine hergestellt. Sie sind

aus Holz gemacht und dann gefärbt; so wird die indische Göttin der Blumen, deren Gewand ganz mit Blüten und Juwelen bedeckt ist, in einer reizenden Holzkopie jetzt nach Indien eingeführt. — Auch eine Mission, aber was für eine!

Zum Bilde:

Schutzhütte in den Kratern des Kamerunberges.

Es ist ein imposanter Anblick, wenn man auf dem Schiff die westafrikanische Küste entlang fährt und sich dem Kamerungebiet nähert. Hinter uns liegen die niedrigen Ufergelände des Nigerdelta mit ihren ausgedehnten Sumpfwaldungen. Ab und zu gähnt uns die weite Öffnung einer Wasserstraße entgegen, deren Fluten sich mit dem Gewässer des Ozeans mischen. Da auf einmal tauchen die riesenhaften Formen eines Gebirges vor uns auf. Es ist der Gebirgsstock von Kamerun. Wie eine Weltpyramide, die ihr gewaltiges Fußgestell trotzig in den Ozean stemmt, ragt sie empor und erscheint immer höher, immer mächtiger, je näher wir ihr kommen. Die herrlichste Vegetation zieht sich vom Meeresgestade, dessen Basaltgestein und Lavageröll von den brandenden Wogen bespült wird, an den Bergabhängen hinan. Hoch oben aber, wie aus des Himmels Höhen, schaut ernst und hehr das Haupt des „Berges Gottes" aus den Wolken hernieder. Von wunderbarer Schönheit ist auch das Landschaftsbild zu seinen Füßen. Da vereint sich Großartigkeit mit Lieblichkeit, zumal am südlichen Gelände des Gebirgsstocks, wo des Ozeans Gewässer die stille Ambasbucht bilden. Wie ein liebliches Idyll tauchen aus ihren tiefblauen Fluten die dem Festland vorgelagerten Inseln Mandole und Ambas auf, während die wildzackigen Piratenfelsen, an denen sich die Brandung tosend bricht, den Eingang in die Bucht beherrschen. Auf dem im Halbrund geschweiften Gestade aber erheben sich unter dem Blätterdach hochwipfliger Palmen und wehender Bananen die malerisch zerstreuten Häuschen der Missionsstation Viktoria, von wo eine von der deutschen Regierung erstellte Straße das Gebirge hinanführt. Auf ihr ist in wenigen Stunden die ca. 1000 Meter hoch gelegene Bergstation Buea zu erreichen, wo die Regierung und die Basler Mission sich an der östlichen Abdachung angesiedelt haben. Von hier aus wird

auch gewöhnlich der Aufstieg zum Gipfel des Kamerungebirges unternommen.

Dieser gehört heutzutage, seitdem Weg und Steg dahin erkundet ist und selbst zwei Schutzhütten errichtet worden sind, nicht mehr zu den Seltenheiten, während in früheren Zeiten nur mit den größten Schwierigkeiten die nötigen Führer zu beschaffen waren; denn die wegkundigen Eingeborenen, die auf den oberen grasreichen Bergwänden zu jagen pflegen, scheuen die Besteigung des Gipfels teils wegen der dort herrschenden eisigen Winde, teils wegen ihrer abergläubischen Vorstellungen, indem sie daselbst den Hort von Geistern und Kobolden wähnen. In neuerer Zeit haben jedoch Beamte, Reisende und Missionare jenen äquatorialen Höhen schon manchen Besuch abgestattet.

Das Kamerungebirge erhebt sich bis zu einer Höhe von 3960 Meter und ist in seinen unteren Regionen mit Urwald bedeckt. Weiter hinauf sind die Bergabhänge mit hohem Gras bewachsen, das aus der Ferne sich wie ein wogendes Aehrenfeld ausnimmt und alljährlich von den Eingeborenen niedergebrannt wird, um dem Wilde besser beikommen zu können. In dieser Zone, in einer Höhe von etwa 2800 Meter, befindet sich die erste Schutzhütte, die dem Bergsteiger Rast und Herberge gewährt. Der Graswuchs wird nun spärlicher und der Wanderer wird da und dort erfreut durch den Anblick von Heidekraut, Strohblumen und andern Kindern der gemäßigten Zone. Endlich hört alle Vegetation auf und öde Lavafelder umgürten die Berghöhen. Wir befinden uns mehr als 3000 Meter über dem Meeresspiegel und steil türmen sich die einzelnen Kegel auf. Fußtief sinkt der Wanderer in die lose Lavamasse ein, so daß er nur mühsam vorwärts kommt. Da winkt dem Ermüdeten die zweite, auf unserem Titelbilde dargestellte Schutzhütte, die zwischen Kraterwänden inmitten der öden Wildnis an geschützter Stelle errichtet ist. Rauhes Lavagestein, wunderlich geformte Schlacken und aufgeworfene Schuttmassen umgeben das schwache Gebilde von Menschenhand, das aus Holz und Wellblech erstellt, innen mit Brettern getäfelt ist. Das Häuschen weist zwei Räume auf, von denen der eine, der größere, von zwei Fensterchen erhellt ist. Hier liegen auch wollene Teppiche zur Bedeckung des Körpers gegen die grimmige Kälte bereit. Auch ist ein großes Buch aufgelegt, in das der Bergsteiger seinen Namen und das Datum seiner Bergtour eintragen kann. Für eine Uebernachtung ist es aber ratsamer, die untere Schutzhütte als Nachtquartier zu wählen, denn wenn auch die obere ein willkommener Rastplatz ist und vor dem Ungestüm des Windes Schutz bietet, so möchte doch die durchdringende Kälte in jenen

Höhen, die sich zeitenweise mit Schnee bedecken, gar zu empfindlich sein.

Der Gipfel ist von hier aus bald erklommen, und soweit das Auge reicht, erblickt man Erhebungen und Einsenkungen, die miteinander abwechseln, Aschenkegel und Kraterschlünde. Letztere sind sämtlich verschüttet und gefahrlos kann man darüber hinschreiten, wenn auch der Fuß jedesmal in der lockern Lavamasse einsinkt. Eine der nördlichen Erhebungen weist eine Schwefelquelle auf, deren Oberfläche ringsum den Niederschlag von Schwefel und Schlacken zeigt. Großartig aber ist der Ausblick von diesen Höhen auf den weiten Ozean und das waldige Kamerungebiet zu den Füßen bis weit ins Innere des Landes, von wo andere Felsenhäupter und Bergformen aus der Ferne herübergrüßen. Doch lange hält uns selbst dieser großartige Ausblick nicht fest, denn der eisige Wind, der die Berghöhe umtost, läßt uns baldigst wieder talwärts steigen.

Missions-Zeitung.

Indien. Trotz dem strengen Verbot der Witwenverbrennung kommt eine solche doch noch je und je in Indien vor, da unter Umständen eine indische Witwe es vorzieht, sich lieber mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen zu lassen, als das schreckliche Los der lebenslänglichen Witwenschaft zu tragen. So kam ein solcher Fall vor einiger Zeit in der nordindischen Provinz Behar vor und erst kürzlich wieder einer in einem Bezirk von Bombay. Hier war der Ehegatte erst vor kurzem von einer religiösen Pilgerfahrt zurückgekehrt als er starb. Wie üblich wurde sein Leichnam auf einen Scheiterhaufen gelegt und dieser in Brand gesteckt. Währenddem begaben sich die weiblichen Mitglieder der Familie mit der Witwe an der Spitze zu einer benachbarten Quelle, um sich zu baden. Als aber die Witwe die Flammen vom Holzstoß auflodern sah, machte sie sich von ihren Begleiterinnen los, eilte zum Verbrennungsplatz und schwang sich auf den brennenden Scheiterhaufen, wo sie mit niederwärts gebeugtem Antlitz in kurzem von den Flammen verzehrt wurde. Die Umstehenden versicherten dann, daß niemand die Trauerszene habe verhindern können. Uebrigens schauten Hunderte dem Vorgang zu. — Als Gegenstück hiezu wird von Madras die Wiederverheiratung einer Brahmanenwitwe mit einem dortigen Studierenden berichtet.

Kamerun. Die im südlichen Kamerun von den amerikanischen Presbyterianern vor einigen Jahren angelegte Missionsstation Lolodorf soll wegen ihrer ungesunden Lage verlegt werden. Man beabsichtigt die neue Station etwa eine Stunde von der alten entfernt am Hauptverkehrswege zu errichten, wofür ein Fräulein Mc. Lean in Schottland, die für die Missionsarbeit unter der Zwergbevölkerung schon ansehnliche Summen gespendet, 20 000 Mark zur Verfügung gestellt hat.

Sudan. Im Missions-Magazin 1904, S. 423 ff. brachten wir seinerzeit eine kleine Erzählung von einem Haussaknaben namens Audu, der elf Jahre alt mit seinem Vater eine Pilgerfahrt nach Mekka antrat, diesen aber unterwegs in der Wüste Sahara durch den Tod verlor und schließlich nach Tripolis geriet, wo englische Missionare sich seiner annahmen. Hinterher machte er doch noch seine Wallfahrt nach Mekka, wurde aber hier von der Verderbnis der sogenannten heiligen Stadt und der Schlechtigkeit der Pilger derart abgestoßen, daß sein Glaube an Mohammed erschüttert wurde. Auf seinem Rückweg von Mekka trat er in Aegypten wieder in Verbindung mit den englisch-kirchlichen Missionaren und schloß sich Dr. Miller an, der den Jüngling so lieb gewann, daß er ihn adoptierte. Mit ihm kehrte Audu in seine Heimat ins Hausaland zurück. Weiteres über ihn konnte das Missions-Magazin damals nicht berichten. Erst jetzt gibt der neueste Jahresbericht der englisch-kirchlichen Mission weiteren Aufschluß über sein Leben. Hienach verbrachte der Hausa-Jüngling Audu etwa zwei Jahre mit Dr. Miller auf der Sudan-Station Gierku, wo er sich immer mehr der christlichen Wahrheit erschloß. Als dann Dr. Miller zur Erholung nach Europa reiste, trat Audu im April 1904 als Zögling der Gehilfenschule in Oyo (im Jorubaland) ein, wo er auch einige Monate später, am 28. August, auf seinen Wunsch die hl. Taufe empfing und zwar als der Erstling seines Volkes. Er hat sich bis daher als ein wackerer Schüler und eifriger Christ bewährt, der allsonntäglich seinen Landsleuten, die auf dem Markt von Oyo ihre Waren feilbieten, Christum verkündigt.

Japan. Der amerikanische Missionsveteran Dr. Hepburn, einer der ersten und verdientesten Missionare Japans, erhielt an seinem 90. Geburtstag vom Kaiser von Japan in Anerkennung der ausgezeichneten Dienste, die er Japan geleistet hat, (u. a. die japanische Bibelübersetzung), den kaiserlichen Orden der aufgehenden Sonne.

Madagaskar. Hier in Madagaskar wie in Frankreich, schreibt ein Pariser Missionar, werden die Zeiten für die christliche Kirche und den christlichen Glauben immer dunkler und trüber. Zwar sind die Tage der Jesuitengefahr, die uns ehemals drohte, vorüber, aber dafür erheben sich Schwierigkeiten anderer Art und die gegenwärtige Lage der Mission erscheint immer bedenklicher. So besteht z. B. eine gewisse geheime Feindseligkeit und Abneigung gegen jede ausgesprochene Religiösität. Alle möglichen weltlichen Feste, Spiele und Lustbarkeiten werden mit Vorliebe an den Sonntagen nachmittags abgehalten und der Stand der Missionare wird dem gegenüber immer schwieriger. Selbst der europäische Atheismus findet immer mehr Verbreitung unter den Eingeborenen, die geistig noch gar nicht dafür ausgerüstet sind, solchen philosophischen Lehren gegenüber eine rechte Unterscheidung treffen zu können. Auch tiefgehende, aufregende Bewegungen machen sich in einzelnen christlichen Gemeinden bemerklich. Hier ist es das eine Mal eine religiöse Bewegung, von der die Gewissen ergriffen sind, die aber dabei einen schwärmerischen Charakter trägt; dort sind es politische Bewegungen, die das bisherige Vertrauen der Madagassen gegen ihre Missionare zu erschüttern drohen und die Gemeinden zu einer Unabhängigkeit drängen, wofür sie noch nicht reif sind. Doch fehlt es auch nicht an Männern, die in allem Ernst darauf sinnen und hinarbeiten, daß die eingeborenen Gemeinden eine gesunde Entwicklung nehmen und zu kräftiger Selbständigkeit gelangen. Diese Frage ist erst auf der letzten Synode der Imerina-Gemeinden von zwei Madagassen in kraftvoller Weise behandelt worden. Sie wiesen darauf hin, daß es die Pflicht der Mission sei, vor allem eine eingeborene Geistlichkeit heranzuziehen, die den heutigen Anforderungen entspreche, und daß es anderseits die Aufgabe der Gemeinden sei, ihre Hilfs-

quellen in richtiger Weise anzuwenden, nicht zu eitlen Zwecken (wie z. B. für schöne Bauten, Harmoniums &c.), sondern zur Gewinnung von ernsten und tüchtigen Geistlichen. Geschieht dieses, so läßt sich auch für die Zukunft der christlichen Kirche Madagaskars das Beste hoffen.

Südafrika. Der 83jährige Berliner Missionssuperintendent D. Kropf in Bethel (Kaffraria) durfte am 21. Mai die seltene Feier seines diamantenen Amtsjubiläums in geistiger Frische und Kraft begehen. Der deutsche Kaiser ehrte ihn bei diesem Anlaß durch Verleihung des Roten Adlerordens III. Klasse. D. Kropf ist trotz seines hohen Alters daran, eine neue Auflage seiner Uebersetzung des Alten Testaments in die Xosasprache vorzubereiten.

Südsee. Ein Orkan hat im April furchtbare Verheerungen auf den Karolinen-Inseln angerichtet. Die beiden Inseln Kusaie und Ponape, auf denen die amerikanische Missionsgesellschaft arbeitet, sind schwer davon betroffen worden. In Kusaie wütete der Sturm sechs volle Stunden und warf alle Gebäude der dortigen Missions-Mädchenschule zu einem wirren Trümmerhaufen zusammen. Die Vorsteherin der Schule kam zwar mit dem Leben davon, brach aber bei der Flucht aus ihrem zusammenstürzenden Hause eine Rippe. Das Haus von Dr. Rife wurde zum Teil abgedeckt, aus seinen Grundfesten gehoben und teilweise umgeweht. Der Sturm war so heftig, daß es geradezu ein Wunder ist, daß die Missionare noch am Leben sind. Dagegen kamen fünf Eingeborene um und eine große Anzahl derselben haben Verletzungen davon getragen. Auch auf der Insel Ponape wurde alles umgeweht und die Mission hat daselbst große Verluste erlitten. Am schlimmsten sind natürlich die Eingeborenen von der Verheerung betroffen, da der Orkan alle Kokospalmen und Brotfruchtbäume vernichtet und sie dadurch ihrer Erwerbsquellen beraubt hat. In großer Gefahr war auch das Missionsschiff, der „Morgenstern", das gerade vor Anker lag. Zweimal wurde es mit schleppenden Ankern durch den Hafen getrieben und stampfte dreimal auf den Grund auf, blieb aber, Gott sei Dank, vor ernstlichem Schaden bewahrt.

Bücheranzeigen.

Missionsregungen in der deutschen Studentenschaft. Vorträge und Berichte von der III. Allgemeinen Studenten-Missionskonferenz Halle a. S. Mischan und Burkhardt. M. 1. 20.

Die Tage der Studenten-Missionskonferenz in Halle werden denen, die sie miterlebt haben, unvergeßlich sein. Hier ist nun auch einem weiteren Kreise Gelegenheit geboten, sie im Geiste mitzuerleben. Die einen werden in dem Bändchen am meisten die inhaltsreichen Vorträge schätzen, die ausführlich wiedergegeben sind (z. B. Prof. Kähler über Evangelisation der Welt, Prof. Warneck über Missionsgebet, Miss. Jehle über die persönliche Stellung zum Missionsdienst). Die andern werden an diesem interessanten Querschnitt gerne die treibenden Kräfte der Studenten-Missionsbewegung beobachten; nach unserer Ueberzeugung ist es eine gesunde Kraft. Alle aber können daraus einen inneren Gewinn für ihr eigenes Herz ziehen. W.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148,000 Artikel und Verweisungen auf über 18,240 Seiten Text mit mehr als 11,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300

selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Der vorliegende neunte Band dieses umfassenden Nachschlagewerkes ist mit seinen gehaltvollen Artikeln, Bildertafeln und Karten eine vortreffliche Fortsetzung der bereits erschienenen Bände und enthält u. a. verschiedene aktuelle Artikel, wie die über die „Herero" und „Hottentotten" in Südwestafrika. Auch die Karte von „Hinterindien" ist für den nun glücklich abgeschlossenen Krieg in Ostasien und die damit zusammenhängenden Verhältnisse daselbst von besonderem Interesse. Aber auch sonstige aktuelle Fragen, wie die über „innere Mission", „innere Kolonisation" u. a. finden darin ihre eingehende Darstellung. Ueberhaupt ist das Werk nach Inhalt und Ausstattung in jeder Beziehung mustergültig.

Reinhardt, Dr. L. Die Malaria und deren Bekämpfung nach den Ergebnissen der neuesten Forschung. Mit 34 Abbildungen Würzburg. A. Stuber. M. 1.50

Der Verfasser, ein Basler Arzt, gibt in dieser Schrift auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen dankenswerten Aufschluß über den Charakter der Malaria, ihre Verbreitung, über die geschichtliche Entwicklung ihrer Erforschung und Bekämpfung. Sehr interessant ist die Darstellung ihrer Zwischenträger und Erreger in Wort und Bild. Das Schriftchen dürfte Missionaren, Beamten und Kaufleuten, die in Malariagegenden leben, willkommen und von Nutzen sein.

Aus der Fremde in die Heimat. Ein Lebensbild des Missionars und Pastors Johannes Huber. Dargestellt von Gottfried Berner, Pastor in Buffalo, N. Y. Geb. 1 Doll.

Zu beziehen von Rev. G. Berner, 1740 Genesee-Str., Buffalo, N. Y.

Das Lebensbild führt uns zunächst vom Kanton Zürich ins Basler Missionshaus und von da nach Süd-Mahratta in Indien. Hier hat Huber von 1858 bis 1869 als Missionar in großer Treue unter mancherlei körperlichen Leiden im Segen gewirkt. Von Indien zurückgekehrt sah er sich wegen seiner Gesundheit veranlaßt, sich in Nordamerika ein neues Arbeitsfeld zu suchen und hat hier von 1871 bis 1899 verschiedene Gemeinden als Prediger, Seelsorger und Arzt bedient und sich dabei als ein treuer und unvergeßlicher Arbeiter im Weinberge des Herrn erwiesen. Die Zeichnung des Lebensbildes ist gut und durchaus zutreffend, und läßt uns interessante Blicke in das indische Missions- und amerikanische Pastoralleben tun; nur sind einige Partien zu breit behandelt und manches Unwesentliche hätte ausgeschaltet werden können, wodurch die Darstellung noch gewonnen hätte. Auch hat der Verfasser zu viele Reflexionen mit einfließen lassen. Daß Paul Eppler (S. 18) als Lehrer Hubers genannt wird, ist eine Verwechselung mit dessen Vater, der ehemals Lehrer am Basler Missionshaus war, aber zu Hubers Zeit nicht mehr daran stand. Das Buch ist gut ausgestattet und weist mehrere schöne Bilder auf, namentlich von Huber selbst und dessen Familie. Wir empfehlen dasselbe allen Missionsfreunden.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Bosomtsche-See in Asante

Mission und Polygamie.

Von P. Wurm.

Mission und Polygamie[1]) — lautet der Titel eines kürzlich erschienenen holländischen Buches, in welchem ein niederländischer Theolog seine Doktordissertation für die freie reformierte Universität in Amsterdam diesem wichtigen und schwierigen Gegenstand gewidmet hat, und an der Hand dieser dankenswerten Schrift wollen wir denselben besprechen.

Man könnte denken, die Bibel würde den Missionaren auch in diesem Punkt der richtige Leitstern sein. Aber die Sache liegt nicht so einfach, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte. Vor allem ist man über die Auslegung der in Betracht kommenden neutestamentlichen Stellen nicht einig. Wenn man 1 Tim. 3, 2—12 liest, liegt einem der Gedanke nahe, in den ersten Christengemeinden seien getaufte Männer gewesen, welche mehr als eine Frau hatten, und nur von den Bischöfen und Diakonen sei verlangt worden, daß sie nur eine Frau haben. Allein vergleichen wir 1 Tim. 5, 9, wo von der erwählten Witwe gefordert wird, daß sie eines Mannes Weib gewesen sei, so können wir uns doch nicht denken, daß eine Frau mehrere rechtmäßige Männer zugleich gehabt habe, und demgemäß müssen wohl auch die betreffenden Stellen für die Männer ausgelegt werden. Ueberdies ist bekannt, daß bei den alten Griechen und Römern der Mann nur eine rechtmäßige Frau hatte. In Bezug auf Konkubinat mit Freigelassenen, Sklavinnen und dgl. wurde dagegen manches geduldet, was das Christentum nicht zulassen konnte. Auch

[1]) Dr. B. J. Esser. Zending en Polygamie. De gedrag[illegible] der christelijke zending ten opzichte der veelwijverij [illegible] gelicht. Baarn, Hollandia-drukkerij, 1905.

bei den Juden kam es zur Zeit Jesu nicht leicht vor, daß der Mann mehr als eine Frau hatte. Warneck sagt daher mit Recht: „Wie immer man das „eines Weibes Mann“ und „eines Mannes Weib“ erklärt, so viel ist außer allem Zweifel, daß beide Ausdrücke nicht im Gegensatz zu einer legalisierten Polygamie oder gar Polyandrie stehen, da weder die eine noch die andere unter den apostolischen Missionsobjekten bestand. Hätte sie zur Zeit des Paulus existiert, so wäre es schwer begreiflich, daß er weder im Zusammenhang von Röm. 1, 26 f. noch von 1 Kor. 5, 1 ff. 6, 13—7, 28 noch von Eph. 5, 23 f. sie erwähnt, und daß er die jungen Gemeinden in Bezug auf sie ohne jede Anweisung gelassen“. (Warneck, Evang. Missionslehre III, 1 S. 281).

Die ehelichen Verhältnisse unter den Völkern, welche Gegenstand der apostolischen Mission waren, sind also nicht zu vergleichen mit denen der unkultivierten afrikanischen oder sonstigen Völker, unter welchen die neuere Mission wirkt. Aber sie sind auch wesentlich verschieden von denen der Kulturvölker in Indien und China. Deshalb finden wir für diese schwierige Frage, ob ein Mann getauft werden darf, der mehr als eine Frau hat, keine direkten apostolischen Bestimmungen.

Esser sucht in der altkirchlichen Literatur alles zusammen, was auf diese Frage Bezug hat, kommt aber zu dem Ergebnis, daß auch in der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte wenig zu finden ist, was uns Licht über dieses Problem geben könnte.

Für das Mittelalter führt er ein Dekret des Papstes Innocenz III. aus dem Jahr 1200 an, das zunächst eine Antwort enthält über die Gültigkeit von Ehen, die nach kanonischem Recht als Blutschande betrachtet werden könnten, aber dann auch über polygamische Ehen und Ehen von Geschiedenen sich verbreitet. Der Papst weist darauf hin, daß die Patriarchen und andere gerechte Männer im Alten Testament mehrere Weiber gehabt, und daß im Evangelium und im Gesetz kein ausdrückliches Verbot der Polygamie enthalten sei, daß man auch die Heiden nicht nach den später entstandenen Kirchengesetzen behandeln dürfe, daß man daraus den Schluß ziehen könnte, es sollte bei Getauften, die vor der Taufe mit mehreren Frauen sich rechtmäßig verheiratet haben, auch nach der Taufe die Polygamie geduldet werden. Allein es widerstreite das doch dem christlichen Bekenntnis. Die Ehe sei bei der Schö-

pfung ausdrücklich als Verbindung nur mit einer Frau eingesetzt worden. Es könne deswegen niemand rechtmäßig mehr als eine Frau haben, wenn er nicht durch göttliche Dispensation dazu ermächtigt sei. Innocenz III. gibt in jenem Schreiben keine genaue Bestimmung über das Verhalten bei der Taufe von Polygamisten; es lag auch kein praktischer Fall vor.

Die römische Kirche hat jedoch im Lauf der Zeit eine feste Regel darüber aufgestellt. Sie geht aus von der göttlichen Einsetzung der Einehe und von der Unauflöslichkeit der Ehe. Darum ist nur die zuerst geheiratete Frau die rechtmäßige, und beim Uebergang zum Christentum bleibt die erste Heirat in Kraft, außer wenn der in 1 Kor. 7, 15 genannte Fall eintritt. Wenn in diesem Fall der Polygamist mit einer der folgenden Frauen verbunden bleiben will, ist eine neue Eheschließung nötig. Wollen die Frauen von ungläubigen Polygamisten zum Christentum übertreten, so kann nur die erste ohne Auflösung der Ehe getauft werden, wenn der Mann ein friedsames Zusammenwohnen möglich macht, die andern nicht. Ein Polygamist, der sich weigert sein Verhältnis zu den andern Frauen zu lösen, kann auch in das Katechumenat nicht aufgenommen werden und höchstens in Todesgefahr getauft werden.

Allein einige Bischöfe in den Heidenländern fanden die Bestimmung, daß durchaus die erste Frau beizubehalten sei, in manchen Fällen zu hart, und Papst Pius V. verordnete 1571, daß in Indien diejenige Frau, welche mit dem Mann sich taufen lasse, als die legitime angesehen und die andern entlassen werden.

Auf eine Anfrage des Bischofs von Quebek wurde 1836 vom h. Stuhl geantwortet, wenn es sich um eine rechtmäßige Ehe handle, könne nur zugegeben werden, daß der Mann die erste Frau behalte, aber wenn die Zustände derart seien, daß man die heidnischen Ehen wie die der Tiere betrachten müsse, stehe es dem Manne frei, welche Frau er behalten wolle, wenn dieselbe nur zum Christentum übertrete und den Ehebund erneuere; er könne auch irgend ein anderes Weib nehmen unter derselben Bedingung (Esser, S. 29).

Als die Reformatoren die Satzungen der römischen Kirche auf ihre Schriftmäßigkeit prüften, waren Luther, Melanchthon und Bucer im Blick auf das Alte Testament eine Zeitlang im Zweifel, ob die Polygamie unter allen [illegible] zu verbieten

sei, und in ihren Aeußerungen über Heinrich VIII. von England und den Landgrafen Philipp von Hessen kam das in einer für die evangelische Sache nicht vorteilhaften Weise zum Vorschein. Später aber wurde die Polygamie in der lutherischen Kirche ebenso entschieden verworfen wie in der reformierten von Anfang an (S. 65). Um eine praktische Anwendung auf dem Missionsfeld handelte es sich damals noch nicht, da die evangelische Kirche lange Zeit keine Heidenmission hatte.

Die niederländisch-reformierte Staatskirche, welche im 17. und 18. Jahrhundert auf den ostindischen Inseln reformierte Christengemeinden aus Katholiken und Heiden sammelte und den Christen Anwartschaft auf Staatsämter eröffnete, ließ im allgemeinen sehr leichtfertig taufen, und die niederländisch-ostindische Handelskompagnie, welcher das Land gehörte, stellte viel zu wenige, und besonders wenige zu Missionaren qualifizierte Geistliche an, als daß das Leben der neugewonnenen Christen ordentlich hätte beaufsichtigt werden können, so daß wohl manche getauft wurden, die auch als Christen noch in Polygamie lebten. Aber man hat darüber sehr wenige Nachrichten (S. 81). Zwischen Abendmahlsgemeinde und Getauften wurde ein großer Unterschied gemacht. So konnte man den getauften Namenchristen manches nachsehen.

Die neuere evangelische Mission hat in der Praxis erst die Zustände und Anschauungen von verschiedenen Völkern in Bezug auf die Polygamie kennen gelernt und sich weniger auf historische Untersuchungen und theoretische Ausführungen über diesen Punkt eingelassen. Es hat sich bis jetzt keine einheitliche Praxis daraus entwickelt, nicht wegen der Verschiedenheit der Kirchengemeinschaften, sondern weit mehr wegen der verschiedenen Zustände unter den Völkern, unter welchen die Mission arbeitet.

Warneck unterscheidet in seiner Missionslehre (III, 1 S. 314) einen schroff ablehnenden, einen konzedierenden und einen vermittelnden Standpunkt. Esser sagt dafür:

1. Die Annullationsmethode, welche von der prinzipiellen Nichtigkeit der Vielweiberei ausgeht und unter allen Umständen vor der Taufe eine Scheidung von den Frauen verlangt;

2. Die Legitimitätsmethode, welche davon ausgeht, daß die Ehe nach den Gesetzen des betreffenden Volkes mit mehr als einer Frau rechtmäßig geschlossen worden sei, und darum

alle Frauen ein Recht haben, ihr Leben lang bei ihrem Mann zu bleiben; darum sei für die Taufe die Entlassung der Frauen nicht zu fordern, aber nach der Taufe dürfe keine weitere genommen werden.

3. Die Katechumenatsmethode, welche dem mit mehreren Frauen Verheirateten die Segnungen der evangelischen Predigt und der christlichen Gemeinschaft nicht vorenthalten möchte, aber sie als Katechumenen behandelt, so lange sie mehr als eine Frau haben (S. 95 f.).

Verfolgen wir nun die Geschichte der evangelischen Missionen in bezug auf diesen Punkt, so ist merkwürdig, wie die Brüdergemeine im 18. Jahrhundert in Westindien sowohl als die Baptistenmission unter Carey und die verschiedenen britischen und amerikanischen Kirchengemeinschaften, welche in Ostindien wirkten, im Anfang des 19. Jahrhunderts die genannten Bibelstellen so auslegten, daß in der ersten christlichen Kirche Polygamisten getauft, nur nicht zu kirchlichen Aemtern berufen worden seien, und darnach handelten.

Dagegen scheint in Südafrika bald eine strengere Praxis aufgekommen zu sein, hauptsächlich durch amerikanische Missionare. Gegen diese trat der durch seine kritische Stellung zum Alten Testament bekannt gewordene Bischof Colenso auf. Er verteidigte die Legitimitätsmethode und machte gegen die Annullationsmethode geltend, sie sei nicht in der heiligen Schrift begründet. Eine Ehe im eigentlichen hohen Sinn des Worts sei nur möglich zwischen Christen. Aber das Alte Testament beweise, daß auch Heiraten von anderem Charakter unter Gottes Zulassung möglich seien in der Zeit der Unwissenheit; dieselben müssen als gesetzlich und bindend betrachtet werden, obgleich sie nicht übereinstimmen mit dem göttlichen Ehegesetz vom Paradies. Das Alte Testament strafe den Ehebruch, aber nicht die Polygamie; auch Jesus verurteile sie nicht ausdrücklich, so wie die Ehescheidung. Aus 1 Tim. 3, 2., Tit. 1, 6 schließt Colenso, daß Polygamisten unter den Gemeindegliedern der apostolischen Zeit gewesen seien. Im Alten Testament seien die Frauen des Polygamisten in den Augen Gottes und der Menschen seine rechtmäßigen Frauen nach einem laxeren Gesetz als dem im Paradies gegebenen, das durch Christum und seine Apostel wiederhergestellt worden sei und die Schöpfungsgedanken Gottes

und das größte Geheimnis (Eph. 5) darstellen. Auch für den Kaffer gelte es, daß seine Frauen nicht als Konkubinen betrachtet werden dürfen. Zwingen wir den Polygamisten seine überzähligen Frauen zu verstoßen, so tasten wir, wenn er ein rechtschaffener Mann ist, sein Gefühl für Recht und Billigkeit, sein Pflichtbewußtsein als Ehegenosse und Vater an. Der erste Schritt eines Christen soll aber nicht eine Tat der Verletzung einer sittlichen Pflicht sein. Und welche Frau soll behalten werden? — Einige sagen: die erste, aber diese sei bei den Kaffern selten die Hauptfrau, und allerlei Fälle, die das abraten, seien möglich. Manche sagen, er solle die schwächste erwählen, die am wenigsten imstande sei für sich selbst zu sorgen, andere lassen den Mann, der doch „seine rechte Hand abhauen und sein rechtes Auge ausreißen soll", diejenige erwählen, welche er am liebsten behält, und die andern aufopfern, als wären die Frauen ein Vieh, aus welchem er das schönste und beste erwählte. Und dann die Kinder! — Ob man ein Recht habe die Mutter wegzusenden im Namen des Christentums, in doppeltem Sinn beraubt ihrer heiligsten Rechte. Was soll aus den weggeschickten Frauen und Kindern werden? — Diese Haltung gegen die Polygamie bilde ein Haupthindernis für die Volkschristianisierung in größerem Maßstab. Nach und nach solle das Christentum in der Volkskirche, dadurch daß die Wurzel des Bösen angetastet wird, auch die Früchte der Polygamie und dgl. entfernen (Esser S. 105, 109).

Colenso fand in Südafrika Zustimmung bei dem Bischof von Grahamstown und bei dem Superintendenten Hardeland von der Hermannsburger Mission, aber weit mehr Widerspruch, namentlich bei den amerikanischen Missionaren. Abgesehen von der abweichenden Bibelauslegung wurde gegen ihn geltend gemacht, daß die Scheidung bei den Kaffern nicht viele Schwierigkeiten mache, die Frauen seien viel mehr Sklavinnen, die gerne ihre Freiheit bekommen. Aber auch in seiner eigenen Kirche wurde Colenso stark angegriffen und darauf hingewirkt, daß die Frage nicht durch einen einzelnen Bischof, sondern durch die rechtmäßige Repräsentation der anglikanischen Kirche, durch die Convocation, beantwortet werde.

Im Jahr 1855 war die erste Schrift von Colenso über diesen Gegenstand erschienen, aber erst 1888 kam er vor die Convocation.

Inzwischen wurde 1857 vom Komitee der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft die Frage behandelt, und der Sekretär Henry Venn sprach sich für die Annullationsmethode aus, indem er hervorhob, wie man von Anfang an fest auftreten müsse, um eine eingewurzelte Sünde auszurotten. Providentiell sei zuerst der griechisch-römischen und dann der germanischen Welt das Evangelium anvertraut worden. Die jetzt zu bekehrenden Völker werden nicht eine so selbständige Entwicklung haben. Sie müssen die Früchte der indo-germanischen Kultur von uns empfangen, darunter die Monogamie, ohne daß wir, wie Colenso meint, abwarten müssen, bis durch die allmähliche Einwirkung der christlichen Grundsätze die Polygamie überwunden wird.

Während in Südafrika die Mehrzahl der Missionare sich dahin aussprach, daß eine Auflösung der polygamischen Ehen nicht allzuschwierig und dagegen ihre Duldung sehr gefährlich und nachteilig sei, wurde in Indien auf einer Missionskonferenz im Pandschab 1862—63, bei welcher auch Regierungsbeamte mitwirkten, darauf hingewiesen, daß bei den Hindu die Ehe eine Art Sakrament sei, daß die Frau für immer mit dem Mann vereinigt werde und an der Kaste ihres Mannes teilnehme, daß es ihre Ehre sei, ihrem Mann zu folgen in den Tod, daß Ehescheidungen selten vorkommen, obgleich Manu's Gesetzbuch dem Mann das Recht gibt, aus bestimmten Gründen seine Frau zu verstoßen, und daß die Verstoßene die schreckliche Schmach und Qual der indischen Witwen tragen müsse. Auch die baptistische Missionskonferenz von 1884 in Kalkutta blieb bei der Tradition aus Careys Zeit.

Aber es erhoben sich auch in Indien starke Stimmen für die Annullationsmethode. Missionar Lucas von der amerikanisch-presbyterianischen Mission in Allahabad hob hervor, daß in der heiligen Schrift nirgends eine Taufe von Polygamisten nachzuweisen, daß deshalb eine solche Taufe schriftwidrig und nicht zu rechtfertigen sei, daß sie schlimme Folgen habe für die ganze Kirche und der kirchlichen Tradition widerspreche. Missionar Messmore schlug für Polygamisten ein bleibendes Katechumenat vor, so daß sie durch eine besondere Amtshandlung in dasselbe aufgenommen werden und im Vorhof der Kirche blieben. Lucas bestritt auch d[illegible]
Man habe kein Recht, neue Zeremonien in der Kirch[illegible]
Es sei das ein Kompromiß, welcher das Zeugnis [illegible]

gamie abschwäche. Die Leute würden doch als Christen anerkannt und nicht angespornt mit ihrer Sünde zu brechen. Die Bedeutung der Sakramente wäre nicht der heiligen Schrift entsprechend, wenn die Taufe erst erteilt würde, nachdem eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht ist (Esser S. 119—121).

Der Bischof Douglas vom Sululand drang 1886 in einem Schreiben an den Erzbischof von Canterbury darauf, daß die Frage von der höchsten Instanz der anglikanischen Kirche behandelt werden müsse. Noch ehe dies geschah, wurde in London eine allgemeine Konferenz der protestantischen Missionen gehalten, auf welcher der Präsident der dänischen Missionsgesellschaft Holm ein Referat hatte über das Verhältnis der Missionskirche zur Polygamie und die Katechumenatsmethode verteidigte in der Weise, daß der Katechumene auf seinem Sterbebett noch getauft werden dürfte. Auch hier erhob sich von Afrika am meisten Widerspruch gegen die Taufe von Polygamisten, während von Indien gewichtige Stimmen für die Legitimitätsmethode eintraten und von China die Meinungen sehr auseinandergingen. Das Ergebnis war, daß nach dem Vorgang der Brüdergemeine die Entscheidung der Konferenz den Missionaren auf dem Missionsfeld überlassen werden müsse.

Endlich im Juli 1888 kam die so lang erwartete Konferenz der anglikanischen Bischöfe im Lambethpalast in London zusammen. Sie bestand aus 145 Bischöfen, darunter allein 5 aus Indien. Das Komitee, welches den Bericht über diese Frage erstatten sollte, bestand aus 5 Bischöfen des vereinigten Königreichs, 4 aus Afrika, 3 aus Amerika, einem aus Indien, 2 aus Australien. Die Mehrheit sprach die Ansicht aus, daß weder das Gesetz Christi noch die Praxis der alten Kirche die Taufe von Polygamisten erlaube, daß aber der Uebergang von der Polygamie zur Monogamie häufig große Schwierigkeiten und Härten mit sich bringe, und daß die Entscheidung oft von lokalen Umständen abhänge, welche nur die lokalen Autoritäten richtig beurteilen können. Polygamisten sollen in christlichen Unterricht aufgenommen werden, aber es wird für besser angesehen, wenn mit der Taufe noch gezögert werde, damit der Begriff der christlichen Ehe nicht abgeschwächt und dadurch eine unheilbare Wunde in die Sittlichkeit der christlichen Kirche geschlagen werde. Die Weiber der Polygamisten können in manchen Fällen zur Taufe zugelassen werden, da ihre Stellung wesentlich

verschieden ist von der des polygamistischen Gatten, da sie in den meisten Ländern nicht die Freiheit haben, eine eheliche Verbindung einzugehen oder zu lösen, und da sie nicht die christliche Vorschrift der Treue gegen den Gatten verletzen. Schwierige Detailfragen, welche infolge dieser Empfehlungen entstehen, müssen der Entscheidung der Lokalautoritäten der Kirche, der diözesanen oder provinzialen, überlassen werden. Die Verbindung eines Weibes mit mehreren Männern, wie sie in einzelnen Ländern stattfindet, kann von der Kirche niemals anerkannt werden. Indem das Komitee diese Grundsätze darlegt, will es keine Zensur ausüben über solche, welche sich früher für eine andere Praxis entschieden haben, und es wird den einzelnen Bischöfen die Verantwortlichkeit für die Lösung der Schwierigkeiten überlassen.

So hat auch diese Konferenz keine allgemein bindenden Beschlüsse gefaßt. Nur der eine Punkt tritt deutlich hervor, daß die Taufe den Männern nicht erteilt werden soll, so lang sie mit mehr als einer Frau in der Ehe leben. Die Katechumenatsmethode wird sich dabei namentlich für Indien als der gewiesene Weg ergeben. Die Verhandlungen der Konferenz hatten immerhin großen Einfluß nicht nur auf die Missionsgesellschaften der anglikanischen Kirche, sondern auf die englischen Missionen überhaupt.

Auf der allgemeinen Missionskonferenz in New-York im Jahr 1900, wies der Sekretär der China-Inland-Mission Sloan darauf hin, daß man in diesem Punkte zu keiner Uebereinstimmung gekommen sei und wohl auch nicht kommen werde, da das Neue Testament dafür keine bestimmten Anhaltspunkte gebe, und die Art der Polygamie in den verschiedenen Ländern sehr verschieden sei. Er schlug vor, wo möglich eine Scheidung von Tisch und Bett für die andern Frauen zu verlangen (S. 142).

In Deutschland kam die Sache zur Sprache auf der neunten kontinentalen Missionskonferenz in Bremen 1897 durch ein Referat von Missionsinspektor Zahn über eine Eheordnung für die evangelische Mission, das viele feine Bemerkungen enthielt, aber über diesen Punkt auch keine bindende Beschlüsse beantragte. Es zeigte sich wieder, daß die Verhältnisse in Indien, Sumatra, China und andern Ländern ganz verschieden sind von denen in Afrika.

Für Niederländisch-Indien wurde 1883 in Batavia und Depok eine niederländische Missionskonferenz gehalten, in welcher die große Mehrheit sich dahin entschied, daß die Mohammedaner, welche Christen werden wollen, nicht genötigt werden sollen, ihre überzähligen Frauen gegen ihren Willen zu entlassen. In der Minahassa auf Celebes, wo die Niederländische Missionsgesellschaft ihr schönstes Arbeitsfeld hatte, das jetzt der Staatskirche übergeben ist, werden Polygamisten zur Taufe, aber nicht zum heiligen Abendmahl zugelassen (S. 145).

Im allgemeinen wird man sagen müssen, daß bei den meisten Missionsgesellschaften die Haltung gegenüber der Polygamie mit der Zeit eine strengere geworden sei. In der Brüdergemeine hatte Zinzendorf den Missionaren, welche er unter die Samojeden senden wollte, eine Instruktion gegeben, worin er die Taufe von Polygamisten ausdrücklich erlaubte (S. 129,) und wir haben schon erwähnt, wie in Westindien darnach gehandelt wurde. Aber im Lauf der Zeiten verschärfte sich die Anschauung der Missionsdirektion. In der Instruktion von 1899 heißt es: „betreffend der Taufe Erwachsener gilt es als Regel, daß solche, welche in polygamischen Verhältnissen leben, nicht zur Taufe zuzulassen sind. Jedoch steht es der Missionsdirektion frei, mit den einzelnen Provinzialbehörden über gewisse Fälle besondere Vereinbarungen zu treffen. So ist sie z. B. ermächtigt, die Taufe solcher Frauen zu gestatten, denen, obwohl innerlich wirklich erweckt und bekehrt, die Lösung des polygamischen Verhältnisses unmöglich ist. Jedoch soll niemals eine solche Person in unsrer Gemeinde ein kirchliches Amt bekleiden".

Die Basler Mission hat 1859 unter Inspektor Josenhans eine Gemeindeordnung bekommen, welche für die Stationen in Indien und Westafrika gemeinsam sein sollte, aber später für die verschiedenen Missionsgebiete in einzelnen Punkten abgeändert werden mußte. Darin heißt es: „Polygamistische Ehen, welche von Gemeindegliedern in heidnischem Zustand eingegangen wurden, sind ehebrecherischen Verbindungen christlicher Personen nicht gleichzustellen; sie dürfen daher auch, da die Unauflöslichkeit der Ehe von dem Worte Gottes ebenso laut und deutlich gelehrt wird, wie die Monogamie, nicht ohne weiteres und unter allen Umständen aufgelöst werden. Es gilt deshalb in unsern Gemeinden

als Regel, daß polygamistische Ehen übertretender Personen aufgelöst werden, wenn dies ohne Verletzung des Gewissens und ohne Uebertretung des Regierungsgesetzes geschehen kann; dagegen müssen sie als ein nicht zu änderndes Uebel in dieser Zeit des Uebergangs, in welchem sich unsre Gemeinden befinden, geduldet werden, wenn die Auflösung des polygamistischen Verhältnisses ein größeres Uebel erzeugte und neue Sünden nach sich zöge." Es werden dann einzelne Fälle aufgeführt, in denen Ehegatten ohne Verletzung des Gewissens entlassen oder verlassen werden können, und solche, in denen eine Entlassung nicht stattfinden soll. Die entlassenen Frauen sollen, wenn sie Heidinnen bleiben, von dem christlichen Ehemann nach Landessitte entschädigt werden, wenn sie Christinnen geworden sind, unterstützt werden, so weit es notwendig ist. Es bleibt ihnen unbenommen eine neue Ehe einzugehen, wenn kein gesetzliches Hindernis vorliegt.

Schon 1862 heißt es im Missionsmagazin S. 252 in bezug auf die Gemeindeordnung: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Zulassung solcher Ausnahmsfälle, auch wenn sie noch so selten und für ein scharfblickendes Auge als Ausnahmsfälle noch so deutlich sind, dem ungeübten Sinn des Neubekehrten unverständlich und unbegreiflich ist. Unsre Christen können es nicht begreifen, warum in einem Fall einer seine Frauen soll behalten dürfen, im andern sie entlassen muß. Es geht hier wie mit der Kaste in Indien und dem Sklavenwesen in Afrika. Nachsicht in einem Fall, Strenge im andern, bleibt dem Auge des neubekehrten Heiden unverständlich; ja wir dürfen hinzusetzen: solche zarte Unterscheidungen, wenn auch unter gewissen Umständen zulässig und ratsam, sind in den meisten Fällen nur geeignet die Lage der Dinge zu verwirren. Die Erfahrung, ja die praktische lebensvolle Erfahrung ist eben auch in der Mission die rechte Lehrmeisterin, und sie wird in diesem Stück uns das Rechte lehren."

In Tschonghangkong in China wurde nach dem Basler Jahresbericht von 1896 ein Mann aus einem benachbarten Dorf getauft, der zwei Frauen hatte und seit drei Jahren mit seinen Frauen regelmäßig den Gottesdienst besuchte. Beide hatten Kinder von ihm, auch die zweite Frau hatte er nach heidnischer Sitte regelrecht geheiratet; sie hatten bisher im Frieden zusammengelebt und keine der Frauen willigte ein, daß die andere entlassen werde. Dazu

kam, daß der ganze Stamm es nicht duldete, daß einer eine rechtmäßig geheiratete Frau entlasse, wenn sie einen sittlichen Wandel führe. Es hätte also der Mann sein Stammesrecht verloren. So willfahrten die Missionare schließlich seiner oft wiederholten Bitte und nahmen ihn und seine erste Frau in die Gemeinde auf. Auch die zweite Frau bat um die Taufe, war aber in ihrer christlichen Erkenntnis noch so schwach, daß sie zurückgestellt wurde.

Die Rheinische Mission hat namentlich in Sumatra Polygamisten getauft. Aber es wird darüber geklagt, daß die Christen nicht begreifen wollen, warum man ihnen bei dieser Praxis nicht erlaube, als Christen oder als Katechumenen eine zweite Frau zu nehmen. Die meisten Fälle von Ausschließung aus den Gemeinden auf Sumatra kommen auf solche bigamische neue Verbindungen. Doch kommen in den älteren Gemeinden solche Fälle nicht mehr vor (S. 154).

Die Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I) taufte früher Polygamisten ohne Scheidung zu verlangen. Aber 1883 wurde in der Gemeindeordnung auf allen Gebieten die Taufe von Polygamisten verboten. Inspektor Merensky berichtete auf der neunten Bremer Missionskonferenz (1897) in bezug auf Südafrika: „in praxi haben sich in der Berliner Mission die Schwierigkeiten nie unüberwindlich gezeigt. Allerdings darf man die Trennung von den andern Frauen nicht gleich beim Eintritt der Männer in den Katechumenenunterricht verlangen; da haben sie noch nicht die Kraft dazu. Aber im Laufe der christlichen Unterweisung lösen sie ihre polygamischen Verhältnisse meist von selbst.“ Dagegen kam von China Opposition gegen die Gemeindeordnung, und es wurde 1901 mit den Basler und Barmer Missionaren in China eine Vereinbarung beschlossen, wonach in allen Fällen von Zulassung eines Polygamisten zur Taufe die Sachlage besonders geprüft und die Zulassung abhängig gemacht werden soll von der Zustimmung zweier unbeteiligter Missionare, die in Gemeinschaft mit dem als Pastor des Taufbewerbers in Betracht kommenden Missionar darüber ein Protokoll aufzunehmen und zu unterschreiben haben, welches an das Komitee einzusenden ist (S. 155 f.).

Die Hermannsburger Mission war durch ihren Gründer, Pastor L. Harms, angewiesen, der Annullationspraxis zu folgen, und der Superintendent Hardeland, der, wie wir hörten, Co-

lenso beistimmte, scheint darin keine Aenderung herbeigeführt zu haben. In bezug auf die Frauen von Polygamisten gilt die Bestimmung: wenn eine solche Frau die Taufe begehrt, soll der vereinigte Einfluß der Frau, des Missionars und der Aeltesten angewandt werden, um den Mann zu bewegen, daß er der Frau die Freiheit gebe, und es soll ihm nötigenfalls von seiten der Mission der Kaufpreis für die Frau zurückbezahlt werden. Hilft das nicht, so kann die Frau, wenn sie vor dem Mann flieht, auf dem Missionseigentum Zuflucht finden. Nur im äußersten Fall wird eine Frau, die weiter mit einem Polygamisten zusammenlebt, getauft (S. 156).

Dagegen die Leipziger lutherische Missionsgesellschaft folgt der Legitimitätsmethode und überläßt es in besonderen Fällen ihren Missionaren, über die Zulassung Beschlüsse zu fassen (S. 156).

Die Goßner'sche Mission (Berlin II) tauft keine Polygamisten, ehe sie ihre Frauen entlassen haben, die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) macht in schwierigen Fällen von der Katechumenatsmethode Gebrauch. Die Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten hatte von der englischen die Legitimitätsmethode übernommen, geht aber zu einer strengeren Praxis über.

Die nordischen Missionen sind gegen die Taufe von Polygamisten, und besonders streng die Pariser Evangelische Missionsgesellschaft. Man befolgte unter den Basuto die Methode, die sogenannten kleinen Frauen aufzumuntern, daß sie alles dransetzen um frei zu werden. War das unmöglich, so blieben sie im Katechumenat, so daß manche 15 Jahre lang Katechumenen bleiben mußten. Erst 1902 hat eine Konferenz von europäischen Missionaren und eingeborenen Lehrern beschlossen, einige kleine Frauen zur Taufe zuzulassen. Es waren die eingeborenen Lehrer, welche am meisten Bedenken trugen gegen diese Zulassung. „Denn das ist die Kraft der Basutokirche, sagten sie, und sichert ihr das Ansehen der Heiden: ihre strenge Zucht und ihre genaue Befolgung der christlichen Sittenlehre" (S. 158). Die Kehrseite ist allerdings, daß die Mehrheit des Volks sich von den Gemeinden ferne hält, daß sie einen Staat im Staate bilden (S. 160). In den Bahnen der Pariser Mission geht auch die Mission Romande, die Mis-

sion der französischen Schweiz. Die schottischen und amerikanischen Missionen verlangen ebenfalls Scheidung. Die China-Inland-Mission, welche grundsätzlich keine Regeln für Kirchenbildung und Zucht gibt, überläßt es dem einzelnen Missionar, was ihm als das schriftgemäßeste erscheint, und vertraut den Nachfolgern, daß sie die Organisation der Vorgänger beibehalten. Hudson Taylor selbst verteidigte die Legitimitätspraxis.

So sind die evangelischen Missionsgesellschaften trotz allen Konferenzbeschlüssen noch nicht zu einer Einstimmigkeit über den Punkt gekommen, ob in allen Ländern die Entlassung der überzähligen Frauen als Bedingung für die Taufe gefordert werden darf. Auch über die Taufe von Frauen der Polygamisten sind sie noch nicht einig. Im ganzen wird man sagen dürfen: die strengere Praxis in der Behandlung der Polygamie wird namentlich von den eingeborenen Aeltesten und Lehrern gefördert, welche das Opfer gebracht haben und dem nachfolgenden Geschlecht den Weg nicht leichter machen wollen.

Wenn wir diese Schwierigkeiten in der Behandlung der Vielweiberei näher ansehen, begreifen wir es, wie der Islam in Afrika und auf den ostindischen Inseln viel raschere Fortschritte machen kann als das Christentum, wie er namentlich die Häuptlinge viel leichter gewinnt. Aber eben damit ist auch klar, wie wenig er imstande ist, die heidnischen Völker in sittlich-sozialer Beziehung auf eine höhere Stufe zu bringen.

Zwei englische Missionsfeste.

Von Pastor Kornrumpf.

Wir können unsere Missionsarbeit mit einem großen Bau oder mit einem ausgedehnten Erntefeld vergleichen. Wem aber an dem schnellen, fröhlichen Fortgang dieses Baues oder an der raschen, frohen Förderung der Ernte gelegen ist, der wird nicht bloß selbst freudig und kräftig mit anfassen, sondern der wird es auch wünschen, daß seine Mitarbeiter angefeuert und ansportnt werden zu Fleiß und Eifer und Treue im Werke.

Das ist der Zweck unserer Missionsfeste, das ist der Zweck auch unseres Missions-Magazins.

Es gibt nun drei Arten, wie man dieses Aneifern betreiben kann. Die ersten zwei Wege werden gewöhnlich bei unsern Missionsfesten begangen; mit einem dritten wollen wir es in diesen Zeilen versuchen.

Der erste Weg ist das, daß wir uns darauf berufen, daß Jesus Christus unser Heiland, der Bringer unserer Seligkeit, der Retter unserer Seele ist. Und dieser Herr, dem wir alles verdanken, ist der gute Hirte auch der anderen Schafe, der Schafe, die noch in der Irre gehen. Auch die fernen Heiden sind sein. Sie aber hat er uns ans Herz und aufs Gewissen gelegt: Gehet hin in alle Welt! Ihr seid das Licht der Welt! Ihr sollt meine Zeugen sein! Lasset euer Licht leuchten! Wie euch der Vater gesandt hat, so sende ich euch!

Das ist der Ton, den wir bei unsern Missionsfesten in den Festpredigten zu hören bekommen. Wer aber wirklich ein gläubiger Christ, ein Jünger seines Herrn, ein Erlöser Jesu Christi ist, dem muß dieser Ton ans Herz dringen; der muß sagen: weil ich ein Christ bin, muß ich auch ein Missionsfreund sein. Ist das nicht richtig gefolgert?

Aber wir wünschen mehr Feuereifer für die Mission. Darum ist es bei den Missionsfesten in der Regel mit der Festpredigt nicht genug. Es folgt noch ein Bericht. Der erzählt vom Elend der Heiden: von ihren Sünden und Schanden, von ihrer Furcht und Angst, von ihrer Freudlosigkeit und ihrer Ungewißheit, von ihrer Torheit und Verkehrtheit. Auf diesem dunklen Hintergrund werden dann lichte Bilder gemalt von den Erfolgen des Lichts in der Finsternis, von der Ueberwindung des Heidentums durch die Macht des Evangeliums, von der Rettung der Heidenseelen in den Frieden Jesu Christi. Auch dieser Weg kann eigentlich seines Zweckes nicht verfehlen. Wie das rote Kreuz und die Gesellschaften zur Rettung Schiffbrüchiger die Barmherzigkeit barmherziger Menschen nicht umsonst anrufen, so sind auch unsere Missionsberichte nicht vergeblich. Sie eifern erfolgreich an zum guten Werke. Und alle gedruckten Missionsgeschichten, auch die gedruckten Berichte unseres „Magazins“ helfen dabei mit, und unser Antreiben und Anspornen ist nicht umsonst.

Heute aber möchten wir es mit einem dritten Wege versuchen. Man kann die Bauarbeiter oder die Erntearbeiter gewiß auch dadurch zu neuem Eifer anfeuern, wenn man ihnen sagt und zeigt, wie es andere machen. Für einen aufmerksamen Beobachter wird jede solche Vergleichung nicht bloß lehrreich sein, sondern auch dazu helfen können, Liebe und Treue, Eifer und Fleiß zum guten Werke zu stärken und zu fördern. Das wollen wir heute versuchen.

Der Schreiber dieser Zeilen ist diesen Sommer drei Wochen in England gewesen, nicht zu einer Studienreise, sondern um in der Stille am Strande eines Seebades einmal von der Arbeitslast seines Pfarramtes auszuruhen. Als Missionsfreund hat er dabei aber offene Augen gehabt auch für die kirchlichen Bestrebungen und die Veranstaltungen im Interesse der Heidenmission. Von den mancherlei Dingen, von denen da zu berichten wäre, scheinen besonders zwei kleine Missionsfeste geeignet, uns ein Bild von der Arbeit der englischen Kirche und der englischen Missionsfreunde für die Heidenmission zu geben. Also nicht von Zahlen und Namen, nicht von statistischen Angaben und Uebersichten soll die Rede sein. Es handelt sich um zwei Einblicke in das Missionsleben der englischen Kirche. Ehe wir aber von diesen beiden Veranstaltungen berichten, sei ein kurzes Wort vorausgeschickt zum Vergleiche zwischen deutscher und englischer Kirchenarbeit.

Es kann kein Zweifel sein, daß unser Unterrichtswesen durchaus dem englischen überlegen ist. Das gilt nicht bloß von allerlei weltlichem und menschlichem Wissen, das gilt auch von dem religiösen Wissen. Der mangelhafte Religionsunterricht in vielen Schulen wird nicht völlig ersetzt durch den Religionsunterricht durch Laienkräfte, wie ihn die englische Sonntagsschularbeit darstellt. Statt unseres ein- bis zweijährigen Konfirmandenunterrichts hat die englische Jugend durch die Geistlichen nur eine Unterweisung von kaum einem Vierteljahr mit 1—2 Stunden in der Woche. Dann kommt die Firmelung durch den Bischof. Im Jugendunterricht leisten die deutschen evangelischen Geistlichen überall mehr an Arbeit als die Geistlichen der englischen Kirche. Verhältnisse gar wie wir sie in Württemberg haben, sind für die englische Kirche völlig undenkbar.

Andererseits aber muß man sagen, daß die Glieder der englischen Kirche die empfangenen Eindrücke und Belehrungen ihres religiösen Jugendunterrichtes nachher im Leben in der Regel viel nachhaltiger und eifriger ausnützen als es die deutschen evangelischen Christen tun. Freilich ist der Unglaube und die Gleichgültigkeit auch in England wie bei uns erschreckend groß. Aber in England gibt es überall zahlreiche Laien, Männer und Frauen, die mit ihrer Person von sich aus für ihre religiöse Ueberzeugung eintreten und von sich aus dafür wirken. Auch wir machen in dieser Richtung zur Zeit die erfreulichsten Fortschritte. Aber die englische Kirche ist uns darin weit überlegen. Das geistliche Amt hat dadurch von der Gemeinde aus eine ganz außerordentliche selbständige Unterstützung, wie wir sie hier in Deutschland nur sehr selten sehen. Charakteristisch ist daher für das kirchliche Leben Englands eine große Fülle kleiner selbstständiger religiöser Veranstaltungen wie in der Sonntagsschule und in anderen Dingen, so auch in der Mission.

Und nun zu unseren beiden kleineren Missionsfesten.

Das erste war veranstaltet zum Besten der ärztlichen Mission in Kaschmir. Der Ort der Versammlung war der Pfarrgarten der Christuskirche in Bridlington bei Hull. Auf dem grünen wohlgepflegten Rasen des Pfarrgartens standen im Halbkreis in 6—8 Reihen um einen Tisch, dessen stumpfe Beine ein Einsinken in den Rasen verhinderten, etwa 70—80 Stühle. Es waren nur geladene Gäste anwesend. Wir waren Gäste des Pfarrhauses. Nach Schluß des Festes wurde Tee und Kuchen angeboten. Die Festfeier selbst nahm folgenden Verlauf.

Zum Eingang wurden Blätter verteilt, von denen wir Lieder sangen, die auf einem kleinen Harmonium begleitet wurden. Die Eröffnungsansprache hielt der Vorsitzende, ein Rechtsanwalt. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland lokale Missionsvereine in irgend nennenswerter Anzahl gibt, deren Vorsitzender ein Rechtsanwalt wäre. Er sagte in kurzen, schlichten Worte was zur Eröffnung zu sagen nötig und nützlich war. Ein le Beifallklatschen der Zuhörer drückte ihre Zustimmung zu Worten aus. Dann sprach einer der anwesenden Geistlic Eingangsgebet. Der Pfarrer selbst verlas aus der Sch Botschaft Johannes des Täufers aus dem Kerker an Jesu

Frage: bist du es, der da kommen soll? und die Antwort: die Blinden sehen 2c. gaben den biblischen Grund für eine ärztliche Missionsarbeit im Heidenlande. Dann kam der dreiviertelstündige Bericht des Missionsarztes Dr. Arthur Neve. Ein deutscher Missionsarzt würde in ähnlicher Weise berichtet haben.

Die ärztliche Kaschmir-Mission besteht 40 Jahre und ist in ihrer Entstehung zu verdanken der politischen Verwaltung des Pandschab-Distriktes im nördlichen Vorderindien. Aus winzig kleinen Anfängen ist ein großes Werk geworden. In dem Krankenhause arbeiten neben dem Berichterstatter, den wir hörten, noch zwei andere Aerzte und zwei Damen als Oberinnen. Das Dienst- und Pflegepersonal besteht aus 35 Personen. Das Werk ist noch fortdauernd im Wachstum begriffen. In den letzten zehn Jahren ist die Zahl der neu in Behandlung genommenen Patienten von 10 000 auf 15 000 gestiegen. Im ganzen waren jährlich in Behandlung vor zehn Jahren 30 000, jetzt 35 000 Patienten, davon in den Betten des Krankenhauses vor zehn Jahren 900, jetzt 1200 Kranke. Bei Erdbeben, Cholera und Aussatz wurde die Hilfe des Krankenhauses besonders dankbar empfunden. Seit einer Reihe von Jahren müssen wohlhabende Kranke einen Teil ihrer Kurkosten oder auch die ganzen aus eigenen Mitteln bestreiten. So kommt — wenn ich mich recht entsinne — jetzt schon ein Viertel aller Einnahmen des Krankenhauses auf. Eine Erweiterung, die jetzt geplant ist, soll sich in dieser Weise völlig selbständig erhalten.

Von Zeit zu Zeit werden ärztliche Missionsreisen durchs Land veranstaltet und auch bei diesen Reisen die ärztliche Hilfe als ein Bahnbrecher für das Evangelium mit gutem Erfolge verwendet. Neben mancher Anfeindung von buddhistischer und mohammedanischer Seite ist der Erfolg der ärztlichen Liebesarbeit doch auch der, daß schon wiederholt sogar Mollahs und Brahmanen nicht bloß das Missionskrankenhaus gelobt und empfohlen, sondern die sittliche, ja die religiöse Ueberlegenheit des Christentums geradezu zugegeben und anerkannt haben. So ist die ärztliche Missionsarbeit ein Bahnbrecher des Evangeliums vom Sünderheiland, wie es im finstern Heidenlande kaum einen zweiten Bahnbrecher geben könnte.

Als Anerkennung für die soziale Hilfe, die das Krankenhaus in Kaschmir für Ostindien bedeutet, hat der Vizekönig von

Indien den leitenden Arzt mit einer Ordensauszeichnung dekoriert, der ersten, mit der eine Staatsobrigkeit den Erfolg ärztlicher Missionspraxis anerkannt hat. Der Vortragende zeigte den Orden vor, den er in einer kleinen Schachtel bei sich führte. Warum er ihn nicht auf der Brust trug, vermag ich nicht zu sagen.

Nach dem Bericht des Missionsarztes folgte ein Gesang; während dessen ging der Kollektenteller — natürlich ein holzgeschnitzter wie in England gewöhnlich — von Hand zu Hand herum und brachte nach unserm Gelde etwa 116 M. ein. Geschlossen wurde mit dem aaronitischen Segen.

Dann folgten noch einige Mitteilungen an die Festteilnehmer. Es wurden Blechbüchsen in der Gestalt von Medizinflaschen angeboten, in denen man Gaben sammeln sollte. Ferner wurde zu einem Abendgottesdienst, der um $^1/_2$ 8 Uhr in der Christuskirche stattfinden sollte, eingeladen und auf die Schriftenverteilung am Ausgang des Pfarrgartens hingewiesen. Die ganze Feier hatte eine Stunde gedauert ($^1/_2$ 4—$^1/_2$ 5).

Bei dem nachfolgenden kurzen Tee wurde eine zwanglose Unterhaltung gepflogen. Unter den Festteilnehmern war eine Dame, die einige Jahre von den „Mähren" (Moravian) — so nennt man in England die Brüdergemeine — erzogen worden war. So kam das Gespräch auf die Herrnhuter, die man genau kannte und auch nachdrücklich anerkannte. Freilich wußte man auch, daß Deutschland in den Missionsleistungen, namentlich auch in der ärztlichen Mission, noch sehr gegen England zurücksteht. Aber auch der erfreulichen Vorwärtsbewegung deutsch-evangelischer Missionsarbeit war man sich bewußt. Die Schriften am Ausgange (Flugblätter und Berichte) teilte der Hausherr selbst am Gartentor aus.

Von dem Abendgottesdienst ist noch zu sagen, daß nach der üblichen Liturgie des englischen Gottesdienstes unser Missionsdoktor im englischen Talar auf der Kanzel erschien und nach Gebet und Schriftvorlesung einen Bericht über die ärztliche Missio[illegible]
Wie ich mir nachher sagen ließ, war der Arzt [illegible]
Geistlicher, sondern Laie. Man hätte um Predi[illegible]
eigentlich den Bischof angehen müssen. [illegible]
Sprengel des zuständigen Bischofs nur [illegible]
war, hatte man davon Abstand genomme[illegible]

Trotz so vieler Dinge äußerlicher Art, die den Deutschen bei diesem Missionsfeste fremd anmuteten, war doch die Einheit im Geist mit uns völlig deutlich und klar. Das kam in allem, was gesagt wurde, zum Ausdruck; auch in den Gesprächen vor und nach der Nachmittagsversammlung, und endlich auch in dem Gebet der Leiter, Veranstalter und Redner im Studierzimmer des Pfarrers vor Beginn des Festes.

Wenn bei diesem Feste mehr die Einigkeit im Geiste zu Tage kam, so waren es bei der anderen Veranstaltung, von der ich reden will, mehr die Unterschiede in äußerlichen Dingen, die ins Auge fielen. Es handelte sich da um einen Kindermissionstee im Gemeindehause der Trinitatiskirche in Bridlington.

An dem breiten sandigen Strande von Bridlington fanden alle Tage von 11—12 Uhr Kindergottesdienste für die Kinder der Badegäste nun schon im neunzehnten Jahre statt. Es sammelten sich von den vielen hundert Kindern der Badegäste jedesmal 50 bis über 100 Teilnehmer. Freilich viel zahlreicher waren die Kinder, die einige hundert Schritte davon in der See wateten, auf Eseln ritten oder den Spaßmachern (clowns, hier pierrots genannt) zusahen oder Bananen oder Eiswaffeln naschten. Leiter war ein Herr Hutchinson, der Laien-Sendbote eines Londoner Sonntagsschulkomitees, ein jugendfrischer Greis im Silberhaar. Für einen Nachmittag waren die Kinder zu einem Kindermissionstee auf 3—½5 Uhr eingeladen. Ein Missionar aus China sollte sprechen. Die Einladung erfolgte durch öffentliche mündliche Bekanntmachung bei verschiedenen Gelegenheiten.

Bis zur Eröffnung um 3 Uhr hatten sich knapp 50 Kinder und reichlich doppelt so viele Erwachsene — meist junge Damen — eingestellt. Als der Missionar mit seiner Frau, beide in chinesischer Tracht, eintraten, wurden sie mit lebhaftem Klatschen empfangen und begaben sich vorn auf das Podium. Als es stille geworden war, ließ Herr Hutchison, der das Ganze leitete, nach einander zwei Lieder singen. Bücher und Textblätter waren vorher ausgeteilt worden. Als die letzten Töne des zweiten Liedes verklungen waren, eröffnete Herr Hutchison die Versammlung und teilte mit, daß ein deutscher Pastor und außer dem Festredner noch ein zweiter chinesischer Missionar anwesend seien und ersuchte uns vom Podium aus, wir möchten deutsch, englisch oder chinesisch beten. Dann be-

richtete der Festredner 20 Minuten über chinesische Sitten und chinesischen Aberglauben. Er wußte von vornherein bei seinen Zuhörern eine angeregte Stimmung zu erwecken; er begrüßte die Versammlung in der auch uns von unsern chinesischen Missionaren bekannten Weise vom Podium aus feierlich, indem er die Handflächen zusammenlegte und ein halbes Dutzend tiefer Verbeugungen machte. Dann erklärte er, das sei der chinesische Gruß und bat die Versammlung, wenn er jetzt seinen Gruß wiederhole, ihm in gleicher Weise zu danken. Das geschah und weckte eine fröhliche Stimmung und machte Lust, mehr zu hören. Als sein Bericht zu Ende war, machte seine Frau mit Bezugnahme auf ihr eigenes Gewand Mitteilung über die Kleidung chinesischer Damen im Hause, auf der Straße und bei Besuch. Inzwischen waren auch die beiden kleinen Kinder des Ehepaares zum Vorschein gekommen, und während die Mutter ihre Auseinandersetzungen machte, der die anwesenden Damen und Kinder mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten, fütterte der Vater Missionar mit zwei chinesischen Eßstäbchen nacheinander seine beiden Kindlein oben auf dem Podium an dem Tische, der dort stand, wie es schien mit Reisbrei. Die Mahlzeit dauerte etwa so lange wie der Garderobenbericht der Mutter. Alles in der Zuhörerschaft war Auge und Ohr.

Dann wurde abgebrochen und Tee und Küchlein hereingebracht und eine sehr lebhafte muntere Unterhaltung setzte ein. Mehrere Damen, die einmal Beziehungen zu Deutschland gehabt hatten, redeten mich als deutschen Pastor an, eine sogar in gut verständlichem Deutsch. Inzwischen wurde eine Kollekte eingesammelt. Nach zehn Minuten ging ein älterer Geistlicher aus der Nachbarschaft von Bridlington, den ich einige Tage zuvor bei einer andern Veranstaltung hatte sprechen hören, mit einem großen Teebrett herum und sammelte die leeren Tassen ein. Dieses häusliche Ehrenamt würden sich bei uns die Damen sicher nicht nehmen lassen.

Nun wurde wieder Ruhe geboten und die Frau Missionarin erklärte eine Reihe chinesischer Gebrauchsgegenstände, die auf ein[illegible]
Tisch mitten im Saale aufgestellt waren. Einige Kl[illegible]
wurden auch zum Kaufe angeboten. Von demselbe[illegible]
sprach dann wieder der Missionar vom Opiumra[illegible]
der Meinung, die man beim Reisen in fremden [illegible]

Volk erwecken könne — gut oder schlecht, je nachdem. Dabei erwähnte er, daß er beim Beginn seiner Arbeit in China vielfach darum offene Türen gefunden hätte, weil die Chinesen in ihm den Landsmann des Generals Gordon, des Retters Chinas im Taiping-Aufstande (1850—1865) geachtet und geehrt hätten.

Nachdem die ganze Versammlung anderthalb Stunden gedauert hatte, erfolgte der Schluß in üblicher Weise.

Ich habe in der Heimat schon viele Missionsversammlungen veranstaltet und mitgemacht Sie pflegen ja unter sich in mannigfachster Beziehung verschieden zu sein. Aber was ich hier am englischen Nordseestrande von einem Kindermissionstee gesehen hatte, war etwas für unsere Begriffe ganz eigenartiges. Ein Londoner Komitee schickt einen in der Sonntagsschularbeit ergrauten Laien. Der hält jeden Tag eine Stunde Kindergottesdienst am Strande, veranstaltet im Gemeindehause der benachbarten Pfarrkirche ein Missionsfest für Kinder, an dem doppelt so viel Erwachsene teilnehmen. Eine Missionsfamilie tritt aktiv auf. Die längste Ansprache — der Leitung augenscheinlich zu lang — dauert knapp 20 Minuten. Das Ganze macht nach unsern Begriffen den Eindruck einer sehr formlosen, fast ordnungslosen Veranstaltung, und doch war es ein Fest, getragen von einem Geiste, zweckmäßig für sein Ziel, interessant für die Teilnehmer und durchaus sammelnd in seinem Ergebnis.

Woran liegt das? Die englische Art ist in dieser und in ähnlichen Beziehungen so sehr verschieden von der deutschen Art. Wir erwarten alles — im Staat, in der Kirche und in kommunalen Angelegenheiten — von der ordnungsmäßigen Leitung. Bei den Engländern sind die einzelnen viel selbsttätiger. Daher haben wir noch im kleinsten Duodezstaat die Landeskirche; andere kirchliche Organisationen kommen nicht recht auf. Aber was dann bei uns die geordneten Behörden nicht tun, das bleibt zum größten Teil ungetan. Da könnten wir von den Engländern lernen. Bei uns sind die Anschauungen von der Kirche noch viel zu sehr katholisch oder alttestamentlich. Viele meinen ein Anrecht aufs Himmelreich zu haben, weil sie zu ihrer Kirche gehören und sich dazu halten. Diese Anschauung ist bei der englischen Hochkirche freilich in noch viel stärkerem Maße vertreten als bei uns. Aber von dieser Richtung innerhalb der englischen Kirche habe ich bei meinem

Aufenthalt außer einem unbedeutenden Beispiel nichts zu sehen bekommen.

Das umgekehrte Verhältnis ist vielmehr das richtige: Weil wir Gläubige Jesu Christi, seine Erlösten sind, darum halten wir uns zu der Gemeinschaft der Seinen, zu seiner Kirche. Wir alle sind Glieder dieser unserer Kirche und haben alle die Verantwortung dafür mitzutragen, daß diese Kirche ihre Pflicht an ihren Gliedern und an der Welt tut. Was die Glieder der Kirche tun, wenn es im Geiste Christi geschieht, das ist auch eine Tat seiner Kirche.

Was ein privater Nähverein oder eine private regelmäßige Missionsversammlung ausrichtet, das ist nicht anzusehen, wie es so oft bei uns geschieht, als der Ausfluß persönlichen Beliebens, sondern als Tat der Kirche Christi und ein Werk seines Geistes, den er in die Kirche gegeben hat und täglich uns gibt. Wenn das bei uns allgemein anerkannt würde, hätten wir mehr freiwillige Kräfte, und darum größere Stärke und herrlichere Erfolge.

Die Tätigkeit der in ihren Aemtern organisierten Kirche und die freie Arbeit ihrer einzelnen Glieder müssen sich gegenseitig ergänzen. Ihr Verhältnis zu einander ist zu beurteilen nach zwei Worten unseres Heilandes, die sich scheinbar widersprechen, in Wahrheit aber trefflich ergänzen. Denen, welche in freiwilligem Entschluß von sich aus Hand anlegen bei den Arbeiten des Reiches Gottes, ist zu sagen, daß ihre Werke ohne Wert sind, wenn sie nicht kommen aus dem Geiste Christi, aus der Gemeinschaft mit ihm, wie der Herr sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet (Luk. 2, 23). Denen aber, welche in der Organisation der geordneten Kirche stehen und von da aus ihr Werk treiben, erscheint oft die freiwillige und selbständige Tätigkeit anderer Christen wie ein Eingreifen in ihr Arbeitsgebiet, in ihre guten Rechte. Da muß aber das Wort des Herrn gelten: Wehret ihm nicht; denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns (Luk. 9, 50).

Während in England der starke Selbständi[illegible]
zelnen zu einer Zersplitterung der Kirche i[illegible]
(Sekten) geführt hat, bleibt bei uns viel [illegible]
weil die freiwilligen Kräfte nicht in [illegible]
organisierte Kirche unterstützen und [illegible]

sion der französischen Schweiz. Die schottischen und amerikanischen Missionen verlangen ebenfalls Scheidung. Die China-Inland-Mission, welche grundsätzlich keine Regeln für Kirchenbildung und Zucht gibt, überläßt es dem einzelnen Missionar, was ihm als das schriftgemäßeste erscheint, und vertraut den Nachfolgern, daß sie die Organisation der Vorgänger beibehalten. Hudson Taylor selbst verteidigte die Legitimitätspraxis.

So sind die evangelischen Missionsgesellschaften trotz allen Konferenzbeschlüssen noch nicht zu einer Einstimmigkeit über den Punkt gekommen, ob in allen Ländern die Entlassung der überzähligen Frauen als Bedingung für die Taufe gefordert werden darf. Auch über die Taufe von Frauen der Polygamisten sind sie noch nicht einig. Im ganzen wird man sagen dürfen: die strengere Praxis in der Behandlung der Polygamie wird namentlich von den eingeborenen Aeltesten und Lehrern gefördert, welche das Opfer gebracht haben und dem nachfolgenden Geschlecht den Weg nicht leichter machen wollen.

Wenn wir diese Schwierigkeiten in der Behandlung der Vielweiberei näher ansehen, begreifen wir es, wie der Islam in Afrika und auf den ostindischen Inseln viel raschere Fortschritte machen kann als das Christentum, wie er namentlich die Häuptlinge viel leichter gewinnt. Aber eben damit ist auch klar, wie wenig er imstande ist, die heidnischen Völker in sittlich-sozialer Beziehung auf eine höhere Stufe zu bringen.

Zwei englische Missionsfeste.

Von Pastor Kornrumpf.

Wir können unsere Missionsarbeit mit einem großen Bau oder mit einem ausgedehnten Erntefeld vergleichen. Wem aber an dem schnellen, fröhlichen Fortgang dieses Baues oder an der raschen, frohen Förderung der Ernte gelegen ist, der wird nicht bloß selbst freudig und kräftig mit anfassen, sondern der wird es auch wünschen, daß seine Mitarbeiter angefeuert und anspornt werden zu Fleiß und Eifer und Treue im Werke.

[illegible]

[illegible] der Heiden [illegible]
[illegible] Furcht und Angst [illegible] Un-
[illegible], von ihrer Farben und [illegible]
Hintergrund werden dann [illegible] von den Er-
folgen des Lichts in der [illegible] von der Ueberwindung des
Heidentums durch die Macht des [illegible] von der Rettung
der Heidenseelen in [illegible]. Auch dieser Weg
kann eigentlich [illegible] das [illegible] Kreuz
und die Gesellschaft [illegible]
keit barmherziger [illegible], so sind auch
unsere [illegible] an
zum guten [illegible] empfehlen, auch
die ge[illegible] mit, und
unser [illegible]

Heute aber möchten wir es mit einem dritten Wege versuchen. Man kann die Bauarbeiter oder die Erntearbeiter gewiß auch dadurch zu neuem Eifer anfeuern, wenn man ihnen sagt und zeigt, wie es andere machen. Für einen aufmerksamen Beobachter wird jede solche Vergleichung nicht bloß lehrreich sein, sondern auch dazu helfen können, Liebe und Treue, Eifer und Fleiß zum guten Werke zu stärken und zu fördern. Das wollen wir heute versuchen.

Der Schreiber dieser Zeilen ist diesen Sommer drei Wochen in England gewesen, nicht zu einer Studienreise, sondern um in der Stille am Strande eines Seebades einmal von der Arbeitslast seines Pfarramtes auszuruhen. Als Missionsfreund hat er dabei aber offene Augen gehabt auch für die kirchlichen Bestrebungen und die Veranstaltungen im Interesse der Heidenmission. Von den mancherlei Dingen, von denen da zu berichten wäre, scheinen besonders zwei kleine Missionsfeste geeignet, uns ein Bild von der Arbeit der englischen Kirche und der englischen Missionsfreunde für die Heidenmission zu geben. Also nicht von Zahlen und Namen, nicht von statistischen Angaben und Uebersichten soll die Rede sein. Es handelt sich um zwei Einblicke in das Missionsleben der englischen Kirche. Ehe wir aber von diesen beiden Veranstaltungen berichten, sei ein kurzes Wort vorausgeschickt zum Vergleiche zwischen deutscher und englischer Kirchenarbeit.

Es kann kein Zweifel sein, daß unser Unterrichtswesen durchaus dem englischen überlegen ist. Das gilt nicht bloß von allerlei weltlichem und menschlichem Wissen, das gilt auch von dem religiösen Wissen. Der mangelhafte Religionsunterricht in vielen Schulen wird nicht völlig ersetzt durch den Religionsunterricht durch Laienkräfte, wie ihn die englische Sonntagsschularbeit darstellt. Statt unseres ein- bis zweijährigen Konfirmandenunterrichts hat die englische Jugend durch die Geistlichen nur eine Unterweisung von kaum einem Vierteljahr mit 1—2 Stunden in der Woche. Dann kommt die Firmelung durch den Bischof. Im Jugendunterricht leisten die deutschen evangelischen Geistlichen überall mehr an Arbeit als die Geistlichen der englischen Kirche. Verhältnisse gar wie wir sie in Württemberg haben, sind für die englische Kirche völlig undenkbar.

Andererseits aber muß man sagen, daß die Glieder der englischen Kirche die empfangenen Eindrücke und Belehrungen ihres religiösen Jugendunterrichtes nachher im Leben in der Regel viel nachhaltiger und eifriger ausnützen als es die deutschen evangelischen Christen tun. Freilich ist der Unglaube und die Gleichgültigkeit auch in England wie bei uns erschreckend groß. Aber in England gibt es überall zahlreiche Laien, Männer und Frauen, die mit ihrer Person von sich aus für ihre religiöse Ueberzeugung eintreten und von sich aus dafür wirken. Auch wir machen in dieser Richtung zur Zeit die erfreulichsten Fortschritte. Aber die englische Kirche ist uns darin weit überlegen. Das geistliche Amt hat dadurch von der Gemeinde aus eine ganz außerordentliche selbständige Unterstützung, wie wir sie hier in Deutschland nur sehr selten sehen. Charakteristisch ist daher für das kirchliche Leben Englands eine große Fülle kleiner selbstständiger religiöser Veranstaltungen wie in der Sonntagsschule und in anderen Dingen, so auch in der Mission.

Und nun zu unseren beiden kleineren Missionsfesten.

Das erste war veranstaltet zum Besten der ärztlichen Mission in Kaschmir. Der Ort der Versammlung war der Pfarrgarten der Christuskirche in Bridlington bei Hull. Auf dem grünen wohlgepflegten Rasen des Pfarrgartens standen im Halbkreis in 6—8 Reihen um einen Tisch, dessen stumpfe Beine ein Einsinken in den Rasen verhinderten, etwa 70—80 Stühle. Es waren nur geladene Gäste anwesend. Wir waren Gäste des Pfarrhauses. Nach Schluß des Festes wurde Tee und Kuchen angeboten. Die Festfeier selbst nahm folgenden Verlauf.

Zum Eingang wurden Blätter verteilt, von denen wir Lieder sangen, die auf einem kleinen Harmonium begleitet wurden. Die Eröffnungsansprache hielt der Vorsitzende, ein Rechtsanwalt. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland lokale Missionsvereine in irgend nennenswerter Anzahl gibt, deren Vorsitzender ein Rechtsanwalt wäre. Er sagte in kurzen, schlichten Worten, was zur Eröffnung zu sagen nötig und nützlich war. Ein leichtes Beifallklatschen der Zuhörer drückte ihre Zustimmung zu seinen Worten aus. Dann sprach einer der anwesenden Geistlich[illegible] Eingangsgebet. Der Pfarrer selbst verlas aus der [illegible] Botschaft Johannes des Täufers aus dem Kerker an [illegible]

Frage: bist du es, der da kommen soll? und die Antwort: die Blinden sehen 2c. gaben den biblischen Grund für eine ärztliche Missionsarbeit im Heidenlande. Dann kam der dreiviertelstündige Bericht des Missionsarztes Dr. Arthur Neve. Ein deutscher Missionsarzt würde in ähnlicher Weise berichtet haben.

Die ärztliche Kaschmir-Mission besteht 40 Jahre und ist in ihrer Entstehung zu verdanken der politischen Verwaltung des Pandschab-Distriktes im nördlichen Vorderindien. Aus winzig kleinen Anfängen ist ein großes Werk geworden. In dem Krankenhause arbeiten neben dem Berichterstatter, den wir hörten, noch zwei andere Aerzte und zwei Damen als Oberinnen. Das Dienst- und Pflegepersonal besteht aus 35 Personen. Das Werk ist noch fortdauernd im Wachstum begriffen. In den letzten zehn Jahren ist die Zahl der neu in Behandlung genommenen Patienten von 10 000 auf 15 000 gestiegen. Im ganzen waren jährlich in Behandlung vor zehn Jahren 30 000, jetzt 35 000 Patienten, davon in den Betten des Krankenhauses vor zehn Jahren 900, jetzt 1200 Kranke. Bei Erdbeben, Cholera und Aussatz wurde die Hilfe des Krankenhauses besonders dankbar empfunden. Seit einer Reihe von Jahren müssen wohlhabende Kranke einen Teil ihrer Kurkosten oder auch die ganzen aus eigenen Mitteln bestreiten. So kommt — wenn ich mich recht entsinne — jetzt schon ein Viertel aller Einnahmen des Krankenhauses auf. Eine Erweiterung, die jetzt geplant ist, soll sich in dieser Weise völlig selbständig erhalten.

Von Zeit zu Zeit werden ärztliche Missionsreisen durchs Land veranstaltet und auch bei diesen Reisen die ärztliche Hilfe als ein Bahnbrecher für das Evangelium mit gutem Erfolge verwendet. Neben mancher Anfeindung von buddhistischer und mohammedanischer Seite ist der Erfolg der ärztlichen Liebesarbeit doch auch der, daß schon wiederholt sogar Mollahs und Brahmanen nicht bloß das Missionskrankenhaus gelobt und empfohlen, sondern die sittliche, ja die religiöse Ueberlegenheit des Christentums geradezu zugegeben und anerkannt haben. So ist die ärztliche Missionsarbeit ein Bahnbrecher des Evangeliums vom Sünderheiland, wie es im finstern Heidenlande kaum einen zweiten Bahnbrecher geben könnte.

Als Anerkennung für die soziale Hilfe, die das Krankenhaus in Kaschmir für Ostindien bedeutet, hat der Vizekönig von

Indien den leitenden Arzt mit einer Ordensauszeichnung dekoriert, der ersten, mit der eine Staatsobrigkeit den Erfolg ärztlicher Missionspraxis anerkannt hat. Der Vortragende zeigte den Orden vor, den er in einer kleinen Schachtel bei sich führte. Warum er ihn nicht auf der Brust trug, vermag ich nicht zu sagen.

Nach dem Bericht des Missionsarztes folgte ein Gesang; während dessen ging der Kollektenteller — natürlich ein holzgeschnitzter wie in England gewöhnlich — von Hand zu Hand herum und brachte nach unserm Gelde etwa 116 M. ein. Geschlossen wurde mit dem aaronitischen Segen.

Dann folgten noch einige Mitteilungen an die Festteilnehmer. Es wurden Blechbüchsen in der Gestalt von Medizinflaschen angeboten, in denen man Gaben sammeln sollte. Ferner wurde zu einem Abendgottesdienst, der um $^1/_2$ 8 Uhr in der Christuskirche stattfinden sollte, eingeladen und auf die Schriftenverteilung am Ausgang des Pfarrgartens hingewiesen. Die ganze Feier hatte eine Stunde gedauert ($^1/_2$ 4—$^1/_2$ 5).

Bei dem nachfolgenden kurzen Tee wurde eine zwanglose Unterhaltung gepflogen. Unter den Festteilnehmern war eine Dame, die einige Jahre von den „Mähren" (Moravian) — so nennt man in England die Brüdergemeine — erzogen worden war. So kam das Gespräch auf die Herrnhuter, die man genau kannte und auch nachdrücklich anerkannte. Freilich wußte man auch, daß Deutschland in den Missionsleistungen, namentlich auch in der ärztlichen Mission, noch sehr gegen England zurücksteht. Aber auch der erfreulichen Vorwärtsbewegung deutsch-evangelischer Missionsarbeit war man sich bewußt. Die Schriften am Ausgange (Flugblätter und Berichte) teilte der Hausherr selbst am Gartentor aus.

Von dem Abendgottesdienst ist noch zu sagen, daß nach der üblichen Liturgie des englischen Gottesdienstes unser Missionsdoktor im englischen Talar auf der Kanzel erschien und nach Gebet und Schriftvorlesung einen Bericht über die ärztliche Missionsarbeit gab. Wie ich mir nachher sagen ließ, war der Arzt nicht etwa auch Geistlicher, sondern Laie. Man hätte um Predigterlaubnis für ihn eigentlich den Bischof angehen müssen. Da es aber in dem Sprengel des zuständigen Bischofs nur dieser eine Gottesdienst war, hatte man davon Abstand genommen.

Trotz so vieler Dinge äußerlicher Art, die den Deutschen bei diesem Missionsfeste fremd anmuteten, war doch die Einheit im Geist mit uns völlig deutlich und klar. Das kam in allem, was gesagt wurde, zum Ausdruck; auch in den Gesprächen vor und nach der Nachmittagsversammlung, und endlich auch in dem Gebet der Leiter, Veranstalter und Redner im Studierzimmer des Pfarrers vor Beginn des Festes.

Wenn bei diesem Feste mehr die Einigkeit im Geiste zu Tage kam, so waren es bei der anderen Veranstaltung, von der ich reden will, mehr die Unterschiede in äußerlichen Dingen, die ins Auge fielen. Es handelte sich da um einen Kindermissionstee im Gemeindehause der Trinitatiskirche in Bridlington.

An dem breiten sandigen Strande von Bridlington fanden alle Tage von 11—12 Uhr Kindergottesdienste für die Kinder der Badegäste nun schon im neunzehnten Jahre statt. Es sammelten sich von den vielen hundert Kindern der Badegäste jedesmal 50 bis über 100 Teilnehmer. Freilich viel zahlreicher waren die Kinder, die einige hundert Schritte davon in der See wateten, auf Eseln ritten oder den Spaßmachern (clowns, hier pierrots genannt) zusahen oder Bananen oder Eiswaffeln naschten. Leiter war ein Herr Hutchinson, der Laien-Sendbote eines Londoner Sonntagsschulkomitees, ein jugendfrischer Greis im Silberhaar. Für einen Nachmittag waren die Kinder zu einem Kindermissionstee auf 3—$^1/_2$5 Uhr eingeladen. Ein Missionar aus China sollte sprechen. Die Einladung erfolgte durch öffentliche mündliche Bekanntmachung bei verschiedenen Gelegenheiten.

Bis zur Eröffnung um 3 Uhr hatten sich knapp 50 Kinder und reichlich doppelt so viele Erwachsene — meist junge Damen — eingestellt. Als der Missionar mit seiner Frau, beide in chinesischer Tracht, eintraten, wurden sie mit lebhaftem Klatschen empfangen und begaben sich vorn auf das Podium. Als es stille geworden war, ließ Herr Hutchison, der das Ganze leitete, nach einander zwei Lieder singen. Bücher und Textblätter waren vorher ausgeteilt worden. Als die letzten Töne des zweiten Liedes verklungen waren, eröffnete Herr Hutchison die Versammlung und teilte mit, daß ein deutscher Pastor und außer dem Festredner noch ein zweiter chinesischer Missionar anwesend seien und ersuchte uns vom Podium aus, wir möchten deutsch, englisch oder chinesisch beten. Dann be-

richtete der Festredner 20 Minuten über chinesische Sitten und chinesischen Aberglauben. Er wußte von vornherein bei seinen Zuhörern eine angeregte Stimmung zu erwecken; er begrüßte die Versammlung in der auch uns von unsern chinesischen Missionaren bekannten Weise vom Podium aus feierlich, indem er die Handflächen zusammenlegte und ein halbes Dutzend tiefer Verbeugungen machte. Dann erklärte er, das sei der chinesische Gruß und bat die Versammlung, wenn er jetzt seinen Gruß wiederhole, ihm in gleicher Weise zu danken. Das geschah und weckte eine fröhliche Stimmung und machte Lust, mehr zu hören. Als sein Bericht zu Ende war, machte seine Frau mit Bezugnahme auf ihr eigenes Gewand Mitteilung über die Kleidung chinesischer Damen im Hause, auf der Straße und bei Besuch. Inzwischen waren auch die beiden kleinen Kinder des Ehepaares zum Vorschein gekommen, und während die Mutter ihre Auseinandersetzungen machte, der die anwesenden Damen und Kinder mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten, fütterte der Vater Missionar mit zwei chinesischen Eßstäbchen nacheinander seine beiden Kindlein oben auf dem Podium an dem Tische, der dort stand, wie es schien mit Reisbrei. Die Mahlzeit dauerte etwa so lange wie der Garderobenbericht der Mutter. Alles in der Zuhörerschaft war Auge und Ohr.

Dann wurde abgebrochen und Tee und Küchlein hereingebracht und eine sehr lebhafte muntere Unterhaltung setzte ein. Mehrere Damen, die einmal Beziehungen zu Deutschland gehabt hatten, redeten mich als deutschen Pastor an, eine sogar in gut verständlichem Deutsch. Inzwischen wurde eine Kollekte eingesammelt. Nach zehn Minuten ging ein älterer Geistlicher aus der Nachbarschaft von Bridlington, den ich einige Tage zuvor bei einer andern Veranstaltung hatte sprechen hören, mit einem großen Teebrett herum und sammelte die leeren Tassen ein. Dieses häusliche Ehrenamt würden sich bei uns die Damen sicher nicht nehmen lassen.

Nun wurde wieder Ruhe geboten und die Frau Missionarin erklärte eine Reihe chinesischer Gebrauchsgegenstände, die auf einem Tisch mitten im Saale aufgestellt waren. Einige Kleinigkeiten wurden auch zum Kaufe angeboten. Von demselben Tisch aus sprach dann wieder der Missionar vom Opiumrauchen und von der Meinung, die man beim Reisen in fremden Ländern für sein

Volk erwecken könne — gut oder schlecht, je nachdem. Dabei erwähnte er, daß er beim Beginn seiner Arbeit in China vielfach darum offene Türen gefunden hätte, weil die Chinesen in ihm den Landsmann des Generals Gordon, des Retters Chinas im Taiping-Aufstande (1850—1865) geachtet und geehrt hätten.

Nachdem die ganze Versammlung anderthalb Stunden gedauert hatte, erfolgte der Schluß in üblicher Weise.

Ich habe in der Heimat schon viele Missionsversammlungen veranstaltet und mitgemacht Sie pflegen ja unter sich in mannigfachster Beziehung verschieden zu sein. Aber was ich hier am englischen Nordseestrande von einem Kindermissionstee gesehen hatte, war etwas für unsere Begriffe ganz eigenartiges. Ein Londoner Komitee schickt einen in der Sonntagsschularbeit ergrauten Laien. Der hält jeden Tag eine Stunde Kindergottesdienst am Strande, veranstaltet im Gemeindehause der benachbarten Pfarrkirche ein Missionsfest für Kinder, an dem doppelt so viel Erwachsene teilnehmen. Eine Missionsfamilie tritt aktiv auf. Die längste Ansprache — der Leitung augenscheinlich zu lang — dauert knapp 20 Minuten. Das Ganze macht nach unsern Begriffen den Eindruck einer sehr formlosen, fast ordnungslosen Veranstaltung, und doch war es ein Fest, getragen von einem Geiste, zweckmäßig für sein Ziel, interessant für die Teilnehmer und durchaus sammelnd in seinem Ergebnis.

Woran liegt das? Die englische Art ist in dieser und in ähnlichen Beziehungen so sehr verschieden von der deutschen Art. Wir erwarten alles — im Staat, in der Kirche und in kommunalen Angelegenheiten — von der ordnungsmäßigen Leitung. Bei den Engländern sind die einzelnen viel selbsttätiger. Daher haben wir noch im kleinsten Duodezstaat die Landeskirche; andere kirchliche Organisationen kommen nicht recht auf. Aber was dann bei uns die geordneten Behörden nicht tun, das bleibt zum größten Teil ungetan. Da könnten wir von den Engländern lernen. Bei uns sind die Anschauungen von der Kirche noch viel zu sehr katholisch oder alttestamentlich. Viele meinen ein Anrecht aufs Himmelreich zu haben, weil sie zu ihrer Kirche gehören und sich dazu halten. Diese Anschauung ist bei der englischen Hochkirche freilich in noch viel stärkerem Maße vertreten als bei uns. Aber von dieser Richtung innerhalb der englischen Kirche habe ich bei meinem

Aufenthalt außer einem unbedeutenden Beispiel nichts zu sehen bekommen.

Das umgekehrte Verhältnis ist vielmehr das richtige: Weil wir Gläubige Jesu Christi, seine Erlösten sind, darum halten wir uns zu der Gemeinschaft der Seinen, zu seiner Kirche. Wir alle sind Glieder dieser unserer Kirche und haben alle die Verantwortung dafür mitzutragen, daß diese Kirche ihre Pflicht an ihren Gliedern und an der Welt tut. Was die Glieder der Kirche tun, wenn es im Geiste Christi geschieht, das ist auch eine Tat seiner Kirche.

Was ein privater Nähverein oder eine private regelmäßige Missionsversammlung ausrichtet, das ist nicht anzusehen, wie es so oft bei uns geschieht, als der Ausfluß persönlichen Beliebens, sondern als Tat der Kirche Christi und ein Werk seines Geistes, den er in die Kirche gegeben hat und täglich uns gibt. Wenn das bei uns allgemein anerkannt würde, hätten wir mehr freiwillige Kräfte, und darum größere Stärke und herrlichere Erfolge.

Die Tätigkeit der in ihren Aemtern organisierten Kirche und die freie Arbeit ihrer einzelnen Glieder müssen sich gegenseitig ergänzen. Ihr Verhältnis zu einander ist zu beurteilen nach zwei Worten unseres Heilandes, die sich scheinbar widersprechen, in Wahrheit aber trefflich ergänzen. Denen, welche in freiwilligem Entschluß von sich aus Hand anlegen bei den Arbeiten des Reiches Gottes, ist zu sagen, daß ihre Werke ohne Wert sind, wenn sie nicht kommen aus dem Geiste Christi, aus der Gemeinschaft mit ihm, wie der Herr sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet (Luk. 2, 23). Denen aber, welche in der Organisation der geordneten Kirche stehen und von da aus ihr Werk treiben, erscheint oft die freiwillige und selbständige Tätigkeit anderer Christen wie ein Eingreifen in ihr Arbeitsgebiet, in ihre guten Rechte. Da muß aber das Wort des Herrn gelten: Wehret ihm nicht; denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns (Luk. 9, 50).

Während in England der starke Selbständigkeitstrieb des einzelnen zu einer Zersplitterung der Kirche in viele Denominationen (Sekten) geführt hat, bleibt bei uns viele kirchliche Arbeit ungetan, weil die freiwilligen Kräfte nicht in der erforderlichen Weise die organisierte Kirche unterstützen und ergänzen.

So bleibt die menschliche Seite der christlichen Kirche überall hinter ihrem Ideale, wie sie sein sollte, zurück. Aber die christliche Kirche ist ja auch kein Gegenstand natürlicher Erkenntnis. Sie ist nur wahrnehmbar dem Auge des Glaubens. Der gläubige Christ aber findet überall den Stifter und Träger der christlichen Kirche, den heiligen Geist am Werke, ob er englische oder deutsche Kirchenarbeit beobachtet oder auf die Arbeit der Missionare in der Heidenwelt sieht. Er findet überall die gläubigen Christen als eine tatsächliche Einheit der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, gemäß unserm Glaubensbekenntnis: Ich glaube an Eine heilige christliche Kirche. Kein anderes Arbeitsfeld und keine andere christliche Tätigkeit macht das so klar und deutlich als — die evangelische Heidenmission. Wohl dem, der mit ansteht am großen Werke!

Auf einsamen Pfaden.

Ein Lebensbild aus der Basler Mission.

(Schluß)

7. Ein neuer Anfang.

An den Ufern des Voltastroms, wo dieser das Gebirge durchbricht und den Fuß des Yogaga bespült, hatte der wandernde Süß auf einer kleinen Anhöhe seine Hütte aufgeschlagen und sein Einsiedlerleben wieder aufgenommen. Es war fürwahr ein einsamer Platz, denn um ihn her befand sich weder Dorf noch Weiler. Hinter ihm ragten dunkelbewaldete Berge auf, vor ihm fluteten die Wassermassen des Volta und zogen in ununterbrochenem Lauf dem Meere zu. Kein Volksgetümmel belebte die stille Einsamkeit, nur das Tosen der fernen Wasserfälle schlug an sein lauschendes Ohr. Aber von wunderbarer Schönheit war die ganze Umgebung. Frei streifte der Blick über den Strom hin, aus dessen Gewässern sich da und dort liebliche Eilande erhoben. Südwärts aber tauchten die Palmenwälder von Krobo auf im Schmuck ihres dunkelgrünen Gewandes.

Süß nannte sein Einsiedlerheim Dauromadam, d. h. „die Gnade liegt darin". Er war erst auf Umwegen dazu geführt worden, an diesem entlegenen Erdenwinkel seine Pilgerhütte aufzuschlagen. Als

er Gyadam schweren Herzens verließ, schien es ihm das geratenste zu sein, eine Ortschaft aufzusuchen, die in der Nähe eines schiffbaren Wasserwegs läge, um den Verkehr mit der Küste leichter zu bewerkstelligen; denn auf diese sah er sich beim Bezug seiner Tauschartikel angewiesen. So hatte er sich schon längst mit dem Gedanken getragen, gelegentlich einmal den Lauf des Afram im Norden von Akem zu erkunden, von dem ihm die Eingeborenen erzählt hatten, daß er von Asante her gegen Osten fließe und in den Volta münde. Er war aber nie dazu gekommen; auch schien die Entfernung des Flusses seinen Plänen nicht zu entsprechen.

Nun warf er seine Blicke auf den Densu-Fluß, der in Akem entspringt, dessen Urwälder durchfließt und sich einige Stunden westlich von Akra ins Meer ergießt. In dessen oberem Flußgebiet, etwa in der Nähe der Ortschaft Kosorodua, dachte er sich den geeignetsten Punkt für seine neue Niederlassung. Zuvor aber ging er an die Küste und untersuchte hier die Mündung des betreffenden Flusses auf seine Schiffbarkeit. Da er sich hierin getäuscht sah und die Mündung auch keinerlei Handelsplatz aufwies, mußte er davon absehen. Es erschien ihm nun das beste, die bedeutendste Wasserstraße des Landes, den Voltastrom aufzusuchen, und zwar an seinem mittleren Lauf. So begab er sich wieder landeinwärts nach Nordosten und fand am Fuße des hochragenden Yogaga, unfern der Handelsstation Kpong, das Plätzlein, das ihm gutdeuchte. Zwar bestand, wie gesagt, keinerlei Ortschaft daselbst, aber es war der Punkt, wo die Gebiete von drei verschiedenen Völkerschaften zusammenstießen und der Handelsweg über den Volta von der Küste ins Innere führte. Hier an dieser bedeutenden Handelsstraße gedachte er den ab- und zugehenden Karawanen das Evangelium anzubieten und zugleich eine sich selbst erhaltende Missionsniederlassung zu gründen.

Wenig ist uns aus jener Zeit über seine Erlebnisse bekannt; denn mit seinem Abzug von Gyadam war auch das Band zwischen ihm und der Missionsgesellschaft aufs neue gelöst. Das Komitee in Basel war nicht gesonnen, ihm abermals auf seinen Pfaden zu folgen. Aber wenn je, so fühlte Süß sich hier als Freiherr seines Gebiets. Selbst der Bedrückung eines Häuptlings und den täglichen Plackereien der Schwarzen war er hier entrückt. Klein und armselig war zwar seine Hütte, sodaß er das schwache Bauwerk bei heftigem Sturmesbrausen mit seinem breiten Rücken stützen mußte, aber er war bescheiden und genügsam in seinen Ansprüchen, und vor seinem
der immerdar Pläne schmiedete, stand ein dauerhaftes,
den Strom blinkendes Anwesen, das mit der Zeit
schaffenden Hand auf den Schultern des Yogaga ers

erfreute sich hier, wo die Fieberdünste des Urwalds scheinbar fehlten, einer besseren Gesundheit, und der Handel mit allerlei europäischen Manufakturen warf ihm den nötigen Unterhalt ab. Auch der Fischfang und die Jagd waren ergiebig und versorgten seine Küche. Wohlgemut ruderte er morgens und abends, wenn die frische Brise über den Strom strich, in seinem Kanoe auf dem Volta herum und besuchte die lauschigen Weiler der Inselbewohner.

So trieb er es nahezu ein Jahr in seinem Dauromadam. Wenig oder nichts hörte man von ihm auf den anderen Stationen. Dem einsamen Baum aber in Gyadam war inzwischen, Ende 1856, ein Handwerker, namens Hönger aus dem Kanton Bern, zu Hilfe gesandt worden. Beide mühten sich redlich, das schwierige Werk fortzuführen. Es ging durch manches Gedränge und mehr als einmal dachte Baum daran, Gyadam den Rücken zu kehren. Aber immer wieder hielt ihn die Verantwortlichkeit für den Posten fest. Da hörte Süß aus dem Munde der Eingeborenen, daß sein ehemaliger Mitarbeiter Baum an Dysenterie und Fieber schwer erkrankt sei, und daß auch Hönger mit allerlei Krankheitsnot zu kämpfen habe. Sofort brach er trotz der ungünstigen Jahreszeit, die Weg und Steg in Akem in tiefen Morast verwandelt hatte, auf und erschien plötzlich zur großen Erleichterung der leidenden Brüder in Gyadam. Aber auch von den Eingeborenen wurde er freudig begrüßt und es schien, als sei aller Zwist vergessen.

Süß war nur gekommen um der Brüder Not willen und wollte sich dann wieder zurückziehen. Allein die Verhältnisse, wie sie jetzt Schlag auf Schlag eintraten, hielten ihn in Gyadam fest. Denn kaum war er angekommen, als sich herausstellte, daß Baum durch unvorsichtiges Benehmen seine fernere Wirksamkeit in Gyadam unmöglich gemacht und seine Abberufung vom Arbeitsfelde zu gewärtigen hatte. Diese erfolgte denn auch Ende 1857 zugleich mit der Weisung, sich nach Amerika einzuschiffen. Süß sah sich somit veranlaßt, sich der Station anzunehmen, obwohl Baum noch einige Monate in Gyadam verblieb, weil er noch immer hoffte, das Komitee werde ihn auf seine dringende Bitte hin doch noch in Afrika belassen und ihn nur auf eine andere Station versetzen. Im Notfall gedachte er sich irgendwo im Lande als Freimissionar niederzulassen.

Ruhig ließ Süß ihn neben sich gewähren, dagegen ging er mit Hönger rüstig daran, die Station auf einen naheliegenden Hügel zu verlegen, um aus dem Getriebe der Heidenstadt heraus und in bessere Luft zu kommen. Fleißig wurde Holz gesägt, gezimmert und gebaut. Da erlag Hönger am 18. Mai 1858 einem schweren Fieber, wenige Tage nach der Ankunft des Missionsgehilfen Kromer, der eben noch

zurecht kam, um ihm den Sarg zu zimmern. Baum aber, der aufs neue an der Dysenterie schwer erkrankte, begab sich widerstrebenden Herzens an die Küste, wo er am 14. August seinen Leiden erlag. So hatten zwei Arbeiter ihre Wirksameit in Gyadam mit dem Tode besiegelt. Süß stand mit Kromer allein auf dem Posten. Langsam schritt der Stationsbau auf dem Missionshügel voran. An Weihnachten 1857 hatte auch Süß die Erstlinge des Akemvolkes taufen dürfen.

Nun galt es, das Verhältnis zwischen Süß und der Missionsgesellschaft in Basel aufs neue ins reine zu bringen; denn nur in ihrem Verbande konnte und durfte er die Leitung der Station fortführen. Handelte sichs doch darum, die ganze Station auf einen andern Fuß zu stellen. Süß gelobte auf einer Konferenz in Akropong aufs neue Gehorsam und bat in aller Form um Wiederaufnahme in den Verband. Diese wurde ihm auch gerne gewährt, denn man mußte froh sein, den erfahrenen Arbeiter, der sogar sein Dauromadam drangegeben hatte, wieder in Gyadam zu haben. Und was er bis jetzt unter den wandelnden Verhältnissen nicht zu tun gewagt hatte, das hielt er nun für möglich und geboten: er bat das Komitee, sich verheiraten zu dürfen.

---

8. Abermals auf der Wanderung.

Auf dem Küstenland brütet der Sonne Glut. Des Urwalds tiefe Schatten sind der baumlosen Ebene unbekannt; wohin das Auge blickt, dehnt sich hier ein weites Grasmeer aus, das vom Seewind in leichten Wellen hin und her bewegt wird. Nur hie und da entsprießt ein mageres Gebüsch dem sandigen Boden und bildet den Rastplatz für die gefiederten Steppenbewohner. Kleine Trupps von Eingeborenen, mit Feldfrüchten beladen, wandern auf schmalem Pfade im Gänsemarsch der Küstenstadt Christiansborg zu, deren Hüttenreihen sich am Fuß der Düne hinziehen.

Unter den Wanderern befindet sich auch ein Weißer, dem aber ein längerer Aufenthalt in Afrikas Klima deutlich aufs Gesicht geschrieben ist; denn gelblich und gebräunt ist seine Hautfarbe und tief liegen ihm die Augen in den Höhlen. Ein ungepflegter Bart wallt ihm bis auf die Brust herab und in der Hand führt er statt des Sonnenschirms einen wuchtigen Knotenstock. Er ist nur dürftig gekleidet und seine Füße tragen die landesüblichen Sandalen. Die Hose wird von einem Gürtel festgehalten, aus dem der braune Kopf einer kurzen Tonpfeife hervorschaut.

Der Wanderer ist unser Süß, der sich auf der Brautfahrt befindet. Wohl hat er sich nach Vermögen herausstaffiert und sein bestes Zeug angelegt, aber schon von weitem sieht man ihm den Hinterwäldler an, den selbst die Eingeborenen mit scheuem Blick betrachten. Er weiß aber, daß ihn auch trotz seines wilden Aussehens ein liebreicher Empfang auf dem Missionshügel in Christiansborg erwartet. Hier harrt seiner die junge Witwe seines Freundes und Landsmannes Steinhauser, die bereit ist, dem wunderlichen Einsiedler in die Urwildnis von Akem als Gattin zu folgen.

Amalie Steinhauser, geborene Röck, von Heidelberg, war im März 1857 auf der Goldküste eingetroffen und am 14. April ihrem Gatten August Steinhauser angetraut worden. Aber schon am 13. September wurde ihr derselbe durch den Tod von der Seite gerissen. Die junge Witwe konnte sich nicht zur Heimkehr nach Europa entschließen und diente der Mission weiter an der Mädchenanstalt in Christiansborg. In ihr ersah der schon 37jährige Süß die Gehilfin, wie er sie sich für sein entbehrungsreiches Missionsleben wünschte. Und obwohl die fernen Eltern ihre Tochter nur mit Sorge in die ungeordneten und unsichern Verhältnisse der Akem-Mission eintreten sahen und es für eine Frau ein Wagemut sondergleichen war, in damaliger Zeit sich aus dem Geschwisterkreis einer Station wie Christiansborg in die unzugänglichen Wildnisse von Akem zu begeben, zumal an der Seite eines Mannes, der von allen als Sonderling betrachtet wurde — die junge Witwe wagte es im Glauben und war gewillt, alle Entbehrungen und Gefahren mit ihrem Gatten zu teilen. Und gerade der eigenartige Charakter des seltsamen Mannes, sein hingebendes, selbstloses Wirken war es, was sie anzog. So gab sie ihm ihr Jawort, und am 31. Januar 1859 feierte das Paar im Kreise der Missionsgeschwister in Christiansborg seine fröhliche Hochzeit. Es fehlte bei dieser Feier nicht an Sang und Scherz, und der ernste Süß mußte sichs gefallen lassen, daß sein Handel und Wandel in gebundener Rede besungen wurde. So schilderte der poesiereiche Zimmermann in sinniger Weise, wie sich Süß, der Waldmensch, aus dem Dunkel der Urwildnis hervorgewagt und auf der dürren Küste am Grabe des Freundes seine Rose gefunden und gepflückt habe.

Der Hochzeitsfeier an der Küste folgte die Reise über das Bergland von Akwapem in den Urwald von Akem. Am 18. Februar langte Süß mit seiner Frau in Gyadam an, wo er ihr nur ein sehr bescheidenes Heim bieten konnte. Aber sie war gesonnen, alle Schwierigkeiten und Entbehrungen des Missionslebens in Akem redlich mit ihm zu teilen. Unverzagt und ohne Grauen stand sie ihm zur Seite. Die Verhältnisse waren in der Tat nicht leicht. Wohl

war die Station auf einen Hügel verlegt worden und dadurch eine gesundere Lage geschaffen, aber die Gebäude waren alle noch mehr oder weniger provisorischer Art, die Zimmer meist ohne Bretterböden, feucht und kaum mit dem nötigsten Mobiliar versehen. Süß hatte bei seiner anspruchslosen Lebensart auch kaum noch ein Verständnis für irgendwelche Annehmlichkeiten des Lebens.

Wohl hatten ihm in letzter Zeit zwei Laienbrüder im Aufbau der Station und in der Oekonomie geholfen, aber die Arbeit schritt nur langsam voran. Bald herrschte Geldmangel, bald fehlte es an eingeborenen Arbeitern, bald trat Krankheit und Unterbrechung ein. Vor allem aber fehlte es an Einigkeit. Die beiden jüngeren Mitarbeiter glaubten sich bedrückt von ihrem älteren Vorgesetzten, der von jeher gewohnt war, seinen Willen bedingungslos durchzuführen und seiner Eigenart zu folgen. Während er um der Billigkeit willen nach Landessitte Lehmmauern aufführen wollte, hielten sie es für besser, es mit Steinmauern zu versuchen. War er für einen kommunistischen Stationshaushalt, so wünschten sie getrennte Kasse, um über ihr Soll und Haben im klaren zu sein. Während sie jede Angelegenheit in einer regelrechten Stationskonferenz besprochen und beschlossen haben wollten, wobei sie sich auf die Verordnungen des Komitees beriefen, kam ihm das als unerträgliche Fessel vor, da die Sachen doch nur so ausgeführt zu werden brauchten, wie er sie für gut befand. Kurz — bis daher gewohnt, nach seiner Art zu schalten und zu walten, stieß er jetzt bei seinen jüngeren Stationsgenossen auf allerlei Widerstand.

Das wurde auch nicht besser, als er im Februar 1859 mit seiner Frau in Gyadam aufzog. Im Gegenteil; die Gegensätze verschärften sich noch mehr, vollends als im März auch sein Mitarbeiter Haas mit der ihm in Akropong angetrauten Frau die nötigen Räumlichkeiten beanspruchte. Liebe und Eintracht hätte wohl alles möglich gemacht, aber eben daran fehlte es. Es gab allerlei Mißverständnisse, die nicht ausgeglichen wurden, weil man sich nicht verstand und keine Nachsicht gegen einander übte. Schließlich glaubte Süß, den man hinter seinem Rücken hart verklagt hatte, man habe ihm seinen Widerpart auf der Station zum Wächter gesetzt, der seine Arbeit und sein Verhalten kontrollieren solle. Dieser Gedanke war ihm unerträglich und er stellte seinem Stationsgenossen die Alternative, einer von ihnen müsse dem andern Platz machen. Als dieser sich nicht dazu verstand, war Süß entschlossen, zum zweitenmal seine Station Gyadam zu verlassen. Er erklärte den Brüdern eines Tages, daß er von hinnen ziehen und sich in Dodi am oberen Volta, wo der Afram in den Strom mündet, niederlassen werde. Schon liege bei Dauromadam ein Kanoe bereit, um ihn flußaufwärts zu tragen.

Bald darauf, am 27. Juni 1859, zog Süß mit seiner Frau und einem kleinen Teil seiner Habe von Gyadam ab. Von Odumase aus, über das ihn der Weg an den Volta führte, schrieb er am 4. Juli dem Komitee in Basel: „Ich nehme hiemit mit herzlichem Dank von Ihnen Abschied, wohl wissend, daß für Afrika der große Tag angebrochen ist, an welchem sein Heil kräftig hervorbrechen wird."

Währenddem stand Gyadam am Vorabend ernster Ereignisse. Schon seit Jahren lebte der Volksstamm der Gyadamer mit dem König Ata von Kyebi, der südlich gelegenen Landeshauptstadt, auf gespanntem Fuß. Als eingewanderte Asanteer waren sie nur ungern vom Landeskönig geduldet, und voll Eifersucht sah dieser ihr Gemeinwesen erstarken. Wie weiland der ägyptische Pharao die Hebräer, fürchtete er die Fremdlinge des Westens und suchte ihnen, so viel er konnte, den Verkehr mit der Küste zu sperren. So wurden den Gyadamern ihre Wohnsitze nicht zur sichern Heimstätte, und mehr als einmal dachten sie daran, ihre Hütten abzubrechen und sich bei ihren Stammesgenossen am unteren Berem, im südwestlichen Gebiet des Landes, anzusiedeln.

Da brachen Anfang 1860 die schon lange bestehenden Feindseligkeiten zwischen dem König Ata Biwom und seinem Rivalen Agyemang in offenen Krieg aus. Von zwei Seiten zugleich rückten die feindlichen Heerhaufen heran. Am 19. März kam es in unmittelbarer Nähe des Missionshügels zum blutigen Treffen. Schauerlich gellte der wilde Kriegsgesang, das Trommeln und Blasen der Hörner, das Knattern der Musketen und das Gebrüll der Kämpfenden in der schweigenden Urwaldung. Mit dem Mut der Verzweiflung kämpften die Gyadamer unter ihrem alten König für Weib und Kind, für Haus und Herd. Die anstürmenden Kyebier wurden auf allen Seiten geschlagen und flohen in hellen Haufen. Aber noch einmal sammelte Ata seine flüchtigen Scharen und suchte von einer anderen Richtung her das verhaßte Gyadam zu stürmen. Allein zum zweiten Mal wurde der erbitterte Angriff abgeschlagen und das Kampfgetöse verstummte.

Acht Tage herrschte Ruhe und Frieden in der stillen Waldeinsamkeit. Aber Agyemang traute nicht. Mit der Waffe im Arm kampierte er Tag und Nacht mit seiner Mannschaft auf der offenen Straße, um jeden Augenblick den Kampf aufs neue aufnehmen zu können. Die Weiber und Kinder hatte man mit der besten Habe eine Stunde weit nordwärts in ein Plantagendorf geschickt, damit sie im Falle des Rückzugs einen Vorsprung hätten.

Da — am 27. März — meldeten Kundschafter das abermalige Nahen des Feindes. König Ata hatte alle seine Streitkräfte

vereinigt und führte sie gegen das Volk von Gyadam. Es entspann sich ein hitziger Kampf und drei Stunden lang focht Mann gegen Mann mit verzweifeltem Mut. Endlich wandten sich die Kyebier zur Flucht und suchten den schützenden Wald zu erreichen. Kriegstrunken jagten ihnen die Gyadamer nach und kehrten erst in der Nacht mit reicher Beute heim.

Dreimal hatte Agyemang mit seinem Volk dem überlegenen Feinde standgehalten und ihn siegreich aus seinem Weichbilde zurückgeworfen. Dadurch war auch die Missionsstation auf dem Hügel droben gnädig verschont geblieben. Aber nun war der König der feindlichen Ueberfälle müde und er beschloß, das alte Heimwesen dem Feinde preiszugeben. Schon am folgenden Tage zog das gesamte Volk von Gyadam in aller Stille davon, um im Südwesten eine neue Heimat bei den Stammverwandten am unteren Berem aufzusuchen.

Wehmütig blickten die Missionare von ihrem Hügel dem nach Westen ziehenden Volke nach. Mit einem Schlage sahen sie sich einsam und verlassen mitten in der heulenden Wildnis. Stundenweit in der Runde waren sie die einzigen menschlichen Wesen. Wie ausgestorben lag die Stadt mit ihren sonst so belebten Straßen vor ihnen. Schaurig hallten ihre Tritte wie Geisterstimmen zwischen den öden Hüttenreihen. Kein Herdfeuer flammte mehr auf und kein Lichtlein im Dunkel der Nacht. Auch von feindlicher Seite war nichts zu bemerken; es war, als ob der finstere Urwald den Feind verschlungen hätte.

Doch wenige Tage nach dem Auszug der Gyadamer ertönten plötzlich die dumpfen Wirbel von Atas großer Kriegstrommel. Abermals zog der König von Süden her mit seiner Streitmacht. Allein diesmal trat ihm kein Feind entgegen. Ohne Widerstand zog er in Gyadam ein. Totenstille empfing ihn. Nichts als nackte Mauern starrten ihm entgegen. Wie einst Brennus, der Gallier, das alte Rom, fand Ata die Stadt von ihren Verteidigern verlassen. Triumphierend pflanzte Ata seine Banner auf, dann ließ er die Brandfackeln auf die Palmblätterdächer werfen. Sie taten ihr Werk schnell. Bald schlug die Lohe gen Himmel und dichte Rauchwolken lagerten auf der Stätte von Gyadam. Währenddem setzten die abziehenden Gyadamer ihre Wanderung durch die Urwälder fort,

„Und die Feuerfackeln des Berges lohten
Zum Abschiedsgeleite der letzten Goten.“

Auch für die Missionare war der Abschied gekommen. Ihrer Herde beraubt, sahen sie sich genötigt, der Stätte ihres Wirkens

Lebewohl zu sagen. Sie wandten sich nach Südosten und schlugen zunächst ihr Zelt in der Stadt Kukurantumi auf, um ihr Werk von neuem unter dem Volk der Akemer zu beginnen. Damit hatte auch das Missionsunternehmen von Süß in Gyadam seinen Untergang gefunden. Wildnis deckt heute die Stätte, da vor Zeiten die volkreiche Stadt gestanden, und auf dem Hügel künden nur noch einige Mauerüberreste, von Schlingpflanzen überwuchert, im Dunkel des Urwalds das einstige Heim der Mission.

9. Tage der Schwachheit.

Nur mit Wehmut war Süß von Gyadam geschieden. Den Sturm, der über das Gemeinwesen des alten Agyemang hereingebrochen war, hatte er längst kommen sehen, denn ihm waren die unsicheren Verhältnisse des Landes nur zu bekannt. Wie Alpdruck hatten sie ihm auf dem Herzen gelegen und sie waren zum Teil mit daran schuld, daß der Aufbau der Station nicht rascher voranschritt. War doch die Stadt Gyadam wegen der Zwistigkeiten mit dem Landeskönig schon geraume Zeit von dem Verkehr mit der Küste abgeschnitten. Aber das stand unserem Süß fest: wäre er an Ort und Stelle gewesen, er hätte das Los der auswandernden Gyadamer geteilt. Mit ihnen wäre er von dannen gezogen und hätte in ihrer Heimat das Werk unter ihnen fortgesetzt.

Nun war er ihnen ferner denn je. Den oberen Volta, wohin sein Sinn stand, hatte er nicht erreicht; er war in seiner ehemaligen Einsiedelei Dauromadam hängen geblieben. Von hier aus wollte er aber so bald als tunlich den Vorstoß flußaufwärts unternehmen, denn der wasserreiche Strom galt ihm als die natürliche Heerstraße, auf der die Mission ins Innere des Landes vorzugehen habe. In dieser Ansicht bestärkten ihn auch mehrere Basler Missionare an der Küste, die deshalb auch mit Süß den Antrag stellten, Dauromadam als Hauptstation zu besetzen und diese zum Ausgangspunkt der Mission für das Volta-Gebiet zu machen, während andere die Besetzung des Pflantagendorfes Odumase im palmenreichen Kroboland befürworteten. Das Komitee entschied sich für letzteres, das denn auch von Miss. Zimmermann im Jahre 1859 als Station bezogen wurde.

Süß verblieb demnach einsam und allein auf seinem Vorposten Dauromadam, dem Platz seiner eigenen Wahl. Es fehlte hier nicht an schweren Erfahrungen, die ihm seine tapfere Frau redlich tragen half. Schon die Wohnungsverhältnisse waren armseligster Art und nur den Bedürfnissen der Eingeborenen angepaßt. Zwar ging Süß

ungesäumt daran, an den Ufern des Volta eine Wohnung mit zwei Zimmern zu erstellen; aber kaum war diese notdürftig aufgerichtet, als in den ersten Oktobertagen der Fluß immer höher stieg und seine Ufer überflutete. Der schwache Bau wurde von den Wellen bespült, Wände und Dach neigten sich, und schließlich wurde das Ganze von den Fluten hinweggeschwemmt. Er sah sich genötigt, sich auf das höhere Flußufer zurückzuziehen und in einer Negerhütte Zuflucht zu suchen. In dieser mangelhaften Behausung, durch deren offenen Giebel der Regen und Wind freien Zutritt hatte, gebar ihm seine Frau am 22. Oktober (1859) ein gesundes, kräftiges Knäblein.

Und wieder ging es ans Bauen, das nun seit Jahren seine Aufgabe gewesen war. Aber er wurde dessen nicht müde, während seine Gattin durch etwas Handel mit den Eingeborenen den nötigen Lebensunterhalt zu erwerben suchte. Dabei ließ er sich die Missionsarbeit angelegen sein, besuchte die nördlich und südlich gelegenen Ortschaften und konnte auch einige seiner Leute taufen. Selbst bis nach Dodi hinauf machte er im Dezember eine längere Predigtreise und fand dort mit seiner Botschaft guten Eingang.

Mittlerweile war das Jahr 1860 angebrochen und Süß hoffte, das Komitee in Basel werde die Wahl seines Stationsplatzes schließlich trotz seiner eigenmächtigen Schritte anerkennen. Aber darin irrte er sich. Sei es, daß man nicht noch eine zweite Station am Volta haben wollte, während man doch eben erst eine solche in Odumase, das in der Nähe des Volta in reichbevölkerter Gegend lag, errichtet hatte, sei es, daß man seiner Freizügigkeit steuern und ihn in die geordneten Bahnen des Missionsbetriebs einführen wollte — das Komitee machte sein Verbleiben im Missionsverband davon abhängig, daß er nach der Bergstation Aburi übersiedeln und in deren Umgebung Reisepredigt treiben sollte. Zugleich sollte seine Frau an der dortigen Mädchenanstalt wirken. Dieser Beschluß war ein wohlerwogener, und die angewiesene Arbeit entsprach auch in jeder Beziehung den Gaben der beiden Ehegatten. Ueberdies galt Aburi als die gesundeste Station des ganzen Missionsgebiets, sodaß man das Beste für die erschütterte Gesundheit des abgearbeiteten Süß erwarten durfte. Auch fand er hier die Annehmlichkeit einer guten Wohnung, wie er sie bis jetzt in seinem fast zehnjährigen afrikanischen Missionsleben nie gekannt hatte.

Dessen ungeachtet kam es unsern Süß gar sauer an, diesen Weg des Gehorsams zu gehen. Er bat das Komitee dringend, ihn in seinem Dauromadam zu belassen. Lieber als nach Aburi wollte er krank oder gesund nach Kumase, ins ferne Asanteland ziehen und dort eine neue Station anlegen. Das kühle, feuchte Klima von Aburi werde ihm nicht zusagen und eine Versetzung dahin könnte

unter Umständen seine Heimkehr nach Europa zur Folge haben. Einer solchen wolle er aber nicht die Hand bieten. Er habe sich bisher durchglauben müssen und er wolle auch fernerhin auf seinen Gott hoffen.

In Basel war man aber nicht gesonnen, den Einspänner noch fernerhin seine eigenen Wege gehen zu lassen; man bestand auf seiner Uebersiedelung nach Aburi und wollte dadurch seinen Gehorsam prüfen. Er wollte sich gehorsam zeigen und folgte der Weisung, wenn auch mit schwerem Herzen. Anfang Mai 1860 traf er in Aburi ein. Aber, war es seine gedrückte Gemütsstimmung oder wirklich die kühle, sonst so erfrischende und belebende Bergluft — gleich nach seiner Ankunft stellten sich schwere Asthmaanfälle bei ihm ein, und der sonst so unverwüstliche Mann brach vollständig zusammen. Innerlich und äußerlich wie geknickt lag er matt und kraftlos auf dem Bett oder suchte fröstelnd im Gehöft die warmen Sonnenstrahlen auf.

Wieder bat er — diesmal durch seine Frau — um Rückversetzung nach dem heißen Dauromadam, zumal der Arzt ihn für lungenkrank hielt. Aber ehe nur sein Gesuch in Europa sein konnte, führte er selbst die Entscheidung herbei. Entschlossen wie immer und unbekümmert um die Folgen brach er eines Tages auf und begab sich Anfang Juni mit seiner Frau nach Odumase, das doch wenigstens in der Nähe von Dauromadam lag. Von hier bat er das Komitee noch einmal, ihn wenigstens für ein Jahr zur Erholung (!) nach Dauromadam ziehen zu lassen, und schloß seinen Brief mit den Worten: „Man sollte annehmen, ich sei des Lebens müde; allein dies ist nicht der Fall. Obwohl ich in Aburi sehr litt und in Dauromadam viel Ungemach auszustehen hatte; obwohl der Ruin Gyadams mich sehr schmerzt und die Not der dortigen Brüder schwer auf mir lag, auch alles Menschliche an mir gerichtet wird, so bin ich doch gewiß, daß das Göttliche in mir besteht; darum habe ich Mut, und obwohl ich liege, werde ich wieder aufstehen!"

In Anbetracht seiner Gesundheitsverhältnisse hatte das Komitee nichts gegen seine vorläufige Uebersiedelung nach Odumase. Was dagegen sein Leben und Wirken in Dauromadam anbelangte, so wurde er mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß er es bei der dortigen Lebensweise und mangelhaften Pflege unmöglich auf die Länge aushalten könne und Gesundheit und Leben unnötig gefährde. Hierauf erwiderte er u. a. in einem Brief v. 6. Dez. 1860: „Was die nötige Pflege anlangt, so bin ich bis heute noch nicht gesonnen, mein Leben oder mein Sterben von einer besseren Pflege oder des etwas abhängig zu machen. Die Umstände benütze ich jederzeit gut, wie sie eben gegeben sind, allermeist aber wie sie meinem Beruf entsprechen,

und nicht, wie sie ihm nicht entsprechen. Ich habe in dieser Beziehung eine zehnjährige Erfahrung hinter mir, und die ist derart, daß ich dem lieben Gott schon oft sagte: Wenn du mich sterben lässest, nun ja, so tue es; ich gehe gern zu dir; wenn ich aber diesmal auch ein Wörtlein drein zu reden habe, so will ich noch länger leben!"

Ehe aber jenes Schreiben des Komitees, nach welchem er vorläufig in Odumase bleiben sollte, einlief, befand sich Süß schon längst wieder in seinem Dauromadam. Nur wenige Wochen hatte er es in Odumase ausgehalten, und da er die ihm hier auferlegte Untätigkeit nicht ertragen konnte und sein Gesundheitszustand sich auch nicht wesentlich besserte, so begab er sich ohne weiteres wieder auf seinen Posten am Volta zurück, denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Er hatte auch die Genugtuung, daß sich daselbst seine Gesundheit allmählich wieder hob. Seine Wanderungen über die Stationen Aburi und Odumase aber sah er als ein verlorenes Vierteljahr an.

In Basel war man nicht sonderlich erbaut von seinem Festhalten an seinem selbsterwählten Wohnsitz und schrieb es einer „krankhaften Singularität" oder seinem „unbekehrten Willen" zu. Der bisher geübten Nachsicht mit dem eigenartigen Manne, der in keiner Weise in den gegebenen Geleisen des Missionsbetriebs einhergehen wollte, ja dessen Stationsplatz mit seinen 350 Morgen Land sein Privatbesitz war, auf dem er unabhängig schaltete und waltete — der bisherigen Nachsicht wurde das Komitee nachgerade müde. Mit seiner Versetzung auf die Station Aburi hatte man noch einmal versucht, ihn dem Missionsorganismus einzufügen — und nun war auch dieser letzte Versuch fehlgeschlagen. Man hielt jetzt fürs beste, ihm die Heimkehr nach Europa nahe zu legen, um sich dessen zu versichern, ob seine Gesundheit nicht doch wieder herzustellen und ihm der Rücktritt in Reih und Glied der afrikanischen Missionare wieder möglich sei. Aber darauf wollte Süß nur im äußersten Notfall eingehen. Doch bat er das Komitee, ihm die Erlaubnis zur Heimkehr für alle Fälle offen zu halten.

Allein das Jahr 1861 kam heran und Süß suchte sich trotz seiner angegriffenen Gesundheit auf seinem Posten zu halten; ja er plante die Gründung von verschiedenen Stationsniederlassungen am Volta hinauf, wozu er sich einen Bauhandwerker erbat. Allein dieser wurde ihm versagt und ihm dadurch das Ziel zu weiteren Unternehmungen gesteckt. Immerhin war es ihm gelungen, nach und nach einige Familien vom untern und obern Volta auf seinem Landbe[illegible] anzusiedeln und von ihnen als Pächtern den Zehnten einzufüh[illegible] Auch durfte er mehrere Leute taufen und hoffte, in einiger [illegible] der ehemals öden Stätte eine Gemeinde erstehen zu seher[illegible]

das Land übertragen wollte, sodaß sie ihren eigenen Geistlichen unterhalten könnte. Dazwischen hinein machte er im Oktober 1861 zur Stärkung seiner Gesundheit mit seiner Frau eine Reise an die Küste, um wieder einmal nach Jahren „seine Brüder zu besehen". Zu gleicher Zeit aber erhielt er ein Schreiben von Basel, das ihm die Heimkehr im Frühjahr 1862 als bestimmten Willen des Komitees kund gab. In seiner Kraft gebrochen, wagte er nun nicht mehr länger zu widerstreben. Er machte sich reisefertig und kehrte im Frühjahr 1862 nach Europa zurück — mit der bestimmten Hoffnung, nach kurzer Erholung in der Heimat seine Arbeit unter den Afrikanern wieder aufnehmen zu dürfen. Am 28. April 1862 traf er in Basel ein.

10. Enttäuschungen.

In Heidelberg, dem schönen, ließ sich Süß nieder. Dem hageren Mann mit dem langen Bart sah man es an, daß er elf Jahre lang ununterbrochen an der ungesunden Westküste Afrikas gearbeitet hatte, und dazu unter Verhältnissen, die in ungewöhnlichem Maße seine Kräfte aufreiben mußten. Er erachtete dies aber nicht als etwas Außerordentliches. In der stärkenden Luft der heimischen Berge hoffte er bald wieder zu genesen. Daneben machte er sich mit Interesse mit den Sägereien und Stampfmühlen des Schwarzwaldes bekannt und was sich sonst an Industriezweigen seinem aufmerksamen Auge bot. Denn was er hier erschaute, das gestaltete sich zu allerlei hoffnungsvollen Plänen für seine künftige Wirksamkeit in Afrika. Sein Aufenthalt in der Heimat sollte ihm auch hiefür reiche Ausbeute bieten.

Allein es folgte eine große Enttäuschung. Als er sich nach mancherlei Verhandlungen zwischen ihm und dem Komitee in Basel zum Wiederauszug nach Afrika meldete, wurde ihm der niederschmetternde Bescheid zu teil, daß man wegen seiner „Singularität" davon absehen müsse, ihn wieder auf das afrikanische Arbeitsfeld auszusenden, obschon man ihm das Zeugnis geben könne, daß er mit beispielloser Hingebung und Aufopferung in Afrika gearbeitet habe. Zugleich versprach man, ihm die Mittel zur Uebersiedelung nach Nordamerika darreichen zu wollen; dort sollte er sich eine Pfarrstelle unter den Deutschen suchen.

Dieser Entscheid der Missionsgesellschaft erschütterte ihn und seine Frau aufs tiefste, ja so sehr, daß er lebensgefährlich erkrankte. Vergeblich gelobte er, fürderhin in allem Gehorsam gemäß den Statuten der Gesellschaft einherzugehen, vergeblich bat er, über ihn frei

zu verfügen, aber ihn um jeden Preis sein altes, afrikanisches Arbeitsfeld wieder beziehen zu lassen. Das Komitee blieb unerbittlich bei seinem Beschluß.

Der Gedanke für immer seiner Lebensaufgabe entrissen zu werden, war ihm schier unfaßlich. Lieber hätte er sein Todesurteil empfangen. Was sollte er tun? Denn das stand ihm fest: zu den Yankee nach Nordamerika konnte und wollte er nicht ziehen. Dazu fühlte er nicht den Beruf in sich. Lieber wollte er sich in der badischen Heimat der Landwirtschaft widmen. Aber auch diesen Gedanken mußte er aufgeben. Noch war er mit sich selbst nicht im reinen, als unter den schmerzlichsten Gefühlen das Band zwischen ihm und der Basler Missionsgesellschaft gelöst wurde. Man riet ihm, in den badischen Kirchendienst zu treten, aber da er noch zwei Semester studieren sollte, konnte er sich nicht dazu verstehen. Sein Sinn stand nun einmal nach Afrika.

Mittlerweile hörte man nichts von ihm in Basel und man glaubte ihn längst im fernen Westen. Da erfuhr man von irgend einer Seite her, daß Süß mit seiner Frau wieder in Westafrika eingetroffen sei, aber nicht auf der Goldküste, sondern auf der westlich davon gelegenen Liberia- oder Pfefferküste. Wie war er dahin gekommen?

Von dem unwiderstehlichen Drange beseelt, trotz dem Beschluß des Basler Missionskomitees auch sein ferneres Leben der Arbeit unter dem heidnischen Negervolke zu widmen, hatte er den Anschluß an die protestantisch-bischöfliche Mission Nordamerikas nachgesucht, um auf ihrem afrikanischen Missionsgebiet an der Liberiaküste seine Verwendung zu finden. Die Vermittlung in der Sache, worüber aber keine Mitteilungen vorliegen, geschah wahrscheinlich durch den ehemaligen Basler Missionar Auer, der sich schon im Jahre 1861 der gleichen Mission angeschlossen hatte, aber zur Zeit gerade in Amerika weilte. Auf diese Weise traf Süß im Juni 1864 an jener Küste ein.

Seine Arbeit wurde ihm in einem Knabeninstitut auf der Station Fishtown, einige Stunden westlich vom Kap der Palmen angewiesen. Rüstig ging er wie gewohnt an seine Aufgabe. Aber er fand bald, daß er hier nicht heimisch werden würde. Die geistige und soziale Atmosphäre mutete ihn allzu fremd an. Er befand sich — das trat ihm auf Schritt und Tritt entgegen — nicht unter rein afrikanischen Verhältnissen, sondern unter einem Geschlecht, das, soweit es die Liberianer betraf, vom Amerikanismus stark angehaucht war. Zwar galt die Missionsarbeit in erster Linie den eingeborenen Gedebe[illegible] aber der Einfluß der von Amerika her eingewanderten sogenannt[illegible] Liberianer und deren Abkömmlingen war an der Küste [illegible]

der vorherrschende. Süß suchte auch hier sein Lieblingsprojekt, die Einführung einer rationellen Landwirtschaft, zur Ausführung zu bringen und er fand damit auch öffentliche Anerkennung. Aber seine Vorgesetzten hatten dafür kein Verständnis, am wenigsten der dortige Missionsbischof, dem es ein Anstoß war, daß ein ordinierter Missionar als Geistlicher der bischöflichen Kirche sich mit solch entehrender Hantierung abgab. Ueberhaupt war es wie eine Ironie des Schicksals, daß Süß, dem seiner Zeit das milde Regiment des fernen Basler Komitees schon zu unbequem war, nun einen amerikanischen Kirchenfürsten, den Bischof, in unmittelbarer Nähe als Vorgesetzten hatte. Auch erschien ihm die englische Sprache, die an der Liberiaküste in der Missionsarbeit vorherrschte, als ein Hemmnis; denn in der Urwildnis der Goldküste hatte er sich die Sprache der Eingeborenen wie seine zweite Muttersprache angeeignet und in ihr verkehrt. Die englische Sprache stand ihm aber nur unvollkommen zu Gebote und er hielt sie auch nicht für das Mittel der Missionsarbeit unter den afrikanischen Volksstämmen. Und zu alledem wurde seine deutsche Art nicht verstanden, wie denn auch das Liberianer- und Amerikanertum auf afrikanischem Boden ihm nicht sympathisch war.

Das alles ließ ihn nach kurzem erkennen, daß er dort nicht einwurzeln würde, und so kehrte er, nachdem er ein Töchterlein am Palmenstrand in den Sand Afrikas gebettet hatte, im Juli 1865 wieder nach Europa zurück.

Hier machte er noch einen Versuch, in den Verband der Basler Mission aufgenommen und auf sein altes Arbeitsfeld an der Goldküste ausgesandt zu werden, aber die Bitte ward ihm nicht gewährt. Erst jetzt, nachdem er alle Hoffnungen hatte zu Grabe tragen müssen, entschloß er sich zu dem sauren Schritt, nach Nordamerika auszuwandern und sich dort eine neue Heimat zu suchen.

Mit Frau und Kind schiffte er sich im August 1866 in Havre ein und fand zunächst im Staate Illinois seine Wirksamkeit. Hier und im Missouri-Staat bediente er zehn Jahre lang mehrere Gemeinden und siedelte dann 1876 nach Texas über. An manchen dieser Gemeinden, die zum Teil sehr zerstreut lagen, hatte er, wie in der Zeit seines afrikanischen Missionsdienstes, viel zu reisen und manches Ungemach zu tragen. Aber auch da stellte er seinen Mann und arbeitete unverdrossen. Sein Afrika jedoch konnte er nimmer vergessen. Als im Jahre 1869 die Missionare Ramseyer und Kühne von den Asantern gefangen genommen und 1870 nach Kumase geschleppt wurden, da erbot sich der alternde Süß, nach Kumase zu gehen und die Gefangenen auszulösen; denn er wußte, daß sein Name unter dem Asantevolk etwas galt.

Das war die letzte Kundgebung von ihm. Seitdem hörte man nichts mehr von dem alten Afrikaner. Erst die Nachricht von seinem Heimgang am 13. Dezember 1904 erweckte wieder die Erinnerung an den ehemaligen Einsiedler von Gyadam. Er hat vielleicht auch niemals erfahren, daß nahezu 40 Jahre nach der Vertreibung der Gyadamer diesem Volke in seiner neuen Heimat am unteren Berem das Evangelium von Basler Missionaren gebracht und Missionsposten unter ihnen errichtet worden sind. Der Name Süß aber ist noch heutigen Tags unter den Negern bis hin nach Asante unvergessen.

Die letzten 27 Jahre hindurch bediente er eine Gemeinde bei Schulenburg in Texas, bis ihn zunehmende Altersschwäche veranlaßte, seinen Hirtenstab niederzulegen. Am 4. Oktober 1904 zog er sich vom Amte zurück und gedachte mit der Gattin bei seinem Sohne der Ruhe zu pflegen. Aber diese währte nur zwei Monate. Am 13. Dezember 1904 morgens fand ihn seine Gattin sanft entschlafen, ohne daß er von der Todes Nähe etwas ahnte. Träumend war er hinüber geschlummert und zur ewigen Ruhe eingegangen. Er hatte sein Alter auf nahezu 83 Jahre gebracht.

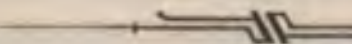
II. Schlußwort.

Ein merkwürdiger Mann, ein sonderlicher Missionar, wird mancher Leser denken. Es liegt deshalb auch die Frage nahe: was war nun die Frucht, das Ergebnis seines Missionslebens?

Süß hatte seine eigenen Missionsideale und suchte diese in seiner Weise mit eiserner Energie zu verwirklichen; aber die Resultate seiner Missionsarbeit entsprachen schließlich doch nicht dem Aufwand von Hingebung und Selbstverleugnung, mit der er jahrelang in apostolischem Eifer sein Werk trieb. Die vereinzelte Stellung, die er dabei einnahm, ließ ihn keinen rechten Grund legen, und vollends für den Aufbau eines christlichen Gemeindewesens inmitten des übermächtigen Heidentums reichte die Kraft des Einzelnen nicht aus. Zu einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken mit andern aber konnte er sich, wie wir gesehen haben, nicht gut verstehen. So blieb es bei bloßen Ansätzen, die nicht weiter entwickelt wurden. Schon in Akropong, wo er der Erziehung der Negerjugend im Familienkreis und außerhalb des Anstaltwesens neue Bahnen weisen und durch eine ausgedehnte Oekonomie die wirtschaftlichen Verhältnisse des Volkes heben wollte, blieb sein Unternehmen ein fruchtloser Versuch. In Gyadam und Dauromadam hinterließ er bei seinem
einige wenige Christen, die nach langer, mühsamer

und in kurzer Zeit wieder vom Schauplatz seines Wirkens verschwanden. Die Zerstörung Gyadams führte auch den Untergang der Missionsstation herbei und sein Abzug von Dauromadam ließ den Missionshügel wieder vollständig veröden. Zwar machte bald darauf die Missionshandlung den Versuch, daselbst eine kaufmännische Station zu errichten, aber der Handel verzog sich nach dem südlich davon gelegenen Kpong und der Platz mußte wieder aufgegeben werden. Heute lassen nur noch einige Mangobäume, die sich aus dem Gebüsch erheben, die Stätte erkennen, wo einst vor mehr als 60 Jahren der einsame Mann gelitten und gearbeitet hat. Sein mühevolles Wirken war und blieb ein Experiment, dem Gott der Herr das Siegel der Bestätigung versagte.

Gleichwohl ist das Vorgehen von Süß in mancher Hinsicht nicht ohne Einfluß auf die Entwiklung der Basler Mission auf der Goldküste gewesen. Nicht nur wurde sie durch ihn in die Landschaft Akem und von da an die Grenze von Asante geführt, ihr Auge wurde auch durch seine Vorarbeit auf die Voltalinie gelenkt, wo man 1864 die Station Amm anlegte und von da aus weiter nordwärts bis Kratschi vordrang. Auch sein Problem, Hand in Hand mit der Verkündigung des Evangeliums den Betrieb von Landwirtschaft und Industrie im kulturlosen Lande einzuführen, sowie den Umsatz von Landesprodukten gegen europäische Waren auf dem Wege eines reellen Handels zu betreiben — das alles fand Beachtung. Und wenn man auch diese verschiedenen Arbeitszweige nicht gerade nach dem Programm von Süß in den Missionsbetrieb aufnahm, so kamen doch dadurch seine Ideen zum Ausdruck und regten zu weiteren Unternehmungen an. Nur konnte und durfte dies nicht in der unabhängigen Weise geschehen, wie es Süß von sich aus zu tun gewohnt war, sondern unter dem Banner einer wohlgeordneten, von Basel aus befehligten Truppe. Daß aber Süß nicht in Reih und Glied zu marschieren verstand, sondern als einzelner Plänkler für sich operierte und den Kampf gegen das Heidentum führte, das ließ ihn nirgends recht Boden gewinnen. Es blieb ihm der Sieg versagt. Aber angesichts der großen Opfer, die er der Missionssache zu bringen bereit war, und im Blick auf die Hingabe, die er in seinem Missionsberuf stets bewiesen hat, dürfen wir ihn füglich zu den „Missionshelden" zählen, die „furchtlos und treu" für ihren Herren gestritten haben.



Zum Bilde:

Der Bosomtsche-See in Asante.

Einsam und friedlich, zwischen Hügeln eingebettet und von Waldesgrün umsäumt, liegt südöstlich von Kumase, der Hauptstadt von Asante, der heilige Bosomtsche-See. Kein Strom, kein sichtbarer Zufluß speist ihn, und dennoch nimmt das Gewässer des Sees stetig zu. Die Eingeborenen glauben deshalb, daß in seiner Mitte ein grundloser Brunnen liege und das Wasser aus ihm heraufquelle. Während der Regenzeit stürzen von den steil abfallenden Berghöhen, die ihn umgrenzen, reißende Bäche herab und schwellen die Fluten des Sees an, aber in der trockenen Jahreszeit liegt er glatt und ruhig im Glanz der Tropensonne da. Die vielen Dörfchen, die sich an seinen stillen Ufern hinlagern, sind ausschließlich von Fischern bewohnt, die hier in der Abgeschiedenheit der Welt ihrem Gewerbe nachgehen und die Gebiete von Asante weithin mit getrockneten Fischen versorgen. Damit aber der Fischvorrat nicht erschöpft oder gefährdet werde, ist der See unter den Schutz eines mächtigen Fetisches gestellt und ihm geweiht. Kein Kanoe darf seine Fluten je durchschneiden und der Gebrauch von Fangnetzen und Angeln ist strengstens untersagt. Man hat deshalb eigenartige Formen der Fischerei und Schifffahrt auf dem heiligen Gewässer eingeführt. Statt der Netze gebraucht man große, aus Palmfasern hergestellte Matten, die so ins Wasser gelegt werden, daß sich die Fische in ihnen fangen. Da man aber mit diesen Matten nicht im Boot auf den See hinaus fahren darf, benützt man runde, glatte Baumstämme von etwa sechs Fuß Länge, auf denen die Fischer rittlings sitzen und die sie mit den Händen und Füßen rudernd vorwärts treiben. Beim Fischfang segelt gewöhnlich eine ganze Schar auf solchen Baumstämmen hinaus, indem sie eine große Matte mit sich nehmen. Diese wird dann so ins Wasser hinabgelassen, daß die Fische nur auf der einen Seite hereinkönnen, während das andere Ende derart gerollt ist, daß es eine Art von Falle bildet. Am nächsten Tage wird die Matte samt den gefangenen Fischen sorgfältig aus dem Wasser gehoben. Die Fische werden dann in der Sonne getrocknet und sind im ganzen Asante-Land eine beliebte Speise. Um den See herum, den dichter Urwald einschließt, führt eine breite Straße, die die Bewohner der einzelnen Dörfer in gutem Zustand zu halten haben. Nach der Aussage der Eingeborenen sollen auch

Krokodile im See vorkommen, aber es ist dies wohl kaum der Fall, und es sollen dadurch wahrscheinlich die Leute nur vom Schwimmen in demselben abgeschreckt werden.

Die Ufer des „heiligen Sees“ durften bis vor wenigen Jahren von keinem Fremden betreten werden und in stiller Abgeschiedenheit lebten die Anwohner desselben dahin. In der neueren Zeit dagegen, seit die Engländer der Asanteherrschaft eine Ende bereitet haben, ist dieser Bann durchbrochen worden. Der erste Europäer, der jene Ufer betrat, war wohl Missionar Ramseyer, der noch vor Ausbruch des Aufstandes (1900) eine Evangelistenfahrt dahin unternahm und von der Bevölkerung der Seedörfer freundlich aufgenommen wurde.

Missions-Zeitung.

Niederländisch-Indien. Die Verdienste der evangelischen Mission in den holländischen Kolonien werden in einer Denkschrift der niederländischen Regierung folgendermaßen anerkannt: „Bei den Niassern, Dajakken und andern eingeborenen Völkern bewirkt das Christentum, daß Sklaverei, Leibeigenschaft, Kopfabschneiden, Menschenraub, Menschenfressen und Menschenopfer, barbarische Strafübungen, Feste, Unzucht, Zauberei, Trunksucht und Spielwut verschwinden, auch da, wo die niederländische Autorität ohnmächtig gewesen ist, das eine oder andere auszurotten. Wo alte Einrichtungen bestehen bleiben, beziehen sie sich allein auf die Form der Dorfverfassung und auf landwirtschaftliche Angelegenheiten. So haben auch die christlichen Batak ihre Sprache und Buchstabenschrift behalten; aber die frühere Literatur, die sich größtenteils auf Zauberei bezog, und, wo sie sich mit Erzählungen und Gedichten befaßte, meistens unzüchtiger Art war, wird nicht mehr gepflegt. Ihre Häuser und Einrichtungen sind geblieben wie vordem. Nur haben auch sie bei den Begüterten eine Richtung genommen, dem europäischen Vorbilde von Reinlichkeit und Wohlstand nachzufolgen. Das Leben in den Häusern ist jedoch völlig verändert. Besonders auf Nias und bei den Dajakken trachtet man immer mehr darnach, den einfachen Bau und die Einrichtung der früheren Wohnung zu verbessern im Zusammenhange mit den Wünschen nach einem christlichen Nebeneinanderwohnen der Hausgenossen verschiedenen Geschlechts. Unter den christlichen Batak scheint auch

die europäische Musik Anklang zu finden. Im Unterschiede von Java treten auf Nias, in den Bataklanden und auf Borneo auch die Häuptlinge zum Christentum über, so daß dieses immer mehr alle Klassen der Gesellschaft umfaßt. Welche Veränderung durch das eine und andere in den gesellschaftlichen Zustand gebracht wurde, braucht im einzelnen nicht ausgeführt zu werden." (Ev. Luth. Kirchenzeitung.)

China. Der Generalsekretär des Weltbundes christlicher Studenten, Mott, der in seiner Tätigkeit China schon mehrmals besucht hat, um womöglich auch die Hunderttausende chinesischer Literaten unter den Einfluß der von ihm vertretenen Bewegung zu bringen, hat die chinesische Literatenschaft einst als das „Gibraltar" dieser Studentenbewegung bezeichnet.

Es dürfte bekannt sein, daß ein internationaler Studentenbund besteht, der sich zur Losung eines aggressiven Christentums bekennt und sein Ziel darin sieht, das Reich Christi in allen Ländern der Erde zur Geltung zu bringen, und zwar vornehmlich durch die gebildetsten, einflußreichsten, begabtesten Söhne eines jeden Landes. Der Gedanke der Gründung dieses Bundes ist von Amerika ausgegangen. Unermüdlich hat Mott an seiner Befestigung und Erweiterung gearbeitet. Auch hier wieder zeigt sich, wie sehr die Amerikaner von dem Grundsatz durchdrungen sind, daß man nur mit der kulturellen Erschließung Chinas die wirtschaftliche fördern kann. Uebrigens hat der Weltbund christlicher Studenten, in dem auch heute noch die amerikanischen Studenten die zahlreichsten sind, während nach ihnen die Zahl der englischen am größten ist, inzwischen auch die entschieden gläubigen Kreise der Studentenschaft auf dem europäischen Festland an sich gezogen, zuerst in Deutschland, dann in Frankreich, in Holland und in der Schweiz. Ihnen folgte später die Studentenschaft in Süd-Afrika und Australien, bis sich neuerdings auch die Indiens und Japans ihm mit Begeisterung angeschlossen hat.

Schon bald nach Begründung des Bundes im Jahre 1895, dessen Vorsitzender Dr. Karl Fries in Stockholm ist, begann eine planmäßige Beeinflußung der Studenten nichtchristlicher Länder, und es wurden dafür tüchtige Sekretäre ausgesandt. Auch in China sind solche am Werk. Bis jetzt haben diese allerdings ihre Arbeit hauptsächlich auf die Zöglinge der Missionsschulen beschränken müssen. Wie ein Gibraltar aber liegt die weite chinesische Literatenwelt noch immer vor ihnen. Erst neuerdings macht sich hier und dort ein Wandel bemerkbar und es werden Beziehungen zwischen den Vertretern des Weltbundes christlicher Studenten, die unter dem chinesischen Volke wirken, einerseits und den Gelehrten und den heranwachsenden Literaten Chinas andererseits angeknüpft.

Was den Weltbund der christlichen Studenten auszeichnet, ist das zähe Festhalten der einmal gewonnenen Beziehungen. Solche werden sich auch in China ergeben. Und wenn erst China, japanischem Einfluß und Vorbild folgend, auch für seine Beamten Gewissensfreiheit proklamiert hat und tatsächlich gewährt, wird die edelste Kultur, das Christentum, auch in diesen Kreisen zur Geltung kommen. Diese, einmal davon ergriffen, werden das Volk bewegen, und wer weiß, ob nicht Motts Wort sich bewahrheiten wird: „Wird China einmal vom Evangelium bewegt, wird es die Welt in Bewegung setzen.“

Dem Schreiber dieses ist eine dieser modernen Schulen bekannt, an der ein Lehrer wirkt, der in Japan gewesen ist und dort mit dem Christentum in Berührung gekommen sein muß, täglich für eine halbe Stunde die Zöglinge in der Aula sich versammeln läßt und ihnen das Neue Testament auslegt. Das sieht unscheinbar aus und geschieht im Verborgenen, aber es scheint doch bewirkt zu haben, daß gerade aus jenem Kreise viele Studenten uns besuchen und uns besonders freundliche Gesinnung entgegenbringen. Und es klingt wie eine Prophezeiung auf größere und bessere Tage, wo die Edelsten dieses Volkes die edelsten Güter, die die Christenheit und die auch unser Deutschland ihnen zu bieten vermag, sich aneignen und Christus ihnen nicht nur, wie jetzt schon, ein Prüfungsgegenstand ist, sondern ihr Gott und Heiland und König, unter dessen Fahnen sie sich mit Begeisterung stellen.

Asam. Wie in Wales, so hat auch im Teelande Asam unter der Bevölkerung der Khasi-Berge, unter der die Walliser Methodisten arbeiten, eine Erweckung stattgefunden. Auch hier wird, wie in Wales, in den zahlreich besuchten Gebetsversammlungen weniger gepredigt, als gesungen und gebetet. Am liebsten singen die Christen Lieder von Christi Person und Werk. Bedenklich ist nur, daß manche dabei anfangen zu tanzen und andere ohnmächtig werden. Aber solchen Ausschreitungen gegenüber werden die guten Früchte der Erweckung gerühmt: Lasterhafte werden bekehrt und Heiden für das Christentum gewonnen.

Togo. Wie tief heidnische Rechtsanschauungen über die Stellung einer Witwe selbst noch in solchen wurzeln, die schon längere Zeit christlichen Unterricht genossen haben, davon gibt das Bremer Missionsblatt ein Beispiel. Miss. Dettmann schreibt dort: Unlängst schlichtete ich auf einer Außenstation einen Streit zwischen einem Taufbewerber und einer Taufbewerberin. Sie hatten beide

schon etwa fünf Jahre — allerdings mit großen Unterbrechungen — am Taufunterricht teilgenommen. Beide waren verwandt. Sie hatte den Bruder des Taufbewerbers als Mann gehabt. Jetzt ist sie Witwe. Nach heidnischem Recht ist sie nun als Witwe Eigentum des nächstältesten Bruders. Er kann über sie verfügen wie er will. Heiratet er sie nicht und gibt er sie einem andern Manne, so muß dieser ihm jeden Pfennig zurückerstatten, den sein verstorbener Bruder vom ersten bis zum letzten Tage für sie ausgegeben hat. Unter gewissen Umständen hat er sogar volles Recht, das Doppelte zu fordern. Als ich die beiden prüfte, brachte der Mann seine Forderungen vor, weil er wohl wußte, daß er als Christ nicht so gut damit ankommen konnte. Er hatte etwa zwanzig heidnische Männer, die seine Forderungen bekräftigten, während das arme Weib dagegen allein dasaß. Ich erwiderte, daß er als Taufbewerber nur dann etwas fordern könne, wenn der verstorbene Bruder von seinem persönlichen Eigentum etwas geliehen und für seine Frau verwendet hätte; da das nicht der Fall sei, gehöre alles dieser Frau und ihren Kindern. Ich sagte ihm weiter: „Wenn du in fünf Jahren deines Taufunterrichtes nicht gelernt hast, daß das heidnische Ungerechtigkeit ist, dann kannst du noch kein Christ werden.“ Als ich geendet hatte, ging ein Murren durch die Reihen der heidnischen Männer, das immer erregter wurde und schließlich in Wut ausbrach. Ganz außer sich über diese christliche Unerhörtheit fuhr mich der Taufbewerber an: „Wenn du stirbst, wird dann nicht dein Bruder alles von deiner Frau zurückfordern, was sie von dir bekommen hat?“ Ich antwortete: „Nein, das wird er nicht tun, sondern meine Frau wird frei sein und mit dem Ihrigen tun können, was sie will.“ Das brachte die Menschen in eine ganz unheimliche Aufregung, und sie gingen zornig von mir mit innerem Groll gegen diese christliche Ordnung und mit der Drohung, ihre Sache bei ihrem heidnischen Gericht zum Austrag bringen zu wollen, denn da wüßten sie, daß sie zu ihrem Recht kämen. Ich mußte unverrichteter Sache meine Straße weiter ziehen. Allein einige Tage darauf erschien dieser Taufbewerber mit der Frau bei mir in Ho und zwar diesmal nicht mit Heiden, sondern mit den zwei Aeltesten aus der Gemeinde. Er bat, ihm zu verzeihen, sie beide zu prüfen und womöglich zu taufen, denn er habe sein Herz nun doch vom Heidentum abgewandt und eingesehen, daß es besser sei als Christ zu leben. Sie wurden beide bald darauf getauft.

Indien. Die Unsittlichkeit gehört zu den schlim
ten des Hinduismus. Der Götzendienst mit seiner
scheulichen Lingam, mit der grob unsittlichen Liter

Institut der Tempeltänzerinnen, das man mit Recht die Pestbeule des indischen Volkes genannt hat, ist eine Brutstätte der Unsittlichkeit. Die Früchte dieser Giftsaat zeigt wenigstens teilweise die letzte indische Volkszählung von 1901, wenn diese 284 530 Leute aufführt, die von unehrlichem Erwerb leben als Schauspieler, Sänger, Tänzer u. a., unter ihnen 53 674 Frauen und 129 611 Kinder. Die meisten der beiden letzteren dienen der Unsittlichkeit. Am schlimmsten ist es in den großen Städten: Kalkutta, Bombay u. a., dazu kommt die große Zahl der 25³/₄ Millionen Witwen, darunter 19³/₄ Millionen Hindus, von denen 94 000 unter 10 Jahren und 227 367 von 10—15 Jahren sind. Der Hinduismus erlaubt den Männern die Vielehe. Nur das Christentum kann diesen tiefen Schaden heilen. In den Hauptstädten nimmt sich die christliche Liebe der gefallenen Frauen an. Die bekannte Vorkämpferin für die Rettung der indischen Witwen, Pandita Ramabai, bietet den indischen Witwen und vielen Hungersnotwaisen eine Zufluchtsstätte. Die englische Frauenmission in Tinnewēli sucht die von den Priestern gekauften und für das Institut der Bajaderen bestimmten Mädchen zu retten. Aber es fehlt noch eine durchgreifende allgemeine Rettungsanstalt für das gesunkene weibliche Geschlecht. (Leipz. ev. luth. Miss.-Bl.)

Deutsch-Südwestafrika. Auf dem Straßburger Katholikentage hielt der apostolische Präfekt für Deutsch-Südwestafrika, P. Nachtewey, über die katholische Missionstätigkeit einen Vortrag, in dem er unter anderm mit großem Nachdruck sagte: „Nicht nur hat keiner der katholischen Eingeborenen während des Herero-Aufstandes einen Farmer ermordet, ein Farmerhaus niedergebrannt oder gegen die deutsche Regierung die Waffen ergriffen, sondern alle waffenfähigen Männer haben treu auf deutscher Seite gestanden." — Diese mit großer Emphase zur größeren Verherrlichung der katholischen Mission, gewiß im Gegensatz zur evangelischen Mission, geäußerten Worte werden durch folgende Tatsachen in das rechte Licht gestellt: die katholische Mission zählte Ende 1904, also zu Beginn des Aufstandes, in ganz Deutsch-Südwestafrika überhaupt nur 165 eingeborene Christen. Von diesen 165 gehören aber ferner nur ganz vereinzelte dem Volke der Herero an. Die meisten sind Betschuanen. Auch auf evangelischer Seite haben sich bekanntlich die zahlreichen Nicht-Herero, d. h. die Bergdamra, ebenfalls nicht am Aufstande beteiligt, sondern standen treu auf deutscher Seite. Auf dem Katholikentag scheint keiner von den beiden erwähnten Tatsachen etwas gewußt zu haben. Sollte sie der Herr Pater vielleicht nicht erwähnt haben? Dann wäre seine Berichterstattung allerdings irreführend gewesen. (Barmer Missionsbl.)

— Ueber die Kriegslage im Namaland schreibt Miss. Pabst von Rietfontein unter anderem: Hendrik Witbooi wird das Land noch lange in Unruhe halten und unsern Deutschen noch viel zu schaffen machen. Seine Macht ist noch ziemlich ungeschwächt . . . Viele Händler haben durch die wasserlose Wüste ihren Weg zu Hendriks Lager gefunden. Selbst von unsern Bastards weilen viele in der Kalahari-Wüste und sind mit den Witbooi in Handelsbeziehungen getreten. Zehn Witbooi trieben sich lange hier herum und sind vor wenigen Wochen wieder zu ihrem „großen König" zurückgekehrt. Am 5. Juli tauchte hier auch ein zweiter Stuurmann mit Namen David auf, der von den Witbooi wahrscheinlich als Spion ausgesandt war. Er sagte mir, daß er zur äthiopischen Kirche gehöre. In den Läden verausgabte er viele deutsche Banknoten, spielte sich auch als Kartenschläger und Wahrsager auf. Wir hielten ihn für politisch gefährlich. Auf mein Bitten und Drängen hin hat ihn die Polizei von Rietfontein (das auf englischem Gebiet liegt) ausgewiesen. Er schlug darauf den Weg nach dem Kapland ein. (Nach dem Rhein. Miss.-Ber.)

Südafrika. Vom 19. bis 24. Juli 1905 fand auf der Berliner Missionsstation Bloemfontein im ehemaligen Oranjefreistaat zum ersten Male eine gemeinsame Konferenz der vier in Südafrika arbeitenden deutschen Missionsgesellschaften, der Berliner (I), der Hermannsburger, der Brüdergemeine und der Rheinischen statt. Es war dies, wie es in der Eröffnungsansprache hieß, „eine ganz neue Einrichtung in der Geschichte der deutschen Missionsgesellschaften in Südafrika, die den Zweck haben soll, die deutschen Brüder einander näher zu bringen, wichtige praktische Missionsfragen zu besprechen, um mehr vereint als bisher das große Werk des Herrn zu treiben." Den Vorsitz hatte der mehr als achtzigjährige Berliner Missionssuperintendent D. Kropf. Vizepräses war der rheinische Missionar Eich. Die Konferenz war getragen von dem Geiste brüderlicher Liebe und Eintracht. Es zeigte sich auch in den Verhandlungen, daß sie in allen Hauptfragen dieselben Wege gingen, obwohl sie verschiedenen Gesellschaften angehörten. Mit dem 133. Psalm und dem Liede: „Die wir uns allhier beisammen finden 2c." gingen die Missionare auseinander, nachdem noch beschlossen war, die Konferenz alle zwei Jahre zu halten.

Bücheranzeigen.

Illustrierter Missionskalender für das evangelische Haus auf das Jahr 1906. Herausgeg. von Dr. von Schwartz. Mit 24 Bildern. 180 S. Gütersloh. C. Bertelsmann. Mk. 1.– | geb. Mk. 1.50.

Dieser Missionskalender bietet gebildeten Kreisen viel Wissenswertes aus den verschiedensten Missionsgebieten, darunter sehr ansprechende Monographien und eine kurze Jahresübersicht über das deutsche Missionsleben. Wertvoll sind auch die dem Kalendarium beigegebenen Uebersichten, Gedenktage und Angaben der Missionsgesellschaften. Das Ganze macht den Eindruck einer gründlichen, gediegenen Arbeit. Gegenüber der letztjährigen Ausgabe ist diesmal der Preis etwas niederer und das Papier besser.

Hermannsburger Missionskalender 1906. 48 S. Mit dem Titelbild: der gute Hirte. Hermannsburg. Missionshandlung. 20 Pfg.

Ein hübsch ausgestatteter Missionskalender, der allerlei Bilder aus der Mission, verschiedene Missionslieder und einige Uebersichten enthält.

Evangelischer Missionskalender 1906. 64 S. Mit schönem Farbendruckbild die „Anbetung der Hirten" nach Murillo. Basel. Missionsbuchhandlung. 25 Cts. = 20 Pfg.

Der bekannte Basler Missionskalender erscheint schon zum 37. mal und bietet auch diesmal eine Serie hübsch erzählter Geschichten und Beispiele aus der Mission, die zum Teil durch Bilder illustriert sind.

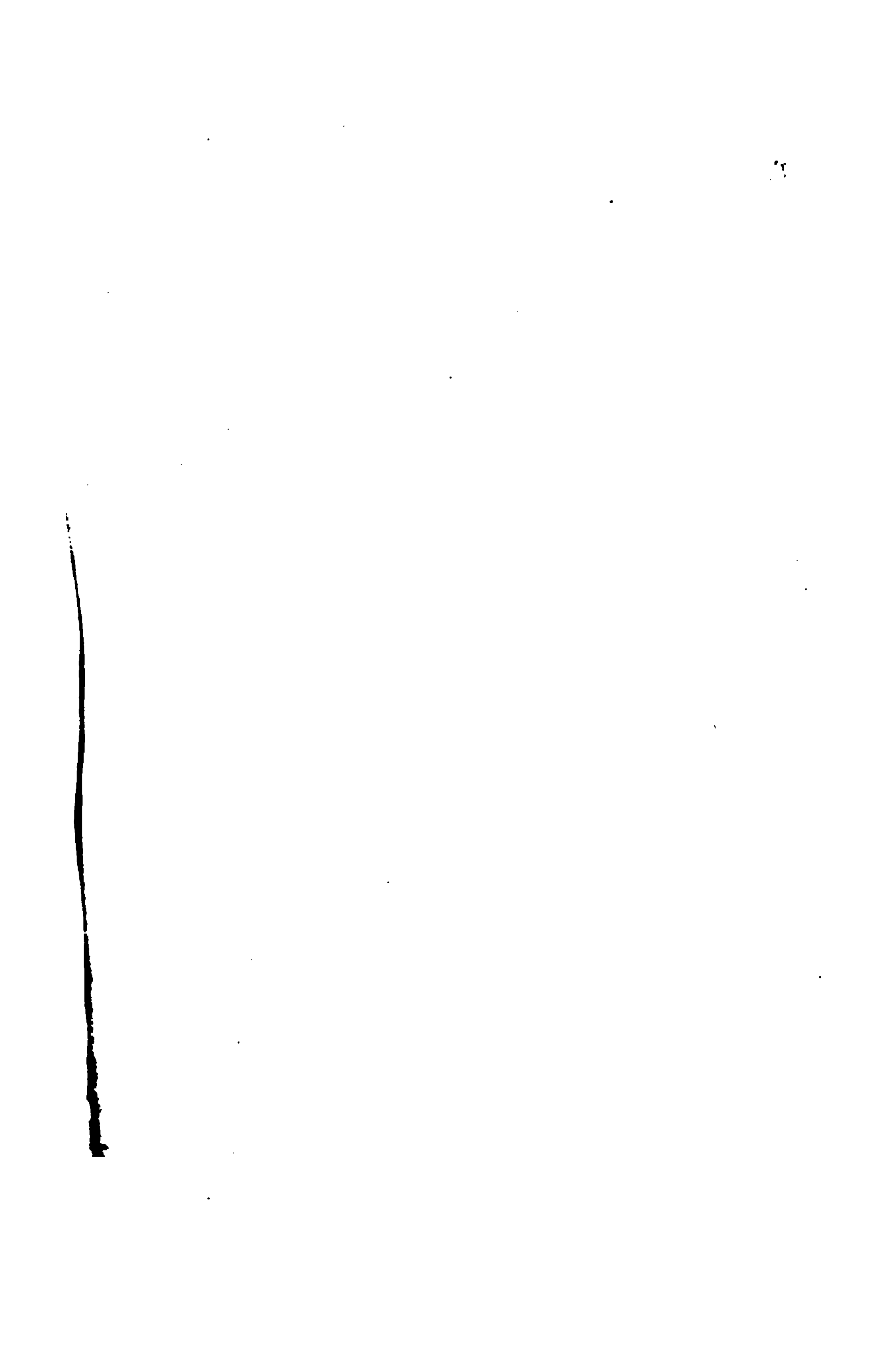
Schultze, O. Lebensbilder aus der chinesischen Mission. Mit Bildern, meist nach Originalzeichnungen des Verfassers. 144 S. Basel. Missionsbuchhandlung. Eleg. brosch. Fr. 1.50 = Mk. 1.20. | Geb. Fr. 2.25 = Mk. 1.80.

Der Verfasser, ein chinesischer Missionar, schildert mit Wärme die oft recht bewegten Lebensschicksale chinesischer Christen, wie dieselben aus dem Heidentum heraus zu Christen geworden und als solche sich bewährt haben. Aber nicht nur die innern Vorgänge werden uns vor die Augen geführt, wir gewinnen dadurch auch ein Bild von der sozialen und geistigen Welt des chinesischen Volkes. Charakteristisch ist der zum Teil vom Verfasser hergestellte Bilderschmuck. Das Büchlein will hauptsächlich dem Bedürfnis dienen, Stoff für Missionsstunden und zum Vorlesen in Missionskränzchen darzubieten.

Chez les Bali. Récit du missionnaire F. Autenrieth. Traduit par E. Krieg, pasteur. Genève. 32 p. 25 Cts.

Eine gute Uebersetzung des deutschen Schriftchens: Im Baliland. Sehr empfehlenswert auch für solche, die eine leicht lesbare, in gefälligem Französisch gehaltene Missionsschrift vornehmen.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Seestrand von Akra (Goldküste).

Japan und Indien.

Von Miss. H. Knittel.

Als der japanisch-russische Krieg begann, erwartete niemand etwas anderes als einen vollständigen Sieg Rußlands über das kleine Inselvolk, und daß Japan im günstigsten Fall diese Niederlage überdauern werde. Allein seit der Schlacht am Yalu wurde man anderer Ansicht. Im ersten Augenblick war die gesamte Welt darüber in Staunen versetzt, daß eine so kleine Macht wie Japan, das bisher noch keinerlei Rolle im Reigen der Weltmächte gespielt hatte, eine so hervorragende militärische Tüchtigkeit an den Tag legte. Aehnliche Gefühle wurden auch von den Hindu geteilt, denn sie mußten sich sagen, daß das indische Volk, obwohl es nahezu 300 Millionen Seelen zählt, doch niemals von sich aus ohne Führung der Engländer den Mut gehabt hätte, einen derartigen Krieg zu unternehmen.

Angesichts der weiteren Erfolge der Japaner auf dem Kriegsschauplatz verwandelte sich das Staunen der Welt in Bewunderung für das japanische Heer, das mit hohem Mannesmut und hingebendster Opferwilligkeit für seine Lebensinteressen kämpfte. Aber wenn Europa und Amerika der Machtentfaltung und strategischen Tüchtigkeit der Japaner ihre Bewunderung nicht versagen konnten, so war diese doch wohl auch mit einigem Neid, vielleicht auch mit einigem Bangen für die Zukunft gemischt. Ganz anders war es beim indischen Volk. Seine Bewunderung für Japan ging Hand in Hand mit einer gewissen Schadenfreude über die Niederlagen der russischen Großmacht, und es begann im stillen für seine de- einstige Unabhängigkeit vom Europäertum zu hoffen.

Das russische Stichwort von der „gelben Gefahr" fan bald auch im übrigen Europa Eingang. Nur in England, w

die japanischen Interessen zu den seinigen machte und ein Bündnis mit Japan schloß, gab man diesen Gefühlen weniger Raum. Dagegen konnten die Anglo-Indier ihre Besorgnis über die auftauchende „gelbe Gefahr“ für die braunen Untertanen Indiens nicht ganz unterdrücken. Sie fürchteten, Japan könne im Osten zu einem zweiten Rußland werden und die Nordgrenze Indiens und Tibet bedrohen. Viele Engländer bezeichnen diese Besorgnis als überflüssig; denn sie sind der festen Meinung, daß die Siege Japans und dessen aufstrebende Macht weder das Ansehen noch die Oberhoheit Englands über Indien berühren. Zur Beruhigung der Gemüter wurde auch darauf hingewiesen, daß die Bewunderung der Indier für die Japaner keine neue Erscheinung sei. Denn lange, bevor nur der Krieg ausbrach, wiesen schon die Führer des indischen Nationalkongresses immer wieder auf das Beispiel der modernen Kulturentwicklung in Japan hin. Und obwohl nach den Vorschriften der indischen Kaste jede Verbindung mit Fremden, besonders aber Besuche und der Aufenthalt im Ausland verboten sind, lassen sich doch indische Kaufleute nicht davon abhalten, mit Japan und Ostafrika Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Ja selbst Brahmanen gehen nach England und liegen hier ihren Studien ob. Militärschulen oder Kriegsakademien zur Heranbildung von eingeborenen Offizieren gibt es weder in Indien noch in England. Daß aber Indier bei anderen Militärstaaten in die Schule gingen, daran ist nicht zu denken, denn England erzieht sich seine Leute selbst, und zwar nur aus seinen eigenen Volkselementen. Dagegen kann ein indischer Soldat nie einen höheren Offiziersrang bekleiden. Höchstens können eingeborene Militärärzte bis zum Rang eines Obersten vorrücken, weil es sich in diesem Falle um keine befehlende Stellung handelt. Auch im Verwaltungsfach und auf dem Gebiet der Rechtspflege gibt es nur wenige Eingeborene in höchster, selbständiger Stellung. In der Staatsverwaltung wie im Heere stehen immer Engländer an der Spitze, und diese Vorsichtsmaßregel erstreckt sich bis auf die Vasallenstaaten.

Seit einer Reihe von Jahren war deshalb der kulturelle Fortschritt Japans und die moderne Entwicklung seines Staatswesens ein beliebtes Thema auf den verschiedenen Kongressen der Indier. „Was Japan kann,“ hieß es, „hätten wir auch vermocht, wenn wir frei und unabhängig wären.“ — Solche und ähnliche

Aussprüche und Stoßseufzer kann man gegenwärtig mehr als einmal lesen und hören. Der Durchschnittshindu frägt etwa auch: „Wie? Ein Reich wie Rußland, das bisher als eine unüberwindliche Macht galt, ist von einem an Zahl und Macht so geringen asiatischen Volke besiegt und gedemütigt worden und zwar schon bei der ersten Feuerprobe? Darf man da annehmen, daß die übrigen Mächte Europas stärker seien? Ist nicht Japans Sieg ein schlagender Beweis davon, daß sich ein asiatisches Volk, bewaffnet mit den modernen, technischen Kenntnissen und Mitteln, von der Zwingherrschaft der Europäer befreien kann?“ So folgern gebildete Hindu. Diese öffentliche Argumentation in der Presse und auf Kongressen kann nicht verhindert werden.

Von diesem Gedanken geleitet, verrichten die heutigen Führer des indischen Nationalkongresses unausgesetzt ihre Maulwurfsarbeit. Sie legen Minen, um einmal eine Explosion herbeizuführen und dann das freigewordene Staatsruder selber in die Hand zu nehmen. Daraus wird selbst der Regierung gegenüber kein Hehl gemacht. Hiebei setzt bis jetzt die politische Reformpartei ihr Vertrauen auf Presse, Kongresse und Proteste. Erst neuerdings übergab sie wieder dem Staatsrat des Vizekönigs, zu dem auch eine Reihe angesehener Eingeborene gehören, einen energischen Protest. In diesem Schriftstück wird der Nachweis versucht, daß das indische Volk (?) auf eine Nationalregierung großes Gewicht lege; eine ausländische Regierung sei hart und zwecklos. Es ist nur schade, daß die englische Regierung zum indischen Kongreß nicht in einem Kontraktverhältnis steht, wie ein solches zwischen Schweden und Norwegen bestand. Der Nationalkongreß würde ohne Bedenken zur Kündigung schreiten. — Japan, so heißt es weiter in dem Protest, hat seine Söhne nicht fortwährend der Vormundschaft Europas unterstellt, sondern sandte sie zu solchen Nationen in die Schule, die durch Kunst und Wissenschaft die hervorragendsten Leistungen aufzuweisen haben, und stellte sie dann an die Spitze seiner Universitäten, seiner Flotte und des Landesheeres. Aber die Regierung Indiens wünscht nicht, daß ihre Untertanen befähigt werden, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen. Sie läßt ihnen eine minderwertige Bildung angedeihen und erklärt nachher, sie seien nicht fähig für einen höheren Staatsdienst. [illegible] Schulreform Lord Curzons, der nun demiss[illegible] mit frohen

Hoffnungen auf Ausdehnung und Vertiefung allgemeinerer Volksbildung. Andere dagegen fanden darin auch eine Ursache zu weiterer Unzufriedenheit der gebildeten Klasse, weil die geplante Schulreform zugleich eine Beschränkung der höheren Schulbildung in sich schloß. Der „Christian Patriot", eine Wochenzeitung, die von Christen in Madras herausgegeben wird, erlaubt sich deshalb folgende Bemerkung: „Es ist ein Mangel an Lord Curzons Regiment, das sonst wie selten eines die Förderung des allgemeinen Volkswohles anstrebte, daß es so schwer zugänglich ist für die Wünsche der gebildeten Klasse. Wir glauben, Lord Curzon hat noch nicht begriffen, welch große Bedeutung der westlichen Bildung zugeschrieben werden muß, die doch einen so gewaltigen Umschwung und Fortschritt im indischen Volksleben hervorgerufen hat. Die gebildeten Hindu, die durch die Erfahrungen des Burenkrieges so sehr entmutigt worden waren, sollten durch die Staatsregierung Lord Curzons zu der Ueberzeugung kommen, daß man immer noch volles Vertrauen in die englische Regierung setzen darf."

Es ist nicht zu verkennen, daß die Entwicklung japanischer Zivilisation und Machtentfaltung auf das indische Volk keinen kleinen Reiz ausübt. Um sich über seine eigene Lage Rechenschaft zu geben, werden allerlei Vergleiche mit den Japanern angestellt, die zu dem wundersamen Resultat führen, daß wohl manche Aehnlichkeiten festgestellt werden können, daß aber doch der Unterschiede weit mehr sind als man glaubte, und man fühlt sich durch seine eigene Rückständigkeit noch weit vom Ziele nationaler Freiheit, Einheit, Größe und Würde entfernt.

Fiel es vor 50 Jahren den japanischen Reformern schwer, das Zutrauen des Mikado und des Volkes zu gewinnen, um die große Volksmasse allmählich in fortschreitende Bewegung zu bringen und dem Ziel internationaler Größe und Würde entgegenzuführen, so wird diese Aufgabe den indischen Reformern auf dem sozialen und nationalen Gebiet noch weit schwerer fallen, denn die Zahl dieser Reformer und ihrer Trabanten ist noch zu gering, um eine Umwälzung herbeizuführen. Auf nationale Größe und Würde nimmt ja wohl die englische Regierung Rücksicht, wenn auch nicht immer nach dem Geschmack der Hindu. Trotz mancher Schattenseiten der anglo-indischen Regierung, wenn man z. B. nur die hohe Besteuerung, den Opiumhandel, die enormen Gehälter der englischen

Beamten, die Verwendung des indischen Heeres in anderen englischen Kolonien auf Kosten indischer Finanzen ins Auge faßt, so muß doch auch die Tatsache hervorgehoben werden, daß auf allen Gebieten der Kultur und der Zivilisation ungeheuer viel geschieht. Auf eine Mitwirkung aber des gesamten indischen Volkes an der Ausführung der Pläne indischer Reformer wird die Reformpartei ungleich länger warten müssen als die Pioniere der japanischen Reform. Denn dem indischen Volke fehlt ein einheitliches Nationalbewußtsein und das Feuer patriotischer Begeisterung, das die Japaner vom Throne bis zur armseligsten Hütte beseelt. Die tausendfache Zerklüftung des indischen Volkes durch die zersetzende Großmacht der Kaste läßt keine Volkseinheit mit dem Ziel gemeinsamer nationaler Interessen aufkommen. England hat nicht nötig, in Indien den Grundsatz aufzustellen: „divide et impera!" Den führt das Kastenwesen selber aus. Es fällt darum auch England leicht, mit einem verhältnismäßig kleinen Beamtenheer das große Land mit seinen 300 Millionen Menschen im Zaum zu halten.

Die indische Reformpartei vertraut auf ihre Ueberredungskunst, wodurch dem indischen Volke ein Himmel von allerlei Organisationen und philanthropischer Einrichtungen in Aussicht gestellt wird. Und damit soll das erstrebte Ziel erreicht werden. Aber die unwissende, im Raum sich stoßende Masse indischer Völkerschaften und Stämme, religiöser Sippen und Sekten wird sich erst durch christliche Kultur und Zivilisation einigen und verbinden, um dann auch das Ziel nationaler Selbstständigkeit, Selbstverwaltung und Selbsterhaltung zu erreichen. Japan hat dieses Ziel teilweise auch nur durch den Einfluß solcher Kulturmächte erlangt, die ihr Dasein und ihren Bestand dem größten Faktor der Kultur, dem Segen des Christentums, verdanken.

Tausende von gebildeten Heiden Indiens halten jedoch diesen Gang der Geschichte für einen unnötigen Umweg zum Ziel ihrer Wünsche. Aber sie sind doch verständig genug, um nicht schon jetzt einen allgemeinen Kreuzweg gegen die, wenigsten dem Namen nach, christliche Staatsregierung heraufbeschwören zu wollen oder einen Sturm gegen das mächtige Wachstum des Christent
zu veranlassen. Denn der letzteren Großm
im Grunde sowenig als der Japaner
Auch können sich die Führer der

Kenner der Geschichte nicht verbergen, daß im Falle einer gemeinsamen Schilderhebung durch die Hindu und Mohammedaner zur Vernichtung der englischen Herrschaft in Indien nicht viel gewonnen wäre. Jeder denkende Hindu weiß, daß dann nur die alte blutige Herrschaft der Mohammedaner an die Stelle der bisherigen christlichen Regierung treten würde.

Daß dieser Tausch kein glücklicher wäre, ist so ziemlich jedem Hindu klar. Und auch gegen die russische Knute möchte er sein heutiges Verhältnis zu dem liberalen England nicht drangeben. Zudem ist den Indiern nicht unbekannt, welche materiellen Vorteile vielen ihres Volkes aus ihrer Zugehörigkeit zum anglo-indischen Staatswesen erwachsen. Tausende von gebildeten Hindu, die vielfach der Brahmanenkaste entstammen, aber auch Hunderte von Mohammedanern und Christen stehen in gutbezahlten Staatsämtern und nehmen Ehrenstellungen ein. Größeren Vasallenstaaten ist unter der Oberaufsicht der Engländer eine möglichst unabhängige Staatsverwaltung belassen, und kleineren Fürsten ist bei guten Einkünften möglichst viel Selbstherrlichkeit gewährleistet. In diesen Kreisen findet natürlich die politische Reformpartei am wenigsten Boden. Sie erweisen der englischen Regierung gegenüber wenigstens Anhänglichkeit, und die Christen bezeugen ihr Treue und Dankbarkeit.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß z. B. der Dgnanodaya (Aufgang der Weisheit), eine in Bombay erscheinende Zeitung der Eingeborenen, mit der gebildeten Klasse streng ins Gericht geht. So macht sie ihr den Vorwurf, daß sie am meisten die Schuld am hemmenden Einfluß auf den Fortschritt der befreienden Bildung trage. In Japan und anderen Kulturländern stünden die Gebildeten als Führer an der Spitze geistiger Bewegungen, aber in Indien hüllten sie sich meist in feiges Schweigen. Da bleibe man einfach auf der Hefe des alten Aberglaubens liegen. Diese Herren wissen z. B. sehr gut, wie lächerlich die Aufregung und Angst des unwissenden Volkes ist, wenn eine Sonnen- oder Mondfinsternis eintritt. Glaubt es doch, der große Drache Rahu wolle diese Himmelskörper verschlingen. Da bedürfe es keines Heidenspektakels mit Trommeln und Pfeifen, um den gefährlichen Geist zu vertreiben, sondern Aufklärung. Am Holihabba, dem Fest des Liebesgottes, den man mit allen Fastnachtspossen im Bild verbrennt, oder, wenn er aus Lehm gebildet ist, im Wasser ertränkt,

lasse sich keine Stimme eines gebildeten Hindu hören. Jeder wahre Freund Indiens erröte vor Scham über die Narrheiten der Verehrer des Ganapati, des Gottes der Weisheit, an dem das Bemerkenswerteste sein Menschenkopf mit Elefantenrüssel sei. In ihren gelehrten Büchern setzten sie seinen Namen zur Empfehlung obenan, in ihren Häusern verehrten sie dieses unförmliche Wesen, das törichte Volk sperre Mund und Nase auf, wenn ihm ein Graduierter mit Beredsamkeit die Wundergeschichten aus der Mythologie erzähle 2c.

Wie kann ein Häuflein wirklich Gebildeter die große Volksmasse in Bewegung setzen, aus dem Schlaf der Unwissenheit wecken und aus den Angeln einer Welt voll Barbarei heben? Der gebildete Japaner fährt meistens mit dem blöden Aberglauben seiner heidnischen Religion ab; aber der Hindu scheut sich nicht, alten Aberglauben und moderne Bildung mit einander zu vereinigen. Gerade die Gebildeten des jungen Indiens bilden einen Hemmschuh gegen Einführung und Verbreitung allgemeiner Volksbildung. Sie wollen um keinen Preis zugeben, daß ein Pariakind oder sonst ein Kind aus niederer Kaste mit ihren Söhnchen auf derselben Schulbank sitze, denn schon ihr Schatten soll entweihend und befleckend wirken! Ja, die Abneigung vor dem kastenlosen Volke ist so stark, daß es nicht einmal seinen Durst am Brunnen eines Brahmanen löschen darf, was man doch jeder Kuh gestattet. Noch immer ist das Stichwort nicht verstummt: „Rettung den Brahmanen und Kühen!“ Wie würden solche Männer das Beispiel der Fürsorge und Pflege von Kranken und Verwundeten im Kriege nachahmen? Sie tun es ja nicht einmal in Friedenszeiten. Der gebildete Heide Indiens steht trotz seines modernen Wissens immer noch tief im Sumpfe seiner althergebrachten Gewohnheiten, und fühlt sich hinter den beengenden Grenzpfählen seines unduldsamen Kastengeistes wohler als in der Morgenluft geistiger und nationaler Freiheit! Die große Mehrzahl der gebildeten Hindu hat keine Neigung, oder nur sehr wenig Interesse an der Befreiung und Erziehung der geknechteten Frauenwelt. Man spricht ihr Intellekt, Geist und Gemüt ab, darum soll sie weder Freiheit, noch Bildung, noch Religion besitzen!

Lieber läßt man ein ganzes Geschlecht zu Grunde gehen als Lockerung und Beseitigung veralteter, unmenschlicher Kasteneinrichtungen aufkommen. Da steht es in Japan anders! „Die Mehrh

der gebildeten Männer Indiens, sagt ein indischer Pädagoge, begnügt sich in eigentümlicher Bescheidenheit mit einer einträglichen Regierungsstelle. Eigenliebe hat ihn dermaßen mit einem Amtsgeist und Amtseifer erfüllt, daß er wie ein Leichnam empfindungslos für alle Vorgänge in seiner nächsten Umgebung geworden ist. Hohe Bildung scheint den letzten Funken vaterländischer Denkungsart vollends ausgelöscht zu haben. Wo sind die Denker und Helden, die wie unsere Vorfahren ihre Kräfte in den Dienst des gesamten Volkswohles stellen?"

Zur Ermunterung der christlichen Kulturpioniere Indiens winden gebildete Hindu den Missionaren einen Kranz als Anerkennung ihrer Leistungen. Die christlichen Kulturpioniere hätten, so sagen sie, den ersten Anstoß lebensfähiger Kulturentwicklung in Japan und Indien gegeben. Unter ihren pflegenden Händen gedeihe das Werk. Der fremde Missionar setzt unter erschwerenden Verhältnissen seinen Fuß auf ferne Länder. Noch ehe er in der Sprache des Landes predigen kann, sucht er Schulen zu gründen und den Landeskindern die Kunst des Lesens beizubringen; er will ihren Kopf und ihr Herz für seine große Botschaft vorbereiten. Bald folgen Fächer, durch die man mit dem ganzen Apparat westlichen Wissens in Berührung kommt. Weite und wichtige Gebiete der Wissenschaft und Kunst werden nach und nach erschlossen. Japan und Indien sind Länder, denen trotz ihrer alten Kultur durch die allgemeine Schulbildung in den Missionsschulen bereits ungeheure Schätze zu teil geworden sind. Es ist weder möglich noch nötig, über den großen Wert dieser Schätze Tabellen anzulegen. Christliche Schulbildung enthält zwingende Gesetze für den menschlichen Geist, an denen er sich bilden kann, um die richtige Wahl zwischen guten und bösen Taten zu treffen, die den Charakter eines Menschen ausmachen. Ja gewiß, das ist der Segen der Aufgabe des Missionsschulwesens, durch weltliche Fächer wie durch geistlichen Unterricht Kopf und Herz, Verstand und Gewissen der Schüler zu bilden, damit sie in späteren Jahren brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft werden. Die indische Regierung wie das indische Volk anerkennt die enormen Leistungen der christlichen Kulturpioniere im Schulwesen. Japanische Staatsmänner sind gegen diese Tatsache auch nicht blind gewesen. Graf Okuma hat in einer Ansprache dem Direktor einer höheren, amerikanischen

Missionsschule in Aoyama seinen besonderen Dank für die wertvollen Leistungen im Erziehungswesen der japanischen Jugend ausgesprochen. Er betonte auch, daß die Regierung nach Beendigung des Krieges der Erziehung und Ausbildung der japanischen Jugend noch größere Aufmerksamkeit schenken werde. Die amerikanische Lehranstalt sei eine Einrichtung, die ganz den Bedürfnissen des zwanzigsten Jahrhunderts entspreche. Indien kann ebenfalls stolz darauf sein, daß es bereits eine stattliche Anzahl solcher christlicher Bildungsstätten besitzt. Allein Indien ist nicht frei im Handeln!

Soll Japans Größe und der Erfolg seiner Entwicklung recht verstanden werden und als Vorbild dienen, dann muß man auch die hervorragenden intellektuellen und physischen Eigenschaften des japanischen Volkes beachten. Die Japaner sind Mongolen; der Krieg hat bewiesen, welch große Fähigkeiten sie besitzen. Der Japaner ist mutig, heroisch, fleißig und gewöhnt sich an hartes Leben; manche wissen zwar auch von ihren sittlichen Schwächen zu reden, gleichwohl gilt er als ehrlich, treu, anständig, liberal und loyal. Leichtsinn und Vergnügungssucht sind ihm nicht ganz fremd, allein er liebt Humor und Witz. Er faßt leicht auf, ist geistreich und erfinderisch, besitzt aber mehr eine rezeptive als produktive Natur. Seine Sprache ist elegant, aber er ist zu nüchtern, um sich auf die Höhe überschwänglicher Phrasen zu schwingen. Seine berühmte Nüchternheit grenzt sogar oft an kaltes und hartes Wesen.

Und nun der Hindu? Er mag intellektuell dem Japaner ebenbürtig sein, physisch steht er ihm aber nach; in Bezug auf Moral liegen wohl beide im gleichen Spital krank. Ob der gebildete Heide Japans oder Indiens seinen Aberglauben länger beibehält oder früher über Bord wirft, bleibt eine offene Frage. In vielen Fällen suchen beide die Aneignung einer christlichen Weltanschauung zu umgehen oder eine Verschmelzung heidnischer und christlicher Ideen zu versuchen. Gerne steigen beide in das unsichere Schiff buddhistischer Religionsphilosophie und suchen nach einem sichern Standpunkt auf dem nackten Felsen konfuzianischer oder hinduistischer Moraltheorie. Nicht an Intellekt, aber an Energie und Ausdauer scheint dagegen der fanatische Mohammedaner in Indien dem Japaner ebenbürtig zu sein.

Mit sehnsuchtsvoller Hoffn

dem Lande der „aufgehenden



Seestrand von Akra (Goldküste).

Japan und Indien.

Von Miss. H. Knittel.

Als der japanisch-russische Krieg begann, erwartete niemand etwas anderes als einen vollständigen Sieg Rußlands über das kleine Inselvolk, und daß Japan im günstigsten Fall diese Niederlage überdauern werde. Allein seit der Schlacht am Yalu wurde man anderer Ansicht. Im ersten Augenblick war die gesamte Welt darüber in Staunen versetzt, daß eine so kleine Macht wie Japan, das bisher noch keinerlei Rolle im Reigen der Weltmächte gespielt hatte, eine so hervorragende militärische Tüchtigkeit an den Tag legte. Aehnliche Gefühle wurden auch von den Hindu geteilt, denn sie mußten sich sagen, daß das indische Volk, obwohl es nahezu 300 Millionen Seelen zählt, doch niemals von sich aus ohne Führung der Engländer den Mut gehabt hätte, einen derartigen Krieg zu unternehmen.

Angesichts der weiteren Erfolge der Japaner auf dem Kriegsschauplatz verwandelte sich das Staunen der Welt in Bewunderung für das japanische Heer, das mit hohem Mannesmut und hingebendster Opferwilligkeit für seine Lebensinteressen kämpfte. Aber wenn Europa und Amerika der Machtentfaltung und strategischen Tüchtigkeit der Japaner ihre Bewunderung nicht versagen konnten, so war diese doch wohl auch mit einigem Neid, vielleicht auch mit einigem Bangen für die Zukunft gemischt. Ganz anders war es beim indischen Volk. Seine Bewunderung für Japan ging Hand in Hand mit einer gewissen Schadenfreude über die Niederlagen der russischen Großmacht, und es begann im stillen für seine dereinstige Unabhängigkeit vom Europäertum zu hoffen.

Das russische Stichwort von der „gelben Gefahr" fand sehr bald auch im übrigen Europa Eingang. Nur in England, wo man

mand konnte oder wollte uns Auskunft über ihre Sprache und Sitten geben, obschon wir uns mehrmals nur wenige Wegstunden von ihrer Grenze entfernt befanden. Dagegen wußte man uns viel Wunderbares zu erzählen von ihrer großen Volkszahl und Mannhaftigkeit. Ein steiler Abstieg von etwa tausend Fuß führte uns dann wieder auf den gewöhnlichen Karawanenweg, dem wir zwei Tage lang in östlicher Richtung folgten. Hier kam uns nirgends ein Dorf zu Gesicht, wogegen überall gutbegangene Nebenwege abzweigten, die uns vermuten ließen, daß in dieser Gegend eine zahlreiche Bevölkerung ansässig sei, die dem Zombostamm angehörte, der nicht weniger gefürchtet ist als die Mayaka. Von den letzteren sandte vor einiger Zeit ein Häuptling, der den Besuch eines unserer Missionare wünschte, seinen großen Hut als Abzeichen seiner Häuptlingswürde und außerdem elf abgeschnittene menschliche Ohren.

Auffallend waren in diesem Distrikt die vielen verlassenen Ortschaften, deren Bewohner ihre Heimstätten im Stich gelassen und über die nur wenige Stunden entfernte portugiesische Grenze gegangen waren. An dem einen Orte stießen wir auf etwa 40 Grashütten, von wo die Leute erst ganz kürzlich weggezogen waren. Grinsende Fetischgestalten hielten Wache an ihren Eingängen. Irgend ein geringfügiges Palaver mit dem Regierungsbeamten war wohl der Grund für die Auswanderung, indem die Bewohner lieber Haus und Hof dahinten ließen, als sich einem möglicherweise ungerechten Urteilsspruch zu unterwerfen.

Endlich am Anfang der vierten Reisewoche befanden wir uns tatsächlich an der Grenze des Landes, das unser Ziel war, und wir lagerten in der Nähe des Ortes, wo die beiden Regierungsboten ermordet worden waren. Frisch niedergehauene junge Bäume, mit denen man den Fußpfad versperrt hatte, zeigten die betreffende Stätte an. Da wir längs der unbevölkerten Regierungsstraße schon tagelang keine Lebensmittel mehr hatten einkaufen können, war es mir lieb zu hören, daß das nächste Mayaka-Dorf nur noch eine Wegstunde vor uns liege. Ich schickte deshalb unsern Führer und einen der Evangelisten dahin ab, um die nötigen Vorräte einzukaufen. Solange man sich auf dem Karawanenweg befindet, ist man ziemlich sicher und hat wenig von den Eingeborenen zu fürchten. Anders ist es, sobald ein Fremder dieselbe verläßt und sich seitwärts ins Land hinein wagt. Dies war in der Gegend, wo wir uns jetzt befanden, ganz besonders der Fall. Die Leute waren wegen der anrückenden Strafexpedition überall auf ihrer Hut und jeder Fußpfad war, wie wir nachher sahen, von Bewaffneten bewacht, die sich im hohen Gras und Gebüsch versteckt hielten. Als daher der Evangelist und der Führer

von der Heerstraße abbogen und sich dem Dorfe näherten, wurden sie plötzlich von einem wütenden Pöbelhaufen bewaffneter Wilden umringt und zurückgehalten, während die Weiber des Dorfes in aller Hast ihre Habseligkeiten in große Körbe packten und damit in den dichten Wald flüchteten. Mit ihnen zugleich suchten die Kinder und Schweine das Weite. Als unsere Abgesandten zu erklären suchten, daß sie nur friedliche Reisende seien und nichts mit der Regierung zu tun hätten, wurden sie nur ausgelacht und der Spionage beschuldigt. Demzufolge verweigerte man ihnen auch alle Lebensmittel und trieb sie schließlich wieder auf den Hauptweg zurück.

Die ganze Nacht hindurch hörten wir von nah und fern das Schlagen der Alarmtrommeln, wodurch die Krieger zu den Waffen gerufen wurden. Was sollten wir tun? Traten wir den Rückzug an, so war damit der Verdacht, in dem wir bei den Eingeborenen standen, nur bestätigt. Wir beschlossen daher weiter zu marschieren, obschon unser Führer sich dessen entschieden weigerte und einige unserer eigenen Leute vor Furcht zitterten. Ich befahl meinen Begleitern, in geschlossener Reihe furchtlos vorwärts zu gehen. Zugleich verließen wir den Hauptweg und schlugen den Pfad ein, auf dem die beiden Männer tags zuvor so feindlich empfangen worden waren.

Alles war ringsum totenstill. Nirgends war ein Lebenszeichen von menschlichen Bewohnern wahrzunehmen, bis wir im Begriff waren, in eine Bergschlucht hinabzusteigen, auf deren jenseitiger Höhe, hinter den Bäumen versteckt, das Dorf des Häuptlings lag. Da auf einmal erschollen hinter uns die lauten Zurufe von einer Anzahl nackter Wilden, die der wachhabenden Mannschaft des Dorfes vor uns unsere Annäherung ankündigten. Ich verließ sofort meine Leute und kehrte unbewaffnet zurück, um mit den Eingeborenen hinter uns zu unterhandeln, während zu gleicher Zeit eine Anzahl Krieger, die mit Messern, Speeren, Bogen und Flinten bewaffnet waren, durch die Schlucht heraufgestürmt kamen. Ruhig und wehrlos trat ich ihnen entgegen und setzte ihnen auseinander, daß ich kein Regierungsbeamter wäre und nur als Reisender ihr Gebiet nach dem Süden zu passieren gedächte. Sie sahen das auch bald ein, denn wir sprachen nicht das gebrochene „Fiote“, dessen sich die Regierungsbeamten gewöhnlich bedienen. Zu unserer Freude nahmen wir auch wahr, daß die Eingeborenen einen Dialekt sprachen, der dem unsrigen ähnlich war, sodaß wir keinerlei Schwierigkeiten hatten, uns mit ihnen zu verständigen. Das Ergebnis der Besprechung war, daß sie uns gern den Weg wiesen und uns zu einem gerade leerstehenden Dorfe führten. Auch verkauften sie uns Lebensmittel und beschenkten uns noch obendrein. So passierten wir mehrere Dörfer, wo wir

anfangs auf den gleichen feindlichen Widerstand stießen, aber jedesmal hinterher im friedlichsten Einvernehmen von einander schieden.

Nachdem wir eine Zeitlang die Richtung nach Südosten verfolgt hatten, kehrten wir wieder zu dem Dorf zurück, das wir zuerst betreten hatten, und gedachten uns nun nach Südwesten zu wenden. So schlugen wir denn hier unser Zelt auf. Die Weiber kehrten allmählich wieder mit ihren Habseligkeiten zu den Wohnstätten zurück und wurden zutraulicher. Am Abend versammelte sich die gesamte Dorfbevölkerung und hörte aufmerksam zu, als ich ihnen mit dem Evangelisten das Evangelium verkündigte. Ja, die Leute bewiesen uns ein so großes Vertrauen, daß sie sogar die Medizin, die ich ihnen verabreichte, auch innerlich einnahmen, was mir bis daher noch bei keinem Kongostamm vorgekommen war, es sei denn, daß die Leute den Weißen schon monatelang kannten.

Am nächsten Morgen, nachdem wir die Richtung nach Südwesten eingeschlagen hatten, erreichten wir das Dorf des großen Häuptlings Niele, der uns freundlich aufnahm und Geschenke mit uns austauschte. Auch er nahm ohne weiteres Medizin und ließ auch seine Weiber und Kinder, soweit sie es nötig hatten, ärztlich behandeln. Dann gab er uns Führer mit, die uns bis ans Ende seines Gebiets jenseits der portugiesischen Grenze begleiten sollten. Dieser große Volksstamm, der von einer Anzahl mächtiger Häuptlinge regiert wird, bewohnt ein Gebiet, das sich mindestens sieben Tagmärsche weit von Norden nach Süden erstreckt. Wie weit es sich über den Kwango-Fluß, der noch vier Tagereisen weit östlich entfernt lag, ausdehnt, ist unbekannt.

Eben hatten wir auf unserem Weitermarsch den Benga-Fluß, der das Gebiet der Mayaka von dem der Zombo trennt, gekreuzt, und kletterten die fast senkrechte Uferhöhe hinan, als sich oben ein wütender Volkshaufe zu versammeln begann und unsern Aufstieg zu hindern suchte. Die meisten von den Leuten waren so betrunken, daß sie auf keinerlei Vorstellungen hörten. Sie erklärten uns rundweg, wir wären „Bula Matadi“ (Regierungsleute des Kongostaats) und wollten sie zu Sklaven machen und ihnen ihre Ziegen und Schweine wegnehmen. Da sie schon daran waren, die mit schweren Lasten beladenen Träger am Weitergehen zu verhindern, begab ich mich mit den beiden Evangelisten an die Spitze des Zugs, um uns Bahn zu machen. Aber kaum war ich hier angelangt und den Leuten sichtbar geworden, als der Sturm erst recht losbrach. Wir befanden uns tatsächlich inmitten eines heulenden Volkshaufens von etwa 200 Wilden, die sich wie Rasende gebärdeten. Jeder Versuch, zu ihnen zu reden, war vergeblich. Es war, wie wenn man in

einem tobenden Tornado (Gewittersturm) hätte seine Stimme erheben wollen. Jedes Wort verhallte in dem Getöse des allgemeinen Aufruhrs. Mit aller Gewalt versuchte man uns zur Umkehr zu zwingen, aber wir bestanden auf dem Weitermarsch. Endlich gelang es der wütenden Rotte, uns vom Weg ins hohe Gras abzudrängen, bis wir einen gewissen Punkt jenseits der Stadt erreichten. Nachdem ich hier den Pöbel so lange im Schach gehalten hatte, bis die Träger glücklich vorüber waren, sah ich mich plötzlich mit den beiden Evangelisten den wütenden Wilden allein gegenüber und von ihnen festgehalten. Nur dem Eingreifen zweier Eingeborener, die sich unserer annahmen und uns buchstäblich mit Gewalt durch den tobenden Volkshaufen hindurchrissen, verdankten wir es, daß es nicht zum Schlimmsten kam. Von ihnen erfuhren wir auch, daß sie von den portugiesischen Regierungsbeamten die Weisung hätten, jeden aus dem Kongostaat, der ihre Wohnsitze betreten würde, ohne weiteres zu töten.

Mittlerweile waren Boten auf Seitenwegen vorausgeeilt, um all die Dorfschaften vor uns zu alarmieren, und so trafen wir die Bevölkerung überall, wohin wir kamen, in der erregtesten Stimmung. Allenthalben mußten wir uns den Durchmarsch von Dorf zu Dorf unter allen möglichen Belästigungen erzwingen. Endlich gegen Abend suchten wir, aufs äußerste erschöpft nach einem mehr als zehnstündigen Marsch, einen ruhigen Rastplatz ausfindig zu machen und hofften, uns von den die Nerven angreifenden Vorfällen des Tages erholen zu können. Aber auch darin sahen wir uns getäuscht. Wieder erschien ein trunkener Volkshaufe auf der Bildfläche, der einer großen Stadt angehörte, und es noch mehr auf Plünderung und Beraubung absah als all die vorigen Plagegeister. So mußte ich z. B. meine Flinte, die ein kräftiger, junger Häuptling einem meiner Träger abnehmen wollte, wieder mit Gewalt entreißen, wobei er mir zwar einen Stoß versetzte, das Gewehr aber fahren ließ. Auch mußte ich mehrmals unsern einzigen Ballen mit Tauschwaren, von dem unsere Existenz auf der Reise abhing, den gierigen Händen der Eingeborenen entreißen. Von allen Seiten wurde die Karawane belästigt, und die Träger, die schwach und müde von dem langen Tagesmarsch waren, wurden von ihnen unbarmherzig umhergestoßen und geschlagen. Als die armen Leute schließlich ab und zu stürzten und ihre Lasten verloren, ließ ich Halt machen, die Lasten zusammenstellen und von den Trägern einen Kreis um sie schließen. Dann forderte ich den Häuptling auf, seine Leute zurückzurufen, um mit ihm das Palaver zu schlichten. Das tat er denn auch. Aber wir kamen zu keiner Verständigung, sodaß sich seine Räte zurückzogen, um auch noch die Bevölkerung der umliegenden Dörfer herbeizurufen.

Da ich voraussah, die einbrechende Dunkelheit werde unsere Lage noch verschlimmern und den Wirrwarr vergrößern, schickte ich schleunigst die Träger in den Wald, um einen tüchtigen Haufen Brennholz zu holen. Als sich dann die Eingeborenen in großer Anzahl einstellten, lagerten wir bereits um ein loderndes Feuer, das die Dunkelheit ringsum erhellte. Vor uns stand die wilde Horde, die uns mit funkelnden Augen betrachtete. Menschlich gesprochen, schien unsere Lage recht fatal zu sein, aber wir wußten uns in Gottes Hand. Nachdem sie uns eine kleine Weile beobachtet hatten, trat auf einmal ein Jüngling von etwa 17 Jahren mit zwei älteren Männern an uns heran und begann allerlei Drohungen und Verwünschungen gegen uns auszustoßen, wobei ihn seine umstehenden Volksgenossen kräftig unterstützten. Da wir jedoch keinerlei Notiz davon nahmen und ich ruhig in der Eintragung meines Tagebuchs fortfuhr, kühlte sich die Wut des jungen Menschen augenscheinlich ab. Er kam noch näher heran und fing an, etwas ruhiger mit uns zu unterhandeln. Schließlich schien er von unserer Harmlosigkeit überzeugt zu sein und suchte nun auch das Volk davon zu überzeugen. Aber die tobende Menge ließ ihn nicht zu Worte kommen. Wir vernahmen bei dieser Gelegenheit, daß der junge Mann ein Sohn des großen Häuptlings Saka sei.

Schließlich wich der Pöbel auf den Befehl eines Anführers, der mit einem langen, blinkenden Messer in unserer Nähe stand, etwas zurück und bildete einen großen Halbkreis, aus dem die Musketen der Leute auf uns angelegt wurden. Dann rief der Häuptlingssohn: sika! vonda! (Schießet nur! Tötet!) Der weiße Mann kennt keine Furcht! Sehet, er lacht euch nur aus! Ja, tötet den weißen Mann! Und dann tötet mich, den Sohn des großen Häuptlings Saka! —

Ich versuchte bei diesen pathetischen Worten zu lächeln, während Hunderte von blitzenden Augen hinter den Gewehrläufen auf mich starrten; aber ich muß gestehen: es war mir nicht ganz wohl zu Mute, da ich jeden Augenblick befürchten mußte, eine Ladung gehacktes Blei oder kleine Kiesel ins Gesicht zu erhalten. In diesem Augenblick stürzte ein Eingeborener, rasend vor Wut, einige Schritte vor, zielte mit seiner Büchse auf meine Brust und hielt den gebogenen Finger am Hahn der Flinte, wie wenn er im nächsten Augenblick losdrücken wollte. Mehrmals schien es, als ob jetzt der Schluß des Dramas gekommen sei, aber immer wieder war es, als hielte ihn eine unsichtbare Macht zurück.

Endlich ließ der Sturm etwas nach und wir konnten unsere übliche Abendandacht halten. Unser Gesang rief vollends Stille hervor, worauf ich einen Schriftabschnitt aus dem Evangelium Lukas las,

kurz darüber sprach und dann wieder den Gesang anstimmte. Schon war es nahezu Mitternacht, als die meisten der Eingeborenen sich endlich verzogen und uns mit der Versicherung verließen, daß es kein Entrinnen für uns gebe. Erst jetzt konnten wir uns, aufs äußerste erschöpft, zur Ruhe niederlegen. Doch nur wenige vermochten ruhig einige Stunden zu schlafen; andere warfen sich unruhig hin und her oder fuhren bei jedem verdächtigen Geräusch erschreckt auf.

Es mochte etwa kurz nach vier Uhr morgens sein, als ich vom Sohn des Häuptlings, der mit einigen Männern die Nacht über gewacht hatte, geweckt wurde. Sie hatten uns versprochen, uns am Morgen auf die Heerstraße zu geleiten, und wir beeilten uns nun zum Aufbruch, ehe sich die Meute wieder einstellen würde. Allein, bevor ich nur eine Tasse Kaffee in aller Eile trinken konnte, hatten wir auch schon die Leute wieder auf dem Hals. In kurzem waren wir auf allen Seiten von ihnen umringt, und zwar befanden sie sich noch in derselben feindlichen Stimmung. Das ließ schon ein alter Häuptling genugsam erkennen, der mich in rauher Weise anfuhr, weiße Leute dürften unter keinen Umständen hier weiterreisen; wir sollten deshalb den Rückmarsch antreten. Als wir jedoch auf der Weiterreise bestanden, meinte er, sie hätten hierzulande ein Gesetz, wonach jeder Fremde ihnen eine Handvoll Pulver und einige Flintenkugeln geben müßte und zwar als Bürgschaft, daß er nie wieder des Weges zurückkommen werde; täte er das doch, so stünde es ihnen frei, ihn zu töten.

Als sich niemand von uns bereit zeigte, diese Abzeichen der Bürgschaft zu übergeben, nahm der Häuptlingssohn sein Pulverhorn vom Gürtel und einige runde Kieselsteine aus der Patrontasche und reichte sie dem Alten. Nichtsdestoweniger beharrte der Pöbel in seiner drohenden Haltung und versperrte uns nach wie vor den Weg. Zugleich machten sie Miene, die Karawane zu berauben. Doch mit Hilfe einiger freundlich gesinnter Leute gelang es uns, sie davon abzuhalten und zugleich langsam vorzudringen, bis wir glücklich die Volksmenge im Rücken hatten. Unser junger Beschützer und einer seiner Leute begleiteten uns eine große Strecke Wegs, bis wir einen verlassenen Marktplatz erreichten, von wo aber die Beiden um keinen Preis weiter gehen wollten, sondern umkehrten.

Nachdem wir ihnen ein reichliches Geschenk verabreicht hatten, eilten wir so rasch als möglich weiter. Da auf einmal tauchten aufs neue zwei Schildwachen auf, die in aller Eile davonstürmten, um die vor uns liegenden Ortschaften zu alarmieren. Es währte auch nicht lange, als wir uns abermals einem Volkshaufen gegenüber sahen, der noch wütender und ungebärdiger auftrat als der

vorige. Indem die Leute bis nahe an uns heran kamen, warfen sie uns Sand und Staub mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß wir kaum aus den Augen heraussehen konnten. Dann schlugen sie auf die armen Lastenträger los und mißhandelten sie so, daß dieselben halb bewußtlos mit ihren schweren Lasten hin- und hertaumelten. Alle Versicherungen, daß wir friedliche Leute seien, waren vergeblich und es schien, als ob wir hier am Ende unserer Reise seien.

In diesem kritischen Augenblick erschien plötzlich ein eingeborener Händler vom portugiesischen Regierungsposten Makala und redete uns auf portugiesisch an. Zum Glück verstand einer meine Begleiter diese Sprache etwas und setzte ihm unsere Lage auseinander. Dies hätte zwar recht wohl in der einheimischen Sprache geschehen können, aber aus Diplomatie war es geratener, sich der fremden Sprache zu bedienen. Der Händler war auch bald soweit gewonnen, daß er sich für uns verwandte. Aber alles, was er erreichte, war doch auch nur das, daß uns die Leute unbelästigt den Rückzug antreten lassen wollten. Darauf wollten wir indes nicht eingehen, sondern bestanden auf der Weiterreise. Dies brachte sie aufs neue in Wut, sodaß es schien, als seien sie ernstlich gesonnen, uns umzubringen.

Inzwischen saßen wir ruhig auf unsern abgestellten Lasten und warteten, bis sich ihr Zorn etwas legen würde, während der Händler und die Evangelisten noch immer mit den Häuptlingen unterhandelten. Endlich vermochten sie einige von diesen dazu zu bewegen, uns die Weiterreise zu gestatten, und so brachen wir denn auf und suchten unsern Marsch fortzusetzen. Aber noch war nicht aller Widerstand bei den andern gebrochen. So standen an einer Stelle vier kräftige Männer Schulter an Schulter quer über den Weg und suchten uns denselben zu versperren. Dabei hatten sie ihre Flinten auf uns angelegt, mit dem Finger am Hahn, und drohten Feuer auf uns zu geben, falls wir nicht Kehrt machten. Daß sie hiezu fähig gewesen wären, ließen ihre wilden Gebärden deutlich erkennen, weshalb auch mein Diener sich veranlaßt sah, in rührender Weise zu meinem Schutz herbeizueilen und sich vor mich hinzustellen.

Das war der letzte Widerstand, den wir unterwegs von den Eingeborenen erfuhren. Aber die nervöse Anspannung war derart, daß uns jeder Trommelschlag, jeder Flintenschuß oder jedes unerwartete Geräusch in den Dörfern, die wir später passierten, in Aufregung versetzte. Wir atmeten deshalb erleichtert auf, als wir nach einem weiteren fünftägigen Marsch die englische Baptisten-Missionsstation Kibokolo glücklich erreichten.

Von hier aus machten wir einen erneuten Versuch, das Mayaka-Gebiet zu betreten, diesmal drei oder vier Tagreisen weiter südlich,

als das vorigemal. Aber die Hälfte meiner Träger weigerte sich, mich dahin zu begleiten. Es wurden andere Träger angeworben; als es jedoch zum Aufbruch kommen sollte, verboten die Häuptlinge ihren Leuten, den Weißen in jenes Gebiet zu begleiten, weil sie für ihren Gummihandel fürchteten. Dieser scheint hier in der Tat sehr bedeutend zu sein., denn täglich sahen wir Karawanen nach jenem Gebiet abgehen. Dabei trug jedermann unter seinem Arm einen Fetisch, der ihm zu einem guten Handel verhelfen und ihn vor allen Gefahren und Schrecknissen behüten sollte.

Das Verbot der Häuptlinge nötigte uns zur Rückkehr nach Mbanza Manteke, wo ich die nächste trockene Zeit abwarten wollte, um dann wenn möglich wieder nach dem Mayaka-Gebiet aufzubrechen. Bei dieser Gelegenheit hoffte ich dann auch dort die Missionsarbeit beginnen zu können. — Von Kibokolo aus erreichten wir nach einer Woche endlich unser Heim und zwar, wie sich denken läßt, höchst ermüdet und im erbärmlichsten Zustand. Hatten wir doch über 200 Wegstunden über Berg und Tal zurückgelegt. Meinen Trägern war es wie ein Wunder, daß sie ihr Heim und ihre Familie noch einmal wiedersehen durften. —

Soweit der Reisebericht des Missionsarztes Dr. Leslie. Wir haben ihn hier in der Uebersetzung wiedergegeben, nicht weil wir mit einer derartigen Erschließung und Besetzung eines Gebiets für die Mission ohne weiteres einig wären — im Gegenteil, eine solche scheint uns in dem gegebenen Fall weder geraten, noch geboten, noch auch weise zu sein — aber die darin erzählten Vorgänge zeigen aufs neue, wie heutzutage der Name einer Regierung, die unter den eingeborenen Stämmen das Strafamt ausübt und ihr Ansehen zu befestigen sucht, durch die Art und Weise ihres Auftretens vielfach Schrecken und Mißtrauen unter den Eingeborenen verbreitet, sodaß selbst friedliche Reisende, wie es die Missionare sind, dadurch in schwierige Lagen kommen können und der Zugang zu manchen Volksstämmen dadurch unmöglich gemacht wird. Daß dies im Kongogebiet besonders der Fall zu sein scheint, ist wohl erklärlich, wenn man bedenkt, welcher Grausamkeiten man die Beamten dieses Staats gegenüber den Eingeborenen seinerzeit beschuldigt hat. Wir glauben aber auch, daß es ein Missionar wenn immer vermeiden sollte, einer Strafexpedition voraus zu marschieren oder deren Spuren zu folgen.

Die Mission auf dem Kolonialkongreß.

Ueber den vom 5. bis 7. Oktober im Berliner Reichstagsgebäude tagenden deutschen Kolonialkongreß haben die Tagesblätter eingehend berichtet. Wenn wir nun auch im Missions-Magazin einige Mitteilungen darüber bringen, so geschieht es im Blick auf die Mission, die im Interesse der betreffenden Völker in den Kolonien dabei mitgewirkt hat und zu Wort gekommen ist. Wir folgen dabei im wesentlichen den Mitteilungen, wie sie ein Berichterstatter des „Herrnhut" (No. 42—44) als seine Eindrücke wiedergegeben hat.

Veranstaltet wurde dieser zweite Kongreß (der erste fand vor drei Jahren statt) von 87 Vereinen und war von fast 2000 Mitgliedern besucht. Um alle einschlägigen Fragen zu berücksichtigen, waren sieben Sektionen gebildet worden, in denen 1. die Erd- und Volkskunde, 2. die Tropenhygiene, 3. die rechtlichen und politischen, 4. die religiösen und kulturellen, 5. die wirtschaftlichen, 6. die Besiedelungs- und 7. die weltwirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien, resp. ihre Beziehungen zum deutschen Mutterlande zur Sprache kamen. Von den 73 Vorträgen, die gehalten wurden, waren 12 der Mission gewidmet. Außer den Vorträgen bot auch eine tropenmedizinische und kartographische Ausstellung, die von Zeit zu Zeit erklärt wurde, viel Interessantes und reiche Belehrung. Da sah man die Anopheles oder Stechmücke in den verschiedensten Gestalten, die bekanntlich die wichtigste Tropenkrankheit, die Malaria, überträgt. Selbst auf frei ausgegebenen Postkarten war sie abgebildet, die man an Freunde in den Tropen schicken sollte, um sie aufzuklären. Auch das souveräne Mittel gegen Malaria, das Chinin, sowie die Tsetsefliege, die Wirkungen der Schlafkrankheit, der Sandflöhe, Pfeilgifte, Wasseruntersuchungsapparate u. dergl. wurden vorgeführt. Daneben waren in einer Ausstellung des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien, deren Protektorin die Kaiserin ist, die verschiedensten Stücke der Tropenausrüstung für Gesunde und Kranke zu schauen: Betten mit Moskitonetz, Baracken, Apotheken, Gummi-Badewannen, Tropenküchen rc. Endlich kam die Schutztruppe zu ihrem Recht: Zelte, Helme, Feldmenage, Monturen u. a. lenkte das Auge auf sich.

Einen ungewohnten Anblick bot der große Saal der Gesetzgebung, in dem die Plenarsitzungen stattfanden. Auf den Plätzen, von denen es sonst gewöhnlich poltert und donnert, wo Bebel und seine sozialdemokratischen Freunde sitzen, schimmerte es jetzt von blauen

Offiziers-Uniformen, auch solchen aus der Schutztruppe mit ihren kleidsamen Kostümen. Dazwischen hinein auch buntfarbige weibliche Toiletten. Im Zentrum hatten diesmal statt der ultramontanen Reichsboten die katholischen Missionare Platz genommen: Benediktiner, Kapuziner und weiße Väter in ihren Kutten und mit dem Strick um den Leib. Auf der Rechten des Hauses saßen die Vertreter der evangelischen Mission.

Schon in der ersten Plenarsitzung am Dienstag kam die Mission zu Worte. Gleich nach dem ersten bedeutsamen Vortrag über die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft von Prof. Helfferich, betrat D. Buchner, der Missionsdirektor der Brüdergemeine, die Rednertribüne und sprach in packender Weise über die Mitarbeit der Mission zur Erziehung der Eingeborenen. Charakteristisch war hiebei gleich die erste, auf diesen Vortrag folgende Debatte, denn sie ließ ein Moment erkennen, das für diesen Kongreß kennzeichnend war: die gegenseitige Berührung, ja das freundliche Entgegenkommen der Vertreter beider Konfessionen. Bemerkenswert waren gleich die beiden Äußerungen des Benediktiners Enshof und des Kapuzinermönchs Pater Eustach, die ihr volles Einverständnis mit den Worten D. Buchners erklärten und ein inneres Einvernehmen zwischen Katholiken und „Protestanten" wünschten; ja, der eine konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß sich die Vertreter beider Konfessionen „nicht bloß freundlich anschauen, sondern einander kräftig die Hand schütteln möchten, und dies nicht nur hier im Saal, sondern auch draußen". Bedeutsam war auch, daß der Cölibatäer den großen Wert von Missionarinnen hervorhob, ja sich zu der Bemerkung verstieg, „hinter jedem großen Manne müsse eine große Frau stehen". An die evangelischen Missionsfrauen wurde natürlich nicht mit einem Wort erinnert. In gleicher Weise waren auch fernerhin die Berührungen zwischen Evangelischen und Römischen durchaus freundschaftlich, erstere waren übrigens dreimal so stark vertreten als die letzteren; ja es kam in einer im Programm nicht vorgesehenen Spezialversammlung sogar zu einer Vereinbarung über einige praktische Fragen betreffs Beteiligung am nächsten Kongreß: es handelte sich um Vereinbarung einer einheitlichen Statistik der Heidenmissionen beider Konfessionen und um die zu behandelnden Themata. Ja, es gab in der Kontroverse am letzten Tag einen erhebenden Moment, als einer der Römischen das Wort sagte: „Das Ziel der katholischen wie der protestantischen Mission ist ganz das gleiche, nämlich die Heiden dahin zu führen, daß sie den, der allein wahrer G[illegible] ist, und den er gesandt hat, Jesum Christum erkennen." Ein [illegible] an das evangelischerseits mit Recht angeknüpft wurde als die

zu einer Verständigung bietend; wenn auch die Praxis der Arbeit draußen weit auseinander gehe, könne doch von diesem gemeinsamen Boden aus ein Ausgleich wohl erzielt werden; und Pater Enshof ging gern auf dieses Anerbieten ein. Freilich kam einem dabei unwillkürlich die Frage, ob nicht die Macht des römischen Systems in der Praxis größer sein werde, als der Wille eines solchen einzelnen Paters. Nur als einer der Kuttenträger bei Behandlung der Flottenfrage den Stifter des Jesuitenordens vom Redepult des Reichstages zu verherrlichen suchte (er meinte, Lojola habe schon einen ausgearbeiteten Flottenplan mit sich geführt, um die Osmanen abzuhalten), da ging ein Zischen durch den Saal.

Freundschaftlich waren auch die Beziehungen zwischen den Missions-Vertretern und den Kolonial-Politikern trotz aller Reibungsflächen und auseinandergehenden Meinungen. Eine solche trat schon in der ersten Debatte hervor. Wenn auch schüchtern, brachte ein Herr das Interresse des Kapitals zur Geltung, wenn er der Mission den wohlgemeinten Rat gab, sie möchte ihre Erzieherarbeit durch Erziehung der Eingeborenen zum Konsum ergänzen und fördern, wobei er ganz direkt auf Flitter und Tand exemplifizierte. Der Widerspruch der Versammlung äußerte sich in Lachen.

Von den Sektionssitzungen heben wir zunächst die erste hervor, in der der Geograph Kirchhof die Fortschritte der erdkundlichen Forschungen in dem Schutzgebiet während der letzten drei Jahre beleuchtete. Da wurde gezeigt, daß eine Fülle wissenschaftlichen Materials über Land und Leute schon vorläge, aber noch keine systematische Bearbeitung desselben erreicht sei. Auf Prof. Hans Meyers Anregung hin ist vom Kolonial-Rat eine Kommission für Landeskunde in den Schutzgebieten eingesetzt. Da hier nicht mit einem Wort der Mitarbeit der Mission auf diesem Gebiet Erwähnung getan wurde, konnte ein Mitglied der Brüdergemeine das enge Zusammenarbeiten der fachwissenschaftlichen Forscher mit den Missionen befürworten und aus der Geschichte der Mission nachweisen, wie viel wertvolle Beiträge zur Kenntnis von Land und Leuten die Missionare beigetragen hätten, da sie doch mit den Eingeborenen am häufigsten und engsten in Berührung kämen.

Weit bedeutsamer noch war es, daß eine ganze Sektion, die vierte, an allen drei Tagen im Zeichen der Mission stand. Wiewohl auch die allgemeinen kulturellen Verhältnisse der Schutztruppe in ihr behandelt werden sollten, hielten tatsächlich nur Missionsleute die Vorträge. Diese waren ziemlich gleichmäßig verteilt auf die evangelischen und katholischen Missionsvertreter. Von letzteren wurden behandelt: von Pater Heyne: „Die Erziehung eines Volkes durch

das Mutterland", von Pater Nachtwey aus Windhuk: „Die Mission als Förderer von Kultur und Wissenschaft", und von Pater Götte: Was der Missionar den Heiden und was er dem Vaterland sein soll." Die Vorträge fanden Beifall; solcher wurde aber in entschieden erhöhtem Maße den evangelischen Rednern zu teil. Von diesen sprach der Basler Inspektor D. Oehler über die Schultätigkeit der Mission in den Kolonien. Daran knüpfte sich eine lebhafte Aussprache über die Berücksichtigung der deutschen Sprache und die Stellung der Regierung zu den Missionsschulen. Ueber den gegenwärtigen Stand der Missionstätigkeit in unsern Kolonien sprach Pastor Paul an der Hand von übersichtlichen Karten, die ihre Entstehung der kundigen Hand des D. Grundemann verdankten und zu freier Verteilung gelangten. Ueber die äthiopische Bewegung referierte in kurzem Ueberblick D. Merensky. Von anwesenden Missionaren sprachen Spieth aus Tübingen auf Grund einer mehr als zwanzigjährigen Erfahrung über die religiösen Anschauungen des Evhevolkes in Togo, und Hoffmann von der Barmer Mission über Sprache und Sitte der Papua in Neu-Guinea. Es gab lebhafte Debatten, an denen sich auch bekannte Offiziere der Schutztruppe, Afrika-Reisende und Kaufleute beteiligten. Wie im Plenum, so war auch hier von Bedeutung die Berührung der Moral der Weißen in unsern Kolonien. Schon im Anschluß an den allerersten Vortrag im Plenum hatte D. Oehler im Interesse einer gedeihlichen Entwickelung unserer Kolonien betont, daß man die Jugend, vor allem die für den Kolonialdienst bestimmte, zu ernster Sittlichkeit erziehen müsse, womit er von vornherein klar stellte, daß wir die Kolonien nicht als Gegenstand rücksichtsloser Ausbeutung, sondern als Pflegstätte deutsch-christlicher Kultur angesehen wissen wollen. Und interessant war, wie in einer Sektionssitzung der Leiter eines großen kaufmännischen Unternehmens in Togo das Urteil der Missionskreise über das ausschweifende Leben vieler Weißen zu hart fand, während ein Forschungs-Reisender von Kamerun ein noch schärferes Brandmarken des tatsächlich vorhandenen Uebels wünschte.

Ohne Frage gehörte zu den interessantesten Zusammenkünften die der Sektion IV, in denen von evangelischer wie von katholischer Seite (Pfr. Jul. Richter und D. Froberger, der Provinzial der weißen Väter aus Trier) die drohende Gefahr der Islamisierung unsrer Kolonien Togo, Kamerun und Ost-Afrika behandelt wurde. Auch hier wieder ein erfreuliches Zusammengehen der Vertreter beider Konfessionen; ja, in der Besprechung stand auch ein Offizier und ein Vertreter der Groß-Kaufmannschaft voll zu den Ausführungen. D

Tatsache einer Gefahr war also allseitig anerkannt, aber die Mittel zu ihrer Abwehr wurden noch verschieden beurteilt. Prof. Meinhof hatte schon am Tage vorher in Sektion III bei Gelegenheit seines Vortrages über das Studium der Eingeborenen-Sprachen ausgeführt, daß der Islam nur mit geistigen Waffen zu überwinden sei; das Suaheli als Träger der Islamisierung zurückzudrängen und zwar durch Einführung des Deutschen als lingua franca (Umgangssprache) ersetzen zu wollen, sei aussichtslos. Die beiden Referenten und mit ihnen auch andere Missionsleute glaubten kräftig dafür eintreten zu müssen, daß das Deutsche als Umgangssprache von der Regierung eingeführt werden möchte, nicht aber in den Elementarschulen, was für die Mission verhängnisvoll sein würde. Als Beispiel wurde auf Indien hingewiesen, wo auch nur durch geschickte, zu rechter Zeit noch (1830) begonnene Einführung der englischen Sprache dem Vordringen des Islam ein Ziel gesetzt worden sei. Als die dahingehende Resolution am Schluß der Konferenz zur Abstimmung kam und von einigen Seiten gegen Einführung des Deutschen gesprochen wurde, (z. B. aus dem Grunde, weil dann die Eingeborenen ja alles verstehen würden, was die deutschen Beamten sprächen) brachte der Vorsitzende durch eine geistvolle Wendung die Sache zur Entscheidung; er stellte die Frage ganz allgemein so: Wer ist gegen Verbreitung der deutschen Sprache? Da wagte natürlich niemand die Hand zu erheben.

Vielleicht der wichtigste und jedenfalls besonders zeitgemäße Vortrag auf dem Kongreß wurde in Sektion V am Sonnabend gehalten, füllte mit seinen Besprechungen auch den ganzen Vormittag aus und erfreute sich einer großen Zuhörerschaft. Dr. Hartmann behandelte den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Süd-West-Afrikas. Er führte aus, daß die wichtigste Frage für den Wiederaufbau die Eingeborenenfrage sei; für die wirtschaftliche Erschließung der Kolonien sei die Förderung der Landwirtschaft und des Bergbaues das Notwendigste. Das Reich solle einen erheblich größeren Aufwand machen für eine plangemäße deutsche Ansiedelung. Ehrenpflicht sei auch die Zahlung des vollen Schadenersatzes an die Ansiedler; die Besiedelung würde am besten durch die jetzigen Schutztruppler begonnen. Grundlage für die landwirtschaftliche Erschließung sei die Wasserbeschaffung (Anlage von Brunnen und Stauwerken) und neue Verkehrsmittel (Eisenbahnen und Hafen-Anlagen). Auch hier kam die Mission stark zu ihrem Recht, wenn der Redner sagte: „Der Aufstand hat gezeigt, daß die Eingeborenenfrage die wichtigste ist; die Eingeborenen sollen bestraft, aber nicht vernichtet werden (worin ihm Inspektor Haußleiter sehr beipflichtete und die Notiz anfügte, nur 15% der Hererokinder hätten noch beide Eltern). Man muß dem Lande das Eingeborenen-

material erhalten und deshalb auch die Aufständischen schonen. Die Mission ist im Prinzip zu stark angegriffen worden, wir dürfen nicht vergessen, daß wir gerade der rheinischen Mission den Besitz von Südwest-Afrika verdanken. Die Mission ist ein sehr wichtiger Bestandteil in der Verwaltung des Landes". — So enthalten diese Sätze eine Ehrenerklärung der Mission, die ihr aus diesem unparteiischen Munde vor einer Versammlung von berufenen Sachkennern nur zu gönnen war. Und als ein Herr die naive Aufforderung aussprach, alle Farbigen aus dem Herero- und Namaland zu verjagen und im Ovambo-Lande zu konzentrieren, wurde energisch unter Lachen Schluß gerufen.

Im Zusammenhang mit dem Kongreß veranstalteten katholische wie evangelische Missionen große Volksversammlungen. Die Vertreter der ersteren kündigten einen „ersten großen Missionstag" am schwarzen Brett an. Am 8. und 9. Oktober sollten in 13 Kirchen Berlins Missionspredigten gehalten werden. Tags darauf lud die evangelische Berliner I-Mission durch noch auffallenderes rotes Plakat zu 3 Volksversammlungen in der Tonhalle, in den Konkordiasälen und im Stadtmissionssaal ein, in denen neben bekannten Kanzelrednern auch Missionsleute von Berlin, Barmen und Bremen sprechen würden, überdies werde im Predigtgottesdienst am Sonntag in etwa 50 Kirchen der Mission gedacht werden.

Interessante Schilderungen gab u. a. Divisionspfarrer Schmidt, der eben von Deutsch-Südwestafrika heimgekehrt war. Einige Züge! Es berührt eigen, wenn man in die Heimat kommt und sieht, wie einerseits große Unkenntnis herrscht über die großen Strapazen, die unsre Truppen vielfach draußen durchzumachen haben, die in Anbetracht des ungemein schwierigen Geländes, des Klimas, des Wassermangels und des nicht untüchtigen Gegners hinter den Anstrengungen des 70er Krieges durchaus nicht zurückstehen, ja diese wohl übersteigen, — und wie andrerseits über die Missionare (es handelt sich um rheinische) und ihre Aufopferung in Arbeit und Leid die entstelltesten Berichte im Umlauf sind. Packend skizzierte er die Mühen der Truppen auf einem Zug durch die endlose, dürre, wasserarme Steppe in Eilmärschen, keinen Augenblick sicher vor den Flintenkugeln aus dem Hinterhalt, aus Buschwerk und Felsgewirr. Entsetzlichen Zusammenstößen mit dem Feinde hat der Berichterstatter beigewohnt, wo die Eingeborenen wie die Wilden kämpften und man an der Wirkung ihrer Geschosse spürte, daß ihnen schon modernstes Geschütz zur Verfügung stehe. Wie sie in dessen Besitz gekommen? Einmal galt es ein Geschütz zu halten. Ein Hauptmann sprang vor, sofort raffte ihn die feindliche Kugel dahin, ein Oberleutnant folgte, bald lag auch er in

seinem Blute; ja noch ein dritter, ein Leutnant, wagte den Todessprung, auch ihn trafen die Feinde. Und dabei ging die Munition auf die Neige. Gott sei Dank ließ das Feuer der Eingeborenen bald nach, und die Abteilung war gerettet. — Wie gemütlich rückte hoch und niedrig zur Weihnachtsfeier zusammen! Sie sangen ihre heimatlichen Lieder in frohem Verein. Weltliche, die auf ihre Lage besonders gut paßten, wie „Es ging ein Mann im Syrerland . . Viel Steine gabs und wenig Brot . . Fast mußte der Reiter die Mähre tragen"; aber auch geistliche, wie „Stille Nacht" u. a. Und bald darauf wieder ein heißes Fechten! Dabei waren einige Soldaten derart abgespannt, daß sie unter dem Feuer der Feinde liegend einschliefen und durch kurzes Träumen von einer schönen Wasserstelle sich tatsächlich gestärkt fühlten. Der Krankenwagen füllte sich bedenklich. Der Pfarrer trat hinzu und sprach mit den einzelnen. Da war einer, dessen Blick er nie vergessen wird. „Greifen Sie in meine Brieftasche," bat er, „und lassen Sie das vorderste Blatt meiner Mutter zukommen." Der Geistliche tat es, und was las er darauf? „Sei ruhig, Mutter, ich habe hier meinen Heiland gefunden." Wie so oft bei ähnlichen Anlässen, wurde ihm das Auge feucht. — „Ja, betet für die Truppen, für die Eingeborenen!" So etwa schloß der Referent.

Noch viel ließe sich von dem Kongreß berichten, besonders von dem kolonial-wirtschaftlichen, hoch interessanten Detail, das aufgerollt wurde — doch es sei des Erwähnten genug. Daß die Mission vertreten und daß sie so gut vertreten war, daß sie stark beachtet wurde, freute uns sehr. Ist es ihren Wortführern auch nicht leicht, sich mit der Sache der Christentumsausbreitung in die Oeffentlichkeit zu begeben und oft genug in eine solche, die dieser Sache durchaus nicht immer wohl will, es ist, wenn es geschickt getan werden kann, Pflicht, und die Erfüllung dieser Pflicht wird Gott segnen. So wird er auch die Vertretung der Mission auf dem 2. Kolonial-Kongreß zum Heil für die Arbeit hier und draußen ausschlagen lassen. Des sind wir gewiß.

Anhangsweise noch ein kurzer Ueberblick über den Inhalt der 15 Resolutionen, die am Schluß des Kongresses angenommen wurden und von denen die meisten, nämlich 6, von Sektion 4 ausgingen, also mehr oder weniger im Interesse der Mission gefaßt wurden: Das Recht der Eingeborenen soll gesammelt und kodifiziert werden; den Kolonialbeamten soll das Studium der Eingeborenensprachen zur Pflicht gemacht werden; das Deutsche soll in den Kolonien eingeführt, der Mission volle moralische Unterstützung gewährt, dem Islam aber keinerlei Vorschub geleistet, sondern dieser durch eine

kräftige deutsche Kultur zurückgedrängt werden. Für ein von den Missionaren Spieth und Westermann zusammengestelltes, über die Kolonie Togo orientierendes linguistisches und ethnographisches Werk wird die Regierung um die nötigen Mittel zum Druck angegangen. Eine Kundgebung der Sektion 4 ward gleichfalls angenommen: Die Mission kann in ihren Schulen, besonders den Elementarschulen, die Landessprache als Unterrichtssprache nicht entbehren, erbietet sich aber, die Kenntnis der deutschen Sprache zu fördern, wogegen sie wünscht, daß die Regierungsunterstützung nicht allein unter dem Gesichtspunkt dieser Förderung der deutschen Sprache erfolge. Die anderen Resolutionen beschäftigen sich mit der wirtschaftlichen Erschließung unsrer Kolonien. Da wurde die Regierung um Förderung des Bergbaus, der Wassererschließung, besonders der Eisenbahnbauten 2c. ersucht, um Ablenkung der Auswanderung in unsre Schutzgebiete und anderes mehr. Mit Betonung der deutschen Interessen in Marokko, die durch das neuerliche Abkommen mit Frankreich fast wieder etwas gefährdet, jedenfalls nicht in erhoffter Weise gefördert schienen, und mit der allseitig begeistert aufgenommenen Kundgebung zu gunsten einer starken Seemacht zum Schutz für die Kolonien nach dem glänzenden Vortrag des Gouverneurs a. D. von Liebert schloß die diesjährige Tagung des Kongresses. Der nächste soll von dem Präsidium, das von jetzt ab auch in der Zwischenzeit im Amt bleibt, spätestens nach fünf Jahren zusammenberufen werden.

Zum Bilde:

Am Meeresstrand von Akra (Goldküste).

Nicht gerade anmutig liegt vor uns der Strand der westafrikanischen Küstenstadt Akra, aber eigenartig berührt sein Anblick den jungen Missionar, wenn er zum erstenmal hier vor Anker liegt. Auf der felsigen Düne, die von den brandenden Meereswogen bespült und von stachlichtem Kaktus überwuchert ist, erhebt sich eine lange Reihe weißgetünchter Bauten, teils Handelshäuser, teils Gebäude der englischen Regierung, unter deren Oberhoheit das Gebiet der Goldküste steht. Von der See aus gesehen ahnt niemand das wirre, geschäftige Treiben, das sich in den Straßen der dichtgebauten Stadt, wo sich Kaufladen an Kaufladen reiht, abspielt.

Akra, ursprünglich eine portugiesische Gründung, ist heute Sitz der englischen Verwaltung, weist eine eingeborene Garnison auf und

ist durch ein Kabel mit Europa verbunden. Der englische Gouverneur residiert in dem etwa 20 Minuten östlich davon gelegenen Christiansborg im dortigen ehemaligen dänischen Fort, das sich stolz und gebieterisch auf hoher Klippe erhebt. Akra ist aber auch heutzutage einer der bedeutendsten Handelsplätze an der westafrikanischen Küste. Fast alle Dampfer, die nach den östlichen und südlichen Hafenplätzen laufen, legen hier an, und während man vor drei Jahrzehnten nur alle vierzehn Tage einen Dampfer als willkommenen Boten aus der fernen Heimat begrüßen durfte, vergeht jetzt wohl kaum ein Tag, an dem nicht ein solcher vor Anker geht, sei es daß er heimwärts fährt oder von dort anlangt. Mit einem dröhnenden Böllerschuß meldet der Dampfer seine Ankunft an und wie mit einem Schlag zeigt sich das regste Leben auf dem Strand.

Mächtige Fässer werden von schwarzen Arbeitern herangerollt und kräftige Bootsleute schieben ihre Boote ins Wasser. Mit ihrer Ladung rudern sie unter Gesang und lautem Zuruf durch die brandenden Wogen. Weit draußen auf der Reede liegt das Schiff vor Anker. Die leichten Kanoes der Eingeborenen umkreisen es und knarrend arbeitet der Kran, indem er Ladung auf Ladung in die großen Seeboote befördert oder die Güter an Deck heraufzieht.

Leider hat die englische Verwaltung bis jetzt noch nicht für eine sichere, bequeme Einfahrt am Strand gesorgt. Da ist weder ein Hafendamm, noch ein Landungssteg zu sehen. Aller Schiffsverkehr muß durch die oft tosende Brandung geschehen, wobei nicht selten Mannschaft und Boot aufs äußerste gefährdet sind. Nur sehr kundige Bootsleute verstehen ihr gebrechliches Fahrzeug durch die daherrollenden Brandungswogen, die sich in bestimmten kurzen Zwischenräumen donnernd brechen, hindurch zu rudern. Trotzdem hat schon mancher Insaße eines solchen Boots bei schwerer Dünung in der wilden See sein Leben verloren oder ist vom umschlagenden Boot schwer verletzt worden.

Unter der sehr gemischten Stadtbevölkerung Akras, zu der selbst zahlreiche Fremdlinge aus dem mohammedanischen Innern Afrikas gehören, arbeiten unter mancherlei Schwierigkeiten die Wesleyanische (englisch-methodistische) und die Basler Mission. Der Sitz der letzteren befindet sich indes in dem nahen Christiansborg, wogegen in Akra die Basler Missionshandlung ihr Hauptquartier hat. Hier landen auch die von Europa eintreffenden Missionsgeschwister, oder aber ziehen solche von da der Heimat zu, um in der europäischen Luft Genesung und Stärkung zu finden.

Missions-Zeitung.

Deutsch-Ostafrika. Der im südlichen Deutsch-Ostafrika ausgebrochene Aufstand hat leider auch die Mission in mehrfacher Weise betroffen. Zunächst wurde der Benediktiner-Bischof Spieß mit zwei Brüdern und zwei Schwestern auf der Reise zwischen Kilwa und Liwale ermordet. Sodann wurden die evangelische Missionsstation Masasi von der englischen Universitäten-Mission und die römischen Stationen Lukuledi und Nyangao überfallen und ausgeplündert. Doch konnten sich die Mitglieder der Universitäten-Mission glücklich nach Sansibar flüchten.

Von den deutschen Missionsgesellschaften hat leider die Berliner Mission (I) durch Ueberfälle ihrer Stationen zu leiden gehabt. Superintendent Schüler in Muakalali berichtete vor einiger Zeit durch ein Telegramm, daß der Aufstand sich nach dem Nyasa-Gebiet hinzöge, indem sich die Wangoni erhoben und sich ihnen die am Nordostufer des Sees wohnenden Wapangwa angeschlossen hätten, unter denen die Berliner kürzlich die Station Milow angelegt haben, die aber zur Zeit von einem Weißen nicht besetzt war. Infolgedessen hat Miss. Neuberg, der, auf dem Wege nach Deutschland begriffen, sich nach Milow begeben wollte, seine Reise unterbrochen und ist zunächst in Kidugala geblieben. Nach neueren Nachrichten ist Miss. Neuberg mit Familie auf dieser Flucht von Milow durch Wapangwa überfallen und ausgeplündert, aber freigelassen worden und hat am 6. September Kidugala unversehrt erreicht, wohin auch Miss. Priebusch von Ilembula geflohen ist. Die Stationen Lupembe und Emmaberg konnten sich halten. Am 19. September konnte Miss. Gröschel die von 2000 Aufständischen überfallene Station Jacobi (Mpangile), die gut verschanzt war, mit Erfolg verteidigen. Auch gelang es dem Missionssuperintendenten Schumann, die Station Jacobi mit 300 Wabena zu entsetzen und die Familie Gröschel und Miss. Hahn nebst eingeborenen Christen und Anhängern nach Lupembe überzuführen. Inzwischen sind die Aufständischen durch die Schutztruppe von Kidugala vertrieben worden.

In den Missionsgebieten der Brüdergemeine nordwestlich vom Nyasa und in Unyamwesi scheint es bis jetzt ruhig geblieben zu sein. Zwar hieß es einmal, daß Stämme zwischen Kilimatinde und Tabora aufständisch geworden seien, aber diese Nachricht wurde widerrufen, und nach einer am 5. November eingetroffenen Drahtmeldung von dem dort zur Zeit weilenden Visitator Hennig ist bis jetzt die Arbeit daselbst nicht gestört worden.

Kongogebiet. Nach der deutschen Kolonialzeitung (Nr. 45) hat das Amtsblatt des Kongostaats endlich den Bericht des internationalen Ausschusses, der die Verhältnisse der Eingeborenen im Kongostaat untersuchen sollte, veröffentlicht. Derselbe spricht seine hohe Befriedigung über die daselbst erreichten Kulturergebnisse aus. Hinsichtlich der grausamen Behandlung gegenüber den Eingeborenen, wovon seiner Zeit die Blätter berichteten, heißt es: von den durch Handelsagenten entsandten militärischen Expeditionen seien in Dörfern allerdings einige Mißbräuche (!) begangen worden trotz des ausdrück[illegible]
Verbots der Verwaltung. Mehrere der gemeldeten Verstümmeln[illegible]
alte Gebräuche der Eingeborenen, aber niemals seien aus [illegible]
Grunde lebende Eingeborene von Weißen verstümmelt word[illegible]
über die Polizeitruppen sei ungerecht; niemand könne [illegible]

körperlicher Strafen in Abrede stellen, jedoch dürfe deren Anwendung nicht zum Mißbrauch ausarten. Das Gerichtswesen des Kongostaates halte den Vergleich mit dem anderer junger Kolonien wohl aus. Um das vom Kongostaat vollbrachte Werk zu würdigen, müsse man die Tatsachen nicht vom Standpunkte der Europäer, sondern von dem der schwarzen Rasse prüfen und besonders auch dem Klima Rechnung tragen. — Der Bericht kann demnach vorgekommene Grausamkeiten nicht leugnen, scheint sie aber entschuldigen zu wollen, wie denn besonders der letzte angeführte Satz tief blicken läßt. Es ist hienach kaum zum erwarten, daß eine gründliche Reform in der Verwaltung des Freistaats herbeigeführt werden wird. Und doch meldet das englische Missionsblatt „Regions beyond" in seiner neuesten Nummer über abermals vorgekommene Greueltaten, die der eben zurückgekehrte Missionar Harrys als Tatsachen angibt. So sei erst im Monat April die Ortschaft Elangwa von einem Trupp Soldaten überfallen worden. Sie töteten einen Häuptling samt einem Jüngling und nahmen einen Mann sowie sieben Weiber gefangen. Als Grund hiefür gaben sie an: „Wir töten euch, weil ihr Fleisch an die Missionare verkauft und nicht früh und spät Kautschuk sammelt; wir werden wieder kommen und vielen von euch den Garaus machen." Seitdem sind auch noch weitere Eingeborene gefangen gesetzt worden, weil sie es wagten, die Missionare mit Fleisch zu versorgen. Und in Miss. Morels letzter Berichterstattung heißt es: „In der Behandlung der Eingeborenen hat sich bis jetzt nichts geändert, außer zum schlechteren. Schuldige Soldaten sind nicht entfernt worden. Weiße, die man schwerer Verbrechen beschuldigte, durften ohne weiteres das Land verlassen. Noch immer ergreift man Männer und Weiber und wirft sie in Gewahrsam; auch werden Eingeborene noch jetzt ermordet und gefangen gesetzt, bloß weil sie Lebensmittel an die Missionare verkaufen."

Deutsch-Südwestafrika. Die rheinischen Missionare sind hier eifrig daran, die sich wieder bietenden Möglichkeiten einer geordneten Missionsarbeit energisch auszunützen. Es haben sich bis jetzt gegen 6000 Herero gestellt, die zum größtenteil Zwangsarbeit tun müssen. Missionar Kuhlmann hat neulich die gefangenen Herero in Lüdritzbucht besucht.

Heimat. Wie alljährlich, ist auch dieses Jahr eine sehr große Anzahl von Missionsarbeitern der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ins Feld gezogen. Im ganzen beträgt die Zahl derer, die schon abgereist sind und bis zum 31. Dezember noch abreisen werden 200 Personen. Von diesen ziehen 72 zum erstenmal aus, 128 sind Zurückkehrende. Unter den 72 befinden sich 24 ordinierte Missionare, 6 Aerzte, 9 Laien, 9 Missionarsfrauen, 6 Bräute und 18 unverheiratete Missionsarbeiterinnen. Unter den 128 aufs Arbeitsfeld zurückkehrenden Missionsleuten befinden sich 3 Bischöfe, 35 ordinierte Missionare, 4 Aerzte, 12 Laien, 49 Missionarsfrauen und 45 andere weibliche Missionsarbeiterinnen. — Dem gegenüber ist der Auszug deutscher Missionsarbeiter freilich ein sehr geringer, aber in Anbetracht unserer bescheidenen Verhältnisse immerhin dankenswert, wenn z. B. dieses Jahr die rheinische Mission im ganzen 33 Personen aussenden konnte. Darunter waren 8 junge Missionare, 1 Arzt, 2 Laienbrüder, 4 Missionsschwestern und 10 Missionsbräute, die alle zum erstenmal auszogen. Dazu kamen außer dem nach Südafrikareisenden Visitator Insp. Spiecker noch 4 Missionsehepaare, von denen 2 zum zweiten, und 2 zum dritten Mal auf ihr Arbeitsfeld abgingen.

Bücheranzeigen.

Schrenk, E. Pilgerleben und Pilgerarbeit. 1.—7. Tausend. Mit Bild. Kassel. Ernst Röttger. 230 S. geb. Mk. 3.

Unter den „Lebenserinnerungen", die zur Zeit vielfach geschrieben und veröffentlicht werden, nimmt die Selbstbiographie von Schrenk unstreitig einen hervorragenden Platz ein; denn sie macht uns nicht bloß näher bekannt mit der Lebensführung eines Mannes, dem in der Heidenwelt als Missionar und in der Heimat als Evangelist reiche Frucht seiner Arbeit beschert worden ist, sie läßt uns auch in den Entwicklungsgang seines inneren Lebens hineinsehen und die Kraft seines Wirkens erkennen. Seine Missionstätigkeit auf der Goldküste, die eben abschloß, als der Schreiber dieses die seinige auf der gleichen Station begann, führt uns ein lehrreiches Stück afrikanischen Missionslebens vor Augen. Von besonderem Interesse sind uns auch seine mitgeteilten Erfahrungen auf dem Gebiet der Evangelisation, deren Bahnbrecher Schrenk in Deutschland gewesen ist, sowie seine nüchterne Beurteilung der Gemeinschaftspflege und seine Stellung zur Kirche. Ueberhaupt bietet das Buch viel Anregung und inneren Gewinn und es sei daher besonders allen Jugend- und Männervereinen, sowie Missions- und Pfarrkreisen aufs angelegentlichste empfohlen.

Dalton, H. D. Lebenserinnerungen. Mit 26 Lichtbilddrucken. 504 S. Berlin. M. Warneck. brosch. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Auch ein Lebensbild, aus dem man viel lernen kann, insofern es uns im Zusammenhang mit des Verfassers Lebens- und Studiengang eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten, sowie das kirchliche und staatliche Leben seiner engeren Heimat in geistreicher Weise schildert. Dabei weiß er uns für alle Stätten, die sein Fuß betreten, durch ihre Geschichte zu interessieren und uns in ihrer Umgebung bekannt zu machen. Freilich ist dadurch das Gemälde sehr buntfarbig und die Darstellung etwas allzubreit geworden, aber je mehr man sich in die Erinnerungen hineinlieſt, desto mehr fesselt uns die Lektüre. Der vorliegende Abschnitt des Lebensabrisses schließt mit der Berufung des Verfassers als Pastor nach Petersburg und umfaßt die ersten 25 Lebensjahre.

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Herausgeg. von Prof. Dr. K. Kinzel und Reg.- u. Schulrat E. Meinke. IX. Jahrg. 1906. 384 S. Mit Illustr. Berlin. M. Warneck. geb. Mk. 4.

Das Jahrbuch, das mit seinem Inhalt auch diesmal dem gebildeten Familienkreis Gediegenes bietet, steht den vorigen Jahrgängen in nichts nach. Es enthält eine feine Auslese von Erzählungen bekannter Autoren, packender Reisebilder, Betrachtungen und Aufsätze über Literatur, Kunst u. a., sowie einige poetische Beigaben als Eingangs- und Schlußgeläut. Nur das Gebiet der Mission ist diesmal nicht darin vertreten.

Richter, P. Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt. Zwei Bände à 200 S. mit je 4 Bildern. Stuttgart. F. J. Steinkopf. geb. je Mk. 2.50. | In einem Band Mk. 4.50.

An gut abgefaßten Lebensbildern aus der Mission ist die Missionsliteratur nicht allzu reich und doch bilden sie gerade die geeignetste Lektüre für Missionsvereine und Kränzchen, da sie nicht nur das Missionsinteresse anregen, sondern auch meist ein Stück Missionsgeschichte in konkreter Weise vorführen. Solche Lebensbilder in frischer, eindrucksvoller Darstellung werden in dem vorliegen-

Buche eine ganze Reihe geboten, darunter von Männern wie Ziegenbalg, Zinzendorf, Zeisberger, Livingstone, Crowther, Williams u. a., deren Namen einen bekannten Klang haben. Auch für Schul- und Volksbibliotheken ist die Sammlung sehr zu empfehlen.

Glover, A. Wunder über Wunder. Erlebnisse auf der Flucht vor den kaiserlichen Boxern der Provinz Schansi. Deutsch von P. Höhne. Mit mehreren Bildern und einer Karte. 295 S. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. geb. Mk. 3.

Man kann kaum etwas Ergreifenderes lesen, als die Leidensgeschichte der Missionsfamilie Glover auf ihrer Flucht während der chinesischen Boxerunruhen. Es ist eine Kette unsagbarer Drangsale, Gefahren und Proben aller Art, denen die Flüchtlinge beständig unter den fanatischen, rohen Heiden ausgesetzt waren. Jeden Augenblick mit dem Tode bedroht, mißhandelt, vorwärts getrieben, in Hunger und Blöße, vom Pöbel umtobt und verfolgt bewahrheitete sich an ihnen das Wort des Apostels im Ebräerbrief 11, 36 ff. Aber sie durften auch Gottes wunderbare Bewahrung und Durchhilfe erfahren und zwar unter Umständen, wo keinerlei menschliche Aussicht auf Rettung vorhanden war. Darum auch der Titel: „Wunder über Wunder".

Indisches Dorfleben in Wort und Bild. Calwer Familienbibliothek 66. Bd. Mit vielen Abbildungen. 244 S. Calw u. Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. geb. Mk. 2.

Diese Schilderungen aus dem südindischen Dorfleben entstammen der Feder eines gebildeten Hinduchristen und dürfen daher auf Anschaulichkeit und treue Darstellung Anspruch machen. Sie führen uns Land, Leute, Sitten und Gebräuche, die verschiedenen Berufsarten und Stände, das öffentliche Leben u. a. vor die Augen und versetzen uns somit in eine uns im ganzen fremde Welt. Auf die Mission ist in einem Schlußkapitel hingewiesen.

Schmidt, W. Ramuldu. Erzählung aus der Makkabäerzeit. 312 S. Konstanz. K. Hirsch. In Ganzleinwd. geb. mit Farbenprägung Mk. 3.

Keine Makkabäergeschichte, wie der Titel vermuten lassen könnte, sondern die Erzählung versetzt uns nach Indien und will den Leser einen Blick in die Finsternis des Brahmanismus, des indischen Heidentums, tun lassen. Sie führt uns ans Ufer des Ganges, in die heilige Stadt Benares und hinein in den Irrgarten heidnischer Weltweisheit. Eigentümlicher Weise hat der Verfasser seine Erzählung in die vorchristliche Zeit verlegt, sodaß dem indischen Heidentum die Offenbarung des Alten Testaments als erleuchtende Macht gegenüber gestellt wird. Die Darstellung ist sehr farbenreich und romanhaft.

Der Dienst am Wort. Eine Sammlung evang. Predigten und Reden gläubiger Zeugen der Gegenwart. Herausgeg. von Pfr. Lic. Dr. Johann Rump. Band VII: Aeußere Mission. 228 S. Leipzig. Krüger & Cie. brosch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.50.

Gern machen wir auf diese Sammlung Missionspredigten und Reden aufmerksam, die zugleich ein Zeugnis davon sind, daß selbst hohe Vertreter der Kirche heutzutage öffentlich für die Missionssache kraftvoll eintreten.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Register.

Fr. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1905. Nr. 1.

Hinter festen Riegeln.

Ein Bild aus dem indischen Frauenleben.

Fast noch ein Kind, und doch schon eine Witwe! Ja eine Witwe, die doppelt und dreifach den Fluch der indischen Witwenschaft auf ihren jungen Schultern zu tragen hat; denn mit dem Gatten hat die Pest auch ihre beiden einzigen Kinder dahingerafft. Sundari, die Schöne, nannte man sie, die Tochter des angesehenen Brahmanenpriesters; aber jetzt ist sie die „Kahlköpfige“, deren lange, schöne Haarflechten unter dem Schermesser gefallen sind. Alle Schönheit ist verblichen, aller Schmuck ist ihr genommen. Ihre Juwelen und kostbaren Zieraten hat man ihr entrissen, denn diese kommen ihr als verachteter Witwe nicht zu. Nie mehr darf sie ihre seidenen Gewänder antun, die ihr Stolz waren in den Tagen ihrer kurzen Ehe. In rohen Kattunstoff muß sie sich jetzt hüllen. Ihren Kopf hat man kahl geschoren, um sie zum Scheusal für alle Menschen zu machen, zur Schande für die Frauenwelt.

Erst vor drei Jahren wurde sie reich geschmückt und zärtlich bewillkommt ins Heim ihrer Schwiegereltern eingeführt. Jetzt ist sie das Aschenbrödel und das geplagteste Wesen im ganzen Haushalt. Und das Schlimmste von allem ist, daß sie, wie alle anderen, sich selbst für die Ursache dieser schweren Lebensführung hält.

Heute hat sie einen der Innenräume des großen Hauses reinigen müssen. Sorgsam hat sie alle Ecken und Winkel gefegt, damit sich nicht etwa irgendwo ein tückischer Skorpion versteckt hält. Es war keine leichte Arbeit für das schwache Wesen, all die Kisten und Kasten aus hartem Holz, die an der Wand entlang standen, auf die Seite zu schieben. Die Arbeit mußte ihr umso saurer ankommen, als sie wußte, daß die eine der schweren Truhen ihre schönen Gewänder und Schmuckgegenstände enthielt, die sie nie mehr in ihrem Leben antun darf.

Endlich ist sie damit fertig und sie hat nur noch den Bücherschaft, der die Schulbücher ihres verstorbenen Gatten enthält, zu reinigen. Mit einer gewissen Ehrfurcht nimmt sie die einzelnen Bücher herunter. Die meisten derselben sind in Englisch und ihr unverständlich. Nur ein Büchlein ist darunter, dessen Titel die ihr bekannten Tamilzeichen zeigt. Unwillkürlich öffnet sie es und blickt neugierig hinein. Ihr Gatte hatte ihr einst halb im Scherz das Tamil lesen gelehrt, aber als sie ihn damals über den Sinn des Gelesenen zu fragen begann, hatte er sie mit kurzen Worten bedeutet, sie solle sich nur um ihre Kochtöpfe kümmern, Frauen gingen die Bücher nichts an. Das fällt ihr jetzt wieder ein und mit einiger Scheu blättert sie darin. Aber ein Blatt wie das andere ist ihr dem Sinn nach unverständlich, bis schließlich ein Satz, und zwar nur der eine, ihre Aufmerksamkeit fesselt. Es sind die wenigen Worte: »Devan oruvare«, es ist nur e i n Gott.

Wie gebannt bleiben ihre Augen darauf geheftet. Immer wieder muß sie die Worte lesen. Was mögen sie wohl bedeuten? denkt sie bei sich selbst. In diesem Augenblick ruft eine gellende Stimme ihren Namen. Erschreckt fährt sie zusammen, denn sie weiß wohl, daß man sie unbarmherzig schlagen würde, wenn man sie beim Lesen eines Buches ertappte. Schnell klappt sie das Büchlein zu, stellt es wieder auf den Schaft und eilt hinweg. Jene Worte aber bleiben in ihrem Gedächtnis haften.

Draußen brütete die indische Sonne mit erschlaffender Glut, so daß es selbst den Büffelochsen zu schwül wurde und sie den nächsten besten Teich aufsuchten. Hier lagen sie im trüben, schlammigen Wasser bis an die Hörner und streckten nur ihre Schnauzen aus demselben hervor. Im Innern der Häuser aber, hinter der schweren Pforte, die den Hofraum abschloß, herrschte schwüle Luft. Müßig und gelangweilt lagen die Frauen in ihren dumpfen Gemächern und erwarteten mit Sehnsucht die kühlen Stunden nach Sonnenuntergang.

In einem fensterlosen, düstern Gemach lag auf einer groben, schmutzigen Grasmatte, die am Boden ausgebreitet war, Sundari, die junge Witwe. Im ungewissen Zwielicht, das durch die Ritzen der Tür und zwischen dem Strohdach und den Mauern hereinschimmerte, war nur das weiße Gewand zu erkennen, in das sie sich eingehüllt hatte. Ihre Augen glühten und ihre Lippen brannten von Fieberglut; aber niemand kümmerte sich um sie. Es war einer ihrer Fastentage, die sie als Witwe jeden Monat zu beobachten hatte. Es waren dies Tage der Qual, und damit sie nicht etwa in der Verzweiflung vom brennenden Durst getrieben versucht sein sollte, sich heimlicherweise einen Trunk Wassers zu verschaffen, hat man sie hier im öden Zimmerraum eingeschlossen und ihrem Schicksal überlassen. Ist sie doch eine Witwe, die für den Tod ihres Gatten büßen muß, und es wäre ein Unrecht in den Augen ihrer Glaubensgenossen, ihre Qual zu lindern. Sie muß ihr Los tragen, denn der Fluch ruht auf ihr.

Während so die qualvollen Stunden langsam verrinnen, schwinden der jungen Witwe die Sinne und einzelne Laute, verworrene Worte kommen über ihre brennenden Lippen, unter andern immer und immer wieder die Worte: „Devan oruvare, Devan oruvare, es ist nur e i n Gott." Sie hat sie nicht vergessen und sie beschäftigen ihre träumenden Gedanken.

Die Hitze war in jenem Jahr ungewöhnlich groß, und Sundari litt darunter mehr als je. Die Folge davon waren eigentümliche Anfälle, bei denen sie ihr Bewußtsein verlor, sodaß sie wie in Erstarrung dalag. Die Familie wurde schließlich ängstlich und rief einen eingeborenen Arzt, einen betagten, fast blinden Mann, der noch dazu völlig unwissend war und dabei nichts von der wirklichen Heilkunst verstand. Nachdem er lang und breit mit Sun-

daris Schwiegermutter über den Krankheitsfall verhandelt und sich nicht wenig mit seiner Erfahrung gebrüstet hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf und gab allerhand Anweisungen und Verhaltungsmaßregeln für den nächsten Anfall.

Was man nun mit der Kranken vornahm und in welch grausamer Weise man sie behandelte, läßt sich nicht beschreiben. Es bleibt auch besser ungesagt. Als bei ihr der Anfall wiederkehrte und sie bewußtlos dalag, brachte zwar die rohe Behandlung sie wieder zu sich, aber die rasenden Schmerzen, die ihr dieselbe verursachte, ließ sie auf's neue ohnmächtig werden, so daß sie besinnungslos und wie tot auf ihrer Matte dalag. Ihr Zustand verschlimmerte sich durch die unmenschliche und unverständige Behandlung und die Familie sah schließlich ein, daß man anderswo Hilfe suchen mußte.

In nicht allzu großer Entfernung von Sundaris Heim lag das Missionshospital, ein langes, stattliches Gebäude mit breiten Galerien ringsum, so daß die glühenden Sonnenstrahlen die Innenräume nicht erreichen konnten. Allerlei Volk findet sich hier jeden Morgen ein, um beim Missionsarzt Heilung für die mancherlei Gebrechen und Krankheiten zu suchen. Unter ihnen befindet sich auch Sundari, die aber als Brahmanentochter vom übrigen Volk etwas abseits hockt, in sich zusammengekauert und an einen Pfeiler der Veranda gelehnt. In ihrer Nähe sitzt eine alte Dienerin ihrer Schwiegermutter und überwacht sie mit sorgsamem Auge. Sundari ist durch ihr anhaltendes Leiden und die barbarische Behandlung des indischen Quacksalbers sehr heruntergekommen. Ihre Schwiegermutter hat sich deshalb, wenn auch mit schwerem Herzen, dazu entschlossen, sie ins Missionsspital verbringen zu lassen. Hier will man sehen, ob die europäische Medizin etwas auszurichten vermag.

Schwach und in sich gesunken sitzt Sundari am Boden. Sie hat keinerlei Interesse für ihre Umgebung und wartet nur sehnsüchtig darauf, daß die Reihe an sie kommt und der Missionsarzt sich ihrer annimmt. Da tritt eine Frau mit freundlichem Angesicht herein und setzt sich in ihrer Nähe nieder. Zugleich beginnt dieselbe mit weicher Stimme einige Strophen zu singen. Sundari lauscht, versteht aber nicht den Sinn der Worte. Dann hält die Bibelfrau — denn eine solche ist es — an die anwesenden

Patienten eine kurze Ansprache. Aber was sie sagt, ist den meisten unter ihnen dunkel und unverständlich. Warum singt wohl diese Frau? fragen sich unwillkürlich die Anwesenden, und auch Sundari erwacht aus ihrer Teilnahmlosigkeit. Man stellt Fragen an die Bibelfrau, und freundlich gibt sie Bescheid. Man merkt ihr die Teilnahme an, die sie für ihre leidenden Schwestern hat. Sie weiß so mitfühlend von den Leiden dieser Zeit zu reden, von dem traurigen Los so vieler um sie her, aber auch von dem Trost und der Hoffnung, deren sie sich als Christin erfreut. Und so kommt sie, ohne daß sie in den Predigtton verfällt, auf den Arzt zu sprechen, der allein die Unruhe und Beschwerden des Herzens in diesem Leben zu heilen versteht.

Sundari hört mit gespannter Aufmerksamkeit zu, aber sie faßt den Sinn des Gesagten nicht. Da trifft ein Wort ihr Ohr, das sie noch mehr aufmerken läßt. Die Bibelfrau beantwortet eben eine Frage, die eine einfache Webersfrau an sie richtet, und sag dabei: „Nein, so ist es nicht, Mutter, sondern es ist nur *ein* Gott. Nur ihn fürchte ich, sonst keinen.“

Das ist ja der nämliche Ausspruch, denkt Sundari, den ich in jenem kleinen Buch damals gelesen habe. Was können diese Worte bedeuten? Sie dachte dabei an die großen, kunstvollen Tempel, wo ganze Reihen von Gottheiten aufgestellt sind, vom einzelnen Steingott im innersten Heiligtum an und den goldenen Götterbildern der weiblichen Gottheiten bis zu den kleinen Göttern, die sich an den Pforten der Tempel erheben. Sie denkt daran, wie sie täglich zur Göttin des Glücks gebetet hat, obschon nur Unglück und Leid sie betroffen hat. Sie erinnert sich daran, wie sie als kleines Kind in dem niedlichen Tempel in der Nähe ihres väterlichen Hauses so oft duftende Blumen der grimmen Gestalt des Götzen dargebracht habe. Und nun muß sie hier aus dem Munde der freundlichen Frau das Wort hören, das schon einmal in trüber Stunde ihr ins Herz hinein geklungen hat: es ist nur *ein* Gott!

Was will die Bücherfrau damit sagen, daß sie nur den einen Gott zu fürchten vorgibt? Sundari ist voller Furcht vor all den unzähligen Dämonen und ist davon überzeugt, daß all ihr Unglück — der Tod ihres Gatten und der ihrer Kinder, ihre Witwenschaft und ihre Krankheit — einzig und allein von ihnen her-

rührt. War ihr doch von kleinauf ein solcher böser Geist bekannt, der am Dorfeingang in einem Baume hauste und von dessen Zweigen sich auf die Vorübergehenden stürzte und sie würgte. Wie konnte sich auch Gott ihrer als einer Witwe liebreich annehmen, wie jene Bücherfrau in ihrem Gespräch betont hatte! Aber wie? Wenn er es doch täte? — Der Gedanke, daß dies der Fall sein könnte, gab der gedrückten Brahmanin neuen Lebensmut.

Als der Missionsarzt ihr ein kühlendes, linderndes Mittel auf ihren brennenden Kopf verabreicht hatte, sagte sie nur: „Das ist eine gute Medizin; ich will wieder kommen.“ Zu sich selbst aber sagte sie: „ich möchte auch die Frau mit dem Buch gern noch einmal hören.“

Im Heim der Bibelfrau war Krankheit und Sorge eingekehrt. Ihr Kind war erkrankt und die besorgte Mutter war die ganze Nacht hindurch nicht von seinem Lager gewichen. Ueber dem Dorf und seinen Hütten lagerten die Schatten der Nacht, nur im Häuschen der Bibelfrau glimmte der dünne Docht in der messingenen Lampe und verbreitete einen schwachen Schein. Die lange Nacht war nahezu vorüber und der Morgen begann zu grauen. Das Fieber war glücklich heruntergegangen und das Kind etwas besser. Jetzt schlummerte es sanft. Die Bibelfrau rollte ihre Matte auf dem Boden auf und wollte sich noch ein wenig hinlegen und zu schlafen suchen. Da klopfte es an die Tür. Erschrocken fuhr die Frau auf. Sie dachte daran, daß sie und ihr Kind allein im Häuschen war. Aber was konnte das Pochen an der Tür bedeuten? Vorsichtig begab sie sich an die Tür und lauschte. Jetzt klopfte es wieder und eine zarte Stimme ließ sich draußen leise vernehmen: „Ach, will mich denn niemand hören?“

„Wer ist denn da?“ fragte die Bibelfrau.

„Ach, Mutter, Mutter, kennst du mich denn nicht?“ war die ängstliche Antwort. „Ich bin es, deine Dienerin Sundari, die Witwe. Ich bin hierher geflohen, weil sie mich sonst umgebracht hätten.“

Die Bibelfrau riegelte so schnell als möglich die Tür auf und lud die draußen harrende Sundari ein, herein zu kommen. „Komm nur herein, meine Tochter, und fürchte dich nicht,“ sagte sie freundlich zu ihr und begann schnell, ihr ein Lager zu bereiten.

Sundaris Geschichte war bald erzählt. Sie war zu Haus ihres Lebens nicht mehr sicher gewesen und darum im Dunkel der

Nacht entflohen. Unter Tränen erzählte die geängstete Witwe der Bibelfrau: Es war heute Morgen, als meine Familienglieder dahinterkamen, daß ich deinen Worten Gehör geschenkt hatte. Sie schlugen mich, weil ich, wie sie sagten, ihre Götter nicht mehr fürchtete und sie für bloße Puppen hielt. Dann befahlen sie mir, eine Wallfahrt zu einem unserer Heiligtümer anzutreten; aber ich weigerte mich dessen. Hierauf meinte eins der Familienglieder, ich gehörte wohl zu denen, die den Gott der Christen verehrten und dadurch Schmach und Unehre auf die Familie brächten? Man drängte und quälte mich mit allerlei Fragen, die ich nicht zu beantworten wußte, und ihr Zorn über mich wurde immer größer. Schließlich gebot ihnen meine Schwiegermutter Schweigen und sagte: „Laßt es gut sein; bis morgen wird sie wohl wieder Verstand annehmen und wenn nicht, so wollen wir schon dafür sorgen, daß der eigensinnige „Kahlkopf" wieder vernünftig wird und seine Grillen fahren läßt; denn in unserer Familie leiden wir keinen Christen." Auf dieses hin stieß man mich in ein dunkles Zimmer, worin ich als Witwe meine Fastentage verbringen mußte, und schloß es hinter mir ab. Ach, ich wußte wohl, was sie mit mir vorhatten, und war von Angst gefoltert, denn ich befand mich hilflos in ihrer Gewalt. Aber Gott zeigte mir einen Ausweg. In der Nacht, da alles schlief und ringsum still war, stieg ich auf die Kiste, die meine Kostbarkeiten von früherher enthält, und von da auf den Bücherschaft meines verstorbenen Mannes. Dann bahnte ich mir zwischen dem Strohdach und der Mauer einen Weg ins Freie. Es war zwar kein Weg für eine Frau und ich mußte mich auf der Außenseite herunterfallen lassen, aber ich nahm keinen Schaden und es hörte mich auch niemand. So bin ich zu dir gekommen und möchte nicht mehr zurück, denn es ist wahr, ich will nichts mehr von den Göttern meiner Familie wissen, sondern möchte fortan nur deinem Gott, dem einen wahren Gott dienen.

Sundari war damit in eine neue Welt eingetreten. Von ihrer Familie wurde sie gänzlich verstoßen und als tot betrachtet. Sie hat sie auch nicht mehr wieder gesehen. Aber für sie, die bis daher verachtete, mit Füßen getretene Witwe begann ein neues Leben, ein neues Dasein. Sie sah sich mit einemmal frei von den bisher drückenden Banden. Ihre Witwenschaft war kein Fluch mehr, der auf ihr lastete. Die Tage des qualvollen Fastens waren

für immer vorüber und nie mehr wurde ihr Haupt zum Zeichen der Witwenschmach geschoren. Sie gründete ihren eigenen Haushalt und verdiente sich ihr eigenes Brot. Noch einmal wurde sie Schülerin und ließ sich zur Lehrerin ausbilden.

Nach einiger Zeit finden wir Sundari inmitten einer großen Schar von Waisenkindern in den weiten Räumen eines Waisenheims Südindiens. All die kleinen Mädchen, die hier die christliche Liebe aus dem Elend und der Verkommenheit, dem Siechtum und dem Hungertode entrissen und in liebevolle Pflege genommen hat, fühlen sich wohl und heimisch daselbst, denn hier werden sie nicht als Paria, als Auswürflinge behandelt. Einen solchen Unterschied kennt nur der liebeleere Hinduismus. Im Gegenteil, hier ist man bestrebt, die ehemals verachteten Kinder des braunen Volks zu ehrbaren, gottesfürchtigen Christenfrauen zu erziehen.

Noch vor kurzem hätte Sundari als Tochter eines Brahmanenpriesters die Berührung mit solchen tiefstehenden Wesen gescheut und eine Verunreinigung gefürchtet. Jetzt aber sitzt sie mitten unter ihnen als Lehrerin und lehrt ihnen das Lesen des Wortes Gottes in Tamil. Wohl zeigt ihr ehemals geschorenes Haupt noch die äußeren Spuren ihrer Witwenschaft, aber der müde, hoffnungslose Ausdruck ist aus ihren Zügen gewichen. Ihre Augen blicken wieder lebhaft, denn sie hat hoffen gelernt. Ein Strahl des Lichts ist in ihre Seele gefallen und hat ihr Herz erwärmt. Und das alles ist geschehen durch die trostreichen Lebensworte: „Devan oruvare“, es ist nur ein Gott.

Der Kriegsschauplatz in der Mandschurei.

Schon seit Monaten sind die Blicke der ganzen zivilisierten Welt nach Osten gerichtet, wo in der Mandschurei, der nördlichsten Provinz des chinesischen Reiches, zwei Mächte in furchtbar blutigem Ringen einander gegenüberstehen, wo Tausende von Gefallenen und Verwundeten die Wahlstatt bedecken und zwei

feindliche Heere — die der Russen und Japaner — wie zwei blutdürstige Raubtiere auf der Lauer liegen, um sich gegenseitig zu zerfleischen. Kaum je zuvor sind irgendwo in der Welt so blutige Schlachten geschlagen worden, noch nie, seit die Menschheit sich feindlich mit den Waffen in der Hand begegnet, ist ein derartiger Massenmord erlebt worden, wie auf dem blutgetränkten Boden der heutigen Mandschurei. Dieses Land hat deshalb, so ferne es uns auch liegt, seitdem einen Namen bekommen, der jedem einfachen Zeitungsleser heutzutage bekannt ist. Namen von Städten, Dörfern und Flüssen werden uns da geläufig, von deren Dasein man noch vor kurzem keine Ahnung hatte. Und doch haben manche dieser Stätten, die seitdem mit Blut gezeichnet worden sind, schon seit vielen Jahren für die Arbeit des Friedens durch die Mission und Bibelverbreitung eine Bedeutung erlangt; denn schon vor Jahren, noch ehe die russischen und japanischen Armeen in der Mandschurei einrückten und das Land zum Schauplatz ihrer Kämpfe wurde, haben die Boten der Ausländischen und Britischen Bibelgesellschaft dort das Land durchzogen und in den Städten und Dörfern das Wort des Lebens auszubreiten gesucht.

Wie nennen zunächst Port Arthur, die heutige Feste der Halbinsel Liautung, das monatelang von den Russen tapfer verteidigt, schließlich den Japanern nach großen Opfern in die Hände gefallen ist. Dieses Port Arthur war vor 20 Jahren noch ein kleines Fischerdorf, entwickelte sich aber später sehr rasch zu einem bedeutenden Kriegslager, wo Tausende von Arbeitern und Werkleuten damit beschäftigt waren, die ehemals so friedliche, stille Bucht zu dem jetzt so berühmt gewordenen Kriegshafen umzuwandeln.

Hier trafen im Dezember 1886 die ersten Bibelboten ein. Es waren zwei chinesische Kolporteure, die mit ihrem schweren Bücherpack von dem nördlich gelegenen Haitscheng daher kamen und der Bevölkerung von Port Arthur ihre heiligen Schriften zum Kauf anboten. Erst nach einiger Zeit kehrten sie wieder in ihre Heimat zurück; aber seitdem suchten die Bibelboten Jahr für Jahr regelmäßig während des Winters den Platz auf und streuten den guten Samen aus. Jahrelang waren sie die einzigen Missionsarbeiter, die mit dem Evangelium den vielen Arbeitern und Händlern in Port Arthur nachgingen. Dann brach 1894 der Krieg zwischen China und Japan aus und die Kolportage mußte für zwei Jahre

eingestellt werden, bis die Russen den Platz besetzten. Inzwischen begannen 1895 dänische Missionare ihre Arbeit in Port Arthur und gründeten daselbst eine kleine Christengemeinde; aber ihre Missionstätigkeit war durch die russischen Gesetze sehr gehemmt, während die Kolporteure der Bibelgesellschaft durchaus freie Hand behielten. Nur waren sie angehalten, sich auf den ausschließlichen Verkauf solcher Bibelteile zu beschränken, die von der obersten russischen Kirchenbehörde, dem heiligen Synod, sanktioniert waren.

In Liauyang, das ebenfalls durch den blutigen Zusammenstoß der Japaner und Russen in neuester Zeit bekannt geworden ist, wurde schon vor 30 Jahren der Bevölkerung Gottes Wort angeboten, und zwar durch Missionare der schottischen Presbyterianer. Später haben dann eingeborene Bibelboten das Werk in die Hand genommen und seit 20 Jahren die heiligen Schriften zu verbreiten gesucht. Besonders geschah dies in den zahlreichen Ortschaften in der Umgebung von Liauyang und Mukden, die heute infolge des Krieges alle zerstört sind. Es ist da wohl kein einziges Dorf, kein einziger Weiler auf der weiten Ebene, wo die Bibelboten nicht systematisch gearbeitet haben. Und auch jetzt noch, soweit die Dörfer nicht im Bereich des Kriegsgetümmels liegen, gehen sie überall unerschrocken ihrer Aufgabe nach. Wo sie aber wegen der gegenwärtigen Kriegsunruhen keine Schriften verkaufen können, da können sie doch die schwer heimgesuchten Dorfbewohner trösten, beraten und ihnen nach Kräften helfen. In dem einen Dorfe zwischen dem Schaho- und dem Hunfluß besaß bis vor kurzem eine Bibelfrau ihr trautes Heim und entfaltete von hier aus seit Jahren eine gesegnete Wirksamkeit unter der Bevölkerung längs dem Schahofluß, während ihre verwitwete Tochter eine Schule für christliche Mädchen unterhielt. Durch den Krieg zerstört ist auch das Heimwesen einer christlichen Familie, deren Mutter bis vor kurzem als Bibelfrau tätig war. Das hübsche Anwesen liegt nun in Ruinen. Auch Yentai und seine Umgebung, dessen Namen durch den Krieg bekannt worden ist, war ebenfalls bis dahin das Arbeitsfeld der Bibelgesellschaft, und so waren es alle die Stätten, über die jetzt die Woge des Krieges dahinflutet.

Es läßt sich denken, daß die Bewohner des Kriegsschauplatzes unsäglichen Nöten und Leiden ausgesetzt sind, und die Heiden müssen es ruhig geschehen lassen, daß ihre Heiligtümer — ihre Tempel

und die Gräber ihrer Vorfahren — unter der Kriegsfurie dahinsinken und verwüstet werden. Die Christen besitzen doch das Bibelbuch mit den Verheißungen Gottes zu ihrem Trost und erfahren auch manche Hilfe und Unterstützung von ihren christlichen Brüdern, die da und dort in weniger heimgesuchten Gegenden der Mandschurei wohnen.

In der Hauptstadt Mukden, dem gegenwärtigen Stützpunkt der russischen Armee, sind die Missionare, so viel man bis jetzt weiß, alle auf ihrem Posten geblieben, und so auch der Vertreter der Bibelgesellschaft. Sie haben natürlich alle Hände voll zu tun unter den vielen kranken und verwundeten Russen, Chinesen und Japanern. Demgemäß wird auch fleißig die heilige Schrift verbreitet, besonders in den überfüllten Lazareten und unter den russischen Truppen. Mit dieser Aufgabe sind ausschließlich vier chinesische Kolporteure betraut. Auch in der übrigen Mandschurei sind mit wenigen Ausnahmen die an den Bücherläden angestellten 40 eingeborenen Bibelverkäufer, die 12 Agenten an den Schriftenniederlagen und einige Bibelfrauen trotz der Kriegswirren in voller Tätigkeit. Einer dieser Angestellten, der in der Hafenstadt Niutschwang die Bibelniederlage versieht, schreibt von dort: Ein Umstand ist besonders auffallend. So lange die eingeborenen Kaufleute und Händler in Dalny und Port Arthur sich in günstigen Verhältnissen befanden, hatten sie weder Zeit noch Interesse für irgendwelche religiösen Dinge, und noch weniger dachten sie daran, irgendein christliches Buch zu kaufen. Jetzt ist das anders. Nun kommen sie zu Tausenden hierher als arme, hilfsbedürftige Flüchtlinge. Die chinesischen und ausländischen Großkaufleute haben deshalb Unterstützungsgelder für sie gesammelt und diese bezeichnenderweise den hiesigen presbyterianischen Missionaren anvertraut, um sie zu verwalten. Die armen Flüchtlinge sind außerordentlich zugänglich, und da es mir freisteht, überall in der Stadt, sowie im Hospital des roten Kreuzes die Leute zu besuchen, so sehe ich mich in eine große Arbeit hineingestellt. Diese ist auch sehr ermutigend, denn ich kann zur Zeit Hunderte von Evangelien an die Fremden verkaufen und überall werden sie gern gelesen. Besonders die Kranken sind dankbar für jedes gute Wort. — So wird selbst in kriegerischer Zeit und während Tod und Zerstörung in der Mandschurei wüten, das Wort des Friedens ausgesät.

Gott gebe, daß den Tagen der Kriegsnot recht bald die Zeit des Friedens folge und daß die Aussaat auch eine Frucht der Gerechtigkeit heranreifen lasse.

Eine Gebetsversammlung für Japan
im Jahre 1827.

Es war im Jahr 1827, daß ein frommer Kaufmann in Boston, namens William Ropes, der seit Jahren an der dortigen monatlichen Gebetsversammlung für die Bekehrung der Welt teilgenommen hatte, seinen Wohnsitz von Boston in die Vorstadt Brooklyne verlegte. Da man damals weder den Pferdeomnibus noch den elektrischen Tram kannte und der Verkehr zwischen der Stadt und den Außenorten nicht so leicht vor sich ging wie heute, lud der Kaufmann seine Freunde und Nachbarn ein, bei ihm zu einer monatlichen Gebetsversammlung zusammen zu kommen. Zu denen, die der Einladung Folge leisteten, gehörten auch die beiden jungen Geistlichen David Greene und O. Eastman. Beide sind später in besondere Beziehungen zur Missionssache, für die sie damals gemeinschaftlich beteten, getreten. Greene wurde nämlich in der Folgezeit der geachtete Sekretär des amerikanischen Board, in dessen Dienst sein Sohn D. Crosby Greene auch trat und der längere Zeit in Japan arbeitete. Jener Greene war auch der Vater von Frau Loomis, der Gattin des bekannten Agenten der Amerikanischen Bibelgesellschaft. Eastman aber wurde später der Sekretär der Amerikanischen Traktatgesellschaft.

Doch was ist eine Missionsversammlung ohne eine Kollekte? In diesem Gefühl stellte eine junge Dame, Fräulein May Reed, die später die Frau von O. Eastman wurde, ein hübsches japanisches Körbchen auf den Tisch, worein die Anwesenden ihre Liebessteuer niederlegen konnten. Die Versammlungen nahmen einen schönen Fortgang. Man machte darin Mitteilungen aus der Mission und kurze Ansprachen wurden gehalten. Außerdem wurde dabei gesungen, gebetet, ein Bibelabschnitt gelesen und zum Besten der Mission geopfert.

Als man die erste Kollekte einsammelte, hob Herr Ropes

das kleine Körbchen in die Höhe, erklärte den Anwesenden, daß es aus Japan stamme, dessen Bewohner, obschon sie keine Christen seien, doch einen großen Kunstsinn besäßen. Er machte sodann darauf aufmerksam, wie auch dieses Körbchen davon Zeugnis ablege und schon gewissermaßen einen Schimmer jenes Tages ausstrahle, da das Evangelium seinen Weg in jenes heidnische Land finden werde. Die Kollekte sollte deshalb für eine in Japan zu beginnende Mission bestimmt sein, falls es Gott gefallen sollte, Gelegenheit hiezu zu geben und den Weg dafür zu bahnen. Alle Anwesenden stimmten dem zu und so wurde diese erste Kollekte und alle nachfolgenden für diesen Zweck bestimmt. Sorgfältig wurden die Beträge mit Zins und Zinseszins auf die Zeit hin gesammelt und angelegt, da sich Japan dem Evangelium öffnen würde.

Der monatlichen Missionsversammlung schloß sich mit der Zeit ein Nähverein von Damen an, der im Blick auf das verschlossene Japan viele Jahre hindurch seine Arbeit auf Hoffnung tat. Als dann wirklich der Zeitpunkt eintrat, da der amerikanische Board im Jahr 1869 seine Missionsarbeit im fernen Inselreich beginnen konnte, betrug die inzwischen aufgelaufene Summe über 16416 Mark, die der neuen Mission zur Verfügung gestellt werden konnte. Ein Sohn jenes Geistlichen Greene war es, der sie eröffnete, und als er und sein Kollege Loomis im Jahr 1872 in New-York ihre Hochzeit feierten, waren noch zwei Mitglieder jener ersten Missionsversammlung vom Jahre 1827 an derselben anwesend, die einzigen, die noch am Leben waren. Es waren dies der Geistliche Eastman und seine Frau, dieselbe, die damals 1827 als junges Mädchen das japanische Körbchen als Kollektenteller auf den Tisch stellte.

Ein deutscher Sprachgelehrter
im Dienste der Bibelgesellschaft.

In Christiania ist kürzlich der aus Hannover gebürtige Sprachgelehrte Dr. Georg Sauerwein im Alter von 73 Jahren an einer kurzen, heftigen Lungenentzündung gestorben. Er war gerade im Begriff, aus dem gastlichen Norwegen, wo er sich die letzten drei Jahre seines Lebens aufgehalten hatte, in die

deutsche Heimat zurückzukehren, um im Kreise seiner Verwandten Weihnachten zu feiern, als die tödliche Krankheit ihn ergriff und seinem schaffensfreudigen Leben ein Ziel setzte. Sein Leichnam wurde nach Gronau gebracht und dort an der Seite seiner Eltern beigesetzt. Ueber den Lebenslauf des gelehrten Mannes, der der Mission wichtige Dienste geleistet hat, entnehmen wir dem Hannoverschen Missionsblatt folgende Angaben:

Georg Sauerwein, ein Sohn des im Jahre 1860 gestorbenen Pastors Sauerwein in Gronau, wurde in dieser Stadt am 13. Januar 1831 geboren und verlebte dort seine Jugendzeit. Schon früh entwickelten sich bei ihm die Anlagen für fremde Sprachen. Bereits in seinem zwölften Lebensjahre hatte er durch den Unterricht bei seinem Vater die lateinischen und griechischen Schriftsteller fließend übersetzen gelernt. Nachdem er Theologie und Philologie studiert hatte, erhielt er nach kurzem Aufenthalt in England einen Ruf als Hauslehrer der begabten Prinzessin Elisabeth von Wied, der jetzigen Königin von Rumänien, die unter dem Namen Carmen Sylva als Dichterin bekannt ist. Die Prinzessin, die leidenschaftlich fremde Sprachen trieb, freute sich, in Sauerwein den richtigen Lehrer gefunden zu haben. Sie lernte bei ihm Lateinisch und Griechisch, Englisch und Italienisch, auch Arithmetik und Geometrie. Für seinen gründlichen Unterricht war sie ihm aufrichtig dankbar und lud ihren alten Lehrer noch als Königin von Rumänien für mehrere Wochen nach ihrem Schlosse Pelsch ein, schenkte ihm auch ihre Photographie mit eigenhändiger Widmung.

Eine bedeutende Stellung nahm Dr. Sauerwein viele Jahre hindurch als Vertrauensmann des englischen Ministeriums in kolonialen Dingen und als Dolmetscher ein, wie auch deutsche Regierungen seine Autorität auf dem Sprachgebiete sich nutzbar machten. Denn seine Sprachkenntnisse grenzten ans Unglaubliche. Er gebrauchte nur kurze Zeit, um sich eine fremde Sprache anzueignen, und verstand und schrieb schließlich nicht weniger als vierzig verschiedene Sprachen und Dialekte. In 26 Sprachen hat er Gedichte verfaßt.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft, die auf die eminenten Sprachkenntnisse Dr. Sauerweins aufmerksam geworden war, forderte ihn auf, in ihre Dienste zu treten. Lange Jahre hat er für sie Reisen in die fernsten Länder unternommen. Er hat nicht nur die neuen Ausgaben der Bibelübersetzung in

viele fremde Sprachen revidiert, sondern auch selber Uebersetzungen angefertigt. Jeder Druckbogen, der in irgend einer Sprache Asiens oder Afrikas der Oeffentlichkeit übergeben wurde, ging erst durch seine Hände. So hat er in selbstverleugnender, rastloser Tätigkeit der Bibelgesellschaft und durch sie der Mission bedeutende Dienste geleistet.

Ein japanischer Korporal.

Es war beim Beginn des japanisch-russischen Krieges. In der Predigthalle der englischen Kirchenmission in Hiroschima herrschte reges Leben. Soldaten kamen und gingen und nahmen Neue Testamente mit. Ein junger japanischer Offizier kam öfters mit seinem Neuen Testament und ließ sich besondere Trost- und Kraftsprüche darin anstreichen, sang auch gern ein christliches Lied. Der entschiedenste Bekenner aber war ein christlicher Korporal, ein furchtloser und offenherziger Mann. Er bat den Katechisten, in sein Quartier zu kommen und dort seinen heidnischen Kameraden zu predigen. Als er Abschied nahm, ließ er einige wundervolle Blumensträuße, die er selbst gebunden hatte, zum Andenken zurück. Auf dem Marsche zum Kriegsschauplatz ward ein heidnischer Soldat, der beim Abschiede noch ziemlich gleichgültig schien, ein eifriger Bibelleser und sprach mit dem Korporal viel über das Gelesene. In dem schrecklichen Gefecht bei Nanschan wurde dieser Heide tödlich verwundet. Der Korporal wollte seine Wunden verbinden, aber der Verwundete sagte zu ihm: „Machen Sie sich keine Mühe mit mir. Ich glaube an den HErrn Jesus Christus." Nun sprach der Korporal ihm die Worte des 23. Psalms vor: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück. Denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich." Da traf den schon Sterbenden eine zweite Kugel. Er sagte noch: „Ich bin von Christus Jesus ergriffen worden." Dann gab er seinen Geist auf. Durch diese Erfahrung ward der liebe Korporal sehr im Glauben gestärkt und zu neuem Eifer ermutigt. Bald darauf kehrte er mit einer Kugel im Arm nach Hiroschima zurück. Auch im Spital legte er mit

lauter Stimme Zeugnis von seinem Glauben ab. Als eine Missionslehrerin ihn einmal besuchte, lag das Neue Testament aufgeschlagen neben ihm. Er nahm es in die Hand und sagte: „Ich will Ihnen die Stelle zeigen, die mich im Kriege gestärkt hat." Es war 2. Kor. 4, 16.

Bücheranzeigen.

Rinck, J. P. Simon Petrus, der Fischer aus Galiläa und Apostel Jesu Christi. Ein Lebensbild fürs Leben. Mit mehr als 100 Textbildern und Illustrationen. Zweite Auflage. Leipzig. Expedition des deutschen Kinderfreundes. Geb. Mk. 4.50.

Ein sehr fein gezeichnetes Lebensbild, wobei der Verfasser sich an die verschiedenen Berichte und Züge gehalten hat, die ihm die Evangelien und die Briefe Petri als Stoff darboten und die er so zu einem anschaulichen Gesamtbilde verwoben hat. Zugleich sind die einzelnen Charakterzüge auf das Leben des Christen kurz angewendet. Die vornehme Ausstattung mit Illustrationen nach Gemälden und Originalzeichnungen berühmter Meister verleihen dem Buch künstlerischen Wert und gestalten es zu einem Prachtwerk, das sich sowohl nach Inhalt als nach seiner Ausstattung besonders als Konfirmationsgeschenk eignet. Der Preis ist verhältnismäßig niedrig.

Gruner, Dr. Prof. Wie ist es möglich, daß ein Naturforscher ein Christ sei? 23 S. Bern. A. Francke. 60 Cts.

Ein lichtvolles Referat über eine Frage, die heutzutage immer mehr an Bedeutung gewinnt, je mehr Häckels „Welträtsel" die Kluft zwischen Naturforschung und Bibelglauben zu erweitern suchen. Der Referent weist überzeugend nach, daß die Naturforschung nicht durchaus zu einer materialistischen Weltanschauung führen muß, sondern recht wohl auf dem Boden der Realität des christlichen Glaubens stehen kann.

Benz, G. In der Gewalt Jesu. Ein Jahrgang Predigten. Basel. Verlag von Fr. Reinhardt. Brosch. Mk. 4 (Fr. 5). | eleg. geb. Mk 5 (Fr. 6.25). Auch in 5 Lieferungen à 80 Pf. (Fr. 1).

Die Predigtsammlung, von der die erste Lieferung vorliegt und die bis Ostern d. J. vollständig in 5 Lieferungen erscheinen soll, enthält keine Predigten nach dem alten Stil. Es sind vielmehr solche, die aus den Fragen und Nöten unserer Zeit herausgeboren sind und darum auch auf die besonderen Verhältnisse unserer Tage Bezug nehmen, doch so, daß die Verkündigung des Lebenswortes und seine Bedeutung für das Heil des Menschen nicht zu kurz kommt. Wie alle Bücher des Verlags ist auch das vorliegende Werk sehr gut ausgestattet.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1905. Nr. 2.

Inhalt.

Am Versöhnungstag.

Eine Erzählung aus dem jüdischen Volksleben.

Es war am Tage vor dem Versöhnungsfeste in einem jüdischen Städtchen Littauens. Schon am Morgen stand eine Schar jüdischer Knaben vor der Synagoge, die mit Ungeduld auf die Landstraße hinausspähten. Ein Strahl der Freude fuhr über alle Gesichter, als das Erwartete — ein Heuwagen — hinter dem nahen Hügel hervorkam. Derselbe, von einem Bauernjungen geleitet, blieb vor der offenen Synagoge stehen. Während das Heu noch abgeladen wurde, warfen sich schon die Knaben mit brennendem Eifer darauf, faßten es mit ihren Armen und schleppten es in die Vorhalle, um den Boden des ganzen Bethauses damit zu bestreuen.

Nach dieser anstrengenden Arbeit eilten sie alsbald nach Hause, um die „Kapparah" (das Sühnopfer) zu verrichten. Dort fanden sie schon alles dafür bereit: einen weißen Hahn für jedes männliche und eine weiße Henne für jedes weibliche Glied der Familie. Mit tiefer Andacht ergriff jeder einen Vogel mit seiner Rechten

und schwang ihn über sein Haupt, während er die Worte las: „Dieses ist mein Stellvertreter, dieses ist für mich, dieses ist mein Sühnopfer; dieses soll in den Tod gehen, ich aber zu einem guten, langen Leben und Frieden.“

Zu langsam schlich für den siebenjährigen Isaak dieser Tag dahin, obwohl er doch so kurz ist und schon um 5 Uhr endet. Man nimmt dann die letzte Mahlzeit ein, und nun beginnt das Fasten, das bis zum Abend des nächsten Tages währt.

Die Stimmung in Isaaks Elternhaus war heute so ganz anders als sonst; nie waren die Eltern und Geschwister unter einander so freundlich und zuvorkommend. Nach der Mahlzeit vergossen die Eltern viele Tränen beim Sprechen des Tischgebetes, das sie sonst oft ohne vieles Nachdenken hersagten.

Alle, nur die Mädchen nicht, zogen nach dem Essen zur Synagoge: die Frauen gehüllt in die fransenbesetzten weißen Laken, die Männer, besonders die älteren, gekleidet in ihre weitärmeligen, bis an die Fußknöchel reichenden schneeweißen Kittel, die von Gürteln zusammengehalten werden; alle aber ohne Schuhe. Vor dem Richterstuhle des Heiligen und Gerechten wollten alle im Gewand der Unschuld erscheinen.

Die Gassen, die zur Synagoge führten, waren von Haufen armer Männer, Weiber und Kinder belagert, die ihre Hände ausstreckten, während ihre Lippen murmelten: „Werde mit einem guten Jahr besiegelt!“

Stillschweigend schritt Isaak an seines Vaters Simon Seite der Synagoge zu. Die natürliche Lebhaftigkeit der Juden, die sonst nicht einmal im Gotteshause sich bändigen läßt, war jetzt niedergehalten durch den Ernst des Sündenbewußtseins. Endlich brach der Knabe das Schweigen, indem er aufschauend zu seinem Vater sagte: „Vater, ich war heute morgen mit im Bethause, um das Heu auszustreuen, und habe an deinem Platz besonders viel hingelegt, damit du recht lange stehen und beten könntest. Ach, wie schön, Gott wird dir alle deine Sünden vergeben! Aber wie wird es mir mit meinen Sünden gehen? Ich kann ja keine Almosen geben, nicht so viel lesen, fasten und weinen — — —?“

„Darüber sollst du dir keine Sorgen machen, mein Junge“, antwortete der Vater. „Du bist noch nicht 13 Jahre alt, noch bin ich vor Gott für dich verantwortlich, und vergibt er mir meine Sünden, so sind auch deine vergeben.“

Sie standen schon vor der Türe der Synagoge. Der blendende Lichtglanz von unzähligen Wachskerzen traf ihre Augen, der betäubende Lärm derer, die Gebete lasen, drang an ihre Ohren, als Simon, von Isaak gefolgt, durch das Gedränge an sein Pult herantrat, das schon ein Geschlecht nach dem andern mit seinen Tränen benetzt hatte. Noch einige Augenblicke, und auch Simon stand, mit Lesen beschäftigt, in der Reihe der Beter.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte der Knabe die Bewegungen des Vaters, wie dieser sein Gebettuch hervorholte und damit Haupt und Schultern bedeckte. Während sein Vater über sein Buch tiefgebeugt lesend und weinend dastand, kroch Isaak unter das Gebettuch, um zu sehen, wie der Vater mit Gott im Gebete rang. Seine Augen schwammen in Tränen, die in seinen dichten Bart herabrannen, und seine Rechte schlug an seine Brust, während er immer wieder die Worte sprach: „Was hilft es, wenn wir sagen: wir sind gerecht und haben nicht gesündigt, da doch wir und unsere Väter gesündigt haben.“ Abwechselnd folgte nun Gebet und Gesang bis 10 Uhr abends.

Ebenso still, wie sie gekommen waren, gingen alle wieder nach Hause. „Vater“, sagte Isaak ungeduldig, „du hast viel gebetet und geweint, das habe ich gesehen, und nun bin ich so froh, daß Gott dir unsere Sünden vergeben hat! Bist du nicht auch froh, Vater?“

„Mein liebes Kind“, antwortete der Vater verlegen, „es ist heute noch nicht der Versöhnungstag, sondern nur die Vorbereitung und der Anfang desselben. Der Jom Kippur (Versöhnungstag) ist morgen.“

Isaaks Freude war mit einem Schlage vorbei. Aber an ihrer Stelle erfüllte alsbald Hoffen und Sehnen nach dem morgigen Tag sein Herz. Zu Hause angelangt, las er wie gewöhnlich sein Abendgebet. Als er aber zu den Worten kam: „Im Namen des Gottes Israels stehe zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael, und zu meinen Häupten die Schechina (Gegenwart) Gottes“ — da fuhr er zurück bei dem Gedanken an seine Schuld. Das Bewußtsein, daß seine Sünde ihn von Gott und Seinen heiligen Engeln trenne, ließ ihn nicht einschlafen. Als er endlich in einen unruhigen Schlummer fiel, träumte ihm, er sei in einem unendlich weiten Saale des Himmels.

Auf einem hohen und erhabenen Throne saß Gott in Seiner Majestät, vor Ihm standen Engel mit großen offenen Büchern vor sich. Darin waren alle von seiten der Juden befolgten und übertretenen Gebote aufgezeichnet. Es kam nun darauf an, welche von beiden überwogen; Tod und Leben hingen davon ab. Isaak konnte sich nicht beherrschen und schlich sich an eines der Bücher heran, um zu sehen, wie es mit seinen Sünden stände. Da erwachte er.

Es war der Morgen des Versöhnungstages. Mit Hoffnung und Angst ging Isaak dem entscheidungsvollen Tag entgegen. Er dachte daran, was er kürzlich gelesen hatte: „An diesem Tage geschieht eure Versöhnung, daß ihr gereinigt werdet; von allen eueren Sünden werdet ihr gereinigt vor dem Herrn." (3. Mos. 16, 30); aber auch daran dachte er, daß sein Volk den Tempel und Hohenpriester und das vorgeschriebene Sühnopfer nicht mehr hat. Er hatte aber auch davon gehört, daß Gott, weil der Tempel zerstört lag, sich mit dem Blute der „Kapparah" und mit dem Verluste an Fleisch und Blut begnügen solle, das man ihm durch Fasten opfere, bis der Messias komme und alles wiederherstellen werde.

Nachdem er alle Satzungen betreffs des Händewaschens und des Lesens der Gebete erfüllt hatte, ging er mit dem Vater zur Synagoge.

Ein langer Tag ist es, der jetzt für die Faster, Beter und Rufer anbricht. Isaak saß und stand, wie sein Vater tat. Lesen konnte er erst die gewöhnlichsten Gebete und nur langsam. Weinen konnte er garnicht, soviel er sich auch mühte. „Aber", dachte er sich, „kann ich nicht alles, was verlangt wird, — beten, fasten, Almosen geben, — so kann ich doch das eine: fasten." Das aber verbot ihm der Vater.

Der Tag ging schon zur Neige, schon viele Lichter waren abgebrannt, und die Dämmerung legte sich auf die weiß gekleidete Festversammlung. Nun trat eine kleine Ruhepause ein. Isaak glaubte zu merken, daß des Vaters Züge milder geworden seien. „Vater", rief er, „du hast Vergebung der Sünden empfangen, du siehst so fröhlich aus!"

„Noch nicht, mein Kind", antwortete der Vater müde. „Jetzt fängt ja erst das Wichtigste an. Bald wird man im Himmel die Tore für die Gebete schließen und die Urteile Gottes unabänderlich versiegeln, während das Nëila-(Torschluß)-Gebet gelesen wird."

Als man die Kräfte wieder gesammelt hatte, widerhallte das Klagegeschrei von neuem in den Räumen der Synagoge. Die versiegten Tränenquellen begannen wieder zu fließen, die heisern Stimmen wurden wieder helle, die eben noch Schwachen und Matten standen wieder gebückt gehüllt in ihre Gebettücher an den Pulten. Mit der Macht des Gebets suchten sie Gottes Hand zurückzuhalten, daß Er nicht Sein Siegel unter unzählige Todesurteile drücke, sie trachteten die Schließung des Himmelstores zu verhindern oder doch zu verzögern. Aber wie das mächtige Tosen der Windsbraut endlich verstummt, so verhallte der Lärm der Betenden und das Schluchzen der Weinenden. Mit dem tausendstimmigen Ruf: „Das nächste Jahr in Jerusalem!" endigte die Feier des Versöhnungstages.

Vom Fasten müde zerstreute sich die Gemeinde in die Häuser der Stadt. Isaak schritt an seines Vaters Seite dahin in der Erwartung, von ihm die Worte zu hören: „Mein Sohn, unsere Sünden sind uns vergeben!" Aber plötzlich überkam ihn der Gedanke: „Woher sollte denn mein Vater das wissen?! Er konnte doch ins Buch Gottes nicht hineinschauen, um zu erkennen, wie es damit steht!" Aber sein Vertrauen zur Weisheit seines Vaters ermutigte ihn wieder. Er blickte seinem Vater ins Gesicht und sprach: „Vater, Gott hat dir ja alle unsere Sünden vergeben?" —

Diese eifrige Frage des Kindes ergriff mächtig des Vaters Herz. Heldenmütig hatte er den ganzen langen Tag mit seinem Gott im Gebete gerungen, hatte unzählige Male vor Ihm seine Sünden bekannt, und doch blieb sein Herz friedlos und leer. Sollte er das seinem Kinde verraten und auch sein Herz brechen? Ach, daß Gott es dann wieder heilen möchte! Aber der Vater mochte sobald nach der Versöhnungsfeier keine Lüge sagen, zumal seinem Kinde. Mit bebenden Lippen antwortete er: „Mein Kind, ob ich Vergebung der Sünden empfangen habe, das weiß ich selber nicht."

Simon und Isaak traten nun in ihr hellbeleuchtetes Haus ein. Während sich der Vater auf einen Stuhl niederließ, gab er Isaak das Gebetbuch, damit er es auf das Bücherbrett hinstelle. Das Buch war besonders auf einer Stelle mit Tränen durchtränkt. Was war das für eine Stelle? Isaak öffnete das Buch und las:

„Der Messias, unsere Gerechtigkeit, hat Sich von uns abgewendet; Schrecken hat uns ergriffen, und niemand ist, der uns rechtfertigt; unsere Vergehungen und das Joch unserer Sünden

trägt Er; Er ist durchbohrt von wegen unserer Sünden; auf Seiner Schulter trägt Er unsere Schuld, damit Er Vergebung unserer Sündenschulden finde. Durch Seine Wunden wird uns Heilung."

„Der Messias, unsere Gerechtigkeit, hat Sich von uns abgewendet", — das waren merkwürdige Worte für Isaak. „Damit, daß der Messias uns gerecht mache vor Gott, darum beten wir so viel, daß Er doch kommen möchte", dachte Isaak. „Aber ist Er zu uns gekommen, dann hat Er sich doch nicht von uns abgewendet! Und doch steht dort, daß Er sich von uns abgewendet habe, und daß all unser Bitten und Sehnen nach ihm vergebens sei."

Es kam der Winter, und Isaak setzte seinen Unterricht bei einem **Melammed** (Religionslehrer) fort. Dieser, ein kleiner älterer Mann, bewohnte mit seiner Familie ein einziges größeres Zimmer, und darin unterrichtete er auch an dem Tische seine 12—14 Schüler. Die waren in drei Gruppen geteilt: Aleph-Beth-Schüler, Bibelschüler und Talmudschüler. Isaak gehörte noch der zweiten Abteilung an, in der die fünf Bücher Mosis und die historischen Bücher gelesen wurden. Im Sommer, während die eine Gruppe unterrichtet wurde, waren die andern auf der Straße vor dem Hause. Im Winter saßen sie drinnen am Boden in einem Winkel und unterhielten sich leise. Den Gegenstand ihrer Gespräche bildeten Erzählungen aus der mit talmudischen Erklärungen versehenen Bibel, die sie eben gelernt hatten.

Die lebhaft geführte Unterhaltung über Joseph und seine Brüder wurde für Isaak plötzlich unterbrochen, der auf einmal seine ganze Aufmerksamkeit seinem älteren Bibel-Mitschüler zuwandte, welcher dem Lehrer folgende Stelle aus Jeremias Kap. 23 vorlas:

„Siehe, es kommen Tage, spricht der Herr, da ich von David einen großen Sprößling werde aufwachsen lassen; er wird als König herrschen und weise handeln und Recht und Gerechtigkeit im Lande tun. In seinen Tagen wird Juda errettet werden und Israel in Ruhe wohnen, und Sein Name, womit man Ihn nennen wird, wird sein: Der Herr unsere Gerechtigkeit."

„Und er ist gekommen und hat sich von uns abgewendet", dachte seufzend Isaak bei sich selbst. „Der Sprößling Davids **Jehova Zidkenu** (der Herr unsere Gerechtigkeit) hier genannt, will von uns nichts wissen; deshalb ist Juda nicht gerettet, und

Israel wohnt nicht in Ruhe, sondern ist unruhig und unstät im Goles (Zerstreuung)."

„Im Gebetbuche heißt es auch: „Er nahm auf sich unsere Schuld"; wir aber werden von unserer Schuldenlast erdrückt."

In diesem Städtchen war auch eine kleine evangelische Kirche. Während die Juden der daselbst auch befindlichen katholischen Kirche ängstlich als einem „Götzentempel" aus dem Wege gingen, gestatteten manche ihren Kindern den Besuch der evangelischen Kirche am Christabend, um den hellstrahlenden Christbaum anzuschauen. Auch Isaak drängte sich mit einigen ältern Mitschülern hinein. Wie geblendet von dem Lichte blieb er an der Schwelle stehen, aber noch mehr ergriffen war er von dem süßen Chorgesang zarter Kinderstimmen: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und es ruht die Herrschaft auf Seiner Schulter, und man nennt Seinen Namen: Wunder, Ratgeber, Starker-Gott, Ewig-Vater, Friede-Fürst." (Jesaja 9, 5).

„Merkwürdig!" dachte Isaak bei sich, als er gleich darauf mit seinen Freunden hinweglief: „diese Worte habe ich ja auch in unserer Schule gehört." Deshalb wandte er sich an den ältesten seiner Kameraden und fragte ihn, warum die Christen dieselben Sprüche sängen, die doch in der Bibel der Juden ständen!

„Die Christen", antwortete dieser, „glauben eben, daß der Messias schon gekommen sei, auf den dieselben Sprüche sich beziehen." Unter diesen Gesprächen trennten sich die Knaben.

Es waren etwa sechs Jahre seit diesem Tage verflossen. Isaak hatte während dieser Zeit nicht nur den größten Teil des Alten Testaments gelesen, sondern auch dasselbe schon wieder auf die Seite gelegt, da die talmudischen Studien seine Zeit in Anspruch nahmen. Seine Gedanken kehrten wohl hin und wieder zu der ihm wichtigen ungelösten Frage zurück, aber der Talmud mit seinen Haarspaltereien wirkte derart auf sein Denken und Fühlen ein, daß sein Herz immer leerer und selbstgerechter wurde. Wohl weist auch der Talmud Stellen über den Messias auf, aber sie sind meistens oberflächlich und voller Widersprüche.

Für Isaak nahte jetzt der Tag, da er ein „Bar Mizvàh" (gebotespflichtiger Mensch) werden sollte. Darauf bereitete er sich vor, da er seinen Eltern die von ihnen heißersehnte Freude machen sollte, beim Festmahle einen Vortrag über eine schwierige Stelle

aus dem Talmud zu halten. Er sollte zeigen, daß er jetzt reif sei, das Joch des Gesetzes von des Vaters Schultern auf die eigenen zu laden und mutig in der Synagoge zu stehen, wenn der Vater vor der Thora die ernsten Worte spricht: „Gelobt sei Er, der mich von der Strafe dieses meines Sohnes befreit!“

Die letzten Tage vor diesem erwünschten Feste ging es sehr lebhaft im Hause Simons zu, und auch in Isaaks Herzen entstand eine innige Bewegung. Immer stärker fühlte er die Wichtigkeit des Tages, da er die Verantwortung für seine Sünden vor dem heiligen und gerechten Gotte selbst auf sich nehmen sollte. Als er nun in seinem Zimmer vor dem aufgeschlagenen Talmud auf und ab schritt, fühlte er sich so einsam und verlassen! — Ach! bald auch von seinem Vater verlassen — und seine Blicke fuhren suchend im Zimmer hin und her. Da fiel sein Blick auf das auf dem Bücherbrette stehende Gebetbuch. Rasch griff er darnach und suchte eifrig die Stelle auf, die ihm schon seit Jahren so viel Gedanken gemacht. Immer wieder las er nun die merkwürdigen Worte:

„Der Messias, unsere Gerechtigkeit, hat Sich von uns abgewendet; Schrecken hat uns ergriffen, und niemand ist, der uns rechtfertigt; unsere Vergehungen und das Joch unserer Sünden trägt Er; Er ist durchbohrt von wegen unserer Sünden; auf Seiner Schulter trägt Er unsere Schulden; damit Er Vergebung unserer Sündenschulden finde. Durch Seine Wunden wird uns Heilung.“

„Der Messias unsere Gerechtigkeit“, „Jehovah unsere Gerechtigkeit!“ — das sind ja die Worte des Propheten Jeremia, dachte er sich. Er öffnete nun seine Bibel und las diese Worte nach, fand aber nicht dabei die Fortsetzung: „Er hat sich von uns abgewendet.“

Unermüdlich forschte er weiter, und dabei blieb sein Blick hängen an den Worten, die ihm so bekannt vorkamen:

„Verachtet war er, und verlassen von Männern, ein Schmerzensmann und vertraut mit Krankheit, und verachtet wie einer, vor dem man das Antlitz verhüllt, und wir haben Ihn nicht geachtet. Fürwahr, unsere Krankheiten hat Er getragen und unsere Schmerzen hat Er auf Sich genommen; wir aber hielten Ihn für von Gott gestraft, geschlagen und gepeiniget. Er ist aber durchbohrt um unserer Sünden willen, geschlagen wegen unserer Missetat, die Züchtigung zu unserem Frieden liegt auf Ihm, und durch Seine

Wunden wird uns Heilung. Wir alle verirrten uns wie Schafe, jeder ging seinen eigenen Weg, der Herr aber ließ Ihn alle unsere Sünden treffen . . . Der Herr wollte Ihn schlagen und ließ Ihn leiden. Nachdem Er aber Sein Leben zum Sühnopfer hingegeben, so wird Er Kinder sehen und lange leben, und des Herrn Absicht wird durch Ihn glücklich ausgeführt. Nach Seinem Mühsale wird Er sich ergötzen und sich sättigen; durch Seine Erkenntnis wird Er, mein gerechter Knecht, viele gerecht machen: Er wird ihre Sünden tragen. Darum will ich viele Ihm zum Erbteil geben, und Mächtige soll Er als Beute haben, dafür, daß Er Sein Leben hingab in den Tod und Verbrechern zugezählt ward, die Sünden vieler trug und für die Sünder flehete." (Jesaja 53.)

Da fand er nun auch die Fortsetzung zu den Stellen in dem Gebetbuche! Ja, der Messias sollte leiden, die Schuld vieler ertragen, sie gerecht machen, für sie beten. Nirgends fand er, daß der Messias sich von Seinem Volke abgewendet habe, aber daß Er von demselben verachtet und verlassen wurde. — Da rief eine Stimme in seinem Herzen: Dieser Messias hat auch dich nicht verlassen!

Während er immer weiter forschte, fand er auch die Stelle im Propheten Sacharja 12: „Über Davids Haus und über die Bewohner Jerusalems werde Ich ausgießen den Geist der Gnade und des Flehens, und sie werden aufblicken zu Mir, den sie durchbohrt haben, und über Ihn trauern, wie man über den einzigen Sohn trauert, und über Ihn bitterlich weinen, wie man über den Erstgeborenen weint. An demselben Tage wird sich eine Quelle öffnen für Davids Haus und Jerusalems Bewohner gegen Sünde und gegen Uneinigkeit."

Wer dieser „Verachtete" und „Durchbohrte" ist, wußte Isaak als Jude sehr wohl, aber den Namen desselben wagte er nicht auszusprechen aus Furcht, seine Lippen dadurch zu verunreinigen. Aber die Möglichkeit Ihn näher kennen zu lernen, war ihm gegeben. Er hatte nämlich vor längerer Zeit von einem ihm unbekannten Durchreisenden ein Neues Testament in hebräischer Sprache erhalten, das er unter seinen Büchern bisher ungelesen verborgen hielt. Nun aber mußte er daran denken. Auch war es ihm aufgefallen, daß der Mann, der ihm das Büchlein gegeben und selbst ein Jude gewesen, so ernst und aufrichtig aussah und freundlich

ihn ermahnte, dieses Neue Testament doch nicht, wie so viele andere Juden, unbeachtet auf die Seite zu legen. Unter diesen Gedanken griff er nach dem Buche. Mit zitternder Hand schlug er es auf, und sein Blick fiel auf das Wort:

„Er kam zu Seinem Eigenen, allein die Seinen nahmen Ihn nicht auf; wie viele Ihn aber aufnahmen, denen gab er das Vorrecht, Kinder Gottes zu werden, denen nämlich, welche an Seinen Namen glauben.“ (Ev. Joh. 1, 11—12.)

Als er immer weiter und weiter las, stieß er auf die Worte, die der Apostel Petrus auf dem Pfingstfeste zu Jerusalem vor vielen Tausenden von versammelten Juden gesprochen hatte:

„So wisse nun das ganze Haus Israel gewiß, daß Gott diesen Jesum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Messias gemacht hat“ (Apostelg. 2, 36), und weiter an anderer Stelle (10, 43): „Von diesem zeugen alle Propheten, daß durch Seinen Namen alle, die an Ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen.“

Immer mehr erstaunte er, als er das las. Wunderbar! dachte er sich, daß dieser Jesus, den wir so verachten und als Gotteslästerer hassen, der uns von Gott geschenkte und von den Propheten verheißene Messias ist! So vielen, die sich fälschlich für den Messias ausgaben, haben wir Glauben geschenkt, aber diesen haben wir nicht angenommen, wie Er es selbst und die Propheten vorausgesagt. Es heißt aber auch, daß Er allen, die an Ihn glauben, das Vorrecht gibt, Gottes Kinder zu werden, und das ist ja mein Sehnen und mein Gebet!

Da fiel er auf sein Angesicht und weinte und rief zum ersten Male in seinem Leben den Namen Jesu an. Nun strömte Erquickung in sein seufzendes Herz, wie erfrischender Regen auf dürres Land. Jetzt glaubte er ja, daß das Blut Jesu Christi auch ihn reingewaschen von allen seinen Sünden; darin fand er Ruhe und Friede. Und obwohl ihm davor bange war, was ihm von seinem Vater und seinem Volke bevorstehen würde, konnte er doch jauchzen: Jesus, die Sonne der Gerechtigkeit, ist in meinem Herzen aufgegangen und hat mir Licht und Leben gebracht! Darum seufzte er nun noch zu seinem Gotte, Er möge ihm doch Kraft geben, daß er standhaft und treu vor seinem Vater bezeugen könne, was er in diesen Tagen erlebt hatte.

Über das Neue Testament gebeugt saß er da, als sein Vater ins Zimmer trat. Mit offenen Armen schritt ihm dieser entgegen, um seinen geliebten Isaak in seiner Freude an sein Herz zu schließen.

Aber rasch sanken ihm die Arme, als er das Buch in den Händen seines Kindes erblickte, und entsetzt schrie er auf: „Woher hast du das Buch?!"

„Vater", rief Isaak, „ich habe den Messias gefunden!" — — Und nun erzählte er ihm alles, was er in diesen Tagen erfahren hatte.

Stumm stand der Vater da, die Augen starr auf Isaak gerichtet.

„Ach lieber Vater", fuhr Isaak fort, schmerzlich durch das Schweigen des Vaters berührt, „ich bin dir viel Dank und Liebe schuldig; du hast ja 13 Jahre lang die Last meiner Sünden getragen, wie oft habe ich deine Tränen fließen gesehen auch um meine Schuld! Aber wie viel Dank und Liebe bin ich jetzt Jesu, dem Messias, schuldig, von dem ich nun weiß, daß Er nicht nur meine, sondern auch deine Schuld, ja, die Schuld unseres ganzen Volkes auf Seinen Schultern getragen hat und am Kreuze gesühnt hat."

Noch stand der Vater still da; aber Isaak merkte, wie er heimlich eine Träne abwischte, die über seine Wange geronnen war. Ohne ein Wort zu sagen, eilte Simon hinaus, kam aber alsbald wieder mit einem Neuen Testamente in der Hand.

Seit jenem Versöhnungstage, da er von Isaak so sehr mit Fragen über seine Sünden bestürmt wurde, fand er nicht eher Ruhe, bis er ein Neues Testament, wovon er schon viel gehört, gekauft und das er nun in diesen Jahren heimlich gelesen hatte. Darum erschrak er so sehr, als er dieses Buch, das er für sein eigenes gehalten hatte, in den Händen seines Sohnes fand.

Simon schloß sein Kind mit Freudentränen in seine Arme. Die Verheißung war in Erfüllung gegangen: „Er wird die Herzen der Väter zu den Kindern wenden, und die Herzen der Kinder zu den Vätern." (Mal. 4, 6.) Tief bewegt schlug der Vater das Neue Testament auf und las seinem Sohne das Wort vor, das im Briefe des Apostels an die Juden steht:

„Weil wir denn, liebe Brüder, die Freudigkeit zum Eingange in das Allerheiligste durch das Blut Jesu haben, welchen er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Wege, durch den Vorhang, das ist: durch Sein Fleisch, und haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes, so lasset uns hinzugehen mit wahrhaftigem

Herzen, in völligem Glauben, besprengt in unserm Herzen und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser. Und lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken: denn Er ist treu, der sie verheißen hat." (Ebr. 10, 19–23.) (Zionsfreund.)

Christentum im japanischen Heere.

Als der Krieg gegen Rußland im Februar des Jahres 1904 ausbrach, schreibt Missionar M. Ostwald im Missionsblatt des Allg. ev.-prot. Missionsvereins, wurden den Truppen, die auf den Kriegsschauplatz gesandt wurden, ohne weiteres Shintopriester als Vertreter der sogenannten offiziellen Staatsreligion Japans beigegeben. Es werden gewiß in der Heimat hie und da Bilder vom Kriegsschauplatze veröffentlicht sein, auf denen Begräbnisfeiern für japanische Gefallene zu sehen sind. Die Begräbnisvorschriften für die japanische Armee lauten dahin, daß die Leichen verbrannt werden. Ein wenig Asche oder ein Büschel Haare werden den Hinterbliebenen in Japan übersandt und von diesen dann auf dem Hausaltar neben den Ahnenurnen aufgestellt. Die religiöse Seite bei dem feierlichen Verbrennungsakte ist aber den Shintopriestern überlassen und wird nach Shinto-Religion vollzogen.

Nur wenige Wochen nach Beginn des Krieges trat aber auch die zweite und bei weitem verbreitetere Religion Japans, der Buddhismus, auf den Plan. Die besten Priester verschiedener Sekten wurden ausgesucht, um sie dem Heere als Seelsorger beizugeben. Zu jener Zeit nahm ein Priester der Jó-dó-Sekte am Unterricht in unserer Theologischen Schule teil. Auch er wurde plötzlich abberufen und weilt nun schon seit der Schlacht am Yalu bei Kurokis Armee. Aus seinen Briefen geht hervor, daß er es mit seiner Aufgabe sehr ernst nimmt, daß aber die Schrecken des Krieges einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, daß er nicht nur das Ende des Krieges, sondern das aller Kriege herbeisehnt.

Bei der Rührigkeit dieser beiden Religionen, ganz besonders des Buddhismus, konnte auch das Christentum an Eifer nicht zurückbleiben. Schon Jahre lang ist es ein besonderer Zweig der christlichen Mission in Japan, an den Soldaten durch Bibelverteilung

und mündliche Verkündigung des Evangeliums für das Christentum zu arbeiten. Auch die deutsche Mission hat einen kleinen Teil dieser Arbeit von jeher im stillen getan. Sonntäglich haben wir einen Kreis junger Offiziere und Kadetten um uns versammelt, um ihnen die Bibel zu erklären. — Es sind im japanischen Heere unter Offizieren und Soldaten eine ganze Anzahl Christen, denen die Kriegsarbeit der christlichen Mission natürlich zu allererst gilt. So wurden in den Lagern der Armeen, besonders in den Einschiffungshäfen, große Versammlungen abgehalten, zumeist von Missionaren oder Pastoren japanischer Nationalität. Außerdem wurden Tausende von Neuen Testamenten oder einzelnen Evangelien unter die Truppen verteilt und von den Soldaten gern genommen. Als es sich aber darum handelte, den einzelnen Divisionen auch christliche Seelsorger und Missionare beizugeben, stieß man zunächst auf einen geheimen Widerstand. Aktiv durfte sich derselbe bei der in Japan herrschenden Religionsfreiheit nicht äußern, — er war aber da, und je geheimer er war, um so schwerer war er zu überwinden. Das leitende Komitee der Evangelischen Mission wandte sich zunächst an das Kriegsministerium und erhielt den Bescheid, daß einer Absendung christlicher Pastoren zur Front prinzipiell nichts im Wege stände, daß es aber den einzelnen Divisionskommandeuren überlassen worden sei, für die geistliche Versorgung ihrer Truppen die nötigen Schritte zu tun. Diese waren es nun, die sich gegen eine Aussendung christlicher Missionare und Pastoren ablehnend verhielten. Die Gründe, die sie dafür anführten, waren leider für die christliche Mission keineswegs erfreulich. Man berief sich nämlich darauf, daß man mit den christlichen Seelsorgern, allerdings japanischer Nationalität, im chinesischen Kriege sehr schlechte Erfahrungen gemacht habe. Sie hätten während des Krieges ihren eigenen Vorteil zu sehr im Auge gehabt und sich selbst bereichert. Natürlich wurde darauf vom Komitee in Tokio sofort die beruhigende Antwort gegeben, daß man mit der Auswahl der Sendboden auf das gewissenhafteste verfahren werde. Dennoch bedurfte es noch vieler weiterer Unterhandlungen, ja sogar einer Audienz bei dem Ministerpräsidenten Grafen Katsura, dessen Frau übrigens Christin ist, ehe es gelang, die Aussendung christlicher Sendboten zu der Armee an der Front zu erwirken. Schließlich wurde aber auch nicht nur die Zulassung japanischer

Pastoren, sondern auch die einiger ausländischer Missionare erreicht, die seitdem alle zur Armee abgegangen sind. Aus den zahlreichen Briefen christlicher Soldaten an ihre Heimatsgemeinden und Missionare geht außerdem hervor, daß sie selbst jede Gelegenheit benutzen, für den christlichen Glauben unter ihren Kameraden und auch unter den Chinesen, mit denen sie in Berührung kommen, zu wirken. Nicht nur in Korea (Nord), sondern auch in der Mandschurei haben hie und da japanische Soldaten bei Christen in Quartier gelegen und berichten sehr erfreut von solchem unerwarteten Zusammentreffen.

Es sei mir in folgendem erlaubt, aus der bisherigen Geschichte des Krieges einige Erlebnisse christlicher Offiziere und Soldaten mitzuteilen, wie sie zum größten Teil in einer der führenden Zeitungen Tokios, der Kokumin (Volkszeitung), veröffentlicht worden sind. Der Hauptredakteur dieser Zeitung ist selbst Christ und trägt in seiner Art gleichfalls für die Verbreitung des Christentums in Japan sein gut Teil mit bei.

---

1. Kapitän Takayagi.

Einer der Kapitäne, die an dem dritten Blockadeversuch vor Port Arthur teilgenommen haben, ist Kapitän Takayagi gewesen. Er war der Führer der Edo-Maru und wurde durch einen Granatsplitter auf der Kommandobrücke seines Schiffes getötet. Vor seiner Abreise zum Kriegsschauplatz wurde ihm von seinem Freunde, Yokoo mit Namen, ein Neues Testament geschenkt. Er hatte schon oft mit diesem Freunde Gespräche über die Religion, insbesondere über das Christentum geführt. Takayagi hatte sich dabei aber immer als einen heftigen Gegner des Christentums gezeigt. An Bord seines Schiffes erst begann er zum ersten Male in dem ihm geschenkten Buche zu lesen, in welches sein Freund vorne hinein geschrieben hatte: „Gott schütze dich!" — Nach der ersten Schlacht vor Port Arthur schrieb er an seinen Freund Yokoo folgenden Brief: „Im Angesicht des großen Sieges, den unsere Marine gewonnen hat, bin ich genötigt, den Rat, den ich dir gegeben habe, dem Christentum den Rücken zu kehren, zurückzunehmen. Deine Worte „Gott schütze dich" haben mich begleitet. Ich sah so viele in den sicheren Tod gehen, und doch kehrten sie gesund zurück. Das war Gottes Hilfe! — Ich glaube jetzt, daß die Worte dieses Buches wahr sind. Wenn du mehr solcher guten Bücher hast, so sende sie mir."

---

2. Das Evangelium Johannis.

Nach dem dritten Blockadeversuch suchten die japanischen Schiffe das Meer vor dem Hafeneingang von Port Arthur ab, um die überall treibenden Leichen der tapferen japanischen Seeleute, die bei der Blockade ihr Leben eingebüßt hatten, aufzufischen. Dabei fand man den Körper des Maschinisten Chikanoske Kageyama, der auf der Otaru Maru seinen Tod gefunden hatte. In seiner Tasche hatte er ein kleines Büchlein; es war das Evangelium Johannis. Vorn in dem Buch stand eine Widmung einer englischen Dame, Mrs. Mc. Lean. Diese Dame hatte Jahre lang sich der japanischen Seeleute im Kriegshafen von Sasebo angenommen, sodaß sie von ihnen den Ehrennamen „Mutter" erhalten hatte. Sie war inzwischen nach London zurückgekehrt. Von ihr hatte auch Kageyama sein Evangelium Johannis erhalten, wie er ihr die Umkehr von seinem früheren lockeren Lebenswandel zu verdanken hatte. Seine Freunde bezeugen, daß er in diesem Buche an Bord täglich gelesen hat und daß er oft davon sprach, daß es sein bester Freund und Lehrer sei. In dem Buche war eine Stelle besonders angemerkt; es war das Wort aus dem 11. Kapitel: Wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Ein Freund nahm das Buch an sich und sandte es an Mrs. Mc. Lean nach London zur Erinnerung an ihren Freund, der für sein Vaterland sein Leben dahingegeben hatte. Sie hat leider das Buch nicht mehr erhalten. Sie war fast zu gleicher Zeit in London gestorben. Aber viele der japanischen Zeitungen haben ihr sehr herzliche Nachrufe gewidmet.

Bücheranzeigen.

Ahlfeld, D. Fr. **Ein Kirchenjahr** in Predigten. Dritte Auflage. Halle a. S. Richard Mühlmanns Verlag (Max Grosse). Mk. 8. | geb. Mk. 9.

Der Name Ahlfelds ist zu bekannt, als daß seine vorliegende Sammlung von Predigten, die das gesamte Kirchenjahr umfassen, besonders empfohlen werden müßte. Sie gehören wohl unstreitig zu den besten, die uns die reiche Predigtliteratur bietet, durch ihre tiefe, gediegene Schriftbehandlung und geistvolle Anwendung aufs Herz.

Plank, D. O. **Das zeitliche Leben im Lichte des ewigen Wortes.** Zwölfte Auflage. Halle a. S. Ed. Müllers Verlag. Mk. 4. | geb. Mk. 5.20.

Dreißig Predigten, in denen die verschiedenen zeitlichen Lebensverhältnisse unter die Beleuchtung der hl. Schrift gestellt werden, und zwar so, daß das gesamte menschliche Leben, von der Wiege bis zum Grabe, in seinen auf- und

niedersteigenden Stadien in einem Cyklus von Predigten behandelt wird, wobei sich jedoch die einzelnen Predigten den kirchlichen Festzeiten möglichst anschließen. Ihrem Inhalt nach sind es Zeugnisse voll Glaubenswärme und Lebensweisheit, von edler Sprache und tiefem Ernst.

Keeser, K. Unter dem Schirm des Höchsten. Morgen- und Abendandachten auf alle Tage des Jahres, nebst einem Anhang für besondere Fälle. Stuttgart. Max Kielmann. 848 S. Zweite Auflage.
Halbfranz geb. Mk. 7. | Goldschn. Mk. 8.

Ein vortreffliches Andachtsbuch mit kurzen Betrachtungen, die sich an ein Schriftwort anschließen, dann ein kurzes Gebet und ein Liedervers mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Gegenwart. Die Betrachtungen sind eine feine Auslese aus der Erbauungsliteratur unserer Tage. Sehr empfehlenswert.

Benz, G. In der Gewalt Jesu. Ein Jahrgang Predigten. Basel. Fr. Reinhardt. brosch. Mk. 4 = Fr. 5. | geb. Mk. 5 = Fr. 6.25.

Predigten von ausgeprägter Eigenart, die anstatt der üblichen Disposition nur Ueberschriften tragen. Inhaltlich außerordentlich packend und anregend, indem sie besonders auf unsere Zeit- und Lebensverhältnisse eingehen, aber doch Jesum als Mittelpunkt des Christentums betonen.

Dommes, B. Aus tiefer Not. Ein Lebensschicksal. Stuttgart. Strecker u. Schröder. Basel. Kober C. F. Spittlers Nachf. brosch. Fr. 4. | geb. Fr. 5.35.

Ergreifende Schilderung der Lebensschicksale eines Trinkers aus hohen Kreisen, der physisch und moralisch immer weiter herunterkommt, bis er durch das Blaue Kreuz seiner Bande ledig und gerettet wird. Kein Phantasiestück, sondern tatsächliche Erlebnisse des Verfassers.

Gros, J. Gedenket der Gebundenen! Predigten und Reden aus der Arbeit des Blauen Kreuzes. 92 S. Stuttgart. Philadelphiaverein. 70 Pfg.

Zehn Ansprachen verschiedener Geistlichen, die mit kräftigen Worten auf die Notwendigkeit, die Arbeit und den Segen des Blauen Kreuzes gegenüber dem Trinkerelend hinweisen.

Fankhauser, G. Die biblische Geschichte in Sonntagsschule und Religionsstunde. Eine Wegleitung für den Unterricht mit vielen Beispielen. Basel. Kober C. F. Spittlers Nachf. Fr. 2.50 (Mk. 2). | geb. Fr. 3.50 (Mk. 2.80.)

Ein für den praktischen Gebrauch sehr wertvolles Büchlein, das aus der Erfahrung heraus mit Sachkenntnis und Gründlichkeit, sowie mit viel religiöser Wärme und Liebe abgefaßt ist.

Jugendheim-Bibliothek: Nr. 33. Der mißglückte Versuch oder: Aus Gnaden selig. — Nr. 34. Der gelöste Bann. Eine Weihnachtsgeschichte. — Nr. 35. Weltklugheit oder Glaubenseinfalt. Mit je 1 Bild. Geb. à 50 Pfg. Kassel. J. G. Oncken.

Drei prächtige, eindrucksvolle Erzählungen, die wir um ihres christlichen Gehalts willen jung und alt empfehlen möchten. Die einzelnen Bändchen sind auch äußerlich recht geschmackvoll ausgestattet.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1905. Nr. 3.

Inhalt.

Im stolzen Sevilla.

Eine Reise, die ich kürzlich im Auftrag der britischen Bibelgesellschaft zu machen hatte — erzählt der Bibelagent Walker — führte mich von Madrid nach Sevilla und von da weiter nach Lissabon. Meine Abreise verzögerte sich etwas wegen eines ungewöhnlich starken Schneesturms, wie er höchst selten in der königlichen Hauptstadt vorkommt. Als die Madrider am Morgen aufstanden, fanden sie alles ringsum mit tiefem Schnee bedeckt. Fröstelnd blieben die der Kälte ungewohnten Einwohner in ihren Häusern und hockten um ihre Wärmepfannen, die natürlich weder den gemütlichen englischen Kamin noch den deutschen Kachelofen ersetzen. Da mußte ich gar oft an unsere armen Bibelkolporteure denken, die mit Verzicht auf ihr trautes Heim im Lande umherreisen und den Bewohnern die heiligen Schriften anbieten. Vielleicht waren sie da und dort eingeschneit in spanischen Herbergen und brachen hier am Herdfeuer ihren Landsleuten das Brot des Lebens.

Endlich konnten wir anfangs Dezember von Madrid aufbrechen. Am folgenden Morgen erreichten wir den Knotenpunkt, wo die Bahn nach Linares abzweigt, in dessen Blei- und Silberbergwerken unter den Arbeitern fleißig Kolportage getrieben wird. Gegen Mittag fuhren wir in Cordova ein, wo uns die milden Lüfte Andalusiens umfingen. In der alten, interessanten Stadt erhebt sich eine ehemalige Moschee, die nächst der Kaaba in Mekka seiner Zeit die größte aller islamischen Heiligtümer war. Jetzt dient sie der römischen Kirche als Kathedrale. Hier in der ehemaligen stolzen Residenz des maurischen Reiches hat die britische Bibelgesellschaft zwei wackere Arbeiter: den Kolporteur Manjon und seinen treuen Gehilfen Burro (Esel), die mit ihrem Bibelvorrat die ganze Provinz durchziehen.

Um 4 Uhr nachmittags war ich am Ziel, nämlich in Sevilla, wo ich einige Tage zubrachte, um mit den beiden Angestellten der Bibelgesellschaft, mit Sennor Marcial und dem Kolporteur Perez mancherlei Angelegenheiten zu besprechen. Unser Zusammensein diente dazu, uns gegenseitig anzuregen und zu ermuntern; denn die Arbeit der Evangelisation bietet in Spanien ihre ganz besonderen Schwierigkeiten. Nicht nur hat man es mit der spanischen Unduldsamkeit und dem Fanatismus zu tun, sondern auch der Unglaube und der Atheismus sind hier mächtige Feinde. Jene, die spanische Intoleranz, will nichts von der Bibel wissen, weil das Lesen derselben von der Geistlichkeit verboten oder doch ungern gesehen wird, indem sie meint, daß die Gebets- und Andachtsbücher vollkommen genügen. Der letztere, der Atheismus, hält die Religion und die Bibel, die von ihr zeugt, überhaupt für überflüssig oder gar für schädlich, da die Religion es sei, die Spaniens Ruin herbeigeführt habe. Diesen beiden entgegengesetzten Richtungen aber das Evangelium zu bringen, ist des Kolporteurs schwierige und doch tägliche Aufgabe.

Während meines Aufenthalts in Sevilla wanderte ich auch ab und zu in den Straßen der Stadt umher und besuchte u. a. die Werften, wo die Seefahrzeuge am goldenen Tor des Guadalquivir vor Anker lagen und mit Blei, Eisen und Orangen befrachtet wurden. In der gewaltigen Kathedrale wurde eben ein kirchliches Fest gefeiert. Bei dieser Gelegenheit wurde von zehn Chorknaben zu Ehren der Jungfrau Maria ein Tanz vor dem Hochaltar auf-

geführt. Dabei waren die jugendlichen Tänzer in blaue, mit Gold verzierte seidene Ueberwürfe gekleidet und trugen weiße Beinkleider und Strümpfe, sowie Federnhüte. Auf beiden Seiten bewegten sich je 5 Tänzer wie in einem Menuett und sangen dabei, während sie die Kastagnetten (das Klapperholz) im Rhythmus schlugen. Der ganze Tanz währte etwa eine Viertelstunde. Woher sich dieser eigentümliche und einzigartige kirchliche Brauch schreibt, ist unbekannt.

Einige Tage, ehe ich nach Sevilla kam, hatte man dem Marienbilde und dem Jesuskinde in den Armen kostbare, mit Edelsteinen verzierte Kronen aufgesetzt, die den Wert von über 15 000 Pfund Sterling (300 000 Mark) repräsentierten. An den Wänden der Kathedrale hingen verschiedene Bekanntmachungen von Ablaß und anderer geistlicher Vergünstigungen, die unter gewissen Bedingungen zu erlangen waren. Besonders die eine Bekanntmachung, die hinter dem Hochaltar angebracht war, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. In ihr versprach ein Erzbischof jedem, der mit Andacht sein Gebet vor dem Marienbild verrichtet, hundert Tage Ablaß. Was aber noch viel mehr sagen will: er verspricht auch je hundert Tage Ablaß für jeden Buchstaben des Alphabets, aus denen ein vierzeiliger Vers als Bittgebet zur Maria zusammengesetzt ist und der zum Nachbeten von ihm angegeben wird. Da nun das Gebet im ganzen 74 Buchstaben enthält, so erstreckt sich der Ablaß auf nicht weniger als 7400 Tage, die sich der Beter dadurch jedesmal erwerben kann.

Als ich vor Jahren Sevilla zum erstenmal besuchte, war die Kathedrale bis zum Dach hinauf mit Baugerüsten angefüllt. Jetzt, nachdem die Renovation des großen Kirchengebäudes fertig ist, kann man das Ganze in seiner großartigen Schönheit überschauen. Hier wurde am Palmsonntag 1493 Christoph Kolumbus, als er von seiner ersten Entdeckungsfahrt zurückkehrte, mit großem Pomp bewillkommt. Hier ruht auch, ein wenig rechts vom Hochaltar, die Asche des großen Entdeckers. Vier große, allegorische Bronzefiguren in vorwärtsschreitender Haltung und mit langen Schleppkleidern angetan, tragen auf ihren Schultern den schön drapierten Sarkophag. Die irdischen Ueberreste des Kolumbus haben übrigens erst nach mancher Wallfahrt ihre jetzige Ruhestätte gefunden. Von 1500 bis 1540 ruhten sie in einem Karthäuserkloster in Triana,

einer Vorstadt von Sevilla, von wo sie nach Valladolid verbracht wurden. Sodann wurden sie, dem seiner Zeit geäußerten Wunsche des Kolumbus gemäß, nach Sankt Domingo auf der Insel Haiti übergeführt. Als dann die Franzosen diesen Teil der Insel eroberten, wurden die Gebeine des Entdeckers 1796 in der Kathedrale von Havanna beigesetzt, von wo sie schließlich Ende 1898 nach Sevilla verbracht wurden.

Von der Kathedrale begab ich mich in die enge Straße, die den Namen Mateos Gago führt. Hier vermeldet eine einfache Tafel an einem der Häuser, daß daselbst im Jahr 1802 der Kardinal Wiseman, der bekannte Erzbischof von Westminster geboren wurde. Sevilla ist auch die Geburtsstadt der beiden größten Maler Spaniens, von Valesquez und Murillo. Von der genannten Straße aus hat man einen ganz besonders schönen Blick auf den Giralda, den mächtigen Turm der Kathedrale, der ursprünglich das Minarett der maurischen Hauptmoschee in Sevilla bildete. Später, im Jahre 1568, wurde dann der obere Teil des Turmes in einen Glockenturm umgewandelt, über dem die Inschrift angebracht wurde: Nomen Domini Fortissima Turris (der Name des Herrn ist der festeste Turm). Auf der Kuppel, 308 Fuß über dem Erdboden, erhebt sich eine kolossale Bronzefigur, die den „Glauben" darstellt. Diese Figur, die den Namen „Giraldillo" führt, hat dem Turm den Namen gegeben (nach dem spanischen Zeitwort girar = sich im Kreise drehen), denn sie ist auf einer beweglichen Achse angebracht, sodaß sich die Figur leicht dreht.

Von diesem alten Turm, wo einst die laute Stimme des Muezzin die Mohammedaner zum Gebete rief, laden nun die Glocken die Christen zum Gotteshaus ein. Wollte Gott, daß auch das lautere Evangelium in den alten Kathedralen Spaniens verkündet würde. Dann würde gewiß auch eine neue Zeit, der Tag des Heils, über der Pyrenäischen Halbinsel anbrechen.

Die Bibel als Gasthausschild.

Schon mancher Reisender, der die Stadt Amsterdam in Holland besucht hat, ist wohl auch im sogenannten „Bibelhotel" eingekehrt und hat dort genächtigt. Dabei hat sich gewiß jeder darüber gewundert, wie das Hotel zu seinem Schild, das eine Bibel als Wahrzeichen trägt, und zu dem ungewöhnlichen Namen gekommen ist. Das hat seinen geschichtlichen Grund, und der auffallende Name des Gasthauses datiert sich zurück auf einen berühmten holländischen Drucker namens Jakob Liesvelt, der am Anfang des 16. Jahrhunderts auf demselben Platze, wo jetzt das Hotel steht, eine Druckerei besaß. Liesvelt trat seiner Zeit zur reformierten Kirche über und mußte deshalb seine Vaterstadt Amsterdam verlassen, indem er durch ein Hinterfenster seines Hauses flüchtete und sich nach Antwerpen begab. Hier druckte er dann im Jahr 1526 die erste Ausgabe der vollständigen Bibel in holländischer Sprache. Dieser folgten später bis zum Jahr 1545 noch mehrere Auflagen aus seiner Druckerei. Eine seiner Fußnoten jedoch, in der darauf hingewiesen war, daß das Heil des Menschen einzig und allein durch Christum erlangt werden könnte, zog ihm die Verurteilung als Ketzer zu, infolge deren er im Jahr 1545 mit dem Tode bestraft wurde.

Liesvelts Tod durch die Hand der Inquisition schüchterte seine Familie so ein, daß seine Witwe und sein Sohn es nicht mehr wagten, die von ihm veranstalteten Bibeldrucke aufs neue aufzulegen, sondern sich darauf beschränkten, nur noch solche Bibelausgaben zu drucken, die von der römischen Kirche offiziell genehmigt waren. Dagegen wagten es andere Drucker, den Liesveltschen Bibeltext aufs neue herauszugeben, aber die mit seinem Druckerzeichen versehenen Ausgaben waren streng verboten. Ein interessantes Beispiel davon ist ein Exemplar vom Jahr 1534, das sich jetzt in der Bibliothek des britischen Bibelhauses befindet. Als dasselbe seiner Zeit auf den Bücherschaft gestellt wurde, trug es den Druckort Basel und den Namen Thomas Murner als Herausgeber, aber eine genaue Untersuchung, die man anstellte, ergab, daß man damit nur die wahren Buchdruckerzeichen, und zwar die des Liesvelt, auf sehr künstliche Weise überklebt und dadurch ver-

deckt hatte, um das Bibelexemplar vor den Behörden der römischen Kirche zu schützen.

Nach dem Tode Jakob Liesvelts ging sein Anwesen über in den Besitz einer schottischen Familie, namens Cattermole, die das Haus in eine Weinschenke umwandelte. Dabei wurde zur Erinnerung an die frühere Bestimmung des Gebäudes die „Bibel" als Aushängeschild angenommen und darauf die Worte aus 1. Timoth. 5, 23 angebracht: „Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Weins." Es ist interessant, daß dieses selbe alte Schild, eine in Holz geschnittene Bibel, noch bis auf den heutigen Tag seine Dienste tut und über dem Portal des gegenwärtigen Hotels zu sehen ist. Auch wird darin noch ein schönes Exemplar der holländischen Bibel, die im Jahr 1542 von Liesvelt im Druck erschien, aufbewahrt.

Saat, die im verborgenen keimt.

Wer glaubt unserer Predigt, und wem wird der Arm des Herrn offenbaret? so müssen oft die Missionare mit dem Propheten seufzen, wenn der harte Felsboden der Heidenherzen auch der treusten Arbeit zu spotten scheint. Aber zur Stärkung ihres Glaubens läßt der Herr sie auch wunderbare Erfahrungen machen. Sie sehen Lebenssaat keimen, wo keine Möglichkeit vorhanden schien, wo nichts zu hoffen war. Es seien hier nur zwei Beispiele aus jüngster Zeit erzählt, die wir dem Berliner Missionsfreund entnehmen.

1. Die alte Bibel.

Im Norden der großen Insel Madagaskar, unter dem kleinen Volksstamm der Tsimihety, zu denen noch kein Missionar gekommen ist, lebt ein Weib aus altem Königsgeschlecht. Indroazafiny ist ihr Name. Reich und angesehen, tatkräftig und des Wortes mächtig, lebte sie als „fromme" Heidin nach der Sitte ihrer Ahnen. Sorgfältig nahm sie sich in acht vor allem Verbotenen (fady). — Und dies fady beherrscht einen guten Teil des Lebens der heidnischen Madagassen. Bald ist es verboten, das oder jenes Wort auszusprechen, oder eine Speise ist fady, oder irgend eine Tätigkeit, z. B. Bootfahren. — Indroazafiny beobachtete auch alle Glücks-

und Unglückstage, glaubte den Zauberern, tat alles, was sie verlangten und opferte gewissenhaft den Geistern der Ahnen. Obwohl sie weder lesen noch schreiben konnte, kam sie eines Tages zufällig in den Besitz einer alten Bibel. Mühsam lernte sie lesen und die Bibel war ihr Lesebuch; aber sie las nur Silben und Wörter, um den Sinn kümmerte sie sich nicht. Nach wie vor meinte sie, alles Glück oder Unglück käme von dem rechten oder falschen Gebrauch der Zaubermittel (ody) und der Vorzeichen.

Da ward eines Tages ihr einziges Kind krank. Sogleich griff sie nach den betreffenden ody; es waren zehn berühmte Zaubermittel. Sie trug sie umher, mischte sie untereinander, alles nach bestimmten Formeln; und den Zauberern bezahlte sie, soviel sie haben wollten. Aber es half alles nichts. Ihr Kind starb, und Verzweiflung ergriff Indroazafinys Herz. Zornig warf sie die ody weg, die ihr Vertrauen so schändlich betrogen hatten. Mit offener Verachtung behandelte sie die Zauberer; ja sie verspottete und schalt alle, die sich noch von ihnen betrügen ließen. Schließlich ging ihr jedermann furchtsam aus dem Wege. Da beschloß sie, eine Zeitlang in der Einsamkeit zuzubringen; vielleicht daß dann der Sturm in ihrem Innern zur Ruhe käme. Aber in ihre Einsamkeit nahm sie ihre alte Bibel mit, um sich die Zeit zu vertreiben. Sie las und las, und über dem Lesen ging ihr das Verständnis auf. Je schmerzlicher und völliger sie die Nichtigkeit des alten heidnischen Wesens erkannt hatte, um so klarer fand sie in der Bibel den wahren Gott. Ohne mit Menschen darüber zu Rate zu gehen, entschloß sie sich, Christin zu werden. Sie hatte niemand, der sie beten lehrte, niemand, der ihr Gewissen leitete, als ihre Bibel. Hier fand sie Trost in ihrem Kummer, hier fand sie Lehre und Erkenntnis. Die alte Bibel wurde ihr alles. Als überzeugte Christin kehrte sie zu den Ihren zurück und verkündete zu allgemeinem Erstaunen den wahren Gott. Wohl fand sie Widerspruch; aber das machte sie nicht in ihrem Glauben irre. — Da kam auch in ihre Heimat ein eingeborener Evangelist, den die Gemeinden des Inlandes in jene Gegend sandten. Er fand hier inmitten des dunkelsten Heidentums eine Seele, die Gottes Geist erleuchtet und in alle Wahrheit geleitet hatte. Mit wunderbarer Klarheit hat sie des Christenglaubens Kern erfaßt, und in ihrer Bibel ist sie zu Hause. Treffend weiß sie die Worte der Schrift

anzuführen. Sie ist von brennendem Eifer für die Sache des Evangeliums beseelt. Sie weint in heiliger Liebe über die heidnische Finsternis, in der die Ihren dahinleben, über die Vielweiberei ihrer Brüder und den „Goliath" Alkohol, der ihres Volkes Verderben zu werden droht. Etliche Frauen der kleinen Christengemeinde, die sich in ihrer Heimat gebildet hat, zieht sie enger an sich heran und bildet so den Mittelpunkt einer lebendigen Gemeinschaft und zugleich für den, der Augen hat, zu sehen, einen überzeugenden Beweis von der Göttlichkeit der heiligen Schrift. Sie hat Lust zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht. Sie ist nun, wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl. (Psalm 1, V. 2 u. 3.)

2. Der Traum eines verlorenen Sohnes.

Eines Tages tritt in das Zimmer eines Missionars im Baßutolande ein großer, breitschultriger Mann von etwa 50 Jahren. Verlegen steht er vor dem moruti und dreht seine Ziegenfellmütze zwischen den Händen. Die Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirn, und sein braunes Antlitz trägt deutliche Spuren der ängstlichen Bestürzung.

„Ich bin Joel", sagt er endlich; „ich komme aus Semonghong und will dir sagen: es ist zu Ende; ich bin bezwungen; ich gebe mich Gott hin." — „Gut, Joel," antwortet der Missionar, „setze dich, wir wollen uns ruhig besprechen."

Er kannte den Mann; besser aber hatte er noch seine Mutter gekannt, eine fromme Christin, deren größter Schmerz es gewesen war, ihren Sohn so fern vom Reiche Gottes zu sehen. Wie oft hatte sie um diesen ihren Sohn mit Gott gerungen, und mit ihrem Gebet vereinte sich das ihrer Tochter, die auch das Heil in Christo gefunden hatte und nichts sehnlicher wünschte, als ihren Bruder zum Heiland zu bringen. Jene beiden frommen Frauen waren heimgegangen. Es schien, als ob Gott taub gegen ihre Bitten gewesen war. Joels Herz war immer härter geworden. Nach Menschenermessen schien nichts mehr zu hoffen. Und nun stand der verlorene Sohn vor dem Missionar; die Aufforderung, sich zu setzen, überhörte er; nur seine Mütze drehte er noch heftiger als zuvor, als er begann:

„Ach, wenn du wüßtest; ich habe den Herrn gesehen! — Er hat mit mir geredet, — er hat zu mir gesagt: „Joel!“ — Aber nein, ich muß alles erzählen. — In der letzten Nacht — es war ganz dunkel — ich schlief, da — plötzlich erfüllte ein herrlicher, wunderbarer Gesang das Haus. Verwundert stützte ich mich auf den Ellenbogen, um zu sehen, woher die schönen Stimmen kämen, und da — mitten in der Nacht, in meinem Hause — sah ich viele Menschen in leuchtendweißen Kleidern und unter ihnen meine Mutter und meine Schwester, die schon mehrere Jahre tot sind. Sie sahen mich an und sangen. Ich konnte meine Augen nicht abwenden von meiner Mutter; da sah ich, wie sie mir ein Zeichen mit der Hand machte, und ich bemerkte in einer andern Ecke des Gemaches einen, den ich zuerst nicht gesehen hatte, obwohl sein leuchtendes Angesicht und sein schimmerndes Gewand das ganze Haus hell machten. Er sah mich lange an und rief: „Joel!“ Ich eilte auf ihn zu. Da war mir bei ihm so wohl zu Mute, daß ich hätte immer bei ihm bleiben mögen, ohne zu sprechen, ohne mich zu rühren. Aber er rief wieder: „Joel! Hast du gesehen?“ Und er zeigte mir mit einer Handbewegung einen, der in einem dunkeln Winkel bei meinem Bette stand, schrecklich anzusehen; es war kein Mensch und auch kein Tier. Mit einem spitzen Stock grub er im Boden ein Loch, ein Grab. — „Joel“, sagte der Herr zu mir — denn er war es, — „hast du wirklich beschlossen, daß er deine Seele in diesem Grabe einschließen soll, das er da gräbt? O, fürchte dich davor! Siehst du nicht, daß es der Feind ist, und daß er nur deinen Tod sucht?“ — — Da verschwand alles. Und ich weinte; weinte, weil ich dem ferne war, der mir so gut, so liebenswert erschienen war, weinte bei dem Gedanken, daß ich in den Händen des Ungeheuers wäre, das für meine Seele das Grab grub. Und heute will ich dir sagen, moruti, daß ich mich Jesus ergebe; ich will ihn noch mehr mit mir reden hören und bei ihm bleiben, bei ihm allein, für immer.“

Joel hat Wort gehalten. Jene Nacht ist für ihn zum entscheidenden Wendepunkt geworden. Sein Glaube trägt den Stempel freudiger Gewißheit eines, der den Herrn gesehen hat, wie Saulus einst ihn sah auf dem Wege nach Damaskus.

Die Bibel als Dolmetscher.

Die Gräfin Bylandt pflegte, ehe sie auf Reisen ging, immer erst Gott um seinen Segen zu flehen, und da vergaß sie nie, auch um gute Reisegesellschaft zu bitten. Eines Tages reiste sie von Bonn nach Koblenz auf einem der schönen Rheindampfer, weil aber der Nebel schwer im Tale lag, ging die Dame von dem Verdeck nach dem Kajütenraum, fand dort einen alten Herrn sitzend und in einem Buche lesend; sie sah, daß es eine kleine Taschenbibel war. Um ihn nicht zu stören, las auch sie in ihrer Bibel, bis der Nebel schwand; dann ging sie auf das Verdeck und betrachtete die Ufer längs des Stromes. Bald kam auch der alte Herr und redete die Dame an; aber leider, er sprach englisch, von dem die Dame kein Wort verstand; sie fühlte sich enttäuscht, denn sie hoffte, dieser alte Herr wäre die Reisegesellschaft, für die sie am Morgen gebeten hatte.

Es konnte also keine Unterhaltung zu stande kommen, und beide schauten eine Zeitlang schweigend nach dem Drachenfels, an dem sie eben vorüberfuhren.

Da blitzt mit einem Male ein freudiges Lächeln über des Herrn Gesicht. Ihm ist eine Auskunft eingefallen. Er zieht seine englische Bibel aus der Tasche, schlägt auf Jes. 54, 10 und zeigt mit dem Finger auf diese Stelle, dann auf den Drachenfels.

Die Gräfin versteht, was er will, holt gleichfalls ihre Bibel hervor und sieht nach, was denn an der aufgeschlagenen Stelle geschrieben steht. Und sie findet:

„Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“

Wohl, denkt sie, das ist eine gute Unterhaltung, die wollen wir fortsetzen! Sie zeigt auf die Weinberge am Ufer und schlägt in ihrer Bibel auf Joh. 15, 1 ff.: „Ich bin der rechte Weinstock und mein Vater der Weingärtner“ u.s.w. Er sucht dasselbe Kapitel in seiner englischen Bibel, liest es und nickt seiner Reisegefährtin verständnisvoll und freundlich zu. Nun setzen sich beide [illegible]mmen auf eine der Bänke, welche auf dem Verdeck herumstehen, [illegible]n gemeinschaftlich die Schönheit der Rheinufer und machen

sich zwischendurch auf ihre beiderseitigen Lieblingsstellen in der Heiligen Schrift aufmerksam. So knüpft sich leise und ohne Worte ein Band der Gemeinschaft und Freundschaft zwischen der Gräfin und ihrer diesmal trotz der fremden Sprache wirklich guten Reisegesellschaft. Sie haben sich zusammengefunden in dem einen, welches für alle Menschen das Notwendigste ist und ihnen beiden seit Jahren das Allerliebste.

So kamen die Reisenden der Stadt Koblenz immer näher. Die Gräfin hatte ein großes Verlangen, den Mann näher kennen zu lernen. Zu Hause hatte sie erwachsene Töchter, die das Englische verstanden; wie wär's, wenn sie ihn auf Stunden oder Tage zu sich einlüde! Aber wie das anfangen? Sie sinnt und sinnt, aber erst will ihr kein Ausweg einfallen; sie blättert nachdenklich in ihrer Bibel, und siehe, da stößt sie plötzlich auf die Worte, welche die Purpurkrämerin Lydia zu Philippi an den Apostel Paulus und seine Begleiter richtet: „So ihr achtet, daß ich gläubig bin an den Herrn, so kommt in mein Haus und bleibet allda." Da zeigte sie ihrem Reisegefährten die Stelle Apostelgesch. 16, 15, und er schlägt sie auf in seiner Bibel. Freundlich nickt er beim Lesen und zeigt der Gräfin zur Antwort Matth. 10, 11: „Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt gehet, da erkundigt euch, ob jemand darinnen sei, der es wert ist; und bei demselben bleibet, bis ihr von dannen ziehet."

Und so ist er mit ihr gegangen und etliche Zeit in ihrem Haus geblieben, und es sind Tage des Segens gewesen. (Herrnhut.)

Ein christlicher Held.

Ueber den Heldentod des christlichen japanischen Hauptmanns Akiyama bei Liaoyang berichtet sein Freund, Leutnant Tanabe, folgendes:

Seit Beginn des Krieges habe ich viele liebe Freunde verloren, so auch vor wenigen Tagen einen meiner besten, Akiyama San. Ich bin gewiß stolz und beglückwünsche unser Volk, daß unsere Armee so große Erfolge errungen hat, aber es ist doch zugleich wieder sehr traurig, — kaum kann ich meine Tränen zurück-

halten, — daß der Krieg so grausame Opfer fordert. Bei dem Tod von Akiyama San ist es mir, als ob ich meinen eigenen Leib verloren hätte. Akiyama San war ein frommer Mann, ein Christ, und sein Glaube war im Angesicht des Krieges größer und größer geworden. Das geht klar daraus hervor, daß seine Kompagnie im ganzen Regiment die „Yasu Chyn tai“, die „Jesus-Kompagnie“ genannt wurde. Kurz vor seinem Tode schrieb er an seine Eltern folgenden Brief: „Am 31. August nachmittags. Ich folge dem Generalangriff auf Liaoyang. Die Festung liegt vor mir, zwei ri östlich von Liaoyang. Ich gehe in den Tod, er wird ehrenvoll für mich sein; wünscht Glück unserm Hause! Den sicheren Tod vor Augen habe ich keine Furcht; weil ich an Gott glaube, ist mir nicht bange! Ich danke Gott, daß ich meine Pflicht gegen mein Vaterland erfüllen kann, ruhig und willig.“

Am 1. September ging der Angriff vor sich. Der Feind war sehr stark und wich nicht, bis die Nacht anbrach. Auch der Nachtangriff wurde zurückgeschlagen, weil der Feind denselben vorausgesehen hatte. Am Morgen wurde der Angriff erneuert, doch hatte der Feind Verstärkungen erhalten. Trotzdem befahl der Regimentskommandeur den Angriff auf die Höhe. Groß war die Not, ringsum lagen die Toten und Verwundeten. Hauptmann Akiyama führte seine Kompagnie unter einen Felsenvorsprung, um sie für den letzten Angriff zu sammeln. Er selbst stand still zur Seite und betete. Darauf zog er ein Stück Papier aus seiner Kartentasche und schrieb ein paar Zeilen mit grünem Stift. Die Tränen fielen ihm auf das Papier nieder; seufzend hob er sein Angesicht gen Himmel. Dachte er an die Eltern, an Frau und Kind? Weinte er vor Heimweh? Nein, nein! — Er dachte an seine Leute, wie sie fielen in dieser furchtbaren Schlacht. — Darauf rief er Freiwillige vor, um sie gegen den Feind zu führen. Sein Schwert zog er aus der Scheide, schnitt dieselbe ab und warf sie fort. Das war das Zeichen, daß er seinen Tod bestimmt erwartete. Der letzte Angriff war furchtbar, es kam zum Handgemenge. Ein Russe stieß ihm aus einem Erdloche heraus das Bajonett durch das linke Auge. Dennoch focht er weiter, bis er von 7 oder 8 Kugeln getroffen zur Erde sank. Die Höhe war gewonnen! Von den Offizieren seiner Kompagnie war keiner mehr am Leben, mehr als die Hälfte seiner Leute war gefallen! Aber ihrem Mute und ihrem tapfern

Führer war es zu verdanken, daß die wichtige Position des Feindes genommen war. Vom Kaiser wurde er dafür in Ehren nach seinem Tode in den Rang eines Majors erhoben.

Leutnant Tanabe fügt dieser Schilderung folgende eigenen Bemerkungen bei: „Ich habe gehört, daß Hauptmann Akiyama sein Werk stets mit Gebet begann und endete, selbst mitten in der Schlacht. Als unsere Armee Nanshan eroberte, wurde ein verwundeter russischer Major gefangen genommen. Akiyama San schüttelte ihm die Hand und sagte ihm, daß er ein Christ sei und zitierte das Wort: „Liebet eure Feinde!“ Als er Taiping passierte, das alte Schlachtfeld des chinesischen Krieges, kehrte er bei den alten Leuten ein, bei denen er damals im Quartier gelegen hatte. Die ganze Nacht brachte er im Gespräch mit ihnen zu, wobei sie sich durch Schrift (chinesische) verständigen mußten. Er schrieb mir selbst darüber vor kurzer Zeit: Wie eindrucksvoll und poetisch waren doch diese beiden Ereignisse für mich!“ —

Man muß den ganzen Charakter der Japaner kennen und verstehen, dann wird man an der Wahrheit dieser Erzählung keinen Augenblick Zweifel hegen.

Kleine Mitteilungen.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hatte sich bei ihrer Jahrhundertfeier die Aufgabe gestellt, einen Jubiläumsfonds von 5 Millionen Mark zu sammeln. Bis Dezember vorigen Jahres waren schon 4 Millionen Mark eingegangen. Wenn auch die Hauptbeiträge natürlich aus England kommen, so haben doch die Missionsgemeinden aus fernen Ländern bedeutende Summen beigesteuert. So sandten z. B. die Dajakken von Borneo, die „früher Menschenschädel zu sammeln pflegten, wie unsere Söhne Briefmarken sammeln“, Geldbeiträge, frühere Kannibalen der Südsee Kopra, christliche Frauen in der Mandschurei Stickereien, die sie mitten in den Schrecken des Krieges verfertigt hatten. Kinderwitwen in Indien spendeten ihr Lieblingszicklein oder -Huhn; schwarze Australneger in Nordaustralien tauchten ins Meer, um Austern zu holen, die sie dann darbrachten; Negerchristen in Uganda brachten ganze Bündel von Muscheln 2c. Diese Beisteuer aus aller Welt bietet ein beachtens-

wertes „Vertrauenszeichen“ für die Bibel und ist zugleich ein Tatbeweis, daß große Mengen von Heidenchristen in aller Welt die Bibel als Gottes Wort in ihrem Leben erprobt und ihren Segen an sich verspürt haben.

— Ein mohammedanischer Kaufmann kam vor Jahren aus Timbuktu, der großen Handelsstadt tief im Innern des Sudan (an dem nördlichsten Punkte des Nigerstroms) nach der englischen Handelsstadt Bathurst am Gambiastrom. Irgend jemand gab ihm hier ein Kärtchen mit einem Bibelspruch. Als er das nächste Mal nach Bathurst kam, bat er um das Buch, aus dem jener Spruch genommen war. Man zeigte ihm die Bibel. Er kaufte sie und zog mit ihr davon. Beim dritten Mal kaufte er 18 Bibeln für seine Freunde, welche auch ein solches Buch besitzen wollten. Und jetzt ist in Timbuktu von der großen Londoner Bibelgesellschaft eine Bibelniederlage errichtet. Timbuktu ist eine fanatisch mohammedanische Stadt, wie es ihrer weit und breit nur wenige gibt.

— Letzten Herbst hatte Missionar T. Richard eine längere Unterredung mit Tschau Fu, dem Gouverneur der chinesischen Provinz Schantung. Infolge dessen richtete der letztere die Bitte an die Britische Bibelgesellschaft, dieselbe möchte ihm eine Anzahl Neuer Testamente zukommen lassen, damit er jedem höheren Beamten seiner Provinz ein Exemplar zugehen lassen könne; „denn“, sagte er, „durch das Studium der Bibel, die von den Missionaren für heilig geachtet wird, ist eine höhere Einsicht und infolge dessen Frieden und Eintracht als Ergebnis zu erwarten.“ Daraufhin hat die Bibelgesellschaft 200 Exemplare des Neuen Testaments im klassischen Stil dem Gouverneur, der inzwischen Vizekönig in Nanking geworden ist, zugehen lassen. In einem Antwortschreiben hat nun derselbe für die Sendung gedankt, will dieselbe aber nicht als Geschenk annehmen, sondern dafür zahlen.

— Japan bildet gegenwärtig eins der bedeutendsten Absatzgebiete für die Bibelgesellschaften. Nie zuvor hat man dort eine solche Zeit erlebt, in der die Gelegenheit so günstig war, alle Klassen der Bevölkerung mit dem Evangelium zu erreichen. Unter den Tausenden von Soldaten, die verwundet und verstümmelt in ihre Heimat zurückkehren, haben viele Trost und Aufrichtung im Worte Gottes gefunden. Unzählige haben das Neue Testament gelesen und haben dann die hl. Schriften an ihre Kameraden weiter gegeben, sodaß sie in großen Kreisen zirkulieren. Aber auch studierende Japaner kaufen heutzutage vielfach die Bibel.

Bücheranzeigen.

Dr. Martin Luthers Großer Katechismus. 3. Aufl. 198 S. Mit Luthers Bild. Zwickau i. S. Joh. Herrmann. geh. Mk. 1.40. | geb. Mk. 2.

Eine prächtige Ausgabe des bekannten Großen Katechismus von Luther, in schöner Ausstattung und mit großem, gutem Druck.

Perlen. Kleine Geschichten für jung und alt. Dritte Auflage. 16 S. Ebenda. à 5 Pf. 100 Ex. Mk. 4.

Gutgewählte Beispiele aus dem Leben, christlichen Inhalts, mit der Tendenz, besonders der konfirmierten Jugend auf ihrem Lebenswege ein Warner und Führer zu sein.

Füllbrandt, C. **Blätter vom Lebensbaum** für denkende Bibelleser und Arbeiter im Weinberge des Herrn. 376 S. Kommissionsverlag v. J. G. Oncken Nachfolger. Kassel. kart. Mk. 3.25. | geb. Mk. 3.50.

Das vorliegende Buch ist nach Art der Andachtsbücher in Betrachtungen für die einzelnen Tage des Jahres angeordnet. Aber es will mehr sein. Die einzelnen Schriftstellen sind homiletisch zerlegt und mit tiefem Verständnis für die hl. Schrift besprochen, sodaß es wertvolle Winke für die Betrachtung derselben darbietet.

Eichhorn, Dr. **Unsere Stellung zur Heiligen Schrift.** Ein Vortrag. 20 S. Stuttgart. Buchhandlung des Deutschen Philadelphiavereins. 20 Pf.

Ein überaus klares und nüchternes Zeugnis von der Echtheit und dem Charakter der hl. Schrift und ihrer Bedeutung für den Menschen.

Goldene Aepfel in silbernen Schalen. Zweiter Teil. Erzählungen von Louis und Theodor Harms. 101 S. Hermannsburg. Missionshandlung. brosch. 60 Pf. | geb. Mk. 1.20.

Wem die bekannten Harms'schen Erzählungen unter dem obigen Titel lieb und wert geworden sind, der wird auch an dieser Nachlese, die der zweite Teil bietet, trotz ihrer teilweis lokalen Färbung seine Freude haben.

Stosch, Lic. theol. **Für heilige Güter.** Aphorismen zur geschichtlichen Rechtfertigung des alten Testaments. 97 S. Stuttgart. Max Kielmann. brosch. Mk. 1.60. | geb. Mk. 2.50.

Während das im gleichen Verlag erschienene fünfbändige Werk von J. Urquhart über „die neueren Entdeckungen und die Bibel" in der eingehendsten Weise das alte Testament gegenüber der Wissenschaft zu rechtfertigen sucht, behandelt die vorliegende Schrift nur einzelne wesentliche Fragen auf diesem Gebiet und bildet gewissermaßen eine Ergänzung des ersteren und will zugleich den Gedankengängen der deutschen Theologie größere Rechnung tragen. Die Schrift bespricht in geistvoller und doch allgemein verständlicher Weise „die Anfänge des Seins und Nichtseins" (die Stellung zur Genesis), „das göttliche Gesetz" (das mosaische Gesetz und heidnische Volksgesetze, sowie die Geschichtlichkeit des mosaischen Gesetzes) und „das prophetische Wort" (nach seinem Wesen, seiner Gegenwart und Zukunft).

Christentum und Zeitgeist. Hefte zu „Glauben und Wissen".

Heft IV. Die christliche Religion und die Naturwissenschaft. Von Lic. Steude. Mk. 1.

Heft V. **Die babylonische Gefangenschaft der Bibel als beendet erwiesen.** Von Prof. E. König. M. 1.

Stuttgart. Max Kielmann.

Beides gründliche und wissenschaftliche, gegen unsere allgemeine Zeitrichtung gerichtete apologetische Schriften.

Die IX. christliche Studenten-Konferenz in Aarau, 1905. Bern. A. Francke. 80 S. Fr. 1.35.

Die Broschüre enthält außer dem einleitenden Bericht und der Diskussion vier Referate von Prof. W. Steinhausen (Christentum, Religion und Kultur), Prof. Dr. Hilty (Bibellektüre und tägliches Leben), Dr. H. Lhotzky (Die Schule im Lichte des Reiches Gottes), D. Lauterburg (Werden und Werben).

Lehler, L. Die religiöse Bewegung in Wales. Nach Schilderungen von Augenzeugen. 106 S. Stuttgart. D. Gundert. kart. M. 1.

Von der Erweckung in Wales hat man in den verschiedenen religiösen Blättern mancherlei lesen können. Welcher Art, welchen Ursprungs und von welchem Umfang dieselbe ist, davon erhält man nun im vorliegenden Büchlein einen genauen Einblick; auch wie dieselbe zu beurteilen ist, wird von den Darstellern in durchaus nüchterner Weise beigebracht. Aus allem aber geht hervor, daß wir es hier mit einer von Gott gewirkten Erscheinung zu tun haben.

Keller, Pfr. Wie haben wir uns zu stellen zu der heiligen Schrift? 47 S. Stuttgart. Kommissionsverlag des deutschen Philadelphiavereins. 20 Pf.

Der Verfasser tritt hier mit aller Wärme seines Herzens für seine Bibel als Gottes Wort ein.

Wie dünket euch um Christo? Zur Lehre und Wehre für Wahrheit und Frieden suchende Seelen. Beantwortet von Th. Willkomm. Zwickau i. S. Schriftenverein. 32 S. 40 Pf. 10 Ex. M. 3.

Gegenüber den heutigen mancherlei Versuchen, dem Volke in populär gehaltenen Schriften die Person Christi als die eines bloßen Menschen hinzustellen, wodurch seine Gottheit als Mittler und Versöhner hinfällig wird, ist ein Schriftchen, wie das vorliegende, worin Jesu Person und Werk nach der Schriftlehre in überzeugender Weise dargestellt wird, ein dankenswertes Unternehmen.

Boeckh, Prof. Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten. Wismar i. Meckl. Hans Bartholdi. 80 Pf.

Beachtenswerte Winke, die von sachkundiger Hand für dieses schwierige Gebiet des Unterrichts gegeben werden.

Spengler, E. Auf dem Pilgerweg. Heidelberg. C. Winter. kart. 30 Pf.

Kurze Gebete für die Wochen- und Festtage. Jedes wird mit einem Bibelspruch eingeleitet und schließt mit einem Liedervers.

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeg. von Dr. Gottlob Mayer. Erster Jahrgang 1905. Gütersloh. C. Bertelsmann. Monatlich ein Heft von 32—48 S. Jahrg. M. 5. Mit Porto M. 5.60.

Das Erscheinen dieser neuen kirchlichen Zeitschrift bringen wir hier vorläufig zur Anzeige.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft: Kober, C. F. Spittlers Nachfolger in Basel.
Preis des Jahrgangs von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1905. Nr. 4.

Inhalt.

Die Bibel in Abessinien.

Nach der Ueberlieferung soll der Kämmerer der Königin Kandaze in Mohrenland, der nach Apostelgeschichte 8 von Philippus auf der Straße zwischen Jerusalem und Gaza unterwiesen und getauft wurde, der erste Evangelist in Abessinien gewesen sein. Doch die Geschichte weiß davon nichts. Dagegen erzählt uns diese, daß das Christentum im vierten Jahrhundert durch zwei griechische Jünglinge nach dem Bergland von Habesch, nach Abessinien, gekommen sei, und zwar auf folgende Weise: Ein griechischer Gelehrter aus Tyrus, namens Meropius, hatte unter Konstantin eine wissenschaftliche Entdeckungsreise unternommen. Ihn begleiteten seine beiden Neffen, Frumentius und Aedesius. Auf der Rückreise wurde er an der Küste Abessiniens von den dortigen Bewohnern überfallen. Die ganze Mannschaft wurde niedergemacht; nur die beiden Jünglinge wurden als Gefangene mit fortgeführt und dem König von Auxuma zum Geschenk gemacht. Dieser fand Gefallen an ihnen und ließ sie nach des Landes Sitte erziehen.

Nach seinem Tode wurde ihnen die Erziehung des königlichen Thronerben Aizanes übertragen. Zugleich leiteten sie die Angelegenheiten des Staates. Diese günstige Zeit benutzte Frumentius für die Einführung und Ansiedelung des Christentums. Er berief mehrere christliche Kaufleute ins Land, und bald erhob sich eine christliche Kirche mit christlichem Gottesdienste.

Als Aizan zur Regierung gekommen war, erhielten die beiden Fremdlinge die Erlaubnis, in ihre Heimat zurückzukehren. Aedesius begab sich nach Tyrus, wo er sich zum Presbyter weihen ließ; Frumentius aber zog nach Alexandrien, wo damals Athanasius den Bischofsstuhl inne hatte. Er stattete ihm über das bisher Geschehene einen treuen Bericht ab und drang in ihn, einen Bischof nach Abessinien zu schicken, um dem Christentum daselbst einen dauernden Bestand zu sichern. Athanasius wußte keinen Besseren zu schicken, als den Frumentius selbst, den er sofort zum Bischof von Auxuma weihte (ca. 340 n. Chr.) Freudigen Herzens kehrte Frumentius in sein zweites Vaterland zurück und suchte hier das Christentum auszubreiten. Kirchen und Klöster wurden errichtet und der König selbst samt seinem Mitregenten getauft. Die Wirksamkeit des Frumentius war eine der bedeutendsten auf dem Gebiet der orientalischen Missionsgeschichte. Nach seinem Tode fiel die Pflege der abessinischen Kirche an oberägyptische Mönche, die teils durch ihre Askese, teils durch die Wunder, die man ihnen zuschrieb, als Heilige des Landes verehrt wurden.

So fand das Christentum nicht durch Waffengewalt, noch durch Vertrag Eingang in Aethiopien und seine Bewohner hielten durch alle Jahrhunderte hindurch fest daran, sodaß zur Zeit Abessinien das einzige christliche Reich in ganz Afrika ist. Aus jener Anfangsgemeinde stammt auch noch, wie eine Reliquie aus uralter Zeit, eine äthiopische Bibelübersetzung, deren Entstehungszeit zwar unbekannt ist, die aber jedenfalls bis ins vierte Jahrhundert zurückreicht, denn der Kirchenvater Chrysostomus tut ihrer schon Erwähnung.

Dreihundert Jahre später trat eine neue Macht im Osten auf und unterwarf sich Arabien, Syrien und Aegypten. Es war der Islam, der im siebenten und achten Jahrhundert wie eine Woge alles überflutete und Abessinien wie eine Insel inmitten der mohamedanischen Welt umgab. Zwar versuchten verschiedene Kalifen

auch diesen Hort der christlichen Kirche einzunehmen, aber sie vermochten nicht, in die unzugänglichen Berglande Abessiniens einzudringen. Das christliche Völklein konnte sich durch die Jahrhunderte hin halten und der Islam mußte an seinen Grenzen stehen bleiben. Aber dadurch, daß es ringsum von der Welt des Islam umgeben war, ward es auch von der übrigen Christenheit hermetisch abgeschlossen, sodaß es fast ein Jahrtausend für sich dahinlebte und von der Welt vergessen wurde. Noch verhängnisvoller aber war, daß ihm dadurch die Hauptader des christlichen Lebens unterbunden war. Die heilige Schrift ging ihm verloren. Nicht daß das Bibelbuch selbst aus dem Lande verschwunden wäre; die Bibelhandschriften wurden nach wie vor in den Kirchen und Klöstern aufbewahrt, aber das Volk verlernte, sie zu lesen. Die alte äthiopische Sprache, in der sie geschrieben sind, wurde später nicht mehr gesprochen, und so wurde die Bibel dem Volk ein fremdes Gut. Die geistliche Nahrung blieb aus und das religiöse Leben ging mehr und mehr zurück. Die christliche Kirche Aethiopiens erstarrte nach und nach, wie sie auch nach außen hin in Vergessenheit geriet.

Indes, die Erinnerung daran war doch nicht ganz erloschen. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gedachte man wieder jenes isolierten Christenvolkes und es entbrannte im Abendland in vielen das Verlangen, gewisse Kunde über die christliche Kirche Abessiniens zu erhalten, über der seit Jahrhunderten ein geheimnisvolles Dunkel lag. Der Schleier wurde von einer portugiesischen Expediton gelüftet, an deren Spitze ein Marquis von Covilha stand. Dieser erreichte im Jahr 1487 das schwer zugängliche Bergland und hatte beim Herrscher eine Audienz, in der ihm verschiedene Handelsprivilegien für seine portugiesischen Landsleute bewilligt wurden. Bald darauf trafen auch die ersten Jesuiten auf portugiesischen Schiffen ein, die die christlichen Abessinier auf alle mögliche Weise unter die Abhängigkeit vom römischen Papst zu bringen suchten, während diese bisher nur den Patriarchen von Alexandrien als ihr geistliches Oberhaupt anerkannt hatten. Zugleich suchten die Jesuiten die römische Lehre und Kirchenform einzuführen. Sie erreichten auch soweit ihren Zweck, daß im Jahre 1603 der Negus oder Herrscher von Abessinien das römische Glaubensbekenntnis annahm. Aber als die Jesuiten mit Zwangsmaßregeln vorzugehen suchten, empörte sich das Volk. Der Negus

mußte abdanken zu gunsten seines Sohnes, und dieser verwies im Jahre 1633 sowohl die Jesuiten, als auch die Portugiesen des Landes. Von ihrer Wirksamkeit ist heute keine Spur mehr vorhanden, und auch ihre literarischen Erzeugnisse haben keine Frucht geschafft. Ihre Manuskripte liegen im Vatikan verborgen. Nur eine von den Jesuiten hergestellte Ausgabe des Neuen Testaments in der äthiopischen Sprache ist von einem Engländer der Vergessenheit entrissen worden.

Während der folgenden zweihundert Jahre sind nur zwei Europäer bis ins Innere von Abessinien vorgedrungen. Der eine war der evangelische Glaubensbote Peter Heyling von Lübeck, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts jenes Bergland betrat und dort zu hohem Ansehen gelangte. Er trieb unter dem Volk eifrig Evangelisation und suchte ihm wieder den Zugang zur heiligen Schrift zu verschaffen. Wie weit ihm dies gelungen ist, wissen wir nicht, doch fanden evangelische Missionare, die 200 Jahre später ins Land kamen, noch einige Abschriften des von ihm übersetzten Evangelium Johannis vor. — Der andere Europäer, der dann später Abessinien besuchte, war der berühmte Reisende Bruce. Er erreichte 1769 die Hauptstadt Gondar und hinterließ in seinem Reisebericht eine gründliche Schilderung des Landes und seiner Bewohner.

Mit dem 19. Jahrhundert trat Abessinien aufs neue in den Gesichtskreis des christlichen Abendlandes. Der religiöse Aufschwung, der sich hier Bahn gebrochen und zur Entstehung von Missionsgesellschaften und der Britischen Bibelgesellschaft (1804) geführt hatte, lenkte wiederum die Blicke auf die alte abessinische Kirche. Es war zunächst die Britische Bibelgesellschaft, die bald nach ihrer Gründung Beziehungen mit derselben anknüpfte und zuerst den Psalter (1815), dann die vier Evangelien und schließlich 1830 das neue Testament in Aethiopisch, der kirchlichen Sprache Abessiniens, herausgab.

Inzwischen hatte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft die beiden Missionare Gobat und Kugler nach Ägypten abgeordnet, mit der Weisung, von da aus nach Abessinien vorzudringen und hier durch Evangelisation und Bibelverbreitung auf eine Wiederbelebung der toten, starren Kirche Abessiniens hinzuwirken. Sie führten zu dem Zweck einige Tausend heiliger Schriften mit sich.

Ein günstiger Umstand bahnte den beiden Missionaren nach jahrelangem Warten in Aegypten und Palästina, wo sie inzwischen Sprachstudien getrieben hatten, den Weg nach Abessinien. In Kairo lernten sie einen Gesandten des Fürsten von Tigre kennen, der zum Pascha von Alexandrien geschickt worden, aber von diesem nicht vorgelassen worden war. Unbekannt und seiner Habe beraubt, geriet er in die größte Not. Dazu wurde er krank und lag im größten Elend darnieder. Seiner nahmen sich die Missionare in herzlicher Liebe an und pflegten ihn, bis er wieder hergestellt war. Der dankbare Gesandte schrieb das seinem Herrn, und dieser lud nun Gobat und Kugler zu einem Besuche ein. Damit war ihnen die längstersehnte Gelegenheit geboten, in das Land ihrer Bestimmung zu gelangen. Auf ihrer Reise dahin (1829) wurde ihnen jede erdenkliche Aufmerksamkeit erwiesen. Der Fürst empfing sie mit offenen Armen und auch sein Volk stellte sich freundlich zu ihnen. Leider starb der Fürst schon ein Jahr nach ihrer Ankunft. Während Kugler in Tigre blieb, sah sich Gobat im weiten Lande um und besuchte auch die Hauptstadt Gondar, wo er ebenfalls gute Aufnahme fand. Die heiligen Schriften fanden reißende Abnahme. Aber noch war Abessiniens Zeit nicht gekommen und die Missionstätigkeit erlitt nach Kuglers Tod und Gobats Abgang manche Unterbrechung. Nach ihnen suchten noch weitere Deutsche, wie Isenberg und Dr. Krapf, unter mancherlei Schwierigkeiten eine Zeitlang das Feld zu behaupten.

Mittlerweile arbeitete seit 1809 der französische Konsul in Kairo, Assalin de Cherville, an einer Uebersetzung der Bibel ins Amharische, das die Umgangssprache in Abessinien bildet. Er unternahm diese Arbeit zunächst als Sprachgelehrter im Interesse der Wissenschaft. Unter den abessinischen Pilgern, die alljährlich über Aegypten nach Jerusalem reisten, fand er einen alten, kränklichen Mann, der arm und verlassen sich in Kairo aufhielt. Diesen stellte Cherville als seinen Sprachgehilfen an, da derselbe außer seiner Muttersprache noch mehrerer Sprachen mächtig war; denn als Kaufmann hatte derselbe Aegypten, Armenien, Persien und Indien durchzogen. Zehn Jahre lang arbeiteten die beiden mit großem Eifer und übersetzten die ganze Bibel ins Amharische. Die Britische Bibelgesellschaft, die davon hörte, kaufte ihnen dann die gesamte Uebersetzung für 1275 Pfund Sterling (25 500 Mark) ab.

Im Jahre 1820 langte das Manuskript, das nahezu tausend Folioseiten umfaßte, in London an. Vier Jahre später erschienen die Evangelien im Druck, 1829 das Neue Testament, 1840 das Alte Testament und 1842 die vollständige Bibel in der amharischen Sprache. Bald darauf fand aber die Tätigkeit der englisch-kirchlichen Mission in Abessinien ihr Ende, indem die Missionare 1843 aus dem Lande vertrieben wurden; nur Tausende von Bibeln und einige stille Freunde des Wortes Gottes blieben zurück.

Da geschah es, daß ein Häuptling Kasa sich 1855 zum Herrn des ganzen Landes machte und sich unter dem Namen Theodoros II. als Alleinherrscher Aethiopiens ausrufen ließ. Mit ihm knüpfte Gobat, der inzwischen Bischof von Jerusalem geworden war, einen Briefwechsel an und empfahl ihm Handwerker-Missionare aus der Anstalt Chrischona bei Basel. Im Jahre 1856 ließen sich die vier ersten Brüder bei Theodoros nieder; vier andere folgten. Aber der Negus machte aus ihnen nur seine Ingenieure. Mehr Freiheit genossen einige Judenmissionare, die seit 1860 unter den abessinischen Juden arbeiteten. So große Hoffnungen man anfangs auf den jungen Herrscher gesetzt hatte, so sehr wurden diese Hoffnungen gar bald getäuscht. Er wurde je länger je mehr zum Trunkenbold und grausamen Tyrannen, der sein Land durch Raubzüge verheerte und mit Feuer und Schwert unter seinem Volk wütete. Schließlich setzte er die Missionare und den britischen Gesandten gefangen und hielt sie in harter Haft. Das hatte zur Folge, daß England eingriff und ein Heer in die abessinischen Berge einrücken ließ. Erst in letzter Stunde gab Theodoros die Gefangenen frei, er selbst machte, als die Engländer am 13. April 1869 die Feste Magdala stürmten, durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende. Mit den britischen Soldaten mußten aber auch alle Missionare abziehen, um weiteren Verwicklungen vorzubeugen. Wiederum blieben nur Bibeln und etliche erweckte Christen und bekehrte abessinische Juden auf dem Bergland zurück.

Auf Theodoros folgte 1872 nach langen Kämpfen der Negus Johannes, der aber 1889 im Kampf gegen die Derwische fiel. Seinen Thron nahm dann Menelik ein, der seitdem mit Kraft und Einsicht über das abessinische Volk herrscht. Unter ihm haben schwedische Missionare von Eritrea aus in den Grenzdistrikten Abessiniens eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet. Einer ihrer tüch-

tigsten eingeborenen Evangelisten wirkt sogar unter dem Schutze Meneliks in seiner Heimatprovinz Amhara in großem Segen.

Eine stille, aber nicht unfruchtbare Wirksamkeit entfaltet auch zur Zeit die britische und ausländische Bibelgesellschaft in den abessinischen Hochlanden, indem sie die heiligen Schriften in allen Hauptmundarten des Volkes verbreitet. Gegenwärtig ist eine neue Ausgabe des Neuen Testaments mit äthiopisch-amharischem Text in der Vorbereitung. Die Bibelgesellschaft ist aufs eifrigste bestrebt, diesen Lebensstrom in die öden, dürren Gebiete der abessinischen Kirche fließen zu lassen, und dieser findet auch seinen Weg dahin von verschiedenen Seiten aus, sei es von Aden, sei es von der Küste her, sei es, daß abessinische Pilgrime und Kaufleute in Aegypten und Palästina in den Besitz der von ihnen verehrten Bibel gelangen. So großen Widerstand auch die Missionare in Abessinien für ihr Wirken von jeher fanden, die Bibel ist stets im Lande willkommen gewesen. Selbst der tyrannische Theodoros hatte niemals etwas gegen ihre Verbreitung unter seinem Volk; ebenso begünstigte sie sein Nachfolger Johannes, und der gegenwärtige Herrscher Menelik empfing mit Dank eine amharische Bibel, die ihm die Bibelgesellschaft bei seiner Thronbesteigung überreichen ließ. Er verehrte ihr dafür zwei prachtvolle Elefantenzähne, die von einem eigenhändigen Dankschreiben begleitet waren. Auch hat Menelik erst in neuerer Zeit den Bibelagenten in Alexandrien um Zusendung einer großen Anzahl von heiligen Schriften gebeten. So ist zu hoffen, daß sich auch noch einmal die Türen für die evangelische Mission in dem Bergland von Abessinien auftun, denn Hand in Hand mit der Bibelverbreitung sollte auch die evangelische Verkündigung des Wortes Gottes gehen, damit ein Tag des Heils erscheine für das alte Christenvolk Aethiopiens. Denn wiewohl dasselbe wie eine stolze Hochburg des Christentums inmitten des mohammedanischen Völkermeers erscheint, so ist es im Grunde genommen doch kein christliches Volk, da ihm das christliche Leben fehlt. Die alte Finsternis der vorchristlichen Zeit findet sich daselbst noch fast unverändert. Nur die christlichen Formen der alten Zeit haben sich erhalten, aber die Saat des Evangeliums, die dort einmal aufgegangen war, ist wieder erstorben und nur der Schein des Lebens ist zurückgeblieben.

Ein reuiger Bandit.

Es war etwa im Jahr 1850, daß ein kleiner Hinduknabe von acht Jahren in eine der Missionsschulen im südlichen Indien eintrat. Er war ein Heide und als solcher nicht in der besten Umgebung aufgewachsen. Die christliche Zucht, der er nun unterworfen war, behagte ihm wenig. Er betrug sich nicht gut und wurde dafür gestraft. Dies hatte zur Folge, daß er schon nach kurzem der Schule den Rücken kehrte und davonlief.

Aus dem Knaben wurde ein Mann; aber was für einer! Er betrat den Weg des Verbrechens und wurde schließlich ein Wegelagerer, ein Bandit, der der Schrecken aller Bewohner Südindiens war. Es sammelte sich allerlei Raubgesindel um ihn und er war der Anführer von ungefähr 400 Freibeutern. Seine Untaten und die vergeblichen Versuche der Polizei, seiner habhaft zu werden, erregten so allgemeines Interesse, daß selbst in den öffentlichen Blättern Londons davon die Rede war. Bei seinen Räubereien befolgte er mit seiner Bande gewöhnlich die Taktik, daß er während der Nacht in den Bergdörfern einige Häuser anzünden ließ und dann während der allgemeinen Verwirrung, wenn die erschreckten Bewohner auf die Brandstätte eilten, deren leerstehende Wohnungen plünderte. Vergeblich fahndete die Polizei nach Siva Sangu, dem gefürchteten Banditen. Drei Polizisten büßten bei dem Versuch ihr Leben ein.

Lange Zeit hatte Siva sein verbrecherisches Wesen getrieben. Da endlich fiel er der Polizei in die Hände und es ereilte ihn sein Verhängnis. Der Preis, der auf seine Ergreifung gesetzt war, verleitete einen seiner Spießgesellen, ihn zu verraten. Er ließ die Polizei wissen, daß der gefürchtete Bandit zu einer bestimmten Stunde der Nacht sich in einem abgelegenen Bergdorf bei einem Goldschmied einfinden werde, um bei diesem seine gestohlenen Schmucksachen abzusetzen. Eine starke Polizeitruppe begab sich infolgedessen an Ort und Stelle, legte sich in den Hinterhalt und faßte den Banditenführer samt seinem Sohne und dem Goldschmied ab. Die Furcht vor dem berüchtigten Siva war so groß, daß bei der Gerichtsverhandlung der Richter von einer Schutzwache um-

geben war, da man irgend eine Gewalttat von dem Gefangenen befürchtete. Siva und sein Sohn wurden zum Tode verurteilt.

Viele Jahre waren es her, daß Siva als Knabe die Missionsschule besucht hatte; und wenn es auch nur für kurze Zeit gewesen war, so hatte er doch nicht alles vergessen, was er dort gehört hatte. Die Eindrücke der Kindheit haften ja gewöhnlich weit stärker, als die der späteren Lebenszeit. So war es auch bei diesem Verbrecher, der in seiner Zelle genügend Zeit hatte, über sein vergangenes Leben nachzudenken. Allerlei Erinnerungen aus den vergangenen Tagen tauchten in ihm auf und er äußerte den Wunsch, etwas von der Religion zu hören, nach deren Lehre Gott dem sterbenden Uebeltäter Vergebung seiner Missetaten zusagt.

Es wurde ein eingeborener Missionsgehilfe zu ihm geschickt, der ihm auch eine Bibel überbrachte. Zum Glück konnte Siva lesen und er machte sich sogleich daran, dieselbe in seiner einsamen Zelle zu lesen. Er begann mit der Leidensgeschichte Jesu im 23. Kapitel des Evangelium Lukas und lernte die wichtigsten Stellen daraus auswendig. Der Missionsgehilfe besuchte ihn fleißig während der drei Monate, die ihm als Gnadenfrist bis zur Hinrichtung gewährt waren. Am letzten Abend vor der Exekution schickte Siva zu Missionar Sargent und bat um dessen Besuch. Der Missionar stellte sich am nächsten Morgen in aller Frühe ein und erfuhr erst jetzt, warum der Verurteilte ihn habe rufen lassen. Er trage kein Verlangen darnach, versicherte ihn Siva, daß das Todesurteil kassiert und ihm das Leben geschenkt werde. Er wisse wohl, daß er die Todesstrafe verdient habe, denn er habe am Mord von dreizehn Menschen teilgenommen. Warum er aber nach ihm geschickt habe, sei das: er möchte nur vom Missionar erfahren, ob das, was ihm der Missionsgehilfe vom Schächer am Kreuz gesagt habe, wirklich wahr sei, und ob auch er noch Vergebung und Begnadigung von Christo erhoffen dürfe.

Als ihn der Missionar dessen von Herzen und auf Grund des Wortes Gottes versicherte, erwiderte Siva: O, so taufen Sie mich doch gleich jetzt! Aber die heidnischen Polizisten wußten es zu verhindern, indem sie kein Wasser holen ließen. Inzwischen war die Stunde der Hinrichtung gekommen und der bußfertige Siva trat seinen Gang zum Schafott an. Er wollte sich aber nicht von seiner Bibel trennen und bat, man möge sie ihm als Begleiter auf

seinem letzten Gange mitgeben. So legte man sie ihm auf die Brust und fesselte ihm die Hände kreuzweise darüber. So reumütig Siva war und so getrost er dem Tode ins Auge sah, so wenig war dies bei seinem Sohne der Fall, obschon es der Vater während ihrer Gefangenschaft nicht an ernstem Zuspruch hatte fehlen lassen. Der Sohn war und blieb verstockt bis zum letzten Augenblick, und als er zum Richtplatz geführt wurde, lästerte er laut die christliche Religion und beschimpfte die Regierung zur großen Genugtuung der umstehenden heidnischen Volksmenge.

Hinter ihm drein schritt sein Vater Siva, auf dessen Erscheinung aller Augen gerichtet waren, denn alle waren begierig, den gefürchteten Räuberhauptmann zu sehen. Aber sein Anblick war ein anderer, als sie erwartet hatten. Stumm und gesenkten Hauptes, die Bibel, das heilige Buch der Christen, auf der Brust befestigt, schritt er dahin, während Tausende von Neugierigen rechts und links am Wege standen und starren Blickes auf ihn schauten. Als er am Schafott angelangt war, kniete Siva nieder und betete mit lauter Stimme: „O, Heiland, der du dem sterbenden Uebeltäter am Kreuz vergeben hast, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" — Dann bestieg er das Gerüst und das Todesurteil wurde an ihm vollstreckt. Die irdische Gerechtigkeit ließ ihn büßen, was seine Taten wert waren, aber als begnadigter Schächer ist er gewiß auch von seinem Herrn angenommen worden.

Missionar Schaffter berichtet im Anschluß daran, daß die Szene nicht ohne Eindruck auf die umstehenden heidnischen Zuschauer geblieben sei. Noch mehrere Jahre lang nach jener Hinrichtung erschienen viele Hindu bei den in jener Gegend stationierten Kolporteuren und kauften Bibeln oder Teile der Bibel, die der berüchtigte Siva Sangu auf seinem Todesgange auf der Brust getragen hatte.

Aussprüche berühmter Männer über die Bibel.

Der berühmte Naturforscher und Philosoph Gustav Theodor Fechner (1801—1887) schildert in trefflicher Weise in einem sinnigen Gleichnis den ewigen Wert und Bestand der heiligen Schrift:

Einst kam ich in eine Stadt voll Häuser und Paläste aus Ziegeln, Quadern, Marmor, alle zweckmäßig und regelmäßig gebaut, fest gefügt und eins das andere überbietend in Verzierung. Inmitten aber stand eine alte Hütte, unbeholfen, zu keinem Menschenzwecke brauchbar, voll Luken, Löcher, dunkler Winkel, nichts passend aneinander; es fehlten Klammern, Streber, Stützen; ein Wunder, daß sie noch hielt. Und ich lachte über die Hütte, den Rest aus halbbarbarischer Zeit in solcher schönen, reichen Stadt, und sprach: „Morgen ist es Schutt."

Und als ich wiederkam nach hundert Jahren, Schutt waren alle Häuser und Paläste ringsum, Schutt oder umgebaut; andere standen umher an anderer Stelle, nach neuer Regel und zu neuen Zwecken. Die alte Hütte aber stand inmitten an alter Stelle, unverändert mit ihren Luken, Löchern, dunkeln Winkeln, dieselbe, als sähe ich sie vor hundert Jahren, als wäre zerbrochen daran der Zahn der Zeit, der alles bricht.

Und abermals nach hundert und wieder hundert Jahren wars immer so: die alte Hütte noch dieselbe, indes ringsum alles neu. Da sprach ich: „So hält sie Gottes Kraft." Und aus den Häusern und Palästen kam manch Kranker und Müder und siechte in den Straßen und konnte nicht genesen und half kein Arzt. Doch wer in die Hütte ging, die selber des Arztes zu bedürfen schien, der ward gesund und fröhlich. Da sprach ich: „Hier ist Gottes Heil." Und als ich in die Hütte trat, da sah ich einen, der legte seine Hand auf die Kranken und die Müden, davon wurden sie heil; und ich erkannte Christum.

Die alte Hütte, untauglich für Menschenzwecke, schlecht gefügt nach Menschenregeln, mit ihren Luken, Löchern, dunkeln Winkeln, fehlenden Klammern, Strebern, Stützen — das ist die heilige Schrift. Man sieht sie an mit menschlichem Verstande; was ist

daran haltbar, was nicht daran zum Spott der Spötter? Wie kann sie eine Stelle noch behaupten auf dem reichen Markt der Schriften, der schönen, der neugefügten, voll klarer Menschenweisheit, mit gut zusammenhängenden und wohl bewiesenen Sätzen? Kann sie es aufnehmen nur mit einer? Und doch, die Schriften alle, die schönsten und die klügsten, sie pochen auf das Ewige ihrer Lehre. Die heilige Schrift besteht und wird bestehen, die alte, und Christi Geist darin als Herr und Hüter, wird immer wieder fröhlich machen und gesund alle, die zu ihm kommen, krank und müde, weil sie sich erst so lange herumgetrieben draußen. —

Der ausgezeichnete schweizerische Geschichtsforscher Johannes von Müller (1752—1809), schrieb mitten aus seinen großen historischen Studien heraus an seinen Freund Karl Bonnet in Genf, von dem ihn bis dahin die Verschiedenheit der Glaubensansichten noch getrennt hatte:

Ich weiß nicht, warum es mir vor zwei Monaten in den Sinn kam, einige Blicke in das Neue Testament zu tun. Wie soll ich Ihnen ausdrücken, was ich darin fand! Ich hatte es seit vielen Jahren nicht mehr gelesen, und ehe ich es zur Hand nahm, war ich gegen dasselbe eingenommen. Das Licht, das Paulus auf der Reise gen Damaskus blendete, war für ihn nicht wunderbarer, nicht überraschender, als für mich, da ich plötzlich entdeckte: Das Evangelium ist die Erfüllung aller Hoffnungen, die höchste Vollkommenheit der Philosophie, die Erklärung aller Revolutionen, der Schlüssel zu allen scheinbaren Widersprüchen der physischen und moralischen Welt, das Leben und die Unsterblichkeit. Ich erblickte das Wunderbarste durch die kleinsten Mittel vollführt. Ich erkannte die Beziehungen aller Revolutionen Asiens und Europas auf das elende Volk, bei dem die Verheißungen niedergelegt waren, wie wenn man wichtige Papiere jemandem anvertraut, der sie weder lesen, noch verfälschen kann. Seit ich den Heiland kenne, ist alles klar vor meinen Augen; mit ihm kann ich alles lösen.

Bücheranzeigen.

Maclean, Torrey und Alexander. Die Geschichte ihres Lebens und Wirkens. Mit 9 Abbildungen. 176 S. 8. Basel. Kober C. F. Spittlers Nachfolger. geh. Fr. 2 = Mk. 1.60. | Lwd. Fr. 3 = Mk. 2.40.

Mit Interesse liest man diese schlichte Darstellung des Lebens und Wirkens der beiden amerikanischen Erweckungsprediger, von denen besonders Torrey eine gesegnete Wirksamkeit in mehreren Weltteilen entfaltet hat und mit Alexander, dem Sänger, zur Zeit noch weithin als kraftvoller Zeuge Jesu Christi ausübt.

Torrey, R. A. Meine Ueberzeugung. Ein Wort an die Männerwelt über die Bibel und den Christus der Bibel. Uebersetzung des englischen Talks to men von M. K.-G. 144 S. kl. 8. Ebenda. geh. Fr. 1 = 80 Pf. Lwd. Fr. 1.75 = Mk. 1.40.

Ansprachen, die der Erweckungsprediger Dr. Torrey in den großen Städten Australiens, Englands, Schottlands und anderwärts vor einer großen Zuhörerschaft gehalten hat. Diese Zeugnisse über die Bibel als Gottes Wort, über die Auferstehung Christi von den Toten und den Unglauben nach seinen Ursachen, Folgen und Heilung tragen sämtlich das Gepräge innerer Glaubenskraft und Ueberzeugungstreue.

Scharling, Henrik. Das Verronnene und das Gewonnene. Eine praktische Abrechnung zwischen Humanismus und Christentum. Mit einem Geleitswort von Pfarrer Stockmeyer in Basel. VIII und 104 S. 8. Ebenda. geh. Fr. 1 = 80 Pf. Lwd. Fr. 2 = Mk. 1.60.

Ein sehr lesenswertes Schriftchen, das die schwierigsten Fragen und Probleme in allgemein verständlicher Weise behandelt und in guter Uebersetzung aus dem Dänischen wiedergegeben ist.

Schlatter, Dora. Durchs Fenster. Erlebtes und Erzähltes. 2. Auflage. 184 S. 8. Ebenda. geh. Fr. 1.50 = Mk. 1.20. Lwd. Fr. 2.50 = Mk. 2.

Die 27 Geschichten, die uns Dora Schlatter so anmutig und in warmem Ton zu erzählen weiß, sind keine Dichtungen, sondern dem Leben entnommen; darum sprechen sie auch jung und alt an. Am besten haben uns die gut gezeichneten, charakteristischen Gestalten aus ihrer eigenen Familie gefallen.

Schnadell, A. Liesel und ihre Freunde. Eine Geschichte aus dem Böhmerland. 104 S. 8. Ebenda. geh. Fr. 1 = 80 Pf. | Lwd. Fr. 2 = Mk. 1.60.

Eine Erzählung für Kinder, die durch ihre anschauliche und lebendige Darstellung fesselt und zugleich ans Kindesherz im besten Sinn des Wortes redet.

Bovet, Arnold. Heraus aus dem Wirtshaus! Ein Wort an christliche Volksfreunde. 2. Auflage. 96 S. 8. Ebenda. geh. 60 Cts. = 50 Pf.

Das Schriftchen ist ein kräftiger und zeitgemäßer Appell an alle, denen die Wohlfahrt unseres Volkes am Herzen liegt.

Bodmer, Agnes. Biblische Erzählungen für unsere Kleinen. Mit einer Vorrede von Pfr. Ritter. 75 S. Zürich. Art. Institut Orell Füßli. geb. Fr. 1.50.

An den im Zürcher-Dialekt erzählten biblischen Geschichten alten und neuen Testaments muß man seine herzliche Freude haben. Die Erzählerin, eine Kindergärtnerin, weiß dies mit solcher Innigkeit und Anpassung an den Vorstellungskreis der Kleinen zu tun, daß man im Geist die kleinen Schüler

vor ihr sitzen und mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören sieht. Wer so zu erzählen versteht, der gewinnt auch das Kindesherz.

Spurgeon, C. H. **Bilder aus der Pilgerreise.** Autorisierte Uebersetzung von H. Liebig. 162 S. J. G. Oncken Nachfolger.
brosch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.40. | Goldschn. Mk. 2.80.

Mit gewohnter Meisterschaft hat hier der bekannte Spurgeon zu Bunyans Pilgerreise die darin auftretenden typischen Persönlichkeiten in geistreicher Weise kommentiert, d. h. erklärt und weiter ausgestaltet und zugleich mit Anwendung auf den christlichen Leser illustriert. Besonders auch geeignet als Gabe für die erwachsene Jugend bei Gelegenheiten wie Konfirmation u. a.

Burrage, H. D. D. **Getreu bis ans Ende.** Eine Erzählung aus der Täuferbewegung zur Zeit Zwinglis. 154 S. Ebenda. geb. Mk. 1.

Im Anschluß an die durch Zwingli in Zürich durchgeführte Reformation, wobei der Verfasser der Persönlichkeit des Reformators alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, schildert er im weiteren das Auftreten der damaligen Anabaptisten oder Wiedertäufer, ihre Verfolgung und Unterdrückung. Das Buch ist im baptistischen Sinne geschrieben und es läßt sich daher manches dagegen einwenden. So behauptet z. B. der Verfasser, daß das für „taufen“ gebrauchte griechische Wort „baptizein“ nur „Untertauchung“ bedeute, während das neue Testament in Luk. 11, 38 und Markus 7, 4 das gleiche Wort auch für „waschen“, „besprengen“, „übergießen“ gebraucht.

Funcke, O. D. **Die Fußspuren des lebendigen Gottes** in meinem Lebenswege. Erster Band. Fünfzehnte Auflage. 413 S. Altenburg. S.-A. Stephan Geibel. brosch. Mk. 4. | geb. Mk. 5. | m. Goldschn. Mk. 5.20.

Wem Funckes Schriften, die sich einen großen Leserkreis in ganz Deutschland und darüber hinaus erobert haben, lieb geworden sind, der wird sich auch gern von ihm selbst seine Lebensgeschichte erzählen lassen. Er tut das in der ihm eigenen Art, indem er Betrachtungen und allerlei Nutzanwendungen an die Darstellung der einzelnen Erlebnisse und Personen anknüpft, und zwar so, daß der Leser einen inneren Gewinn davontragen soll. Der erste Teil der Selbstbiographie behandelt die Kindheits- und Jugendjahre bis zum Kandidaten-Examen. Köstlich zu lesen und fesselnd bis zum Ende.

— **Reisegedanken und Gedankenreisen eines Emeritus.** Erste bis sechste Auflage. 376 S. Ebenda. brosch. Mk. 4. | geb. Mk. 5. | m. Goldschn. Mk. 5.20.

Es ist dies das neueste Werk Funckes und bildet sozusagen die Fortsetzung seiner „Fußspuren“. Voran stehen sehr hübsch gezeichnete Reisebilder aus Schweden mit mancherlei Blicken auf die religiösen und kirchlichen Verhältnisse des Landes; sodann: Ernste und heitere Gedanken eines Emeritus, die uns den Abgang aus dem bisherigen Amtsleben beleuchten; ferner: Erinnerungen und schließlich eine ernste Aussprache über Evangelium und Optimismus, sowie ein Wort über die Zukunft der Kirche. Uns haben die Schwedischen Reisebilder ganz besonders angesprochen.

— **Reisebilder und Heimatklänge.** Dritte Reihe. Dritte Auflage. 248 S. Ebenda. brosch. Mk. 3. | geb. Mk. 4. | m. Goldschn. Mk. 4.20.

Es sind das in der Tat Bilder und Klänge von der Erdenreise zur ewigen Heimat, denn in diesem Sinn hat der Erzähler diese Erlebnisse für den Leser niedergeschrieben. Er weiß darin die tiefsten Fragen des Herzens und Gewissens zu berühren und die mannigfaltigen Eindrücke von Welt und Leben, Natur und Menschen in das Licht der Ewigkeit zu stellen.

Armin Stein (H. Nietschmann). **An der Saale hellem Strande.** Fünf Blätter aus der Geschichte von Alt-Halle. 161 S. Ebenda.
eleg. geh. Mk. 1 80. | fein geb. Mk. 2.40.

Mit gewohnter Meisterschaft führt uns hier A. Stein in fünf prächtigen Erzählungen einige Episoden aus dem alten Halle vor die Augen, so z. B. einen Besuch des Preußenkönigs Friedrich Wilhelms I. im Franckeschen Waisenhaus u. a. Die kurzen Geschichten bieten eine gute Lektüre am Familientisch.

Braftberger, J. G. Evangelische Zeugnisse der Wahrheit zur Aufmunterung im wahren Christentum. Ein vollständiger Jahrgang Predigten. Mit dem Bildnis des Verfassers. Revidierte Ausgabe. Konstanz. Karl Hirsch. Mit 8 ganzseitigen bibl. Illustrationen, Familienchronik, in Ganzleinwand geb. mit Deckelpressung ꝛc. Mk. 4. | m. Goldschn. Mk. 5.

Die Zeugnisse Braftbergers mit ihrer körnigen, praktischen und echt evangelisch-biblischen Auslegung der hl. Schrift werden nie veralten und bleiben ein Born, der auch heute noch, wo man mit mehr Berücksichtigung der Zeitlage zu predigen pflegt, dem Erbauung suchenden Herzen frisches Lebenswasser darbietet. Außer Ludwig Hofacker hat wohl keiner wie Braftberger es verstanden, dem Christenvolk ins Herz zu reden. — Die vorliegende Ausgabe des alten Predigtbuchs zeigt sehr gute, große Schrift und ist sehr solid und ansprechend ausgestattet, mit schönen Bildern und einer Familienchronik versehen. Möge es in vielen Häusern ein Familienschatz werden!

Ingraham, J. H. Der Fürst aus dem Hause Davids oder drei Jahre in der heiligen Stadt. 202 S. Große Konstanzer Ausgabe. Ebenda. Ausgabe A. Glanzleinwand Mk. 1.50. | Ausg. B. Mit 8 Kunstdruckbeilagen und Folienprägung Mk. 2. | Ausg. C. Prachtsausg. Mk. 2.50. | Prachtausg. mit 24 Kunstdruckbeil. und Goldschn. Mk. 3.

Eine fein ausgeführte Erzählung, worin eine junge Jüdin in Briefen an ihren Vater die Erscheinung und das Auftreten Jesu in Jerusalem in beweglichen Ausdrücken schildert und, überwältigt von seiner Person, seinem Wirken und Leiden, schließlich sich als seine Jüngerin bekennt. Das schöne Werk ist nach Inhalt und Ausstattung besonders für den Weihnachtstisch geeignet.

Die Heilige Schrift nach der Uebersetzung Dr. M. Luthers im Auszuge und mit kurzen Erläuterungen zum Volks- und Hausgebrauch, herausgegeben von D. H. Strack, Prof., und Karl Voelker. Mit Abbildungen und Karten. Leipzig. Th. Hofmann. geb. Mk. 2.— Altes Test. apart Mk. 1.20.

Manche Vertreter der Kirche und Schule haben mit Recht ihre Bedenken gegen Schul- und Familienbibeln, solange deren Verfasser nicht auf offenbarungsgläubigem Boden stehen. Aber dies gilt nicht von der vorliegenden Ausgabe. Die Bearbeiter haben im Gegenteil den lutherischen Text überall unverkürzt wiedergegeben, wo es sich um das Wesentliche und Erbauliche der hl. Schrift handelt. Nur das, was der Erbauung und dem Verständnis der Heilsgeschichte nicht unmittelbar dient, ist mit sorgsamer Hand weggelassen und dadurch ein „Biblisches Lesebuch" für den Schulgebrauch geschaffen, das vom Oberkirchenrat in Berlin, sowie von der preußischen Generalsynode und dem Konsistorium der preußischen Landeskirche gebilligt und empfohlen worden ist.

Evers, E. Die Familie des Bürgermeisters. Eine Erzählung aus einer kleinen Stadt. 184 S. Geschenkausgabe. Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg. broch. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.40.

Eine schlichte Erzählung, die aber umso nachdrücklicher zeigt, wie die

Sünde der Leute Verderben ist und ohne Gottesfurcht kein Segen und Gedeihen im Familienleben sich findet. Zum Vorlesen im häuslichen Kreise sehr zu empfehlen.

Runa (E. Beskow). **Suchende Liebe.** Aus dem Schwedischen von L. F. Mit Buchschmuck von E. Friedrichs. 304 S. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. brosch. Mk. 3. | eleg. geb. Mk. 4.

Mit viel Gemütstiefe wird uns in dieser Erzählung der ernste Kampf einer Künstlerin gegen die christliche Weltanschauung geschildert, bis sie zur Quelle der wahren und höchsten Liebe in Christo geführt wird.

Schlatter, Dora. **Lauter Freunde.** Erzählungen für kleine Leser. Mit 41 Illustrationen. 166 S. Konstanz. Karl Hirsch. In Lwd. geb. Mk. 2.

Zweiundzwanzig herzige Geschichten für Kinder von 7—10 Jahren, ansprechend und kindlich erzählt und dabei mit hübschen Zeichnungen versehen. Ein willkommenes Buch für den Weihnachtstisch unserer Kleinen.

Lenk, M. **Lenas Wanderjahre.** Erzählung für die Jugend. 228 S. Zwickau, Sachsen. Joh. Herrmann. brosch. Mk. 1.85. | Bibliotheksbd. Mk. 2.10. Leinenband Mk. 2.25.

Das ist die neueste Volks- und Jugendschrift der Verfasserin, der selbst die deutsche Kaiserin ihre hohe Anerkennung für ihre Leistungen auf diesem Gebiet ausgesprochen hat. Sie versteht es auch in der Tat den rechten Ton zu treffen und dabei prächtig zu schildern. Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit von derselben Verfasserin und im gleichen Verlag die kleineren Erzählungen: **Schulmeisterlein. Durch Nacht zum Licht. Der Taler. Paul und seine Brüder.** Vier kleine Erzählungen à 20—32 S. mit farbigem Umschlag à 10 u. 15 Pfg (100 Ex. Mk. 8 bezw. Mk. 12.)

Dennert, Dr. **Bibel und Naturwissenschaft.** Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers. Vierte Auflage. Stuttgart. M. Kielmann. brosch. Mk. 4. | geb. Mk. 5.

Wir haben schon im letzten Jahr bei Besprechung der ersten Auflage auf diese wichtige apologetische Schrift des gläubigen Naturforschers hingewiesen. In kräftigster und sachkundigster Weise wird darin die Bibel wie das Christentum dem Materialismus gegenüber verfochten und der Beweis erbracht, daß Bibel und Naturwissenschaft nicht notwendige Gegensätze sind. Dem Buch ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

— **Vom Sterbelager des Darwinismus.** 4.—6. Tausend. Ebenda. Mk. 2.

Auch hier wird mit den Waffen der christlichen Wahrheitsüberzeugung gegen Darwin und Haeckel gekämpft und der Verfasser kommt zu dem Ergebnis: Der Darwinismus wird heute auf der ganzen Linie mit Erfolg zurückgedrängt und steht an seinem Sterbelager.

— Dasselbe, neue Folge. Mk. 2. Eine Ergänzung der vorigen Schrift, worin die neuesten Veröffentlichungen auf dem Gebiet des Darwinismus kritisch beleuchtet werden.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel




Stanford University Libraries
3 6105 012 818 154

